22,614/B/2

VI, 1, k.

C XIV
18/f

60 q 2

59241

Leonhard Ludwig Finke,
der Arzeney-Gelahrtheit Doctor und Profeſſor zu Lingen,

Verſuch
einer allgemeinen mediciniſch-praktiſchen
Geographie,
worin
der hiſtoriſche Theil der einheimiſchen
Völker- und Staaten-Arzeneykunde
vorgetragen wird.

M.J.SCHLEIDEN

Erſter Band,
welcher die Länder enthält, die ſich vom 45ten Grade, ſo wohl nördlicher als ſüdlicher Breite, bis zur Linie erſtrecken.

Leipzig,
in der Weidmannſchen Buchhandlung, 1792.

Allen

Anthropologen

und

wahren Verehrern

des

Hippocratis

Buch von der Luft, den Waſſern und Gegenden

widmet

dieſe Schrift

der Verfaſſer.

Ich will von Europa und von Asien (und von den übrigen Welttheilen) zeigen, wie weit beyde in allem verschieden sind, von der äussern Gestalt ihrer Völker, in wie fern sie sich verändert, und dass sie sich unter einander in nichts

gleichen. — Es wäre demnach von allem zwar viel zu ſagen; inzwiſchen will ich nur von dem wichtigſten und am meiſten abweichenden, wie es mir damit beſchaffen zu ſeyn ſcheint, reden. —

Hippocrates im Buche von der Luft, den Waſſern und Gegenden.

Vorbe-

Vorbericht.

Die erſte Idee zu der gegenwärtigen Schrift faſste ich bereits im Jahre 1780, als ich meine Antrittsrede: De vtili quidem, ſed admodum limitanda medicina populari entwarf. Meine neu angetretene und mit manchen Unannehmlichkeiten gepaarte Laufbahn erlaubte mir aber in den erſten Jahren meines Hieſeyns gar nicht weiter hieran zu denken, und die Erinnerung daran würde auch wohl gänzlich verſchwunden ſeyn, wenn ich nicht im Jahre 1784, bey Ablegung des Prorektorats, eine neue Rede zu halten, wäre ver-

bunden gewesen. Das gewählte Thema: De admiranda naturae simplicitate führte mich aber unvermerkt auf jene ersten Ideen nicht allein wieder zurück, sondern erweiterte sie auch so sehr, dafs ich noch in demselben Jahre den Entschlufs fafste, über die einheimische Arzeneykunde verschiedener Völker etwas zu schreiben, und würklich machte ich auch schon 1784 damit den Anfang, wie aus der Vorrede meiner Exercitationum physico-medicarum, die zu Rinteln 1785 gedruckt sind, zu sehen ist. Indefs waren die Fortschritte in den ersten Jahren sehr gering, und es verstrichen oft Wochen, ja Monate, da keine Feder dazu gebraucht wurde: theils waren hieran Berufsgeschäfte schuld; theils aber, und dies war das gröfste Hinderniſs, konnte ich mit mir selbst über Plan und Anordnung des Werks nicht einig werden. Erst mit dem Jahre 1786 glaubte ich festen Fufs gefafst zu haben, und von dieser Zeit an betrieb ich das Werk mit allem Eifer. Würklich glaubte ich auch schon 1789 damit fertig zu seyn; ich kündigte auch bereits in demselben Jahre die Schrift, nach einem weitschichtigen Plan, den ich einer kleinen Abhandlung: Von dem verschiedenen Verfahren der Völker bey Kranken, Sterbenden und Gestorbenen angehängt hatte, der gelehrten Welt an.

Um

Um das Werk nicht zu koſtbar zu machen, hatte ich alle Citationen aus meiner erſten Handſchrift weggelaſſen. Schon war ich im Begriff, ſie dem Druck zu übergeben, als ich vom Herrn Prof. Meiners in Göttingen ein gütiges Schreiben erhielt, worin er mir ſagte: daſs man in einem hiſtoriſchen Werke die gebrauchten Quellen und die Anzeige der Stellen ungern vermiſſe. Ich fand dies ſehr gegründet und von derſelben Stunde an entſchloſs ich mich, dem Werke dieſen Mangel zu benehmen. Allein kaum hatte ich mit dieſer Arbeit den Anfang gemacht, als ſich mein Ideenkreiſs auf einmal erweiterte. Denn da mein erſter Entwurf nur allein die einheimiſchen Krankheiten und die landesgebräuchlichen Curmethoden zum Gegenſtande hatte; ſo konnten groſse Mängel nicht vermieden werden. Zwiſchen Würkung und Urſache war kein Zuſammenhang. Man ſahe ein Land durch Krankheiten verwüſtet werden, ohne davon den Grund recht eigentlich zu erfahren. Man ſahe die Völker Geneſsmittel anwenden, ohne das Land und die Krankheiten recht zu kennen. Ich bekam ein gänzliches Miſsgefallen an meiner eignen Arbeit. — Nunmehro fieng ich an, nach dem Plan zu arbeiten, den das Werk gegenwärtig hat. Zu dem Ende muſsten erſt wieder Materialien geſammlet werden. Als ich nun hiemit im Jahre 1790 hinreichend verſehen zu ſeyn

glaubte, wurde das Werk von neuem ganz umgearbeitet, womit ich im Jahr 1791 zu Stande kam. Ich war darüber ſehr froh; aber meine Freude war von kurzer Dauer. Denn ich hatte, welches doch in einer mediciniſchen Geographie ein groſser Mangel würde geweſen ſeyn, faſt alle Mineralwaſſer; die mediciniſchen Produkte, die man in den Apotheken führet; die Weine an jedem Orte, wo ſie zu Hauſe ſind, und die Zufluchtsörter zur Zeit der Noth anzuführen vergeſſen. Ich ſchaltete alſo auch dieſe, obgleich nicht vollſtändig genug, an jedem Orte ein. — Nunmehro las ich meine Handſchrift ſorgfältig durch, und nach genauer Prüfung fand ſichs, daſs ich es an der gehörigen Einkleidung hatte fehlen laſſen, welches bey einem ſolchen Werke, das ſo viele zerſtreuete Nachrichten enthält, faſt unvermeidlich iſt. — Die Ehrerbietung, die man gegen das Publicum hegen muſs, befahl mir alſo, meiner Schrift ein zierlicheres Kleid anzuziehen. Ich gieng eben mit dem Gedanken um, die ganze Schrift noch einmal ins Reine zu bringen, als ſich zwey höchſt widrige Umſtände zutrugen, die meinen Vorſatz vereitelten, und die die Ausgabe dieſes Buches, faſt um ein ganzes Jahr, zu ſehr beſchleuniget haben. Der erſte war eine Feuersbrunſt, die mein Nachbarhaus ergriff, und die auch ohnfehlbar mein eignes Haus, wofern man nicht die möglichſt beſten Anſtalten getroffen

fen hätte, in die Aſche würde gelegt haben. Indeſs wurde binnen einer halben Stunde, durch den gütigen Beyſtand vieler theilnehmender Menſchen und Freunde, mein ganzes Haus ausgeleeret, worunter ſich auch meine Bibliothek und viele meiner Handſchriften befanden. Die Bücher litten groſsen Schaden, und von meinen Handſchriften gieng verſchiedenes verloren. Ich fand mich alſo genöthiget, das Verlorne erſt wieder zu ergänzen. Kaum hatte ich dieſen Schaden ausgebeſſert, als mich ein hitziges Bruſt- und Gallenfieber ins Bette warf. Auch dieſes überſtand ich glücklich, und ich fand meinen Muth: das Werk noch einmal umzuarbeiten, nicht ſchwächer geworden; als ich aber zur Arbeit ſelbſt ſchritt, ſo fand ich dagegen meine Geſundheit um deſto mehr herabgeſetzt. Wofern ich alſo meine vieljährige Arbeit und groſse Koſten nicht ganz umſonſt wollte angewendet haben, ſo muſste ich mich mit Ausbeſſerung der Handſchrift allein begnügen. —

Alle dieſe Umſtände würde ich nicht angeführt haben, wenn ich mir dadurch nicht bey dem G. L. eine billige Entſchuldigung, wegen der vielen Mängel und Unvollſtändigkeit, die dies Werk an ſich hat, zu verſchaffen Hoffnung machen könnte. Hierzu kömmt nun noch, daſs ich von Niemanden die geringſte Unterſtützung oder Beyträge erhalten habe.

habe. Ich hatte mich zwar Anfangs an verſchiedene Männer deshalb gewendet; allein ſie waren ohne Zweifel entweder zu ſehr mit Geſchäften überhäuft, als daſs ſie mir hätten Beyträge liefern können, oder ſie hielten meine ganze Bemühung für fruchtlos. — Ich blieb alſo allein ſtehen und fühlte am Ende die ganze Laſt meines kühnen Unternehmens: eine mediciniſche Geographie zu ſchreiben. — Es wird daher nicht an Zeitgenoſſen fehlen, die hier kein Verhältniſs zwiſchen meinen Einſichten und der übernommenen Arbeit, oder wenn ich mich mechaniſch ausdrücken darf, zwiſchen Kraft und Laſt finden, und dieſe werden mich einen Verwegenen ſchelten. Sie würden von mir ganz recht urtheilen, wenn ich mit dieſem Gedanken ausgegangen wäre; allein hierüber habe ich mich gleich Anfangs erklärt. — Denn da ich anfieng mein Werk in eine Geographie umzuarbeiten, hatte ich bereits einen groſsen Theil der Hinderniſſe überſtiegen.

Als einen Hauptfehler wird mancher es anſehen, daſs ich nicht überall die Originalquellen angeführet, ſondern mir oft mit Zeitſchriften und gelehrten Zeitungen ausgeholfen habe. Ich geſtehe gern, daſs dies ein wichtiger Vorwurf iſt, der mir gemacht werden kann. Allein der G. L. wolle bedenken, daſs ich als ein Privatmann, der von ſeiner Praxis nur ein mittel-

telmäſsiges Auskommen hat, ſehr wirthſchaftlich mit Anſchaffung neuer Bücher habe umgehen müſſen. Und dennoch habe ich, auſser meiner eignen, keine andere mediciniſche Bibliothek benutzen können, wenn ich den Herrn Dr. Bening in Nienhauſen ausnehme, der gütig genug geweſen iſt, mir einige Bücher zu leihen, wofür ich ihm hier öffentlich danke.

Mit Reiſebeſchreibungen gieng es mir aber beſſer. Verſchiedene Gönner und Freunde, beſonders meine verdienſtvollen Herren Amtsbrüder, die Herren Profeſſoren Ten Noever und Connſtede, denen ich deshalb ſehr verpflichtet bin, halfen mir mit manchem nützlichen Buche aus, das mir fehlte, und unſer würdiger Buchführer, Herr Jülicher, hatte auch die Gefälligkeit, ein Gleiches zu thun.

An einem andern Orte und unter andern Umſtänden hätte ich vielleicht mehr geleiſtet. Jetzt aber kann ich das ultra poſſe wörtlich auf mich anwenden.

Findet dieſe meine Arbeit Beyfall, und ich bin glücklich genug, von andern gelehrten Männern Beyträge zu erhalten, ſo kann in der Folge das Werk brauchbarer und vollſtändiger gemacht werden. Auch wird mir jede Berichtigung ſehr willkommen ſeyn, weil bey mir

ein

ein verbeſſerter Fehler ſo viel als eine neue Bereicherung gilt.

Ich kann nicht erwarten, daſs mein Werk allgemeinen Beyfall finden werde. Der eine wird es zu weitläuftig; der andere zu eingeſchränkt und der dritte zu ſehr zerſtückt finden: man wird daran tadeln, daſs einige Länderbeſchreibungen in keinem Verhältniſs mit andern ſtehen. Allein hierauf antworte ich erſtlich, daſs es mir an einem Muſter einer ſolchen geographiſchen Beſchreibung gefehlt, wornach ich mich hätte bilden ſollen. Ich ſelbſt muſste mir die Grenzlinie, worüber ich nicht ausweichen durfte, und die ich ſelten überſchritten habe, feſtſetzen. Nur da, wo es von einem Lande viele Nachrichten gab, konnte ich von allem gehörige Auskunft geben; allein dieſer Fall iſt äuſserſt ſelten: faſt mag ich ſagen, iſt kein einziges Land ſo beſchrieben, wie es der mediciniſche Geograph verlangen kann. Höchſt mangelhaft muſste demnach die Beſchreibung von denen Ländern ausfallen, von denen wir wenig mehr als ihre Exiſtenz wiſſen. Zerſtückt und unzuſammenhängend muſsten auch diejenigen Beſchreibungen ſolcher Länder ſeyn, wovon man nur zerſtreuete und vereinzelte Nachrichten hat. In allen dieſen Fällen liegt doch nicht die Schuld an dem Geographen, ſondern daran, daſs ihm bis jetzt wenig vorgearbeitet worden.

Ich

Ich habe mich freylich länger bey Europa, als bey allen übrigen Welttheilen, und bey Deutſchland länger, als bey den übrigen Provinzen Europens verweilet: das macht freylich Miſsverhältniſs; aber muſs ich mich auch deshalb bey deutſchen Leſern entſchuldigen?

In meiner erſten Ankündigung habe ich eine endemiſche Landkarte verſprochen, die aber jetzt noch nicht erſcheint, weil ich befürchtete, daſs das Werk dadurch zu koſtbar werden würde. Ich habe ſie zwar fertig liegen, aber zum Abdruck iſt ſie noch nicht geſchickt; dürfte es auch wohl ſo bald nicht werden.

Was ich über Plan, Zweck und Nutzen einer mediciniſchen Geographie zu ſagen gehabt, trift der geneigte Leſer in der Einleitung an. —

Da ich vom Druckort weit entfernt bin; ſo ſind einige Fehler bey der Correctur unbemerkt geblieben. Ich werde am Ende des zweyten Bandes einige anzeigen. Bey verſchiedenen wird es der G. L. leicht bemerken, daſs eine kleine Verwechſelung der Worte vorgegangen. So z. B. ſiehet man leicht, daſs S. 9. auf Z. 10. Sommer ſtatt Winter ſtehen müſſe. Eben ſo S. 107. iſt in den Citationen t und u eine Verwechſelung vorgefallen. —

Nichts

Nichts bleibt mir endlich übrig, als der herzliche Wunsch: dass ich mit meinen Bemühungen der Welt nicht ganz ohne Nutzen möge gewesen seyn.

Lingen, im Hornung 1792.

Inhalt.

Einleitung. - - - S. XXI.

I. Abtheilung, von den Ländern zwiſchen dem 35ten und 45ten Gr. der Breite. - - S. 1.

I. Abſchnitt, von den Ländern zwiſchen dem 35ten und 45ten Gr. N. B. in Europa und Aſien - - - 3.
Von Portugal und Spanien. - 3.
Minorka. - - - 26.
Sardinien. - - - 29.
Corſika. - - - 32.
Sicilien und Malta. - - 34.
Italien. - - - 43.
Dalmatien, Bosnien, Servien, europäiſche Türkey und Archipelagus. 95.
Cypern, klein Aſien bis zum caſpiſchen Meere. - - 140.
Länder vom caſpiſchen Meere bis nach China. - - - 168.
China, Corea und Japan. - 175.

II. Abſchnitt, in Amerika:
Von Neu-Albion. S. 199.
Louiſiana. 200.
Völker am Ohio u. ſ. w. 203.
Nordcarolina, Virginien, Maryland, Penſylvanien. 218.

III. Abſchnitt, von Ländern auf der ſüdlichen Halbkugel.
Von Chili. 235.
Neuſeeland. 237.

II. Abtheilung, von Ländern, die zwiſchen dem 35ten Gr. ſowohl N. als S. Breite, und den Wendecirkeln gelegen ſind. 239.

I. Abſchnitt, auf der Nordſeite:
Von Californien. 242.
Neu-Mexiko. 247.
Weſtflorida. 249.
Georgien, Süd-Carolina. 252.
Von den Bahamas-, Bermudiſchen, Azoriſchen und Canariſchen Inſeln. 264.
Von der Barbarey. 266.
Egypten. 278.
Paläſtina und Syrien. 313.
Arabien. 324.
Perſien. 340.
Indoſtan. 358.
Boutan und Tibet. 363.

II. Abſchnitt, auf der Südſeite:
Von Paraguay und Tukumann. 369.
Neu-Holland. 373.
der Capſtadt und den Hottentotten. 375.

III. Abtheilung, von den Ländern, die ſich auf beyden Halbkugeln von den Wendecirkeln bis zum 10ten Gr. erſtrecken. 387.

I. Abſchnitt, von den Ländern auf der Südſeite:

Von den Caffern. - S. 390.
Madagaskar. - 391.
Von den Inſeln Bourbon, Isle de France u. ſ. w. - 400.
Von Braſilien. - 403.
Paraguay und vom Lande der Amazonen. - 412.
Peru. - 413.

II. Abſchnitt, auf der nördlichen Seite:

Von Mexiko. - 423.
Von Weſtindien. - 434.
Vom atlantiſchen Meere. - 493.
Von den Inſeln des gr. Vorgeb. 507.
Von Senegal, Gambia, Nigritien, Nubien. 508.
Von Ober-Egypten. - 533.
Von Sennar und Abyſſinien. - 542.
Von den Ländern am rothen Meere und vom ſüdlichen Arabien. 566.
Von Bengalen, Decan. - 569.
Von Oſtindien. - 580.
Von Pegu, Ava, Siam, Tunquin und Cochinchina. - - 615.
Vom ſüdlichen China, Formoſa. 627.
Von den Philipp. Inſeln. - 630.

IV. Abtheilung, von Ländern um der Linie, oder von den Ländern, die ſich vom 10ten Gr. N. B. bis zum 10ten Gr. S. B. erſtrecken. - 649.

Von Neu-Guinea, Borneo, Java, Sumatra u. ſ. w. - 652.
Von der Inſel Ceylon. 681.

Von den Maldiviſchen Inſeln. S. 686.
Von Aethiopien, Guinea. 689.
Von den Krankheiten zur See nach Oſtindien. 735.
Von Surinam. 743.
Von Cayenne. 752.
Von Guiana, Terra firma. 775.
Vom Lande der Amazonen. 779.
Von Neu-Granada, Landenge Dariens. 784.

Einleitung.

Eine medicinifche Geographie: — was iſt die? — was ſoll ſie enthalten? — wie ſoll ſie abgefaſst werden? — in welcher Ordnung müſſen die Länder auf einander folgen? — welches ſind die Quellen, woraus geſchöpft werden muſs? — wo findet man ſie bereits abgehandelt? — was für einen Nutzen kann man ſich von ihr verſprechen? — für wen iſt ſie beſtimmt? — wodurch kann ſie zu einer gröſsern Vollkommenheit gelangen? — Wie weit entſpricht dieſer Verſuch dem Ideal, welches ich von einer vollſtändigen medicinifchen Geographie entworfen habe, oder der Erwartung vieler Leſer, die ſie ſich beym Anblick des Titels davon machen mögen? —

Auf dieſe und ähnliche Fragen muſs ich nothwendig erſt antworten, um den rechten Geſichtspunkt zu zeigen, aus welchem dieſes Buch betrachtet werden muſs. —

Alſo erſtlich, was für Recht habe ich gehabt, meine Schrift eine Geographie zu nennen? —

Ich nenne ſie ſo mit dem nemlichen Rechte, womit man die Beſchreibung eines einzelnen Orts Topographie, und die eines gewiſſen Landes Chorographie belegt, es mag die erſtere oder letztere mediciniſchen Inhalts ſeyn oder nicht. Da nun niemand dagegen etwas zu erinnern hat, wenn jemand eine mediciniſche Darſtellung aller Merkwürdigkeiten eines Orts oder eines Landes, mediciniſche Topographie oder Chorographie heiſst; ſo kann man auch gegen den bloſsen Namen einer mediciniſchen Geographie, vorausgeſetzt, daſs ſie alle bewohnte Länder der Erde in ſich faſst, nichts haben.

Da ich nun die ganze Erdfläche mit einem mediciniſchen Auge in dieſem Buche beleuchtet habe, ſo glaubte ich ihm keinen paſſendern Titel, als den es jetzt führt, geben zu können, wobey es mir gleichviel gelten kann, ob bereits jemand vor mir, dieſen Namen gebraucht habe, oder nicht.

Es kömmt nur darauf an, ob das, was ich für eine mediciniſche Geographie ausgebe, auch würklich eine ſey.

Wenn man aber Land für Land in einem Werke durchgehet, und von jedem ſeine Lage, die Beſchaffenheit ſeines Bodens; die Eigenſchaften der Luft, des Waſſers, der Witterung, der Nahrungsmittel, deren ſich die Einwohner bedienen, beſchreibt:

ſchreibt: wenn man von der Lebensart, Sitten, Gewohnheiten der Leute, in ſo weit ſie Einfluſs auf Geſundheit und Krankheiten haben, Nachricht giebt: wenn man die Krankheiten ſelbſt, die in jedem Lande vorhanden ſind, und die Geneſsmittel, die man dagegen Landesüblich anwendet, erzählt: kurz! wenn man alles dasjenige leiſtet, was erfordert wird, um das Mediciniſch-Wiſſenswürdige eines jeden Landes zu erfahren; ſo wird niemand in Abrede ſeyn, daſs dies nicht würklich den Namen einer medicinischen Geographie verdiène.

Der mediciniſche Geograph ſchöpft aus den chorographiſchen und topographiſchen Beſchreibungen; indeſs kann und darf er ſich nicht, wofern er nicht ins Unendliche weitläuftig werden will, bey der Schilderung eines einzelnen Landes ſo lange verweilen, als der Chorograph; noch weniger darf er ſich bey topographiſchen Beſchreibungen zu lange aufhalten. Er hebt aus allen nur das Merkwürdigſte und Allgemeinſte aus, und ſetzt den Leſer in den Stand, die nähere und umſtändlichere Nachricht eines Landes oder Orts bey den Verfaſſern einzelner Ortsbeſchreibungen aufzuſuchen. Daher war es höchſt nöthig und unentbehrlich, daſs die Schriftſteller, aus denen geſchöpft worden, getreu angeführt wurden, weil der Geſchichtſchreiber bey dem Leſer, in ſolchen Sachen, die er nicht ſelbſt

geſehen noch unterſucht hat, für ſich keinen Glauben verlangen kann.

Es iſt nicht leicht zu beſtimmen, wie weit der Geograph in ſeinen Nachrichten gehen müſſe, und wie groſs ſein Forum ſey. Giebt man auf die chorographiſchen und topographiſchen Beſchreibungen, die wir beſitzen, Acht; ſo ſieht man die Verfaſſer ihre Werke ſehr weit ausholen, und würklich ſiehet man einige ganz ausſchweifen. In der einen Topographie findet man eine ganze Flora; in einer andern eine Beſchreibung der Thiere und Fiſche; in einer dritten ein weitläuftiges Verzeichniſs aller Inſekten; in der vierten aller Mineralien eines Orts aufgeführt. Da hat man Ortsbeſchreibungen, die ganz cameraliſtiſch eingerichtet ſind; andere ſind voll meteorologiſcher Nachrichten.

Die Bemühungen dieſer Männer ſind zwar ſchätzbar, und haben meinen Beyfall: indeſs habe ich von allen dieſen Sachen nur ſelten Gebrauch machen können, indem ich mir vorgenommen hatte, nur für den praktiſchen Arzt zu ſchreiben, dem es oft an Zeit und Gelegenheit fehlt, die ſo zerſtreueten mediciniſchen Bemerkungen aus andern Ländern und von andern Völkern zu erfahren. Ihn intereſſirt nur das, was unmittelbaren Einfluſs auf die Naturen der Krankheiten und auf die Mittel, die verlorne Geſundheit wieder herzuſtellen, hat. —

Daher

Daher iſt mein Buch nur als eine medicinisch-praktiſche Geographie anzuſehen. Hier muſs aber alles, was die geſunde und ungeſunde Beſchaffenheit eines jeden Landes verurſachet, erzählt werden. Clima; Regierungsverfaſſung; Religionsgebräuche; Sitten; Gewohnheiten; Nahrungsmittel; Erziehung u. d. gl. ſind Haupterforderniſſe, um die Krankheiten in ihrer Entſtehung zu entdecken, ſo wie in der Erzählung der Hülfsmittel nur ſolche beſchrieben werden dürfen, die entweder bereits erprobt, oder die zur Nachahmung geſchickt ſind, oder endlich ſolche, die entweder den Charakter der Nation zu erkennen geben, oder zum weitern Nachdenken Gelegenheit geben können. —

Der gute oder ſchlechte Zuſtand eines Landes oder Volkes iſt unzertrennlich mit ſeiner geſunden oder ungeſunden Beſchaffenheit, wenn es ſich ſelbſt überlaſſen iſt, verknüpft; da wir hergegen oft durch menſchliche Klugheit und wohl getroffene Maaſsregeln Uebel, die zum gröſsten Verderben hätten gereichen können, glücklich abgewendet ſehen. — Die mediciniſche Geographie iſt alſo auch eine Leuchte, durch deren Beyhülfe man einigermaſsen die Stärke und Schwäche der Nationen kennen lernen, und aus der man Beyſpiele zur Nachahmung und Vermeidung ſchöpfen kann. — Man trift alſo auch hier die erſten Spu-

Als Geſchichtſchreiber habe ich alle Treue und Wahrheit, in Erzählung der Dinge, jedesmal genau beobachten wollen, und wenn ſich davon hin und wieder das Gegentheil finden ſollte, ſo wird man dies nicht ſo ſehr mir, der ich die Sachen nur nacherzähle, ohne Augenzeuge davon geweſen zu ſeyn, ſondern den Verfaſſern, die falſche Nachrichten verbreiten, beyzumeſſen haben. Menſchlichkeiten könnten mir indeſs, nicht aus Vorſatz und Bewuſstſeyn, ſondern aus Uebereilung, wiederfahren ſeyn.

Ich habe aber nicht jedem Verfaſſer auf ſein Wort alles nachgebetet; ſondern ich habe gemeiniglich nur ſolche Gewährsmänner benutzt, die allen Glauben verdienen, und wenn mir die Sache unglaublich vorkam, oder wenn ein verdächtiges Mittel zu allgemein gelobt wurde, ſo habe ich meine Bedenklichkeiten, mit wenigen Worten, dabey angemerkt, damit nicht Quackſalberey und Unglücksfälle dadurch verurſacht werden möchten. Gegen Quackſalberey iſt aber dies Buch ſelbſt, wenn ich nicht ſehr irre, das beſte Antidotum. — Auch findet man Beyſpiele genug, wie gefährlich es ſey, unbekannte Mittel ſo auf das Gerathewohl zu verſchlucken. Ich war nie dafür, daſs man den gemeinen Mann lehren wollte, ſein eigner Arzt zu ſeyn. Dies gehet aus meiner 1780 gehaltenen Antrittsrede: De vtili quidem, ſed admodum limi-

tanda

tanda medicina populari, hervor. Ich bin der Meynung, daſs man am beſten thue, wenn man dem Volke die Gefahren anſchaulich vorſtellet, denen es ſich blos ſtellet, wenn es dieſe oder jene Krankheitsurſache zuläſst. In einer mediciniſchen Geographie ſehen wir ganze Völker krank werden und ausſterben, weil ſie die Gefahren nicht kennen, oder nicht kennen wollen, auch oft nicht vermeiden können, die mit dieſer oder jener Sache unzertrennlich verbunden gehen. Vergebens warnen die Aerzte vor mephitiſcher Luft; vor hitzigen und warmen Getränken; vor Ausſchweifungen u. d. gl. m. Dies alles macht keinen Eindruck, weil man davon die ſchlimmen Folgen nicht mit Augen ſieht. Die mediciniſche Geſchichte aber ſtellet davon nicht Beyſpiele einzelner Menſchen, die dadurch unglücklich werden, vor, ſondern ſie drückt ſich durch groſse Zahlen aus, und ſtellet darüber eine Berechnung im Groſsen an. — Können dieſe nicht belehren; ſo iſt alle Bemühung in der Folge vergebens. —

Ich bin mit keiner vorgefaſsten Meynung zur Ausarbeitung dieſes Buchs gegangen; noch weniger habe ich irgend eine Hypotheſe im Auge, die ich durch daſſelbe bewahrheiten möchte. Ich will nicht beweiſen, daſs das eine Land oder das eine Volk vor dem andern was voraus habe. Ich will nicht darthun, daſs dieſe oder jene Lebensart; der Gebrauch dieſer

oder

oder jener Luft; der Genuſs dieſer oder jener Speiſe u. ſ. w. allezeit und in aller Welt dieſe oder jene Würkung hervor bringe; auch ſuche ich nirgends Beyſpiele zu ſammlen, die die Anwendung dieſes oder jenes Mittels, dieſer oder jener Curmethode, begünſtigen ſollen. Dies alles würde meine Erzählung verdächtig machen, und das Gute, welches ich damit beauge, zernichten. — Ich bin von dieſer Geſinnung ſo weit entfernt, daſs ich oft Sachen gemeldet, die mit meinen bisherigen Begriffen ganz ſtreitig waren.

Auch habe ich da, wo zwey entgegen geſetzte Nachrichten vorhanden waren, jeder ihr Recht gelaſſen, ohne daſs ich mir die Erlaubniſs genommen hätte, geradezu darüber zu entſcheiden. Jedoch habe ich zuweilen, ohne eine weitläuftige Unterſuchung anzuſtellen, dem Leſer merken laſſen, auf weſſen Seite wohl die meiſte Wahrſcheinlichkeit ſey. Weiter konnte und durfte ich hierin nicht gehen, um das Werk nicht zu groſs zu machen, und um nicht etwas für Geſchichte auszugeben, was es nicht iſt.

Ein groſses Buch zu ſchreiben, war gar nicht meine Abſicht, und es iſt unvermerkt zu der jetzigen Dicke angeſchwollen. Ich habe die Länder und Völker, die mir ein weites Feld darboten, auf das kürzeſte beſchrieben; ich habe überall zuſammen gedrängt, ſo viel es ſich thun lieſs; alles

weg-

weggelaſſen, was von keinem Nutzen zu ſeyn ſchien; ohnſtreitig habe ich aber eher zu viel als zu wenig ausgemerzt, und ich weiſs nicht, daſs etwas anders weggeſtrichen werden müſste, als ein paar unnöthige Wiederholungen, wo mich mein Gedächtniſs betrogen hat. Dergleichen Verſehen können aber bey einem Werke, das unter ſo vielen Zerſtreuungen und praktiſchen Geſchäften, die mich oft Wochen, ja Monate lang hinderten, darin fortzufahren, leicht begangen werden. — In einer mediciniſchen Geographie darf man kein Land und kein Volk übergehen. Daher lieſet man hier auch viele ſehr bekannte Sachen noch einmal. Wer ſagt uns aber, daſs ſie allen bekannt ſind?

Bey der geographiſchen Beſchreibung habe ich die Länder, wie der Inhalt nachweiſet, in gewiſſe Breiten eingetheilt. Gemeiniglich habe ich das Maaſs von 10 Graden dazu genommen, und nur in der letzten oder 7ten Abtheilung habe ich 15 Grad gewählt. Wenn ich 10 Grade auf der nördlichen Halbkugel betrachtet hatte; ſo verglich ich damit gleich eben ſo viele Grade auf der ſüdlichen Seite. Dieſe Gegeneinanderſtellung hat meines Bedünkens ihren Nutzen, um die Länder, Völker, Krankheiten u. ſ. w. mit einander zu vergleichen. Einen Raum von 10 Graden Breite füllen, wenn man nur nicht die gröſste Genauigkeit dabey haben will, viele groſse und anſehnliche Reiche faſt genau aus.

Dies

Dies ſchien mir ein wichtiger Umſtand zu ſeyn. Denn da, wo ein Volk einerley Regierungsform hat, da pflegen Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche auch ſo ziemlich mit einander überein zu kommen. Das Clima, die Nahrungsmittel und die Krankheiten weichen auch daſelbſt nicht weit von einander ab.

In der 5ten Abtheilung beſchreibe ich die meiſten Provinzen Europens. Dieſe Abtheilung habe ich aber unter 2 Abſchnitte gebracht, ſo daſs in jedem derſelben nur 5 Grade abgehandelt werden. Daher wird in dem erſten Abſchnitte Frankreich; die Schweitz; Oberdeutſchland und Ungarn abgehandelt; im zweyten aber Groſsbrittannien; Niederlande; Niederdeutſchland; Polen und Preuſſen. Jedes dieſer Länder nimmt ohngefähr 5 Grade ein. Bey Schottland muſste ich aber eine Ausnahme machen, worüber ich mich an ſeinem Orte erklärt habe. Durch dieſe Unterabtheilung gewann ich den Vortheil, diejenigen Länder, die uns am meiſten intereſſiren, und wovon wir die meiſten Nachrichten haben, am umſtändlichſten beſchreiben zu können. Ich habe auch nicht ohne Urſache mit Portugal und Spanien, oder mit derjenigen Breite, die ſich vom 35ten bis 45ten Gr. N. erſtreckt, den Anfang gemacht. Die Mittellinie hievon iſt 40 Grad. Wer ſich auf der Nordſeite auf dieſem Grade befindet, bewohnt genau die mittlere bewohnbare nörd-

nördliche Halbkugel. Er iſt nemlich um 40 Grade von der Linie entfernt, und um 40 Grade von Spitzbergen. Vielleicht erſtreckt ſich Grönland ſelbſt bis zum 80ten Grade. Niemand kann beweiſen, daſs hier keine Menſchen wohnen. Schiffe ſind wenigſtens bis zum 80ten Gr. vorgedrungen, und Geh. de Veer hat es hier nicht kälter als zu Nova Zembla gefunden. Ein Land, das gleich weit von der brennenden Sonne und den erſtarrenden Eisbergen entfernt iſt, muſs das gemäſsigſte und glücklichſte Clima haben. Gott ſelbſt ſcheint es dadurch ausgezeichnet zu haben, daſs er den erſten Bewohnern der Erde dieſes Land angewieſen, und die Alten haben ihr Elyſium hierhin verlegt. Alſo mit dieſem von der Natur ſo reitzend ausgeſchmückten Erdſtriche habe ich meine Beſchreibung angefangen. Hierauf gehe ich in dem erſten Theile dieſes Werkes nach der Linie, und beſchreibe alle die Länder, die zwiſchen der Linie und dem 35ten Grad ſowohl nördlicher als ſüdlicher Breite gelegen ſind. Den zweyten Theil meiner Schrift fange ich mit dem 45ten Grad an, und höre mit den Polarländern auf. —

Ich habe um ſo viel mehr Befugniſs, den 40ten Grad für die mittlere bewohnbare Fläche auf jeder Halbkugel anzunehmen, da ich ſelbſt das Meer als einen Wohnort für viele Tauſend Menſchen anſehe, das auf die Geſundheit und Krankheiten

der Seefahrenden ſo groſsen Einfluſs hat. An zweyen Orten habe ich daher von der See, von dem Einfluſs derſelben auf den Menſchen, und von den Krankheiten, die daher rühren, gehandelt.

Was die Quellen anbetrift, aus denen ich geſchöpfet, ſo brauche ich davon nichts zu erwähnen, weil ich ſie in der Schrift ſelbſt aufgeführet habe. —

Wir leiden aber noch groſsen Mangel an guten topographiſchen mediciniſchen Beſchreibungen. Durch dieſe allein kann die Geographie vieles gewinnen. Möchte doch dieſer Verſuch manchen geſchickten Mann anfeuern, ſeine Bemerkungen über die Landeskrankheiten und einheimiſchen Arzeneymittel, die gemeiniglich nur zu ſehr vergeſſen werden, bekannt zu machen! —

Da wendet man mir nun vielleicht ein, daſs es zu früh ſey, eine mediciniſche Geographie zu ſchreiben, da viele einzelne Länder und Oerter noch nicht beſchrieben worden; man ſagt vielleicht, damit müſſe der Anfang gemacht werden.

Ich erinnere mich, daſs man gegen Linnés Naturſyſtem eben dieſe Sprache geführet hat, und doch weiſs man, wie ſehr viel ſeitdem die Naturgeſchichte gewonnen habe. Kann ſich nicht auch ſo etwas mit der mediciniſchen Geographie zutragen? —

Die

Die Ehre eines Mannes habe ich in dieſer Schrift zu vertheidigen über mir genommen. — Noch ganz neulich las ich die Worte: in unſern aufgeklärten Zeiten müſſen wir nicht den Hippocrates, ſondern die Natur ſtudieren. — Ich verehre den Mann, der dies ſchrieb, wegen ſeiner groſsen Talente: aber kaum kann ich es ihm verzeihen, daſs er den Hippocrates und die Natur ſtudieren für zwey verſchiedene Sachen hält, da ſie doch nur eins ſind. — Ich habe mir die Mühe genommen, und ich hoffe dafür von dem Leſer Dank zu erhalten, — faſt das ganze Buch des Hippocrates über Luft, Waſſer und Gegenden, dieſer Schrift einzuverleiben, um durch die auffallendſten Beyſpiele das zu bewahrheiten, was unſer aller Lehrer über dieſen Gegenſtand vor 2000 Jahren geſagt hat. — Dieſe Beyſpiele können beweiſen, daſs er die Natur getreu copirt habe, und ich müſste mich ſehr irren, wenn man dadurch nicht alle Hochachtung gegen dieſen Mann gewinnen ſollte. —

Hippocratis Buch von der Luft, dem Waſſer und den Gegenden, iſt das einzige mir bekannte Buch, das mit einer mediciniſchen Geographie einige Aehnlichkeit hat. Er redet darin von Europa und von Aſien; von den Sitten und Gebräuchen fremder Völker; von ihren Krankheiten, Curmethoden u. ſ. w. Er zeigt, was für Krankheiten zu

erwarten ſtünden, wenn ein Land oder ein Ort dieſe oder jene Lage, dieſes oder jenes Waſſer habe; was da erfolge, wenn es von dieſen oder jenen Winden beſtrichen wird. — Seine Bemerkungen ſind treffend, werden aber nur zu oft verkannt. — Jedoch muſs ich aber geſtehen, daſs die erweiterte Kenntniſs der Erde manche Ausnahmen jetzt unvermeidlich macht. —

Nach alle dem, was ich bisher geſagt habe, urtheile nun ein unpartheyiſcher Mann, ob die mediciniſche Geographie nicht eine ſehr nützliche und unentbehrliche Wiſſenſchaft ſey. Mir wenigſtens iſt ſie allezeit ſo vorgekommen. — Alle Tage ſehen wir neue Bemerkungen und Erfahrungen in der Arzeneywiſſenſchaft über einzelne Krankheiten zum Vorſchein kommen; alle Tage ändern ſich die Begriffe der Aerzte über Krankheiten und Mittel; alle Tage werden neue Arzeneymittel empfohlen. — Wo iſt der Mann, der dies alles leſen, behalten und anwenden kann? Die meiſte Zeit ſind es nur einzelne Fälle. Wann treffen wir genau den Fall wieder an, wo die gelobte Curmethode angewendet werden könnte? Macht man nicht gar zu oft aus einzelnen Fällen allgemeine Schluſsfolgen? Bringt man dadurch nicht oft die Lehre von den Krankheiten und Curanzeigen in Verwirrung? oder wenn dies nicht iſt, erſchwert man dadurch nicht die

die Wiſſenſchaft, indem man alles zu ſehr vereinzelt?

Gewiſs iſt der Erfahrungsweg beſſer und ſicherer, als der Weg der Hypotheſen, die ſo manchen guten Kopf in die Irre geführet haben. Aber mit den einzelnen Erfahrungen kömmt es mir ohngefähr eben ſo vor, als wenn ich einen Blick in Lavaters Phyſiognomik thue. — Ich ſehe das Bild eines Mendelsſohn, und ich ſehe einen klugen Mann; ich ſehe das Bild eines la Metrie, und erblicke einen böſen. Jetzt formen ſich in meiner Phantaſie die ausdrückenden Kennzeichen eines klugen und böſen Mannes. Nun gehe ich in die Welt, und es verſtreichen Jahre, vielleicht verſtreicht meine ganze Lebenszeit, ehe ich dieſe Kennzeichen in Verbindung antreffe. Sie ſind mir demnach von gar keinem Nutzen. Denn ſie ſind nur von einzelnen Fällen abgezogen. Nun nehme man aber an, man könnte von einer ganzen Nation auffallende phyſiognomiſche Kennzeichen der Klugheit oder der Thorheit abſtrahiren; ſo würden dieſe in einzelnen Fällen, wo ſie vorhanden wären, ganz richtig den Charakter des Menſchen ausdrücken; weil man von dem Allgemeinen auf das Einzelne ſchlöſſe. Dieſe Begriffe wende man nun auf die mediciniſche Geographie an. Einzelne Erfahrungen ſind einzelnen phyſiognomiſchen Erſcheinungen ähnlich. Ich bin doch nicht gewiſs,

dafs das, was ſich in dieſem einzelnen Falle zugetragen hat, ſich allezeit zutragen werde. Aber nun ſehe ich ein ganzes Volk dieſer oder jener Krankheitsurſache ausgeſetzt, darauf ſehe ich Krankheiten entſtehen. — Ich ſehe ferner ein ganzes Volk dieſe oder jene Lebensart führen, und an ihrem Körper finde ich darauf dieſes oder jenes ſich zutragen. Ich ſehe, dafs alle Menſchen in einer gewiſſen Gegend gewiſſe Mittel, mit dieſem oder jenem Erfolge, anwenden. — Was ſind dies für Erfahrungsſätze? Was haben ſie für einen Werth? Gewinnen dadurch Pathologie und Therapie, oder nicht? — Der Leſer mag nun ſelbſt entſcheiden.

Fällt die allgemeine Meynung nicht zum Vortheil der mediciniſchen Geographie aus, ſo iſt es gewifs nicht die Schuld dieſer Wiſſenſchaft, ſondern man mufs es meiner mangelhaften Darſtellung derſelben beymeſſen. — Verzeihe es mir aber dann, G. L., dafs ich einen ſo mifslungenen Verſuch, denn mehr iſt mein ganzes Buch nicht, gewagt habe. —

Ehe man aber hierüber ein entſcheidendes Urtheil fällt, mufs man nicht blos nur die Beſchreibung eines Landes oder einer Gegend, ſondern das ganze Buch durchleſen. Dieſe Forderung iſt

um

um ſo viel billiger, da ich kein Syſtem, ſondern Materialien zu einem Syſtem habe liefern wollen.

Wie kann man aber zweifeln, daſs ein Buch, worin die mediciniſche Geſchichte der Länder und Völker geliefert wird, unnütz und überflüſsig ſey, da ja ſo viele gelehrte Männer die beſten Beweiſe ihrer Meynungen oder Hypotheſen aus der mediciniſchen Geſchichte zu führen pflegen. Können ſie ſich auf ein ganzes Volk berufen; ſo ſcheint dies die höchſte Inſtanz zu ſeyn. Herr Dr. Fauſt berief ſich ja noch ganz neulich auf die Bergſchotten, die keine Hoſen tragen, um dadurch eine die ganze Menſchheit intereſſirende Sache zu beweiſen. Aber auch unendlich viele Irrthümer können durch die mediciniſche Länder- und Völkergeſchichte widerlegt oder berichtiget werden. Beyſpiele findet man hievon im Buche ſehr viele angeführet, und ich könnte groſse Männer nennen, die in dieſem Theile der Medicin groſse Fehler begangen haben.

Wie manches Arzeneymittel hat ſeine Erfindung irgend einem unbekannten Volke zu danken. Ein Arzt lernt zufälliger Weiſe dies Mittel kennen und macht es bekannt. Er erndtet davon Ruhm und Ehre ein; man hält ihn für den Erfinder deſſelben, da es doch eigentlich ein Schaafhirte oder ein altes Weib geweſen war. — Beyſpiele werden wir auch hievon antreffen.

Hat jemand Luſt, neue Arzeneymittel und Curarten zu verſuchen; ſo wird er auch in dieſem Buche Gelegenheit dazu hinreichend finden. — Dies ſind alles Vortheile, die der praktiſche Arzt aus einer mediciniſchen Geographie ziehen kann. Nun betrachte man ihn aber als Gelehrten, der

ſich mit Leſen alter und neuer Schriftſteller beſchäftiget. Weder den Hippocrates noch den Galenus kann er mit Vortheil benutzen, wenn er nicht einige Kenntniſs vom Clima des alten Griechenlands hat. — Sydenhams praktiſche Lehrſätze bekommen durch topographiſche Beſchreibungen ſeines Würkungskreiſes groſse Aufhellungen, und man ſiehet ein, warum er mit Aderlaſſen ſo freygebig umgieng, das Huxham einſchränkte, weil er in einer andern Gegend wohnte.

Es iſt aber nicht genug, von jedem Lande den Witterungsſtand zu wiſſen, ſondern wir müſſen auch die Nahrungsmittel der Einwohner kennen, damit wir einſehen lernen, warum dieſe und keine andere Krankheiten herrſchend ſind. Lange ſuchte man ein Bewahrungsmittel gegen den Scharbock. Pringle, Cook und einige andere ſchlugen erſt neulich die Würze und das Sauerkraut vor, die ſich auch ſehr würkſam gezeigt haben. Vor Jahrhunderten gebrauchten aber ſchon die Ruſſen und Polaken dieſe Sachen, und blieben dadurch vom Scharbock frey. — Giebt es denn auſser dieſen kein anderes Volk mehr, das ſich durch eine gewiſſe Lebensart gegen dieſe oder jene Krankheit ſchützt? Man ſchlage dies Buch nach, und man wird nicht ganz leer ausgehen. —

Durch dieſe und jene eingeſtreueten Volksnachrichten bekömmt vielleicht die mediciniſche Geographie Freunde und Anhänger. —

Möchten doch auch dadurch Menſchenkenntniſs und gegenſeitiges Wohlwollen verbreitet werden! —

Erſte Abtheilung.

Von den Ländern, die zwiſchen dem 35ten und 45ten Grad ſo wohl nördlicher als ſüdlicher Breite gelegen ſind.

Erſter Abſchnitt.

Von den Ländern zwiſchen dem 35ten und 45ten Grad nördlicher Breite.

Von Portugal und Spanien.

Dieſe zwey Königreiche [a]) gehören zu denen in Europa, ſo dem Wendezirkel am nächſten liegen, und ſie haben daher faſt einerley Lage, Boden und Clima. — Da ſie nur mit einem kleinen Theile von Frankreich verbunden ſind; ſo

a) Man ſehe Ritt. v. Bourgoing neue Reiſe durch Spanien, 1. 2. B. Jena 1790.

Reiſe eines Ungenannten durch Spanien im Jahr 1655. Kempten 1786.

R. Twiſs Reiſe durch Spanien und Portugal.

Thickneſses Reiſe durch Frankr. und Spanien.

Talbot Dillon Reiſe durch Spanien, Leipz. 1782.

Clarke E. Briefe über den Zuſtand von Spanien. Lemgo 1765.

ſind ſie einer Inſel nicht ungleich; aber wegen ihrer Gröſse, können nur die äuſserſten Provinzen von den Vortheilen einer Inſel Genuſs ziehen, da hergegen die mittlern zu weit entfernt ſind, als daſs ſie von den Meeres-Ausdünſtungen oder von den beſondern Winden, die vom Meere kommen, Nutzen ſchöpfen könnten. — Einige Provinzen, ſo wohl in Portugal als in Spanien, ſind ſehr bergigt, waldigt und mit herrlichen Kräutern bewachſen: dahin gehören die nördlichen Provinzen, als Biscaja, Aſturien und Gallizien; ſelbſt Leon, Alt- und Neu-Caſtilien ſind davon nicht ausgenommen. Die Berge der erſt genannten Provinzen dienen einigen 5 Millionen Schaafen, die man die wandernde Heerde nennt, zum gewöhnlichen Sommeraufenthalt, da ſie hergegen des Winters auf den andaluſiſchen Bergrücken und auf Sierra Morena weiden. — Sie begeben ſich auch nach den Niedrigungen von Eſtremadura und nach la Mancha. — Denn dieſe letztern Gegenden haben, wegen ihrer erniedrigten und mehr ſüdlichen Lage im Winter beſſere Weide und ein milderes Clima, als die erſt benannten: in la Mancha iſt es ſo gar hin und wieder ſumpfigt, und wenn man nur ein paar Fuſs in die Erde gräbt, ſo trift man ſchon, gegen die Gewohnheit des ſpaniſchen Bodens, Waſſer an. — Der Boden iſt ſonſt faſt überall von kalkigter Art, und wo dieſes Erdreich am meiſten gefunden wird, da iſt auch die Fruchtbarkeit am gröſsten. — Es ſcheint, daſs man dieſes Erdreich am häufigſten in den Gegenden von Granada, Murcia und Barcellona finde, weil dies ganze Land faſt einem Garten ähnlich ſiehet, wo man ſelbſt im Winter Erbſen, Blumenkohl und ähnliche Früchte mit leichter Mühe ziehen kann.

Va-

Valencia iſt aber feucht, und wegen ſeiner niedrigen Lage ſelbſt zum Reiſsbau geſchickt. — An Fluſs- und Trinkwaſſer iſt in Spanien nirgends, es ſey denn auf der Sierra Morena, Mangel: — es iſt aber nicht jedes Waſſer von gleicher Güte. — Das Waſſer im Tajo bewegt ſich langſam, und es iſt daher nicht das beſte. — Zu Segovia und Aranjuez iſt das Waſſer faſt gar nicht zu gebrauchen: — man pflegt es daher entweder erſt zu kochen, oder man glüet ein Eiſen darin ab. — Der Fluſs Tinto in Andaluſien iſt ſeiner Bitterkeit wegen untrinkbar, auch entdeckt man darin kein lebendiges Thier [b]). — Deſto beſſer iſt aber das Waſſer zu Madrid, welches man in Spanien fürs beſte in der Welt hält, und das man den Prinzen Don Carlos und Don Philip nach Italien nachſchickte. —

In Portugal hat die Provinz Alentejo, die 36 port. Meilen lang und breit iſt, und nur 4 groſse Städte, auch nur 300,000 Einwohner enthalt, an vielen Orten Mangel am Waſſer: woran es aber in der Provinz Entre Minho e Duro nicht fehlt, und ob gleich dieſe viel kleiner als die vorige iſt; ſo zählt ſie doch 900,000 Seelen: aber hier iſt auch die Induſtrie beſſer, als in Alentejo.

Einige Diſtrikte von Portugal haben zwar einen guten Boden; es fehlt auch nicht am Waſſer: aber dennoch liegen groſse Flächen unbebaut, oder ſie ſind nur mit Caſtanienwäldern beſetzt. So lie-

b) Dillon. m. ſ. auch Hübners Zeitungs-Lexicon. Regensburg 1765.

gen z. B. in dem ganzen Diſtrikt von Chaves zwey Drittel mit Caſtanienbäumen beſetzt. Die Viehzucht iſt daher hier ſehr ſchlecht. (M. ſ. die allgem. Litter. Zeit. v. J. 1791. Mon. März.)

Was die Beſchaffenheit der Luft in Spanien anbetrift; ſo ſind nur einige an der See gelegene Provinzen feucht zu nennen. Dies gilt z. B. von Gallizien; indeſs erzeugen ſich doch hier ſelten Wolken, und es erſcheint der Himmel faſt immer blau: auch zu Valenzia iſt die Feuchtigkeit merklich: am ſchlimmſten iſt es aber zu Bilbao, wo ſelbſt im dritten Stockwerk alles ſchimmelt und das Eiſen in kurzer Zeit mit Roſt beſchlagen wird. — In den übrigen, beſonders mittlern Provinzen, bemerkt man ſelten an der Luft einige Feuchtigkeit; vielmehr iſt ſie faſt immer trocken, fein, ſcharf durchdringend und ſo auflöſend, daſs z. B. ein Hund, der des Abends in Madrid auf die Straſsen geworfen worden, am folgenden Morgen ſchon faſt ganz verzehrt gefunden wird. — Dieſe Cauſticität der Luft wird durch die hier gewöhnliche Sonnenhitze noch vermehrt, und einem Fremden mag ſie Anfangs wohl zu ſcharf ſeyn. Dies gab daher einem Reiſenden Anlaſs, von Spanien zu ſagen: hier ſind Luft und Feuer dergeſtalt unter einander gemengt, daſs es beynahe Noth thäte, ein fabelhafter Salamander der Alten zu ſeyn, um nicht von der eingeathmeten Luft zu ſterben. — Gewiſs iſt auch die Hitze in den ſüdlichen Provinzen ſehr groſs, da ſie in den mittlern und ſelbſt an der See gelegenen Städten, als z. B. zu Liſſabon, nach Prätorius Bemerkung, 63½ Grad Fahr. Therm. mittlere Wärme hält. — In den Wintermonaten wird hier aber die Kälte wohl

wohl empfunden, und nicht ſelten friert es ſo dickes Eis, daſs eine Krähe darauf gehen kann. — In den nördlichen bergichten Gegenden iſt es aber viel kälter; hier herrſcht oft rauher Winter; es fällt viel Regen und Schnee; ja es bleibt auf einigen Bergen ſo gar der Schnee, einen groſsen Theil des Sommers über, liegen. Die mittlern Provinzen ſo wohl in Portugal als Spanien ſind die gemäſsigſten. Dennoch hat Portugal vor Spanien das voraus, daſs es durch weſtliche Seewinde abgekühlet wird. Es regiert zwar in Spanien auch oft der Nordwind, der von den beſchneyeten Bergen kömmt, und dieſer mildert die Hitze der Luft ſehr: allein man hat ſich vor dieſen Wind, den man gemeiniglich Gallego nennt, wohl in Acht zu nehmen, weil er ſo durchdringend ſcharf iſt, daſs ein Menſch, der ſich ihm, bey geöffnetem Fenſter, unvorſichtig blos ſtellt, contrakt werden kann. — Thiery c) ſagt von ihm: dieſer Wind iſt zwar geſund, wenn er aber ſchneidend wird, ſo ſind ſeine Würkungen bösartig: man nennt ihn daher Peſt der Winde, Verole de L'air, oder Bubus de l'ayere. Man hat, ſagt er, Perſonen gefunden, welche verabſäumet hatten, die Kleider zuzuknöpfen, oder den Magen zu verwahren, die davon allerley üble Zufälle bekamen, oder an den Gliedern gelähmt wurden. Er würkt durch ſeine Kälte, die bis auf die Knochen dringt, eine völlige Erſtarrung, und macht zuweilen, daſs ein Arm, Fuſs oder die Hälfte des Körpers auf einmal und für immer abſtirbt; das geringſte Uebel iſt ein heftiger Fluſs oder Rheumatismus. — Da nun

c) Erfahrungen in der Arz. W. Leipzig 1778. S. 125.

dieſer Wind oft ganz unvermuthet kömmt; ſo führt Thicknefs mit Recht groſse Klage über das ſpaniſche Clima: denn, ſagt er, in der Sonne iſt es brennend heifs, und im Schatten übermäſsig kalt: — will man ſich gegen dieſen Wind ſchützen, fügt er hinzu, ſo muſs man unters Hemd ein flanellenes Camiſol tragen. —

Da wir hier zum erſtenmale eines merkwürdigen Windes Erwähnung thun, und weil in der Folge ſehr oft, bey Beurtheilung der geſunden oder ungeſunden Beſchaffenheit eines Landes oder einer Stadt, auf die Richtung der Winde Rückſicht genommen werden wird; ſo will ich hier ein für allemal einige Anmerkungen beyfügen, die uns nicht allein bey Leſung mediciniſcher Schriften, ſondern auch der Verſtändlichkeit wegen, in der Folge nützlich ſeyn können. Zuerſt merke ich an, daſs die Alten bey Anlegung einer Stadt oder eines Hauſes mehr, wie bey uns gebräuchlich iſt, auf die Beſchaffenheit des Bodens und auf die herrſchenden Winde, deren Eigenſchaften ſie genau kennen zu lernen bemühet waren, Acht gegeben haben. Um den Boden zu erforſchen, ſchlachteten ſie, wie uns Vitruv belehrt, verſchiedene Thiere, die hier zu weiden pflegten, und beſahen deren Eingeweide. Fanden ſie ſie irgend ungeſund oder verdorben, ſo war dieſes für ſie ein hinreichender Grund, nicht allein den vorhabenden Anbau aufzugeben, ſondern auch dasjenige, was ſchon angefangen war, liegen zu laſſen.

In Rückſicht der Winde ſahen ſie hauptſächlich auf die warmen und kalten, indem ſie, wie aus den Schriften des Hippocrates *d*) und Cel-

d) De aëre, aquis et locis.

Celſus *e*) hervorgehet, den letztern vor den erſtern den Vorzug gaben. Um aber dieſe Winde noch genauer, nach der Eintheilung des Compaſſes, zu beſtimmen, ſo machten ſie zuerſt zwey Hauptunterſcheidungen. Die erſten, die warmen nemlich, waren die Winde, die zwiſchen dem Auf- und Niedergang der Sonne im Winter herkommen: da hergegen die andern diejenigen ſind, die zwiſchen dem Auf- und Untergang der Sonne im Winter liegen. Die heiſsen Winde, nach den Alten, kommen aus der Gegend zwiſchen dem Winter Sonnen Auf- und Untergang her; ſie liegen, wie man heut zu Tage ſpricht, zwiſchen dem Süd-Oſt gen Oſt Punkte, und dem Süd-Weſt gen Weſt Punkte des Compaſſes, und ſie wurden von den Griechen durch die Namen Euros, Euronotos, Notos, Libonotos, Lips; von den Römern aber durch Vulturnus, Phoenicius, Auſter, Auſtro-africus und Africus unterſchieden. Die jetzige Eintheilung des Compaſſes giebt ihnen die Namen, Süd-Oſt gen Oſt, Süd-Oſt, Süd gen Süd, Süd-Süd-Oſt, Süd gen Oſt, Süden, Süd gen Weſt, Süd-Süd-Weſt, Süd-Weſt gen Süd, Süd-Weſt, und Süd-Weſt gen Weſt. Von dieſen Winden hielt man den Vulturnus für trocken und warm; die übrigen aber für warm und feucht.

Die kalten Winde, oder die Winde zwiſchen dem Auf- und Untergang der Sonne im Sommer erſtrecken ſich von Nord-Oſt bis zu Nord-Weſt; oder ſie begreifen die Punkte des Compaſſes von Nord-Oſt gen Nord, und Nord-Weſt gen Weſt in ſich. Die Griechen belegten ſie mit den Na-

 men

e) Libr. II. Cap. I.

men Argeſtes, Thaskias, Aparktias, Boreas. Die Römer nannten ſie Caurus oder Corus, Circius, Ventus ſeptentrionalis, Aquilo, Euro-aquilo. Bey uns heiſſen ſie Nord-Weſt gen Weſt, Nord-Weſt, Nord-Weſt gen Nord, Nord-Nord-Weſt, Nord gen Weſt, Norden, Nord gen Oſt, Nord-Nord-Oſt, und Nord-Oſt gen Nord. —

Ferner hatten *f*) die Alten noch andere Eintheilungen, oder vielmehr Benennungen der Winde, wie z. B. die Eteſiae, welches Oſtwinde waren, die in den Hundstagen wehten; die Ornithiae im Februar, welches Nordwinde waren, die von dem Ziehen der Störche und anderer Vögel, ſo ſie begleiteten, den Namen haben; der Favonius im März, der von Südweſt blies.

Man ſiehet leicht ein, daſs die Alten die den Winden beywohnenden Eigenſchaften nur in ſo weit richtig beſtimmt haben, als ſie ſolche in ihrem Vaterlande und in einigen angrenzenden Gegenden haben können kennen lernen. In weit davon entlegenen Gegenden haben aber die Winde nicht immer die Beſchaffenheit, die das Alterthum von ihnen behauptete; vielmehr haben ſie oft ganz entgegengeſetzte. So iſt z. B. der Südwind in den Südländern kälter, als bey uns der Nordwind. Bey Beurtheilung der Winde kömmt es alſo auf die Weltgegend, auf die Zonen und auf die angrenzenden Oerter an, ob hier Waſſer oder Land, Berge, Wälder, Moräſte, Sand oder dergleichen zu finden ſey. Oft kömmt, wie wir unten

f) Winthringhams Abhandlung von den endemiſchen Krankheiten u. ſ. w. S. 21.

unten von dem arabiſchen Winde Samiel hören werden, derſelbe Wind, an verſchiedenen Orten, von verſchiedenen Weltgegenden her. So wenig man ſich alſo überhaupt auf die Eigenſchaften, die die Alten den Winden beygelegt haben, verlaſſen und auf alle Weltgegenden anpaſſen kann; ſo unvollſtändig ſind ſie auch noch von ihnen beſchrieben. — Ich nenne hier nur die Paſſat-Winde; die Briſen; die Tag- oder Nacht-Winde u. d. g. m, worauf es, wie wir in der Folge hören werden, oft ſehr ankömmt; von denen man aber bey den Alten nichts findet.

Vor jetzt kehre ich aber zu der Beſchreibung von Portugal und Spanien wieder zurück. —

Es ſind dies gewiſs ſehr geſunde Länder. Denn den Galego-Wind abgerechnet, der auch nur in den nördlichen Provinzen ſo ſtark empfunden wird; ſo muſs man dem Nonius *g*) recht geben, wenn er von dem ſpaniſchen Clima behauptet, daſs man hier das ganze Jahr durch Leben und Geſundheit athme, und daſs daher Homer, wie Strabo behauptet, ſein Elyſium in Spanien verſetzet habe, weil dies Land weder von der Sonne verbrannt wird, noch von Kälte erſtarret; wo die Stürme nicht regieren und wo keine ſchädliche Dünſte aus den Moräſten aufſteigen; ſondern wo die Luft allezeit hell und klar iſt. Von allen Städten Spaniens rühmt aber Nonius Granada am meiſten.

Indeſs ſcheint es doch, daſs ſich ſo wohl das portugieſiſche als ſpaniſche Clima einigermaſsen, wenig-

g) De Hiſpania vid. Frid. Hoffmanni Diſput. de peregrinationibus inſtituendis ſanitatis cauſa.

wenigſtens in den ſüdlichen Provinzen geändert habe, ſeitdem Liſſabon durch das fürchterliche Erdbeben zerſtört worden. Vor 1756 *b*) hat niemand in und um Sevilien jemals Schnee geſehen. In dieſem Jahre aber wurde die ganze Gegend damit bedeckt. Bey dieſem Phänomen liefen viele Klöſter, ganz beſtürzt, durch Glocken zum Gebet läuten; ſie liefen feyerliche Umgänge anſtellen, um den Zorn des Himmels zu beſänftigen, denn ſie bildeten ſich ein, daſs die herabfallenden Schneeflocken Vorboten des jüngſten Gerichtstages wären. —

Weder Reinlichkeit, noch gute Einrichtung in Städten und Hauſern iſt in dieſen Ländern zu finden. In Anſehung des erſten Punkts ſind die Spanier den alten Iberiern und Luſitanern, die auch ſehr ſchmutzig waren und ihren Körper und Zähne mit Urin wuſchen, ſo ganz unähnlich nicht. Beſonders groſs iſt die Unſauberkeit in den Wirthshäuſern. — Eben ſo iſt es mit den Straſsen beſchaffen, die voller Koth ſind. — In Liſſabon *i*) bleibt aller Unrath auf den Straſsen liegen, und man bekümmert ſich um deſſen Wegräumung ſo wenig, daſs davon die Luft mehreremalen eine peſtilenzialiſche Beſchaffenheit angenommen haben ſoll, welches auch damals den Hof genöthiget hat, von hier weg und nach Almeiren, Santaren oder Salvatara zu ziehen. — Bis zum Jahr 1771. war es in dieſem Stücke in Madrid nichts beſſer. Daher ſagen einige, die dieſen Ort geſehen

b) Schreiben eines Edelmanns an P. Callieſon. 1764.

i) Arth. Coſtigan Skizzen des geſellſch. Lebens in Portugal. Leipz. 1789.

hen haben: Madrid hat keine andere Abtrittsfegerinn als die Sonne. — Die Madridder lehnen aber dieſen Vorwurf dadurch von ſich ab, daſs ſie behaupten: durch dieſe Unreinigkeiten werde die Trockenheit der Luft gemäſsiget. —

Die Bauart findet ferner an vielen Orten wenig Beyfall. — Die Straſsen ſind eng, krumm und die Häuſer ſtehen mit ihren hohen Aerkern weit heraus: dies war der Fall mit Liſſabon vor dem Erdbeben, und ſo iſt es noch an vielen Orten. — Man ſiehet leicht ein, daſs dies ſehr nachtheilig ſeyn müſſe, weil die Luft keinen freyen Durchzug hat. — Jedoch ſind dergleichen Fehler in dieſem Lande von weniger ſchlimmen Folgen als anderwärts, wo wegen Feuchtigkeit der Luft mehr Ventilation erfordert wird. — Die Spanier halten Madrid mit allem ſeinem Unrath für den geſundeſten Ort in der Welt; deshalb durfte auch vor dieſem die Königinn nirgends anders als hier, ihr Wochenbette halten. — Und würklich muſs man ſo wohl von dem portugieſiſchen als ſpaniſchen Clima behaupten, daſs es eins der geſundeſten in der Welt ſey: — man hat hier wenig ungeſunde Oerter oder Gegenden. Die ſchlimmſten ſind la Mancha, wo das Erdreich ſumpfigt iſt, und wo die Flüſſe ſich langſam bewegen. Hier leiden die Menſchen viel an dreytägigen Fiebern, und Dillon behauptet, daſs hier mehr China gebraucht werde, als in ganz Holland. — Eben ſo iſt es in Valencia beſchaffen, wo der Reiſsbau vielen Schaden und manche Krankheit hervorbringt [k]); daher hat auch der Herzog von Crillon den Reiſsbau in der Provinz ver-

k) v. Bourgoing a. a. O. S. 113.

verboten, und ihn auf einige nahe am Meer gelegene Oerter eingeschränkt, wodurch den epidemischen Seuchen Einhalt geschehen. — Zu Aranjuez, wo sich einen Theil des Sommers über, der Hof aufzuhalten pflegt, wird die Luft gegen die Hundstage, da die Sonnenstrahlen in diesem Thale brennend heifs werden, und sich aus dem schlammigten Bette des Tajo-Flusses schädliche Dünste erheben, fast giftig, und es verwandelt sich dieses Tempe in einen gefährlichen Aufenthalt, welches auch alsdenn den Hof, diesen Ort zu verlassen, nöthiget. —

Nach Burlet *l*) (m. s. Sauvages Nosolog. meth. T. I. p. 333.) herrscht in Castilien sehr oft ein mit Ohnmachten und andern Zufällen gepaartes Wechselfieber, das er Tritaeophya syncopalis nennt.

Eben so ist es auch in vielen Gegenden von Portugal beschaffen, wo die häufigen Regengüsse Ueberschwemmungen und kalte Fieber hervorbringen. — Bewundern mufs man es daher, dafs das feuchte Bilbao so gesund ist. Denn so volkreich auch die Stadt ist, so hat man hier doch wenig Kranke, und Dillon erfuhr, dafs während seines hiesigen Aufenthalts, der ganzer vier Monate dauerte, nur neune gestorben wären, unter denen viere waren, die bereits 80 Jahre erreicht hatten, so wie es denn nichts seltenes ist, dergleichen alte Personen hier zu sehen. Von hitzigen und kalten Fiebern weifs man hier fast nichts. — Offenbar reinigen hier, sagt Dillon, die vielen Regen-

l) Burlet de variis Hispanorum morbis Dissert. 1714.

Regengüſſe die Luft, indem ſie die ſchädlichen Theile niederſchlagen. — Aber die feine, trockne und ſehr reine Luft Spaniens wehrt nicht allein dem Ausbruche vieler Krankheiten, ſondern dieſelbe zeigt ſich auch in vielen Krankheiten ſehr heilſam, z. B. in den Coliken und Beingeſchwüren, die hier bald gehoben werden, und wovon wir unten, wenn wir von Dännemark reden, Beyſpiele anführen wollen. — Hergegen iſt ſie Perſonen, die eine ſchwache Bruſt haben, vorzüglich denen, die an einer auszehrenden Krankheit danieder liegen [m], höchſt ſchädlich, und die machen es hier nicht lange. — Wäre aber das Uebel von einem verſäumten Catarrh entſtanden, und wäre dabey der Patient von einer phlegmatiſchen Conſtitution; ſo dürfte ihm allerdings das ſpaniſche Clima nützlich ſeyn.

Wir müſſen aber bey Unterſuchung der Urſachen der Krankheiten nicht blos bey der Beſchaffenheit des Clima's und der Luft ſtehen bleiben, ſondern wir müſſen uns auch, nach dem Rath des Hippocrates, nach den Nahrungsmitteln, die die Einwohner zu gebrauchen pflegen, und nach andern Sachen, die einen Einfluſs auf ihre geſunde und ungeſunde Beſchaffenheit haben, umſehen. —

Die Nahrungsmittel richten ſich aber ſehr nach der Beſchaffenheit des Bodens, der ſie hervorbringt. — Nun bringt aber ein kalkartiger trockner Boden, trockne und dem Anſehen nach magere Früchte hervor; da hergegen ein wäſſe-

rigter

m) Clarke a. a. O.

rigter, Früchte von ganz anderer Art giebt — Nirgends ſieht man dies deutlicher, als in den verſchiedenen Provinzen Spaniens. — In den mittäglichen Provinzen *n*) haben die Früchte wenig Anſehen, und das Rindvieh ſcheint faſt mager zu ſeyn: aber dennoch iſt in einer Maſſe der hieſigen Nahrungsmittel faſt doppelt ſo viel nahrhafter Stoff enthalten, als man ſonſt in andern Ländern antrift. — Daher verſichert auch die D' A u n o i, daſs man in Spanien von dem ſchlecht ſcheinenden Ochſenfleiſch weit weniger zur Sättigung nöthig habe, als in Frankreich. Alles iſt hier ſehr nahrhaft: — ein Ey giebt hier mehr Nahrung als eine Taube, an einem andern Ort. — Hieraus läſst ſich nun die bald gerühmte, bald verſpottete Mäſsigkeit der Spanier erklären. — Denn kein Volk kann mäſsiger ſeyn, als dieſe würklich ſind. Gemeiniglich trinken ſie nur des Morgens eine Taſſe Chocolade, und ihr Mittagsmahl iſt eine Olla potrida, welche aus Rind- Hammel- Kalb- ja gar Schweinefleiſch und einigen Gartengemüſen beſteht. — Von dieſen eſſen ſie aber nur wenig, und man hat Leute geſehen, die ihren hungerigen Magen mit einer einzigen Zwiebel und einem Viertel von einem Ey befriedigten. — Jener Guardian eines Kloſters wunderte ſich daher nicht wenig über die Gefräſsigkeit eines teutſchen Mönchs, der von einem ganzen Eye und einer ganzen gebratenen Zwiebel nicht geſättiget werden konnte, und er rief daher voll Erſtaunens und Unwillens dem Koche zu: er ſolle dem Teutſchen nur noch ein Ey bringen, weil er ſich doch todt freſſen

n) Bourgoing a. a. O.

ſen wolle. Und würklich, ſagt Bourgoing, haben ſich Ausländer mit den ſo nahrhaften Speiſen in Spanien, an die ihr Magen nicht gewöhnt iſt, wohl in Acht zu nehmen. Denn wenn ſie ihrer unbändigen Eſsluſt keine Schranken ſetzen, ſo verfallen ſie in eine innländiſche Krankheit, in eine Art von Colik, Entripado genannt, die ſehr ſchmerzhaft iſt, und wovon nur ſpaniſche Aerzte Kenntniſs haben ſollen. — Da, wo aber der Boden wäſſerigt und ſumpfigt iſt, wie z. B. in Valencia, da haben die Nahrungsmittel auch weniger Beſtandtheile, und in dieſen Gegenden kann man auch nicht mit ſo wenig Speiſen auskommen. —

Die Spanier haben auch ferner den Ruhm der Nüchternheit: nichts iſt ſeltener, als einen betrunkenen Spanier zu ſehen: Wein wird ſehr wenig getrunken und Rum iſt ganz verboten: ein jeder trinkt hier Waſſer, und in Madrid allein, ſagt Talbot Dillon, trinkt man ſo viel Waſſer, als wohl ſonſt in einem ganzen Lande. — Anſtatt der Butter gebraucht man in Spanien Olivenöl: — auch findet der Knoblauch hier viele Liebhaber. —

Gewöhnlich beſchuldiget man die Portugieſen und Spanier der Faulheit und der Trägheit, und es kann auch nicht geläugnet werden, daſs die herrlichſten Provinzen verabſäumt und unbenutzt bleiben: ja die Gefühlloſigkeit vieler Menſchen gehet ſo weit, daſs ſie oft ihr eignes Getreide, wie Clarke geſehen, unbenutzt liegen laſſen. Aber man muſs dies doch nicht auf alle Provinzen ausdehnen. Die Catalonier; die Bewohner der Gebürge von Biscaja; die an den Küſten von Valencia; die Gallizier, Aſturier und die Bauren

in la Mancha ſind, nach Bourgoings Zeugniſs, fleiſsige Ackerleute. Hergegen iſt der Müſsiggang und Hang zum Betteln in der Provinz Alentejo über alle Vorſtellung groſs. Dieſe Bettler ziehen Schaarenweiſs von 8 bis 100 an der Zahl, im Lande herum, und beſtürmen die ruhigen Landleute; finden ſich ungenöthiget bey allen Kindtaufen und Hochzeiten ein, und laſſen ſich mit nichts abweiſen o). Eben ſo liegt ganz Neu- und Alt-Caſtilien in Trägheit; Aecker, Straſsen und Kanäle werden hier verſaumt; daher giebts hier viele nackte Gegenden und ſchmutzige, auch entvölkerte Städte, als Valladolid und Segovia. —

Das verſchiedene ſpaniſche Clima ſcheint auch auf den Nationalcharakter ihrer Einwohner einen ſehr verſchiedenen Einfluſs zu haben. — Die Biscajer, ſagt Bourgoing, ſind munter und fröhlich; aber auch, ſagt Adolphi p). wegen der feuchten Luft, nicht von ſo feinem Verſtande, als die übrigen Spanier. — Die Caſtilier haben ein ſehr finſteres, trauriges Anſehen, und ſind ſehr ſtill. — In Andaluſien geſchehen die meiſten Ausſchweifungen zur Sommerzeit q); beſonders bey einem gewiſſen Oſtwind verfallen ſie in eine Art von Wahnſinn: man hört alsdenn viel von Dolchſtich und Meuchelmord. Die Bergbewohner von Aſturien ſind die Schweitzer in Spanien; ſie ſind von je her tapfer geweſen, und haben ſich am längſten den mohriſchen Eroberungen widerſetzt: auch

o) Sprengels und Forſters neue Beyträge u. ſ. w. 7 Theil.

p) De aëre, aquis et locis, Lipſ.

q) R. Bourgoing a. a. O. 2 Theil. S. 14.

auch die Catalonier ſind tapfer, thätig, erfinderiſch, von Jugend auf zu den härteſten Arbeiten abgehärtet — *r*). Die austrocknende Hitze des Clima's und die dem Anſcheine nach magern Speiſen, bringen in den feſten Theilen der Körper dieſer Leute eine gewiſſe Derbheit und Trockenheit hervor. — Daher findet man ſelten einen fetten Spanier; ſie ſind vielmehr mager, aber ſtark. — Die biscajiſchen Weiber, ſagt Dillon, haben eine Stärke im Halſe wie ein Stier, und ſie ſind vermögend, Laſten auf ihrem Kopfe zu tragen, wozu zwey Menſchen erfordert werden, um ſie ihnen aufzulegen. Eben ſo ſind die Mauleſeltreiber und die Fuhrleute harte, ſtarke Leute, die Hunger und Durſt lange ertragen können.

In denen Provinzen, wo die Menſchen ſehr dem Müſsiggange ergeben ſind, ſind ſie, wie leicht zu erachten, mehrern Krankheiten blos geſtellt. Hier *s*) findet man eine groſse Neigung zur Hypochondrie, Melancholie, Hämorrhoidalfluſs und dem gar zu ſtarken Abgange der Reinigung. Auch der Schlagfluſs und die Blindheit kommen hier oft vor: viele findet man mit geſchwollenen Halsdrüſen, und, um dieſe zu verbergen, hat man die ſpaniſchen Kragen eingeführt — *t*). Keine Krankheit kann aber irgendwo gemeiner ſeyn, als hier die Venusſeuche, die ſelbſt bis in die Klöſter gedrungen iſt. — Dieſe Krankheit macht aber auch

r) Wilh. Falconer Remarks etc.

s) Fr. Hoffmann. Diſſ. de morbis certis regionibus et populis peculiar.

t) Pauw Recherch. phil. ſur les Amer.

hier gar keine Schande: man ſpricht davon in Gegenwart des Königs *u*), als wie von einem Fieber. — Auch der Trismus *v*) iſt in Spanien nicht unbekannt, ſo wenig wie der Ausſatz, den man in den wärmern Gegenden von Apujava bis Mallaga antrifft, und wofür man auſser der Stadt Granada ein Lazareth errichtet hat *x*).

Die nützlichen Mortalitäts-Tabellen ſind hier in Spanien und Portugal bis vor wenig Jahren, da man über Liſſabon ſo etwas geliefert hat, ſehr verſaumt worden. Dieſem zufolge ſind in dieſer Stadt im Jahr 1788, 7041 Kinder gebohren worden, und es ſtarben 5154. Im Jahr 1789 wurden 6561 gebohren, und es ſtarben 5386. *y*)

Giebt man auf den Zuſtand der Medicin in dieſem Lande Acht, ſo ſtand es damit, bis noch vor wenig Jahren, ſehr ſchlecht, da man erſt angefangen hat, zu Salamanca und an andern Orten *z*) die Schriften eines Boerhaave, Hallers, van Swieten, Murrays u. a. m. aus dem Lateiniſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen zu überſetzen, und da in Madrid ein Tribunal del proto medicato errichtet worden. Wenigſtens iſt die Beſchreibung, welche Pater Feijos *a*) davon giebt, ſehr abſchreckend: er ſagt, Frieſel und Aerzte ſind die tödtlichſten Krankheiten von Spanien;

u) Thiery a. a. O. S. 94.
v) Erlanger Zeit. v. J. 1773. S. 118.
x) Büſchings Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie 2. B.
y) Sprengels und Forſters n. Beyträge a. a. O.
z) Man ſehe des Herrn Prof. Tychſens Zuſätze zu des Bourgoings Schrift.
a) Clarke a. a. O.

nien; denn die Aerzte und die Genueſer haben das Land mehr entvölkert, als je Mohren und Juden haben thun können. Thickneſs ſagt auch: ſo ſehr die Spanier die Aerzte in Ehren halten, ſo können doch die gewöhnlichen ſpaniſchen Aerzte gar nicht auf irgend eine Achtung Anſprüche machen. In Fieberkrankheiten z. B. ermuntern ſie die Kranken zum Eſſen, weil ſie dieſes in einem Lande, wo die Luft ſo fein iſt, ganz nothwendig halten, um dem Körper etwas zu geben, woran die Krankheit Nahrung findet. Mich dünkt aber, dies könne man bey ihrer oben gerühmten groſsen Mäſsigkeit eher entſchuldigen, als das, was ihnen Cleghorn *b*) zur Laſt legt; er tadelt nemlich an ihnen, daſs ſie den Patienten, die am Tertianfieber krank ſind, alles Getranke bis dahin entziehen, da das Fieber die gröſste Höhe erreicht hat, und ſelbſt alsdenn geben ſie es ihnen nur in ſehr geringer Menge, aber ſo kalt und lauter, als es aus dem Behalter kömmt. — Eben dieſe Herren haben, nach Thickneſs Bericht, von der Gonorrhee eine beſondere Meynung: ſie halten nemlich ſolche für eine Reinigung der Nieren, und folglich für zuträglich. — Auch überhäufen ſie das Krankheitsregiſter nicht mit Namen; was nicht Tertianfieber iſt, heiſst bey ihnen Calentura.

Nach dem Sauvages *c*) giebt es eigentlich eine doppelte Art Calentura, wovon die erſte Phrenitis Calentura, die zweyte aber Paraphroſyne Calentura heiſst. Bey beyden iſt Wahnſinn mit

b) Beobachtungen über die Krankheiten von Minorka. Gotha 1776.

c) Noſologia methodica T. I. p. 462. et T. II. p. 247.

Fieber verbunden; doch ſteigt der Wahnſinn in den erſtern zu einer höhern Stufe. Beyde Krankheiten ſind, ſagt er, denen vorzüglich eigen, die zu Schiffe nach den heiſſen Ländern reiſen.

Doch ich komme wieder auf die Spanier zurück. Ihre vornehmſten Bewahrungsmittel gegen Krankheiten ſind der Knoblauch und das Aderlaſſen. — Das letztere geſchieht auf eine ſehr verſchwenderiſche Weiſe, denn man läſst gemeiniglich auf beyden Armen zugleich, um dadurch das Blut, wie ſie ſagen, gleichförmig zu vertheilen. Die Weiber laſſen ſich oft in einem Monate wohl zwey bis dreymal Blut abzapfen, und da man unter dieſen die meiſten Blinden antrifft: ſo ſollte man vermuthen, daſs die häufigen Aderläſſe hieran ſchuld wären. Die Wundärzte halten aber in Spanien das Aderlaſſen für ſchimpflich; man läſst dies durch eigne Leute verrichten, die man Sangarros nennt. Einige ſpaniſche Aerzte halten das friſch getrunkene Blut eines auf dem Kampfplatz erlegten wütenden Stiers für ein herrliches Mittel in verſchiedenen Krankheiten, beſonders in Obſtruktionen; daher finden ſich in dem Augenblick, da das Thier ſtirbt, Leute mit Gläſern ein, die dieſe Panacee mit der gröſsten Begierde verſchlucken. — Wie mag es alſo zugegangen ſeyn, daſs ſich Themiſtocles, wie Valerius Maximus berichtet, mit einem Becher warmen Stierbluts umgebracht habe?

In Altcaſtilien ziehet man, bey einer entſtandenen Krankheit, nur einen Wundarzt zu Rathe, deſſen ganze Cur darin beſteht, daſs er eine Diät vorſchreibt, viel lauwarmes Waſſer zu trinken empfiehlt, und dann das Bette mit Rosmarin durch-

durchräuchern läſst; mehr aber als von allem dieſen erwarten die Patienten von einer erbettelten Meſſe.

An Hoſpitälern fehlt es in Madrid nicht; es *d*) giebt hier deren fünf, und auſserdem noch ein allgemeines, worin jedermann ohne Unterſchied aufgenommen wird; in dieſem herrſcht Reinlichkeit, und die 1500 Bettſtellen, die man darin zählt, ſind alle eiſern. — Hier in Madrid ſterben auch die meiſten Menſchen in Hoſpitälern *e*), und man hat ausgerechnet, daſs jedesmal von fünfen, hier in den Hoſpitälern drey ihr Leben endigen. — Es ſind aber die Hoſpitäler von verſchiedener Güte. Das beſte iſt das, welches St. Juan di Dios heiſst; hier ſtirbt nur der 52te: allein in dem Hoſpital für Manner ſtirbt von $7\frac{1}{2}$ einer, und in dem für Frauen ſogar von $5\frac{1}{2}$ eine.

Leider! liegen dieſe herrlichen Länder, wie der Abbé Raynal ſagt, mitten unter den geſitteten Nationen, noch tief in Barbarey begraben. — Hier nur ein paar Beyſpiele davon. — Büſching verſichert, daſs bis zum Jahr 1746 ein Profeſſor der Anatomie auf irgend einer portugieſiſchen Academie nicht mehr, als zweymal des Jahrs, ein Schaaf zergliedert habe. — Alle Gartengemüſe beſtanden in Portugal bis vor wenig Jahren nur aus einer ſchlechten Art Kohl, aus Zwiebeln und Knoblauch. — Als Charas, Arzt Karl des Zweyten, durch Verſuche bewies, daſs es ein Mährlein ſey, wenn man behaupte, daſs den Vipern durch

d) Barettis Reiſen.

e) Auswahl kleiner Reiſen 9. Theil. S. 177.

ein Wunderwerk auf zwölf Meilen um Toledo das Gift genommen worden, indem ſie hier eben ſo giftig ſind, als anderwärts: ſo wurde er beym Officio angeklagt; ihm wurde der Proceſs gemacht, und er muſste ins Gefängniſs gehen.

Das Clima von Gibraltar betreffend, ſo hat dieſer Fels mit ſeiner umliegenden Gegend zwar viel reitzendes, er iſt aber auch in den Monaten Julius, Auguſt und September ſehr heiſs, woran ſich ein Teutſcher nicht leicht gewöhnen kann; im Winter ſelbſt kann man den Ofen wohl entbehren. — Das beſchwerlichſte iſt die auf die Tageshitze folgende Kälte der Nacht, welches häufige Verkältungen verurſachet. — Im Sommer kühlen nicht allein die Weſtpaſſatwinde den Fels ab, ſondern machen ihn auch geſund, ohnerachtet in dieſer ganzen Zeit kein Regen zu fallen pflegt. Vom Jenner bis Ende März giebt's hier mit dem Oſtwinde vielen dicken und ungeſunden Nebel. Die meiſten Krankheiten werden im April, May, Auguſt und September bemerkt. Sie ſind Gallenfieber, Verſtopfungen, Colik, Pleureſie und Podagra. Mundfäule und Zahngebrechen ſind eine allgemeine Plage, wogegen ſich der Citronenſaft und Waſſermelonen kräftig zeigen. Man will angemerkt haben, daſs China hier im Lande nicht ſo kräftig ſey, als anderwärts, welches mir aber nicht genug bewieſen zu ſeyn ſcheint. An gutem Trinkwaſſer hat Gibraltar keinen Mangel *f*).

Zu Cadix ſoll es aber hieran zuweilen fehlen; und da hier die Hitze gemeiniglich ſehr groſs iſt, ſo bringt auch dies ſeine Unbequemlichkeiten.

Reau-

f) Hannöv. Magazin vom Jahre 1777. 31. St.

Reaumür *g*) hat uns Coſſignys Bemerkungen der Hitze, die er zu Cadix angeſtellt hat, hinterlaſſen, und aus dieſen gehet hervor, daſs die Hitze im Jenner hier oft bis zu 16 und 17° des Reaum. Therm. ſteige.

Noch verdienen folgende Merkwürdigkeiten hier einen Platz. Die Blattern ſind im Jahr 714 aus Egypten zuerſt nach Spanien gekommen *h*). Bey der Stadt Cordova findet man einen 4 — 500 Fuſs hohen Salzfels, aus welchem die Einwohner Stücke in Geſtalt eines Ziegelſteins herausſchneiden, und erwärmt auf diejenige Seite legen, wo der Seitenſtich ſeinen Sitz hat. — Die Stadt Almaden ruhet zwar auf Zinnoberminen; man bemerkt aber davon keinen Nachtheil: auch leiden die Miſſethäter, welche den Zinnober auf Schubkarren ſchieben müſſen, eigentlich davon nichts, ob ſie ſich gleichwohl ſo ſtellen, und deshalb nur drey Stunden zu arbeiten haben. Dillon. — Ehemals machte man von der canadiſchen Aquilegia-Wurzel in Spanien ein groſses Aufheben; man kauete ſie, um ſich gegen den Nierenſtein zu ſchützen. Camerarius. — Ambra auf ein hartes Ey geſtreut, iſt den Portugieſen und Spaniern das beſte Aphrodiſiacum. Mellin.

An Arzeneywaaren liefern Portugal und Spanien verſchiedene Ariſtolochien; die Atropa mandragora; die Scilla mar.; den Maſtix; den Lakritzenſaft; das Johannisbrod; die ſogenannte ſpaniſche Fliege; und aus Almaden kömmt vieles Queckſilber *i*).

g) Memoires de l'Academie de Paris 1737.
h) Hallers Beyträge u. ſ. w. 5. B.
i) v. d. Sande und Hahnemanns Kennzeichen der Güte der Arzeneymittel. Dresden 1787.

Spanien liefert endlich auch herrliche Weine. Die vorzüglichſten ſind *k*): der canariſche Wein, wovon derjenige, der von der Inſel Palma kömmt, der beſte iſt; der Malvaſier Wein; der Mallaga Wein; der Wein, Petri Simonis genannt, der bey der Stadt Gualdalcazar wächſt, und wovon die Reben vor 200 Jahren durch einen Teutſchen, mit Namen Peter Simon, nach Spanien gebracht worden ſind; der Xeres Wein, der in Andaluſien wächſt, und von Geſchmack etwas herbe iſt; der Alicanten Wein in Valencia; dieſer iſt roth und dick, dem Gaumen angenehm, aber dem Magen nicht ſehr zuträglich.

Von Minorka.

Unter den Baleariſchen Inſeln iſt dieſe, durch Cleghorns *l*) herrliche Beſchreibung, die in jedermanns Händen iſt, am bekannteſten geworden. Hier wechſeln Berge mit Thalern ab. Letztere haben einen ſumpfigten Boden, deſſen häufige dicke und ſalzige Nebel, welche ſich ſo gar in Thautropfen, die von ſalzigem Geſchmack ſind, an den Pflanzenblättern abſetzen, die Gegend überziehen. Sie ſind daher in dem Maſse ungeſund, als die höher gelegenen ſteinigten, ſalzigten und nur mit einer dünnen Schicht Erde überzogenen Berggegenden, an Reinheit der Luft, ſelbſt England übertreffen. Die Sommer in Minorka ſind beſonders helle, aber dabey ſehr heiſs, zumal wenn

k) Frid. Hoffmanni Diſput. de vini Rhenani præſtantia.

l) M. ſ. d. a. S.

wenn der Südoſtwind bläſst, da denn wohl das Thermometer über 100 Gr. Fahrenh. ſteigt, indem es zur übrigen Zeit im Schatten nur etwa 80 Gr. zu halten pflegt. Gemeiniglich wird aber die Hitze durch einen kühlen Oſtwind, der die Sonne begleitet, und der des Nachmittags um 2 Uhr am ſtärkſten wehet, abgekühlt. Da ferner die Nächte nur 4 Grade kühler als die Tage ſind, ſo werden dadurch Verkältungen verhütet. Die Frühjahre ſind veränderlich, und die Herbſte werden mit ſtarken Regengüſſen, Orkanen und fürchterlichen Gewittern begleitet. Aber dieſe Platzregen ſind ſehr wohlthätig, indem ſie die von der Hitze mit faulen Theilen angefüllte Luft, durch einen Niederſchlag, reinigen. Auch die Winter ſind hier oft ſtürmiſch. Der Weſtwind iſt trocken; deſto feuchter der Südwind. An gutem Brod, welches die Einwohner in Menge genieſsen; an Gartengemüſen, Fiſchen und andern guten Fleiſchſpeiſen iſt kein Mangel; indeſs machen die letztern Artikel nur einen geringen Theil ihrer Nahrung aus. Sie lieben ſehr das Oel, den Knoblauch und die hitzigen Gewürze; ſie eſſen gewöhnlich mäſsig. An gutem Waſſer leiden ſie groſſen Mangel, und daher ſind ſie nicht ſelten genöthiget, Sumpfwaſſer zu trinken, womit ſie oft zugleich Blutigel, wie Cleghorn geſehen, verſchlucken. Den hitzigen Getränken ſind ſie weniger ergeben als die Engländer, und doch ſind ſie zum Zorn und Streit ſehr aufgelegt. Dieſe atrabiliariſche Conſtitution ſcheint von der Sonnenhitze herzurühren, woraus mehrere Uebel ihren Urſprung nehmen. Das erſte und allgemeinſte iſt die Hartleibigkeit; denn es giebt in Minorka geſunde Leute, welche, ob ſie gleich mehrere Mahl-

zeiten

zeiten auf den Tag thun, dennoch nur zweymal in der Woche zu Stuhle gehen. Verſtopfungen der Drüſen im Eingeweide, Blähungen, ſchlechte Verdauung, Hämorrhoiden u. d g. ſind Folgen des ſchlechten Waſſers; und hierdurch wird jener Hippocratiſche Satz [m]), den ich unten anführe, genau durch die Erfahrung beſtätiget. Fuſsgeſchwüre, als Folgen einer geſchwollenen Milz, nach Baglivs Bemerkung, ſind hier eben ſo häufig, als zu Rom; daher ſagt auch das Sprüchwort: Minorka iſt gut für den Kopf, aber ſchlecht für die Schenkel. Endlich ſo leiden die Einwohner viel an Tertianfiebern, Brüchen, Entzündungen der Augen, an der Mundklemme, und ſelbſt an dem Priapismus. Die Mundklemme befällt in der Stadt Barchimona die Kinder faſt eben ſo häufig, als die Blattern. Sobald aber die erſten neun Tage verfloſſen ſind, hat alle Gefahr ein Ende. Was die kritiſchen Tage anbetrifft; ſo ſollen ſelbige hier ſehr regelmaſsig ſeyn. — Lind giebt der Minorkaniſchen Luft ein ſchlechtes Zeugniſs, wenigſtens hält er Portmahon für ſehr ungeſund. — Die epidemiſchen Fieber, welche hier in den Jahren 1745 bis 1749 herrſchten, waren ſehr bösartige Tertianfieber, doppelte Tertianfieber, die ſogenannten Semitertianæ, auch die Lypiria, Febris aſſodes, ſyncopalis u. ſ. w., in welchen die Rinde, ſelbſt bey höchſt unreiner Zunge und bey einem groſsen Vorrath von Unreinigkeiten in den erſten Wegen, gleich im Anfang der Krankheit gebraucht wer-

m) Hippocrates de aëre, aquis et locis. — Si flumina deſint, aquasque lacuſtres et ſtagnantes et olentes bibant, neceſſe eſt ab illis aquis et ventrem laedi et ſplenem. —

werden mufste. — Es herrfchten auch damals Hitzblattern, Cholera, Ruhr und das Seitenftechen. — Das epidemifche Seitenftechen war bald mit einem alle drey Tage nachlaffenden Fieber verbunden; bald fehlten ihm fogar oft, wenigftens in den erften Tagen, die Kennzeichen eines Fiebers, und dennoch fand fowohl in diefem, als in andern Fallen, wo das Fieber fichtbar war, ein reichliches, faft bis zur Ohnmacht vorgenommenes Aderlaffen ftatt. — Cleghorn rühmt bey diefer Gelegenheit die im Ofen gebackenen und länglicht durchgefchnittenen Opuntienblätter, als ein erweichendes und fchmerzftillendes Mittel, fehr, wenn folche auf die fchmerzhaften Stellen gelegt werden. — Den Cichorienfallat foll man hier in den Tertianfiebern häufig gebrauchen. — Kömmt in Minorka ein Kind mit blauen Augen zur Welt, fo befchuldiget der Mann feine Frau der Untreue *n*).

Von Sardinien.

In diefem Lande, welches, wie Biörnftähl *o*) fagt, der wahre Contraft von England ift, giebt's folche undurchdringliche Moräfte und Waldungen, dafs ein Reifender nicht wohl anders als mit einem Meffer in der Hand fich einen Weg zu machen im Stande ift. Da nun die Infel-Luft fchon an und für fich feucht ift, fo mufs fie es in Sardinien, diefer Urfache halber und der vielen ftehenden Waffer wegen, vorzüglich feyn, und fie bekömmt

n) Erlanger gel. Zeitungen v. J. 1772. St. 63.
o) Man fehe gleich unten.

kömmt durch die aufſteigenden unreinen Dünſte oben drein eine ſolche böſe Beſchaffenheit, daſs davon die Auswürkung ſo wohl im Phyſiſchen als Moraliſchen gleich ſichtbar wird. Man ſollte glauben, Plato habe jenen Ausſpruch: omnes inſulanos eſſe malos, von hier her entliehen. Unreinlichkeit und Trägheit ſind nur die geringſten Fehler ihrer unwiſſenden Einwohner: aber ihre Lüderlichkeit iſt beyſpiellos. Von der Venusſeuche z. B. wird ganz offen in allen Häuſern geſprochen, und da hört man oft die gnädige Frau ſagen: mein Mann iſt nach Marſeille, um ſich an den Franzoſen curiren zu laſſen, ſo bald er wieder kömmt, werde ich dahin reiſen *p*). Was die ungeſunde Beſchaffenheit dieſer Inſel aber anbetrifft; ſo war Sardinien ſchon vor Alters deshalb berüchtiget, und die Römer ſchickten ihre Miſſethäter zur Strafe hierhin. Cicero, der von der ſchädlichen ſardiniſchen Luft nur zu ſehr überzeuget war, ſchrieb an ſeinen ſich daſelbſt aufhaltenden Bruder: er freue ſich ſeiner Geſundheit, nur ſolle er des ungeſunden Landes, worinn er ſich aufhalte, eingedenk ſeyn. An einem andern Ort ſpricht er von einem aus Sardinien gebürtigen Tigellus, und ſagt von ihm: die Grundſätze dieſes Mannes ſind peſtilenzialiſcher, als die Luft ſeines Vaterlandes. Viel beſſer iſt es dort, nach Linds *q*) Bericht, auch noch jetzt nicht; wenigſtens herrſcht hier alle Jahre vom Junius bis zum September ein böſes Fieber, welches die Einwohner Intemperies nennen,

p) Biörnſtählſ Reize door Europa en het Ooſten. Uetrecht 1788. aus dem Teutſchen überſetzt.

q) Jac. Linds Verſuch über die Krankheiten, denen Europäer in heiſsen Climaten unterworfen ſind. Riga und Leipzig 1773. S. 31.

nennen, und wogegen man folgendes Hausmittel anwendet. Man glüet einige Stücke Glas im Feuer, löſchet ſolche in Wein ab, welcher dadurch eine ſolche Eigenſchaft bekommen ſoll, daſs er, im Anfang der Krankheit genommen, Brechen erregt, in der Folge aber den Schweiſs treibt. Dieſes Fieber ſtellet ſich erſt als ein ſchleichendes Fieber ein, welches mit groſser Beklemmung über die Bruſt und um die Herzgrube, einem beſtandigen Würgen, und bisweilen mit einem gallichten Brechen, worauf öfters ein Faſeln folgt, begleitet iſt. Das Fieber verwandelt ſich in doppelt dreytagige, und hartnackigte viertagige. Es rafft dieſe Krankheit jährlich eine groſse Anzahl Einwohner weg. Die zweyte hier gewöhnliche Krankheit iſt das Sardoniſche Lachen, welches von dem Genuſſe des Ranunculi ſcelerati, der hier haufig in den Sümpfen wächſt, entſtehen ſoll [r]). Nachahmungswürdig iſt bey den Sardiniern die Gewohnheit, jungen unverheuratheten Leuten kein Bette zu erlauben, ſondern ſie müſſen auf harten Brettern oder Strohmatten ſchlafen [s]). Der oben angeführten Seuche wegen iſt Sardinien nicht bevölkert. Denn ob es wohl 140 engliſche Meilen lang und an die 75 breit iſt, ſo zählt man doch nicht viel über 250000 Seelen.

r) Cartheuſer de morbis endemiis. Francof. ad Viadr. 1771. p. 60.

s) Neue Quartalſchrift, aus den neueſten Reiſebeſchreibungen gezogen. 1787. 1 Stück.

Von Corſika.

Dieſe Inſel hat viele hohe Berge, zwiſchen welchen flache Thäler, niedrige Gegenden und Moräſte, mit ſchädlichen Pflanzen angefüllt, befindlich ſind. Die meiſten Corſen wohnen auf hohen Bergen, wo ſie eine geſunde Luft einathmen, und daher ganz daran gewöhnt ſind. Deſto mehr ſind ſie, wie Abbe Gaudin †) berichtet, gegen die Thäler und Ebenen eingenommen. Nun iſt auch nicht zu läugnen, daſs dieſe Gegenden gegenwärtig ſehr ungeſund ſind, weil ſie eines Theils zu viele ſtehende Waſſer haben; dann aber auch deshalb, weil ihnen die hohen Berge zu nahe ſind, von welchen die Sonnenhitze verſtärkt zurückprallt. Die Dünſte können aus der erſten Urſache nicht gehörig emporſteigen, und bleiben in der Tiefe ſtill ſtehen, wo ſie wie ſtockendes Waſſer verderben, und dadurch der Geſundheit ſehr nachtheilig werden. Hierzu kömmt noch, daſs ſie ſich gleich nach Sonnen Untergang verdicken, und des Nachts, ſelbſt mitten im heiſsen Sommer, eine durchdringende Kälte verurſachen. Daher ſchreibt der Corſe alle Krankheiten dem Reifen in ſolchen niedrigen Gegenden zu; und dieſes iſt eben nicht ſehr zu bewundern. Denn da er an eine reine Bergluft gewöhnt iſt, ſo iſt er weit weniger als jeder andere geſchickt, in einer ſolchen dicken Luft zu arbeiten, und ſich den brennenden Sonnenſtrahlen blos zu ſtellen. Es entſtehen aus der Veränderung ſolcher entgegengeſetzten Climaten allerhand Krankheiten. Gaudin giebt den

†) Neueſte Reiſen durch Corſika, Leipzig 1788.

den Rath: man sollte, nach vorhergegangener Abwässerung, in denen Gegenden, die die wenigsten Moräste haben, Colonien anlegen, damit sich die Menschen nach und nach an die Luft gewöhnen möchten: man habe, sagt er, nicht an dem guten Ausgange zu zweifeln, weil diese Oerter ehemals bewohnt gewesen.

Von dem in Corsika üblich seyn sollenden Todtentanz, nach Ableben eines Mannes, kann man Unzer *u*) nachlesen.

Das vor einigen Jahren gegen die Würmer in Gebrauch gekommene Helminthochorton ist hier zuerst versucht worden, und häufig zu haben. Uebrigens enthält diese Insel, wenn man auf den Flächeninhalt siehet, weit mehr Menschen als das grösere Sardinien, woraus Lind *v*) für ihre gesunde Beschaffenheit eine günstige Folge zieht.

u) Der Arzt 5. B. S. 29.

v) A. a. O. S. 34.

Von Sicilien und Malta.

Plinius nennt dieſe Inſel Roms Speiſekammer, welches ſie auch ehemals, ihres äuſserſt fruchtbaren Bodens wegen, der hundertfältige Früchte bringen ſoll, würklich war und noch ſeyn könnte, wenn nicht die jetzt lebende Nation, die Urſache mag davon ſeyn, welche ſie wolle, in Muthloſigkeit und Unthätigkeit verſunken wäre. Da liegt z. B. die herrliche Gegend von Girgenti, in deſſen Nachbarſchaft man noch einige Ueberbleibſel von einem Tempel des Aesculaps findet *), anjetzt faſt ganz öde. Vergeblich würde aber auch der Landmann, bey jetziger Regierungsverfaſſung, ſeinen Fleiſs anſtrengen, und ſich auf eine reiche Erndte, die wohl nicht leicht fehl ſchlägt, freuen, da ihm ſein Ueberfluſs von keinem Nutzen iſt. Hat er Korn mehr als er braucht, ſo kann und darf ers nicht verkaufen; er füttert alſo damit ſeine Schweine. Gewiſs Sicilien iſt nicht mehr jene herrliche Provinz, die es ehemals war, und man möchte faſt ſagen, daſs es wörtlich eingetroffen ſey, was ihm Roms erſter Redner prophezeiet hat: daſs es nemlich, ohne Ackerbau, in ein Nichts verfallen würde. Indeſs erhält doch, trotz alles Widerſtrebens der jetzigen Nation, die Natur ihre Rechte geltend, und locket durch mannigfaltige Reitze fremde Reiſende, die über die Schönheit des Landes in ein lautes Staunen gerathen; und die mit allen Rednerfarben die herrliche Natur nicht ausdrücken können,

*) Neue Sammlung von Reiſen, 6ter Theil. Hamburg 1784.

nen; hierher. Ich nenne nur einen Brydone und einen Riedesel.

Nirgends kann die Natur mannigfaltiger und würksamer seyn, als in Sicilien. Hier sieht man Kornfelder; dort Olivenwälder; hier Weinberge; dort Weiden oder Felder mit indianischen Feigen, Citronen, Pomeranzen und andern edlen Früchten besetzt; so ist z. B. die ganze Gegend zwischen Girgenti und Syrakus beschaffen y). — Andere Oerter sind öder, bergigter, und offenbar volkanischen Ursprungs. — Bald tritt man hier auf fruchtbare Erde, dort auf Lava, wieder anderwärts auf Trümmern der alten römischen Pracht.

Die Natur, welche in den nördlichen Gegenden Europens den langen Winter über in ihrer Arbeit eine Pause macht, scheint hier fast gar nicht zu ruhen. Schon im Jenner treibt der Weinstock; die Gärten prangen von Blumen, und nicht selten schüttelt man jetzt schon Mandeln. — In Sicilien gerathen jene edlen Früchte, als Pomeranzen und Citronen, vortrefflich; und Messina allein schickt jährlich von den ersten 2000, und von den letztern 6000 Kisten voll weg. — Auch dem sicilianischen Berghonig, der so klar wie Bernstein ist, und den die alten Römer von dem Berge Hyble, der mitten in Sicilien liegt, holten, muss jeder andere weichen. — Da hingegen ist die sicilianische Manna nicht so gut, als die calabrische.

Die gröfste Merkwürdigkeit dieser Insel ist der Berg Aetna, der auf das Clima von Sicilien von je

y) Swinburnes Reise durch beyde Sicilien. Man sehe den 7ten Band der neuen Sammlung der besten Reisebeschr. Berlin 1791.

her durch zerstörende Erdbeben, durch Verbreitung schädlicher Dünste, und durch giftige Ströhme, die aus ihm entspringen, und welche durch schädliche, fast pestilenzialische Ausdünstungen die Luft vergiften, einen grosen Einflus gehabt hat, und ihn noch jetzt hat. Viele herrliche Wasserquellen sind dadurch, weil sich Salzwasser mit dem süsen vermischt hat, unbrauchbar geworden. Hieraus haben sich mehreremale sehr bösartige Fieber erzeugt, und man versichert, selbst die Pest sey hier mehr als einmal gewesen. Eine davon hat sich zu den Zeiten des Empedocles zugetragen, und soll von ihm auf folgende Weise gehoben worden seyn; er bemerkte nemlich, dais die Krankheit durch einen Südwind, der durch eine Oeffnung von gewissen Bergen kam, unterhalten würde, worauf er diese Oeffnung verstopfen liefs, und damit hörte diese Plage auf z). Andere, wie z. B. Adolphi, sagen: die Krankheit sey aus den bösen Ausdünstungen eines sich langsam bewegenden Flusses entstanden, und Empedocles habe einen schnell fliesenden Flus in ihn hinein geleitet, worauf ebenfalls die Seuche ihr Ende genommen. Vielleicht hat der kluge Mann beydes veranstalten lassen, weil beydes nöthig war; und gewis würde er im Jahre 1743, wenn er noch im Leben gewesen wäre, das bey Messina angelandete, und mit Pest-Stoff behaftete Schiff, mit seiner geladenen Wolle, sogleich, wie auch die Aerzte von Messina riethen, haben verbrennen lassen, wodurch 43000 Menschen, die jetzt ein Opfer der Seuche wur-

z) Guy's litterarische Reisen durch Griechenland. Leipzig 17

wurden, am Leben wären erhalten worden [a]). Oft bläſst aus Afrika ein verſengender Wind, den man den Sirocko nennt, und der ſo ſengend, trocken und heiſs iſt, daſs die Menſchen mit ausgeſtreckter Zunge Luft ſchöpfen müſſen. Man ſchätzt ſeine Hitze auf 112 Gr. Fahrenh [b]). Schwangere befinden ſich um dieſe Zeit vorzüglich in Gefahr, und ſie pflegen ſich daher, nach Brydone, nach niedrigern Gegenden zu begeben. — Zur Winterzeit [c]) bläſst zuweilen ein ſcharfer Oſtwind, der eine Empfindung von Kälte macht; da er aber nur wenig Tage anzuhalten pflegt, ſo iſt auch die Dauer des Winters ſehr kurz. — Daher kömmt in einem Lande, wie dieſes iſt, alles früh zur Reife. Man erndtet ſchon, wie Riedeſel ſagt, im May, und die Weiber ſind ſchon im 30ſten Jahre Groſsmütter, und die Monatszeit höret ſchon im 37ſten bey ihnen auf. — An gutem Trinkwaſſer leidet mancher Ort Mangel; hin und wieder, beſonders in der Nähe des Vulkans, iſt es ganz ſchwefelicht und ſtinkend. Von dieſem Mangel des guten Waſſers, von den ſchlechten Nahrungsmitteln, deren ſich die Einwohner bedienen, und beſonders von der Unreinlichkeit muſs man die Krätze, welche an vielen Orten, beſonders zu Terranova, ſehr gemein iſt, herleiten. — Eben ſo ſchädlich bezeigen ſich an andern Orten die ſtehenden Waſſer und die Moräſte. Syrakus [cc]) iſt daher im Sommer, eines nahen Sumpfs wegen, ungeſund, wel-

 ches

a) Hallers Tagebuch der mediciniſchen Litteratur 1. B. S. 141.

b) Zöllner und Lange wöchentliche Unterhalt. über die Erde und ihre Bewohner. Berl. 1786.

c) Swinburn a. a. O. *cc*) Swinburn a. a. O.

ches auch von Lentini gilt, dem der Landsee Liveri und die benachbarte mit Moräſten und Teichen bedekte Gegend ſchädliche Dünſte zuſchickt. Da, wo nun dergleichen ſchädliche Ausdünſtungen nicht ſind, iſt die Luft rein und heiter.

Was die Nahrungsmittel der Sicilianer anbetrift; ſo ſind ſie eben nicht die geſundeſten. Sie lieben ſehr den nach Theer ſchmeckenden Caviar, die Thunfiſche und das eingeſalzene Schweinefleiſch. Das Land, ohne welches ehemals Rom nicht beſtehen konnte, weil es ihm Brod und andere Lebensmittel lieferte, ernährt jetzt nur kümmerlich ſein eignes Volk. Denn da lebt jetzt der meiſte Haufe von den eben genannten Seeprodukten, die ſie einſalzen, und wovon ſie das übrig gebliebene in kleine Gruben werfen, wo es verfault und die Luft anſteckt [d]). Bey dieſer ſchlechten Koſt ſehen die Menſchen ungeſund aus, haben eine bleiche Geſichtsfarbe, und werden häufig von Fiebern befallen, wogegen ſie nichts gebrauchen, und aufs höchſte etwa ein Dampfbad auf den liparifchen Inſeln beſuchen. — Einige begeben ſich auch nach den ohnweit der Stadt Sciacca gelegenen Mineralquellen, deren fünfe an der Zahl ſind, und wovon diejenige am meiſten beſucht wird, deren Waſſer nicht allein heiſs, ſondern auch mit vielem Schwefel geſättiget iſt. — Die meiſten Kranken, ſo ſich hier einfinden, leiden an Ausſchlägen, Scorbut, Lähmung, beſonders aber an Augenzufällen, die hier von der brennenden Hitze

d) Kleine Reiſen, Lektüre für Reiſe-Dilettanten, 3. B. Berlin 1786.

tze und von ſcharfen Winden oft verurſachet werden. — Kein Volk kann, dem Körper und der Seele nach, reitzbarer als dieſes ſeyn [e]), und ihre Nerven werden durch jeden neuen Gegenſtand ſtark bewegt, ſo wie ſie auch von einer Leidenſchaft immer zur andern fortgeriſſen werden. Ueberfällt ſie einmal Furcht und Schrecken, ſo ſind ſie wegen lebhafter Einbildungskraft, wegen Vorurtheil und Aberglauben, in dem ſie verſunken ſind, ganz auſſer ſich. — So bilden ſie ſich z. B. ein, daſs ein Menſch, der nur durch den Anblick eines tollen Hundes erſchrecket worden, alle die Zufälle leiden könne, als wenn er würklich wäre gebiſſen worden. Gemeiniglich fühlen ſie auch ſchon auf der Stelle alle bange Schmerzen, ſo damit gepaart zu ſeyn pflegen, und da hilft ihnen nichts beſſers, als eine gute Doſis Dillena, welches eine Art ſpaniſcher Fliegen iſt.

Um übrigens von ihren Curarten eine Probe zu geben, will ich nur, um viele andere abgeſchmackte Dinge zu verſchweigen, allein ihr Verfahren bey Brüchen erzählen. — Man errichtet zuweilen zu Ehren des heiligen Sebaſtian, Schutzpatrons von Meſſina, eine hohe Bühne in dieſer Stadt: nun trägt man die Kinder, die mit Brüchen befallen ſind, auf den Schultern ſchaarenweiſe und in Proceſſion durch die Straſsen von Meſſina, und bringt ſie endlich in dieſer Stellung auf die Bühne ſelbſt, wo man ſie dem heiligen Wunderthäter, nicht ohne groſsen Schrecken und Angſt, die die Kinder auszuſtehen haben, vorſtellt. Wenn nun dadurch, welches eine gewöhnliche Fol-

e) Swinburn a. a. O.

ge des Schreckens iſt, der Hodenſack zuſammengezogen wird, und die Geſchwulſt kleiner geworden iſt; ſo glaubt das einfältige Volk, der Heilige ſey daran ſchuld. — Sonſt bedienen ſich doch die Sicilianer einiger guten Vorkehrungen, um bey der äuſserſt trocknen und heiſsen Luft die Geſundheit zu erhalten. Zu Palermo begieſset man daher zu dieſer Zeit täglich die Straſsen mit Waſſer, und überall in Sicilien macht man von dem Eiſe, womit man das lauwarme Waſſer, ſo nicht zu trinken ſeyn würde, anfriſchet, einen ſehr nützlichen und der Geſundheit ſehr wohlthätigen Gebrauch, weil dadurch die gar zu ſtarke Ausdünſtung gehoben und der Körper geſtärkt wird. Weil aber das Waſſer dadurch einen hohen Grad der Kälte erhält; ſo empfiehlt Cleghorn, der dem Eiswaſſer übrigens ſehr das Wort redet, den Ungewohnten groſse Vorſicht an, weil er davon nicht ſelten groſsen Nachtheil hat entſtehen ſehen.

Seltſam iſt das Verfahren, welches man zu Syrakus bey Kindbetterinnen, wenn ſich bey ihnen die Reinigung der Geburt geſtopft hat, anwendet. Alsdenn füllet man einen Sack, der 2 Fuſs lang und 8 Zoll im Durchſchnitt hat, mit Schnee an, legt ſolchen der auf Stroh liegenden kranken Frau auf die Gegend der Lenden, und dieſer bleibt ſo lange liegen, bis ſich das Geblüt wieder zeigt. Darauf wird ſie wieder in ihr Bette gebracht, aber der Blutfluſs wird noch immer mit Aufgieſsen von Waſſer, welches durch Schnee oder Eis noch kälter gemacht worden iſt, befördert. Man weiſs kein Beyſpiel, daſs eine Wöchnerinn, welche auf dieſe Weiſe behandelt worden, geſtorben ſey, wenn auch Blutſpeyen u. d. g. vorher-

hergegangen *f*). Man kann wohl nicht in Abrede ſeyn, daſs die künſtliche Kälte, in dieſem heiſsen Lande, nicht manches wieder gut machen müſſe, worin die Hitze ſonſt einen ſchädlichen Einfluſs hat. Es könnten wohl ſonſt viele Sicilianer nicht die ſtarken Laſtträger ſeyn, welches einige vorzugsweiſe von ihnen rühmen, und ſo gar behaupten, daſs ein teutſcher Rücken dagegen nichts vermöge *g*). Alles ſucht ſich hier nemlich durch Kälte abzuhärten, und man ſchläft ſo gar auf ſteinernen Bänken; — ich kann aber nicht verſichern, daſs es auch ohne Schaden geſchehe. — Der berühmte Pater de la Torre will bemerkt haben, daſs eine ungeſunde mit ſchwefelichten Dünſten angefüllte Luft, Einfluſs auf den moraliſchen Charakter der Menſchen habe, und daſs man da gemeiniglich böſe Menſchen finde, wo dieſe iſt: — dies fand Brydone zu Nikoloſi beſtätiget. — Aber eben hier fand Houel *h*) auch den Körper der Jungfern und Weiber auf eine beſondere Art verſtümmelt. Sie hatten ſich nemlich der einen Bruſt beraubt, und ſtanden feſt in der Meynung, daſs die Milch einer Bruſt beſſer als zweyer ſey. Houel ſagt: dieſe Weiber geben keinen Gründen, die man gegen ihre Verſtümmelung vorbringt, Gehör, und noch weniger können ſie durch die nachtheiligen Folgen, die ſie oft davon empfinden, gewitzt werden. — Tarantelſpinnen findet man in Sicilien oft, aber keinen Tarantismum. — Cartheuſer. — Zu Palermo gehen

f) Fritze mediciniſche Annalen, Leipz. 1781. p. 337.

g) Briefe eines reiſenden Franzoſen, 2 Theil.

h) Kleine Reiſen, Lektüre u. ſ. w. 5ter B. 1788.

faſt alle junge Herren mit Brillen auf den Straſſen. — Die Weiber gebähren hier ſehr leicht. — Der Arzt iſt in Sicilien, in jeder Stadt, allezeit derjenige, nach welchem man ſich, ſeiner Kenntniſſe wegen, zuerſt erkundiget. — Man fürchtet ſich in Sicilien ſo ſehr für Mangel an Schnee, als für Kornmangel. — Huel. — An Arzeneywaaren liefert Sicilien die Meerzwiebel, den Fenchel, das Opoponax, den Tragacanth und die ſpaniſchen Fliegen, die man auf verſchiedenen Bäumen des Aetnaberges findet. —

Auch die Inſel Malta, welche von allen bewohnten Ländern auf jeder Quadratmeile die meiſten Einwohner ernährt, und darin ſelbſt Italien und Holland übertrift *i*), ſoll der vorigen an Schönheit nichts nachgeben, und an Geſundheit noch übertreffen. Man behauptet, daſs, ſeitdem der heilige Paulus die Schlange ins Feuer geworfen, keine Spur von irgend einem giftigen Thiere hier mehr gefunden werde. Da hier aber die Sonnenhitze oft groſs iſt, ſo hat man oft den Sonnenſtich, und ſo gar den Tetanus, wie Turnbull *k*) meldet, zu leiden. Noch ein anderes ſchlimmes Uebel ſind Augenentzündungen, die von dem häufigen feinen Staube und Sande herrühren, die der Wind herumtreibt. In der Stadt Valetta macht der Staub dieſe Uebel ſehr gemein. Auch in Malta macht man vom Eiſe täglichen Gebrauch, und die Ruhr ſoll man ſo gar mit kaltem Waſſer

i) M. ſ. Gothaiſchen Hof-Calender vom J. 1790.

k) Osnabrückſche wöchentliche Anzeigen v. J. 1771.

Waſſer curiren *l*). — Zu Malta *m*) giebts ein Peſthaus, in welchem die aus der Türkey kommende und mit guten Päſſen verſehene Mannſchaft 18 Tage lang Quarantaine halten muſs; da hergegen die Verdächtigen nicht unter 89 Tagen los kommen. —

Von Italien.

Ein Land von ſo ausgedehnter Breite und Gröſse, wie Italien, welches faſt ganz, einer Inſel gleich, von zwey Meeren umgeben, durch unüberſteigliche Alpen von benachbarten Ländern getrennet, durch die hohen Appenninen ſelbſt zerſchnitten; welches mit Ebenen, Niedrigungen, Moräſten und giftigen Grotten verſehen, und in dem ein merkwürdiger Feuerſpeyender Berg vorhanden iſt; ein Land, welches häufige ſo wohl politiſche als phyſiſche Revolutionen erlebt hat; welches nach verſchiedenen Grundſätzen regieret, und von ganz verſchiedenen Winden beſtrichen wird; ein Land endlich, in dem Armuth und Reichthum oft nahe beyſammen wohnen, muſs nothwendig mehr als einerley Beſchaffenheit und Clima haben, und die Einflüſſe dieſer benannten Verſchiedenheiten auf den thieriſchen Körper, können nicht immer von einerley Art ſeyn. Die mehr

l) Der Arzt, eine mediciniſche Wochenſchrift. Leipz. 1769, 3ter B. S. 519.

m) I. Howards Nachrichten von den vorzüglichen Kranken- und Peſthäuſern in Europa. Leipzig 1791.

mehr nördlich gelegenen Länder, als z. B. die Lombardey ſind, dieſer ihrer nördlichen Breite wegen, und weil ſie die Nachbarſchaft hoher Gebürge haben, weit gemäſsigter, als die Gegenden um Neapel. Die an der See grenzenden Oerter, fühlen die Hitze weniger, als die Land einwerts liegen. Die Betriebſamkeit der Einwohner iſt nicht überall gleich groſs, und man ſiehet, wenigſtens im Kirchenſtaate, ausgeſtreckte Länder, wo kein Pflug den Acker bricht, da hergegen Indüſtrie in andern herrſcht. — An Flüſſen, Brunnen, ſo wohl heiſsen als kalten, und Quellwaſſer iſt hier zwar kein Mangel; aber nicht jedes Waſſer iſt der Geſundheit gleich zuträglich. Der Po-Fluſs z. B. bewegt ſich nur langſam, und daher ſoll, nach dem Lancifius, ſein Waſſer ungeſund ſeyn: die Menſchen, welche davon trinken, ſollen bleich ausſehen. Auch das Tiber-Waſſer, ob es gleich Septalius [n]) rühmt, wird doch erſt alsdenn trinkbar, wenn es ſeinen Sandſtoff abgeſetzt hat. Die vielen Sümpfe, Grotten und künſtlichen Bewäſſerungen zum Reiſsbau; die daraus und andern Urſachen entſtehenden giftigen Ausdünſtungen und Moräſte und das Niederfällen vieler Waldungen, haben Italiens Clima ebenfalls merklich nach und nach verändert, ſo daſs man dieſes Land nicht ſo ganz mehr, nach Strabo's Sinn, geſund nennen kann. Roms Gegend z. B., und zum Theil Rom ſelbſt, haben, in dieſem Betracht, viel gelitten. Das heutige Rom, welches auf den Ruinen des alten ſteht, liegt, nach Addiſon, um 15 Fuſs höher, als das ehemalige, woraus man leicht abnehmen kann, daſs die politiſche Revo-

n) Commentarius in librum Hippocratis de aëre, aquis et locis.

Revolution auch hier eine phyſiſche müſſe zur Folge gehabt haben. —

Eben ſo ſteht es mit Salerno. Dieſe Stadt war noch zur Zeit der Salernitaniſchen Schule ein geſunder Ort, da es hergegen jetzt daſelbſt vom Ende des Iunius bis zum October hinein, wenn die aus den Moräſten aufſteigenden Dünſte, welche man Cattiva Aria nennt, regieren, ſo gefährlich iſt, daſs man es kaum wagen darf, nur eine Nacht hier zuzubringen. Mit Calabrien ſiehet es ſeit dem zerſtörenden Erdbeben nichts beſſer aus. Ja man will verſichern, daſs Italien überhaupt, ſeitdem man die nach Norden gelegenen und zur Vormauer dienenden, und ehemals mit Holz bewachſenen hohen Berge, ihres Holzes beraubt hat, kälter geworden ſey [o]). Dieſem ohnerachtet ernährt doch Italien auf ſeinen 5625 Quadratmeilen eine erſtaunliche Menge Menſchen, welche man auf 14 Millionen anſchlägt. Urſachen dieſer Fruchtbarkeit ſind in deſſen ſanftem und fruchtbarem Clima zu ſuchen. Auch tragen die groſse Mäſsigkeit, welche die Italiener in Speiſen und Getränken beobachten; die Enthaltung von hitzigem Getränke; der haufige Genuſs der Pflanzenartigen Körper, und der ſeltene der Fleiſchſpeiſen; der ſparſame Gebrauch der warmen Getränke; das gute Waſſer; der herrliche Wein, und endlich die vielen milden Stiftungen an Hoſpitälern, Findelhäuſern und ſicheren Zufluchtsörtern für Perſonen, welche auſser der Ehe geſchwächet worden ſind [p]), vieles hierzu bey. Nichts fehlt

o) Teutſcher Merkur v. J. 1775. 2tes Quartal p. 232.

p) Am a. g. O.

fehlt dieſem herrlichen Lande mehr, als daſs ſich hier der richterliche Arm nicht ſo, wie in Teutſchland, geltend machen, und den vielen Mordthaten, die jeden Tag vorfallen, ſteuren kann. Selbſt das königliche Anſehen vermag darin nichts. Zu Salerno, ſagt Herr Bartels *q*), geſchehen jährlich wenigſtens 500 Entleibungen. Dies aber kömmt dem nicht bey, was der berühmte und ſehr verdiente Franke *r*) berichtet, welcher uns verſichert, daſs ehemals zu Brescia jährlich 1200, durch den Dolchſtich, wären ermordet worden. Auch Archenholz *s*) thut dieſer Verwüſtung Erwähnung, und er verſichert, daſs man zu Neapel und andern Orten im Spital einen eignen Dolchſtichſaal habe, wohin diejenigen, welche nicht auf der Stelle getödtet worden, hingebracht und gepflegt werden. — Dieſe Handlungen geſchehen faſt öffentlich unter den Augen der Polizey. Aber weit ſchrecklicher noch iſt die Giftmiſcherey dieſer Nation, welche, wie Zimmermann *t*) ſagt, nur deshalb die Teutſchen für Dummköpfe ſchilt, weil wir keine andere Gifte, als nur ſolche, die ſich durch äuſsere Kennzeichen zu erkennen geben, zu bereiten wiſſen. Das kräftigſte, flüchtigſte und ſuperlative Gift der Italiener hat einem alten Weibe, Toffana genannt, welches Keiſsler *u*) in Neapolis ſahe, ſeine Erfindung und ſeinen Namen zu danken. Dieſes Ungeheuer, ein kleines altes Weib,

q) Briefe über Calabrien und Sicilien 1787.
r) Mediziniſche Polizey, 4. B. 1788. p. 471.
s) Litteratur und Völkerk.
t) Vom Nationalſtolze, Zürich 1768. p. 72.
u) Keiſslers Reiſen, Hannover 1780.

Weib, fand dennoch, ob es gleich über 100 Männer mit ſeinem Gifte aus der Welt geſchafft hatte, eine geiſtliche Freyſtadt, von woher es kein weltlicher Arm holen und zur Strafe ziehen konnte. Seit dieſer Zeit nimmt in Italien ein Glas mit Aqua Toffana auf der Toilette der Damen eine Stelle ein, und niemand als nur die Eigenthümerinn derſelben kennt dies Gift, welches ſo hell und klar wie Waſſer ausſiehet, und wovon fünf bis ſechs Tropfen ſchon eine tödtliche Entkräftung bewürken können. Anfangs ſind die Würkungen von ſo geringer Erheblichkeit, daſs ſelbſt der Arzt keinen Verdacht auf Vergiftung wirft. Nach und nach nehmen aber Mattigkeit, Ueberdruſs und Eckel über Hand; die edlen Theile verlieren ihre Schnellkraft; alles erſchlaffet; die Lungen ſchmachten. Nun fehlt nichts mehr, als ein Zufall, welcher dem Leben ein Ende macht. Auf dieſe Weiſe führet man einen Menſchen, nach Gutbefinden, Monate oder Jahre lang zum Ziele *x*). Auf dieſe Weiſe ſoll auch 1767. eine franzöſiſche Prinzeſſinn hingerichtet worden ſeyn, und man zweifelt nicht daran, daſs nicht ſelbſt Pabſt Ganganelli dadurch ſeinen Tod gefunden habe. Wenigſtens waren bey ihm, nach dem Tode, die gewöhnlichen Kennzeichen der Vergiftung, welche in einer Ablöſung der Glieder beſtehen, vorhanden. Der zu Rathe gezogene Arzt hat faſt nichts als Schwitzen empfohlen, und man hat den Pabſt, ſelbſt zur heiſeſten Jahreszeit, im Pelz gehüllet, geſehen *y*). — So ſehr auch die Polizey die

x) Gagliani im 12ten Bande der Chronologen, p. 132.
y) Archenholz England und Italien. Leipz. 1785.

die Verfertigung dieſes Gifts verboten hat, ſo fehlts dennoch nie an Laboranten und Käufern. —

Was den Charakter und das Temperament der Italiener anbetrift, ſo lehrt die Erfahrung, daſs ſie die gemächliche Lebensart allen übrigen vorziehen. Daher giebts allein im Königreiche Neapolis, nach Büſchings *) Angabe, 91192 Perſonen geiſtlichen Standes: — daher ſchämt ſich, nach Brydone, ein italieniſcher Edelmann keiner Sache mehr, als des Gebrauchs ſeiner Füſſe. — Der Lüderlichkeit ſind ſie auch ſehr ergeben, und es giebt, nach Süſsmilchs Angabe, allein in Rom 600 öffentliche Huren uud 8552 Geiſtliche, welche vielleicht nicht viel beſſer ſind. —

Die Italiener ſind jähzornig; haben einen hagern Körper, keinen athletiſchen; ihre Farbe iſt braungelb; ſie haben groſse Verſtandeskräfte, und noch gröſsere Anlage zur Tonkunſt. Es ſcheint, daſs die Hitze des Clima's, und der Genuſs der Gewürze, der hitzigen Weine und des ſchwarzen Fleiſches ſie zum Zorn diſponire a). Daher fallen die meiſten Mordthaten zu der Zeit vor, wenn die Hitze am gröſsten iſt. Auch hat, zu andern Zeiten, der bekannte Sirocko-Wind, welcher aus Afrika herüber wehet, und welcher beſonders zu Neapolis oft empfunden wird, der auch Aehnlichkeiten mit dem bekannten Samiel hat, auf den Gemüthscharakter der Italiener, ſeiner alle Schnellkraft raubenden und Muthloſigkeit einflöſsenden Eigenſchaft

*) Wöchentliche Nachrichten vom J. 1783.

a) M. ſ. Waikard und Flögel.

ſchaft wegen, einen groſsen Einfluſs. — Ein Liebhaber, ſagt Brydone, fliehet alsdenn ſeine Geliebte. Aus obigem gehet auch hervor, warum die Italiener an ſchwarzgalligten Uebeln; an Milzverſtopfungen und Hämorrhoiden, die aber auch von den harten Satteln, deren ſie ſich bedienen, und welche anſteckend *b*) ſeyn ſollen, herrühren, oft und viel leiden *c*). Das Caſtriren iſt vielleicht mehr eine Folge der Gewinnſucht, als der Grauſamkeit.

Wenn man dem Plinius glauben darf, ſo haben die alten Römer viele Jahrhunderte, ohne Aerzte zugebracht; beſonders war Porcius Cato gegen die griechiſche Arzeneykunde ſehr eingenommen: es iſt aber eine aus der Geſchichte der Medicin nur zu bekannte Sache, daſs ſich die Umſtände ſeit Asclepiades Zeiten ſehr geändert haben. Anfangs war man nur für ſanfte Mittel: — man ſchickte z. B. die Patienten nach Egypten, und insbeſondere ſchickte Galenus ſeine Schwindſüchtigen nach Alexandrien, wo er ſtudirt hatte. Man hielt ferner viel vom Waſchen, Baden, Salben und Reiben. Ihre Bäder waren zwar meiſt warm: indeſs führte doch auch Charmis die kalten Bäder ein, und Plinius *d*) berichtet uns von ihm, daſs er alte Greiſe im Teiche habe zur Winterszeit baden laſſen, welche für Kälte faſt erſtarret wären. Da aber den warmen Bädern die Römer meiſt den Vorzug gaben, ſo fand man dazu vor-

b) Richteri Opuſcula, Tom. II. p. 392.

c) Fr. Hoffmann l. c.

d) Plinius H. N. L. xxix. C. v.

vorzüglich in den Bajiſchen Bädern Gelegenheit, und jenes: nullus in orbe locusBaiis praelucet amoenis, mag von ihrer vortreflichen und anmuthigen Lage einen Beweis abgeben: aber ſie waren auch ſehr heilſam, und noch lange nachher benahmen ſie der Salernitaniſchen Schule allen Verdienſt. — Dieſe Aerzte fanden daher, im 13ten Jahrhundert, für gut, aus gewinnſüchtigen Abſichten, die Bäder zu zerſtören e) Sie hatten aber doch keinen Vortheil von ihrer Bosheit. Denn da ſie ſich bey Nacht und Nebel wieder, nach verübter That, zu Waſſer von dannen machten; ſo überfiel ſie ein Sturm, worin ſie alle umkamen. Es ſind nicht allein Reſte von dieſen Bädern vorhanden, ſondern es iſt auch noch ein groſser Theil von dem Bade da, was vom Nero ſeinen Namen führte, ob gleich das mehrſte von Schutt bedeckt iſt. Das Neroniſche Bad beſtand, wie noch jetzt zu ſehen iſt, aus fünf Wannen. Oberhalb dieſer Bäder befanden ſich die Badſtuben des Nero ſelbſt, die einen Theil der berühmten Schwitzbäder von Tritolo ausmachten, worin ſich eine Menge für allerhand Kranke eingerichtete Zimmer befanden. Es gab hier ſo viele Statüen, als Krankheiten, die durch dieſe Bäder geheilt werden konnten, und eine jede derſelben zeigte durch Sinnbilder das einer jeden Krankheit angemeſſene Bad an. Die hier noch zum Theil vorhandenen Schwitzbäder ſind unterirdiſche Gänge, wovon einer über 300 Schritte lang iſt. Der oben angeführte Verfaſſer der Reiſen

e) Biörnſtähl l. c. vergl. Reiſen durch die Schweitz und Italien in den Jahren 1769 — 1778. im 6ten u. 7ten Theil der neuen Hamburger Sammlung von Reiſen, S. 43.

ſen durch die Schweitz und Italien bemerkte an ſich, als er kaum 20 Schritte gethan hatte, daſs er von dem darin ſchwebenden Dunſt in einen ſtarken Schweiſs verſetzt wurde. Die daſelbſt befindlichen Waſſer, aus welchen der Dunſt empor ſteigt, waren ſo heiſs, daſs Eyer ſo gleich hart wurden. In der Mitte fand er eine Gallerie, worin ein Zimmer befindlich iſt, in dem ſechs Perſonen gerade ſtehen können. Hierhin begeben ſich noch jetzt mit Gicht befallene Patienten. Die ſtärkſten Perſonen können es aber nicht über eine Viertel Stunde darin aushalten. Es iſt ſehr zu bedauren, daſs die zerſtörende Hand der Zeit von dieſen herrlichen Denkmälern, beſonders von den Statüen, nicht mehr übrig gelaſſen, weil dieſe zur Berichtigung vieler Begriffe der Alten nicht wenig beytragen würden, ſo wie man in Rom auf dem Capitol noch eine Statüe vorzeigt, welche ein Kind wie eine Mumie eingewickelt, vorſtellt, woraus abzuſehen iſt, daſs die alten Römer ihre Kinder ebenfalls in Windeln eingeſchlagen und feſt gewickelt gehabt *f*). Von der berühmten Schlangengrotte, von den aquis Apollinaribus u. a. kann man Labat *g*) nachſehen. Bäder von ganz anderer Art, als die jetzt benannten, gebrauchte die Poppäa des Nero, welche ſich 300 Eſelinnen hielt, um in deren Milch ſich zu baden *h*). Von den heutigen Bädern wird unten geredet werden. —

f) Smollets Reiſen durch Frankreich und Italien. Leipz. 1767.

g) Berliner Sammlung der Reiſen, 5. B. S. 32.

h) Keiſsler l. c.

Jetzt wollen wir die einzelnen Provinzen Italiens kürzlich beſchauen. Savoyen, Piemont und die ganze Lombardey ſind in ſo weit geſunde Länder, daſs man hier von der Cattiva Aria nichts weiſs: dennoch findet man hier wenig alte Menſchen, die Marrons ausgenommen. —

In Savoyen, deſſen bergigte Beſchaffenheit unten bey der Schweitz näher beſchrieben werden ſoll, ernährt ſich eine groſse Anzahl Menſchen kümmerlich davon, daſs ſie Reiſende über die hohen und ſteilen Gebürge Cenis von Laneburg bis Novaleſe in Senften tragen, welches eine höchſt beſchwerliche und gefährliche Arbeit iſt, indem ſie, den Gemſen gleich, die Felſen hinauf klettern müſſen, ohne ausruhen zu können. Man ſollte hievon, und weil ſie nur, wie Sauſſüre ſagt, Haberbrod genieſsen, Engbrüſtigkeit, Blutſpeyen oder Schwindſucht vermuthen: aber davon wiſſen ſie nichts; vielmehr erreichen viele von dieſen Marrons ein Alter von 80 Jahren [i]), und ſind nach Büſching [k]) von fröhlichem Gemüthe. Krüppel und ungeſtaltete Menſchen findet man aber hier häufig. Durchgängig iſt das Land fruchtbar, und doch leben die meiſten Einwohner in groſser Dürftigkeit, und haben an vielen Orten kein anderes als Haber- oder Buchweitzen-Brod. Daher iſt ihre Geſichtsfarbe, wie Meiners [l]) meldet, Zigeunermäſsig; ihre Haut lederhaft; Geſichte und Hände entfleiſcht; ihr Blick ſo dumm, wie bey den Feuerländern. Zu bewundern iſt dies

i) Keiſsler a. a. O.

k) Erdbeſchreibung.

l) Meiners Briefe über die Schweitz, Berlin 1788.]

dies nicht; denn man gebe nur auf den Druck, den viele Einwohner in dieſem Lande von ihren Obern auszuſtehen haben, Acht. Da muſs z. B. in einer gewiſſen Gegend jedermann, der ohne Erben ſtirbt, ſein ganzes Vermögen dem Kloſter Ripaille, nach ſeinem Tode überlaſſen. Dies Verfahren flöſset eine ſolche Muthloſigkeit ein, daſs an vielen Orten die herrlichen Reben, ohne aller Beyhülfe, wild auf der Erde herumliegen.

Keine Krankheit iſt in dieſer Gegend gemeiner, als der Kropf, welchen man vom Berge Cenis bis weit ins Land hinein, in groſser Anzahl und von auſserordentlicher Gröſse, antrift: von Chamouny bis Geneve aber, nach Biörnſtähl, ſelten. In Piemont, einem ſonſt geſunden Lande, giebts auch der Kröpfigten eine groſse Anzahl, beſonders zu Aoſta, wo das Uebel ſo gar an Hunden und Pferden bemerkt wird [m]). Daſs dieſes Uebel ſchon in den älteſten Zeiten, in dieſen und angrenzenden Gegenden, vorhanden geweſen, lehrt uns Juvenal, wenn er ſagt: quis tumidum guttur in Alpibus miratur? — Aus Mais wird hier Brod gebacken, wobey ſich aber das Volk nicht zum beſten befindet. Ehemals war der Reiſsbau hier verboten: jetzt ſcheint man ſich daran nicht mehr zu kehren, daher entſtehen hier im Herbſte, nach eingefallenem heiſsen Wetter, oft aus den böſen Ausdünſtungen der Reiſsfelder, allerhand Fieber [n]). Die Luft in Turin iſt, der vielen Nebel und Dünſte wegen, welche im Herbſt und

m) Keiſsler a. a. O.

n) Abt Richards natürliche Geſchichte der Luft. 2ter Theil. Frankf. u. Leipz. 1773.

Winter aus dem Po-Fluſs aufſteigen, trübe und dunkel, und zu dieſer Zeit auch ungeſund *o*). Im Sommer iſt es hier aber beſſer, jedoch iſts heiſs: — nach Nollet ſteigt hier das Thermometer des Reaumür auf 20 Grade *p*). In Turin wird auf der einen Seite für Geſundheit und Reinlichkeit groſse Sorge getragen, welche man aber wieder auf der andern gänzlich verſäumt. Man hat z. B. ſehr ſchöne Waſſerleitungen aus der Doire angelegt; man hat verboten, todte Seidenwürmer in den Stadtgraben zu werfen, ſondern man will, daſs ſie alle beym Pharus ins Meer geworfen werden ſollen; man zählt hier ferner fünf ſchöne Hoſpitäler, von denen das von St. Johannes das anſehnlichſte iſt, indem ein jeder Kranke ein mit Vorhängen verſehenes Bette, welche in Kreutzgängen weit genug von einander ſtehen, beſitzt. Dieſes Gebäude ſtreitet mit dem ſchönſten in ganz Italien, indem deſſen Fronte 180 Schritte beträgt; an Pracht könnte es die Façade eines fürſtlichen Schloſſes ausmachen; dazu hat es 10000 Piſtolen Einkünfte. — Mit allem dieſen ſtimmt aber die üble Gewohnheit ſehr ſchlecht, daſs man todte Katzen und Unflath in die Brunnen wirft, und daſs man, ſelbſt bey Epidemien, drey bis vier Leichen, einen ganzen Tag, zur Parade, unbedeckt in den Kirchen ſtehen läſst *q*).

Der übrige Theil der Lombardey iſt eben nicht die geſundeſte Gegend. So kann z. B. Mailand keinesweges auf groſse Geſundheit, ſeiner böſen

o) Keiſsler a. a. O.

p) Memoires de l'Academie royale. Paris 1739.

q) Keiſsler a. a. O.

böſen Ausdünſtungen wegen, welche aus den häufigen Reiſsfeldern entſtehen, Anſprüche machen. Die Menſchen leiden hier viel an Kopfſchmerzen, Schwindel und Flüſſen. Wenige erreichen, unter den Landleuten, ein hohes Alter; viele ſterben ſchon im 40ſten an der Waſſerſucht *r*). In Mailand ſelbſt giebts ein Peſthaus, worin 360 Kammern befindlich ſind, die aber ledig ſtehen; unter demſelben flieſset ein ſchneller Canal, welcher von groſsem Nutzen ſeyn kann. Tortona, Novara, ſind ebenfalls, des Reiſsbaues wegen, den Zimmermannſchen *s*) Nachrichten zufolge, ungeſunde Gegenden. Pavia iſt beſſer, aber die Hitze iſt groſs, ſelbſt des Nachts ſtehet das Reaumürſche Thermometer auf 23 Gr., wenn es bey Tage auf 25 geſtanden hat *t*). Auch Montferat gehört unter die geſunden Oerter. —

Was die Stadt Como *u*) anbetrift; ſo liegt ſie hart an den 50 italieniſche Meilen im Umfang habenden Comerſee, mitten zwiſchen einigen Bergen. — Der See tritt in den Sommermonaten aus ſeinen Ufern, und füllt die Gräben und Plänen an: auch der Coſia, der durch die Vorſtadt läuft, ſetzt Como zuweilen unter Waſſer, und verunreiniget die Brunnen. Wenn dieſe ausgetretenen Waſſer faulen, ſo erregen ſie einen häſslichen Geſtank, worauf epidemiſche Fieber, wie im Jahr

r) Adolphi l. c.

s) Von den Erfahr. in der Arzeneygelahrtheit u. ſ. w.

t) Franke med. Polizey, 4ter Band. S. 143.

u) Antonio della Porta della Salubrita del Clima di Como. Pavia 1790. m. ſ. die A. Litterat. Zeit. v. J. 1790.

1762, zu erfolgen pflegen. Dennoch hält Della Porta dieſe Stadt für ſehr geſund; er ſagt: Como habe kein faules ſtehendes Waſſer; keine ſchwefelichte Ausdünſtungen, und ſey auch ſo feucht nicht, als man wohl von ſeiner Lage vermuthen ſolle. Hieran ſeyen die Winde ſchuld, die beſtändig von den Bergwänden zurück ins Thal geworfen würden, woraus eine Art von Wirbelwind entſtehe, der die überflüſsigen Dünſte wegführet, und ſo das Thal austrocknet. — Alle Morgen blaſe vom See her ein mit den erquickendſten Ausdünſtungen der Gewächſe angefüllter ſanfter Wind, den man Tivano nennt: gegen Mittag erhebe ſich ein gegenſeitiger Wind, der Breva heiſst. Nach dieſem Verfaſſer ſind hier die Frühlinge kühl, und die Sommer weniger heiſs, als in andern Gegenden der Lombardey: — die Regen ſind hier unbeſtimmt, aber häufig. Unter den Winden herrſche hier der trockne Nord- und Oſtwind am häufigſten, und dieſen Winden habe man es zu verdanken, daſs die Einwohner von Como ſo muthig, geiſtreich und geſund ſeyn. Der Sirockowind komme hier gar nicht hin. — Es giebt endlich zu Como nicht wenig alte Leute. Denn unter 13981 Seelen zählte man 275, die 70 Jahr, 46, die 80 Jahr, und einen, der 100 Jahre erreicht hatte. —

Die ehemals in der Lombardey vorhandenen ſchlecht beſtellten und gefährlichen Heerſtraſsen gaben ſonſt zu allerhand Unglücksfällen Gelegenheit; ſeitdem man aber die Wege mit Ernſt gebeſſert, ſind die Spitäler nicht mehr ſo angefüllet *). — Die Pelagra iſt eine der Lombardey beſonders

*) Franke a. a. O. p. 54.

ſonders eigne Krankheit, welche hauptſächlich unter den Landleuten gefunden wird. Sie fängt, wie Zanetti *y*) berichtet, mit einer Mattigkeit und Hinfälligkeit an. Die Haut auf dem Rücken der Hände und Füſse wird wie eryſipelatoes und hernach etwas blau gelb, worauf ſie ſich abſchuppt. Im Winter verſchwindet der Ausſchlag *z*), und im folgenden Jahre kömmt er wieder; die Haut wird runzelicht und gleichſam ſchwielicht, ja zerplatzt endlich. Tritt der Zunder zurück, ſo verbinden ſich eine Menge Nervenzufälle damit; es entſteht ein Brechen, Durchfall, Roſe, Unvermögen der untern Gliedmaſsen, Ausmergelung, Melancholie, Manie, und endlich der Tod. Eine offenbare Urſache weiſs man davon nicht anzugeben, man vermuthet aber, daſs ein geheimer Fehler in der Luft, und der Genuſs vieler mehlichter Sachen daran ſchuld ſey.

In dem Mantuaniſchen, wo vieler Reiſs gebauet wird, ſtehen die Felder lange unter Waſſer, und wenn man es endlich ablaufen läſst, ſo bleibts in Gruben ſtehen, worin es verdirbt; die Luft iſt ſo inficirt, daſs Reiſende ſelten ohne Fieber dieſe Gegend paſſiren *a*). Beſonders herrſcht hier ein Fieber aus dem Geſchlecht der Lipyrien, welches mit demjenigen Fieber, ſo in Rom Male d'Aria heiſst, überein kömmt *b*). Auch die Bruſtwaſſerſucht iſt, wegen Feuchtigkeit der Luft, hier gemein.

y) Murrays med. pr. Bibliothek, 3 B. S. 604.

z) Janſon de Pelagra. m. ſ. Litteratur Zeit. vom J. 1788. Oct. M.

a) Reiſen durch die Schweitz a. a. O.

b) Hallers Tagebuch der mediciniſchen Litteratur 1. B. S. 132.

mein [c]). Im Jahre 1766 ward die ganze Stadt Mantua, durch einen ausgetretenen See, mit einem aufserordentlichen Schlamme angefüllet; da man nun die Austrocknung bey einer heifsen Jahreszeit vornahm, so wurden die mehreften Einwohner von einer sehr böfen Epidemie heimgesucht [d]). Nicht viel beffer als Mantua ift Ferrara, wo es viele Moraste giebt [e]). Das Venetianische Gebiet ift den vorigen weit vorzuziehen. Verona z. B. ift gefund; nur litt es im Jahre 1766 vom Austreten des Adige-Fluffes, welcher einen fumpfigen Satz zurückliefs, ebenfalls viel [f]). Padua ift ebenfalls gefund, nur ift es fehr verfallen; die Kunft eines Palladio ift verloren, und die Einwohner find bleich und abgezehrt [g]). Venedig felbft, ob es gleich mitten im adriatifchen Meere liegt, ift dennoch gefund; wenigftens legt ihm Ludewig Teffti [h]), welcher daffelbft 20 Jahre practicirt hat, diefes Lob bey, worin ihm auch der berühmte Ramazini [i]) beypflichtet. Diefe Männer leugnen zwar die feuchte Befchaffenheit der Luft nicht; aber fie fagen: die aus der See ausfteigenden fauren Dünfte reinigten die Luft, Kopfwunden würden leicht curirt, wie auch Geschwü-

c) Adolphi de aëre, aquis et locis. Lipf. 1725.

d) Franke a. a. O. 3. B.

e) Abt Binos Reifen durch Italien und Egypten. Bresl. 1788.

f) Franke a. a. O.

g) Archenholz a. a. O.

h) Halleri Bibliotheca practica Tom. IV.

i) Von den Krankh. der Künftler, durch Ackermann. Stendal 1783.

ſchwüre an den Beinen; es gebe in Venedig keine einzige einheimiſche Krankheit; die Hypochondrie ſey hier ſeltner, als auf dem feſten Lande; ja die, ſo mit dieſer Krankheit befallen ſind, werden, wenn ſie ſich nach Venedig begeben, davon befreyet; man wiſſe hier ferner nicht einmal etwas von Herbſtfiebern, welche doch in den benachbarten, auf dem feſten Lande liegenden Oertern nicht ungewöhnlich ſeyen. Es komme alles darauf an, ſagt Teſti, daſs man nur verhindere, daſs ſich das ſüſse und ſalzige Waſſer nicht mit einander vermiſche; denn, wenn dies geſchieht, ſo entſteht eine ſehr bösartige Fäulung, welches ſich zu Mazerbo, einem nicht weit von Venedig gelegenen Orte, zugetragen hat: ſo bald man aber die Vermiſchung weiter verhinderte, ſo haben auch alle ſchlimme Folgen daſelbſt gleich aufgehört. Man ſpart daher in Venedig in dieſem Punkte keine Koſten, und man belohnt diejenigen reichlich, welche zur Abwendung ſolcher Plagen ihren Fleiſs anwenden, wovon man ein Beyſpiel an dem Oberſten Lorgne geſehen hat, welcher von dem Senat zu Venedig mit dem Adelsbrief beſchenkt wurde, nachdem er die Stadt Adria von einem ſchädlichen Moraſt befreyet hatte *k*). Aber, um wieder auf Venedig ſelbſt zu kommen, ſo erhärtet Teſti ſeine Behauptung ferner mit der Erfahrung, indem man hier viele 80 und 90jährige Greiſe habe; auch ſeyen dieſe Sümpfe gar nicht ungeſund, und ſelbſt Fleiſch werde in ihren Ausdünſtungen vor Fäulung bewahret, gerade ſo, wie Alexander dies auch beobachtet haben will. Venedig iſt von Verona und Neapolis gerade das Gegen-

k) Franke a. a. O. 3. B.

Gegentheil; denn in dem Grade, da es in den letzten Oertern trocken iſt, iſt es im erſtern feucht. Man hat daher bemerkt, daſs Leute, welche in Venedig am Aſthma leiden, curirt werden, wenn ſie ſich nach Neapolis oder Verona begeben; ſo bald ſie aber wieder zurück kommen, ſo fallen ſie wieder zurück. Aber auch umgekehrt, iſt Venedig für Neapolitaniſche und Veroneſiſche, mit Dampf geplagte Leute nützlich; denn in der trocknen Luft von Verona können es Schwindſüchtige gar nicht lange aushalten *l*).

Auch andere, die gleichwohl den Geſtank von Venedig kennen *m*), rühmen dennoch deſſen Geſundheit, und berufen ſich auf die geringe Mortalität, wovon man beym berühmten Schlötzer *n*) einige nähere Nachrichten findet; ſo wurden z. B. hier im Jahre 1778, 5168 gebohren, und es ſtarben nur 5034. Nicht ſo ganz vortheilhaft urtheilet Adolphi *o*) von Venedig; auch Fried. Hoffmann *p*) ſagt: daſs die Hamorrhoiden hier vom Miſsbrauch des ſüſsen Weins häufig entſtünden, und endlich Zimmermann *q*) glaubt den Grund, warum die Gelbſucht hier ſo oft vorkomme, in den übeln Ausdünſtungen der Canäle zu finden. Daſs es hier endlich nicht an Krankheiten fehle, beweiſen die 140 Aerzte, welche man in Venedig zählt.

l) Mich. Angelus Andrioli in Halleri Bibl. pr. T. IV.

m) Archenholz a. a. O.

n) Staatsanzeigen St. 3.

o) l. c.

p) A. a. O.

q) A. a. O.

zählt *r*). — Das Peſthaus zu Venedig iſt ſehr geräumig und groſs, aber die Zimmer fand Howard *s*), der ſelbſt Quarantaine hieſelbſt halten muſste, abſchreckend ſchmutzig, ſo daſs er darin nicht eher dauren konnte, bis er die Wände, mit ungelöſchtem Kalk in heiſsem Waſſer aufgelöſet, hatte weiſſen laſſen. Nach dem Peſtreglement ſollte hier eigentlich jedes aus der Türkey kommende Schiff, es mag mit einem Geſundheitspaſs verſehen ſeyn oder nicht, 40 Tage lang Quarantaine halten: allein hierbey fallen zuweilen Menſchlichkeiten vor. — Die Unterſuchung und Lüftung derjenigen Waaren, die leicht Peſtſtoff annehmen, als z. B. Baumwolle, geſchieht hier etwas anders, als an andern Orten. Man bringt die Ballen aus dem Schiffe, öffnet eine Nath, und 20 Tage lang müſſen gewiſſe dazu beſtellte Leute die entblöſten Aerme täglich eine Zeitlang an verſchiedene Stellen in die Baumwolle hinein ſtecken. Nach 20 Tagen öffnet man eine andere Nath, und man behandelt die Ballen eben ſo; hierauf nähet man ſie zu und giebt ſie frey.

Von den Herzogthümern Parma, Piazenza und Modena weiſs ich nichts erheblichers anzuführen, als daſs ſie viel Petroleum liefern *t*).

Genua hat nicht allein ein Peſthaus *u*), ſondern auch ein Hoſpital, das an die 1000 Kranke enthält, die aber nur von vier Aerzten bedient werden. — Domeier *v*) fand hier die Anſtalten über-

r) Schlözers Briefwechſel Heft 58.
s) A. a. O.
t) Sande und Hahnemann a. a. O.
u) Howard a. a. O.
v) Hannöverſches Magazin v. J. 1790. St. 48.

überaus elend. — Die Gänge und der Boden in den Zimmern waren mit Koth, Stroh, Urin, verschütteten Getränken und Arzeneyen fast bedeckt: Leichen sahe er 36 Stunden lang in den Gängen stehen, und fast überall war der Gestank eines Schindangers. — Die Sterblichkeit war daher auch verhältnifsmäfsig sehr grofs; denn es waren im Jahre 1788 allein in diesem Hospital 600 Menschen gestorben. — Die Patienten erhalten fast keine andere Speise, als Minestra, d. i. gekochten Reifs, und Fleisch dazu, welches sie, wegen Abgang der Messer und Gabeln, mit den Zähnen zerreifsen müssen. — Gemüse werden ihnen fast gar nicht gereicht. — Unter den Patienten gab's damals, als Domeier diese Anstalt besuchte, 12 Leproese. — Ueber das Verfahren der dortigen Aerzte ist er mit Grunde, wenn sich die Sache so verhält, wie er uns berichtet, sehr aufgebracht. — Die Besuche, die die Aerzte bey den Kranken anstellen, sind überaus flüchtig, und in einer Viertelstunde ist alles abgethan. — Die jungen Candidaten werden daher fast mehr im Laufen als Curiren unterrichtet. — Versuche mit neuen Arzeneymitteln oder verbesserten Curarten werden fast gar nicht angestellt; sondern es mufs alles beym Alten bleiben. Arzeneymittel geben sie auch den Kranken selten, sondern nur gemeiniglich Pane. — Eben so schlecht sieht es mit der Universität zu Genua aus, wo weder Botanik, noch Clinik gelesen wird. — Indefs mufs man hoffen, dafs Herr Olivari, der vor einigen Jahren nach Pavia geschickt wurde, um unter unserm vortreflichen Landsmann, dem Herrn Franke, das Clinicum zu studieren, die Sachen in einen bessern Gang bringen werde. — Uebrigens hat Genua ei-

ne

ne sehr feine und gesunde Luft, aber sie schickt sich gar nicht für Schwindsüchtige, welche hier bald sterben *x*). So wohl nach Genua, als auch nach Nizza reisen, der lieblichen und gesunden Luft wegen, viele Fremde, besonders Engländer, um ihre verlorne Gesundheit wieder herzustellen. Jedoch ist Nizza, in dieser Absicht, der berühmteste Ort. Smollet *y*), welcher sich aus dieser Ursache auch hier hin begeben hatte, und welcher auch hier grosse Erleichterung fand, rühmt diese ganze Gegend. Er macht erst eine sehr reitzende Beschreibung von dessen Clima und Boden, welcher das ganze Jahr durch Blumen und Früchte liefert, so dass man selbst im Winter keinen Mangel an frischen Gemüsen, als z. B. an Erbsen, Spargel u. s. w. leidet. Der Himmel ist ferner fast das ganze Jahr durch heiter und klar; Wind und Regen sind selten, weil die Wolken von den benachbarten Alpen angezogen werden. Die Luft ist sehr trocken und rein; hier hat sie alle ihre Elasticität. Daher muss sie Personen von schwachen Nerven, besonders solchen, welche erschlaffte Fasern haben, sehr zuträglich seyn. Auch dient diese Luft, wie Smollet erfahren hat, solchen schwindsüchtigen Menschen, bey denen das Athemholen, der Verschleimung wegen, beschwerlich wird, zur Cur. Ein Herr, der mit heftigen Nervenzufallen und Brustschmerzen war geplagt worden, fand hier Besserung. Der Vater des Wirths, bey dem Smollet wohnte, hatte in Frankreich, Spanien und Italien an schwindsüchtigen Zufallen viel gelitten; als er aber nach Nizza kam, fand er Erleichterung, und erreichte das 70ste Jahr. Smollet,

x) Quarin animadversiones practicae etc. Viennae 1786.

y) Reise durch Frankreich und Italien. Leipzig 1761.

let, der ſelbſt ſchwindſüchtig war, und ehemals bey jeder Witterungs-Veränderung einen Catarrh ausſtehen muſste, verlor hier ſein ſchleichendes Fieber, und von Verkältungen wuſste er nicht viel. Er ſchreibt dieſes nicht allein der trocknen und ſalzigen Luft zu, ſondern auch den wenigen Abwechſelungen derſelben. Selbſt des Nachts, weil gar kein Thau fällt, iſt man für Verkältung ſicher. Von Nebel weiſs man hier nichts; die Hitze iſt auch nicht übermäſsig groſs, weil im Sommer die Luft täglich durch einen Seewind aus Morgen abgekühlt wird, welcher erſt gegen Abend um 6 oder 7 Uhr, da ſich ein kühler Landwind einſtellt, aufhört. So verhält es ſich zwar gewöhnlich: indeſs hat man auch hier zuweilen veränderliche Witterung; Regen, groſse Hitze, und die Winter ſelbſt ſind nicht allezeit die angenehmſten. Sollte jemand, ſagt Smollet, bemerken, daſs ihm z. B. die Hitze zu beſchwerlich ſey, ſo begebe er ſich nach Roccabruna im Fürſtenthum Monaco, welches, da es zwiſchen Bergen liegt, beſtändig eine kühle und gemäſsigte Luft genieſst.

So ſehr auch Luft und Boden allhier wetteifern, um ihre Bewohner recht glücklich zu machen, ſo wenig wiſſen doch die Landeseinwohner davon Gebrauch zu ziehen, weil ſie bey ihrem alten Herkommen ſteif verbleiben, und jenen Minorkanern gleich ſind, welche deshalb keine Obſtbäume einimpfen wollten, weil es der liebe Gott nicht gethan, und es auch daher aus religiöſer Andächteley unterlieſsen. Die Einwohner von Nizza beſitzen ein Land, welches nicht allein im Winter Roſen trägt, ſondern hier kann man auch alles bauen, was man nur will, beſonders gerathen Wei-

zen

zen und Oliven ſehr gut; allein der ſorgloſe Landmann beſchneidet ſo wenig ſeine Olivenbäume, daſs er ſie vielmehr wild umkommen läſst; noch weniger bekümmert er ſich um die Cultur anderer Früchte; ſeine Hauptnahrung ſind ſchlechte Saubohnen, welche er ſo gar roh aus der Taſche iſset, und als Almoſen den Bettlern austheilet. Daher lebt er kümmerlich z), und kann ſich nur ſelten an ſeiner Polenta erfreuen. Smollet ſagt: ich kenne einen Bauer, der ſeinen Kindern die Haut von gekochten Knochen giebt: überhaupt, fügt er hinzu, leben anderwärts die Schweine beſſer, als hier Menſchenkinder. Dies iſt alſo die Urſache, daſs hier in der geſundeſten Weltgegend die gemeinen Menſchen hager, dürr und halb nackt ausſehen; ihre Geſichtsfarbe iſt nicht braungelb, ſondern ſo ſchwarz, wie bey den Mohren, wobey ſie zugleich weiſse Zähne haben; ſie haben vielen Anſatz zum Scorbut, und die meiſten ſterben am Marasmus. Da ferner auf Reinlichkeit wenig gehalten wird, die Straſsen enge, und die Hauſer, welche ſelten gelüftet werden, niedrig ſind, ſo iſt der Winteraufenthalt hier eben nicht der beſte.

Einige der bisher abgehandelten Länder gehörten ehemals zu Gallia transalpina. Von dieſen Völkern behauptet Strabo a), daſs ſie nichts mehr, als einen vorhängenden Bauch und Fettigkeit verabſcheuet hätten; ein jeder Jüngling muſste

z) Sulzers Anmerkung auf einer Reiſe. Bern und Winterthur 1780.

a) Strabonis Geographia cum notis Caſauboni. Amſtelod. 1707.

te daher das Maafs ſeines Bauchs, welcher mit einem Gürtel gemeſſen wurde, genau halten, und er wurde zur Strafe gezogen, wenn ſein Bauch das Maafs übertraf.

Ich komme zur Republik Lucca, von der ich blos anmerke, daſs auch Herr Domeier hier keine Arzeneyen in dem dortigen Hoſpital vor den Betten der Kranken angetroffen habe, ſondern daſs ſie ſich ebenfalls mit Pane begnügen muſsten. Zwiſchen Lucca und Florenz liegen die Bäder del Monte Catino, die aber im Auslande nicht ſo berühmt als die Piſaniſchen ſind, und doch werden auch dieſe nicht häufig beſucht [b]; deſto mehr wird aber das dem Selteſerwaſſer ſehr ähnliche, und das ebenfalls zu Piſa hervorkömmt, auswärts verſchickt.

In dem Herzogthum Toskana iſt Piſa der geſundeſte Ort, wohin auch oft Fremde, der geſunden Luft wegen, kommen. Dieſe Beſchaffenheit hat aber Piſa erſt ſeit der Zeit erhalten, da man die Sümpfe auf obrigkeitlichen Befehl ausgetrocknet hat. Ehemals erreichten, nach dem Berichte des Lancifius, wenige Einwohner 50 Jahre. Jetzt giebts dort nicht wenig Alte. Florenz iſt aber doch, der vielen Dünſte wegen, die hier herrſchen, nicht ſo gut [c]. Auch iſt der Wiederſchein der Sonne hier oft ſehr unerträglich; dies ſoll die Urſache von den vielen blödſichtigen Perſonen ſeyn, womit Florenz überhäuft iſt; daher man die Florentiner Orbi zu nennen pflegt [d]. Der Schlagfluſs mag auch

b) Domeier a. a. O.

c) Richard a. a. O.

d) Franke a. a. O. 3. B.

auch daher ſehr oft ſeinen Urſprung nehmen, wie die fallende Sucht, wogegen man das Brennen anwendet *e*); dieſen fügt Erndtel *f*) noch die Petechien hinzu. Eine nachahmungswürdige Einrichtung in Florenz iſt die, daſs eine jede ſtillende Mutter mit einem ſogenannten Arcuccio, welches eine kleine bretterne, mit Ausſchnitten an den Seiten, und mit Reifen, welche darüber geſpannt ſind, verſehene Wiege iſt, worin das Kind weder vom Druck einer ſchlafenden Mutter etwas leiden, noch im Bette erſtickt werden kann, verſehen ſeyn muſs. Die Einſchnitte dienen dazu, um dem Kinde ungehindert die Bruſt reichen zu können *g*). Ueber die vielen ſchönen Menſchengeſtalten, die man zu Florenz antrift, war Herr Domeier ganz entzückt; bald ſollte man glauben, ſagt er, daſs die mediceiſche Venus ſelbſt Mutter von allen Florentinerinnen geweſen ſey. Man glaubt, (denn dieſes Phänomen muſs doch ſeine Urſache haben) daſs der Anblick ſo vieler nackten und meiſterhaft gemachten Statüen, deren Anzahl ſich in Florenz an die 150 beläuft, wovon jede alle Schönheiten des Körpers dem Auge auf einmal darſtellt von je her alle Ausartung der körperlichen Vollkommenheit verhindert habe.

Was das Hoſpital Santa Maria nuova anbetrift, welches für 1200 Kranke eingerichtet iſt, und dem 13 Aerzte bedient ſind, ſo fand Do-

e) Fried. Hoffmann a. a. O.

f) Erndtel Warſavia phyſice illuſtrata. Dresdae 1730.

g) Krünitz ökonomiſche Encyclopädie, 2. Band. S. 387.

meier hier alles reinlich. Unter den Kranken ſah er viele Schwindſüchtige; viele, ſo an alten Beingeſchwüren und dem Krebs krank lagen; endlich auch hier viele, die durch einen Dolchſtich waren verwundet worden. Ueber die Allgemeinheit der Venusſeuche muſste er aber erſtaunen; denn wenn ſich Kranke im Hoſpital anmeldeten, ſo wurden ſie nicht gefragt, ob ſie veneriſch ſeyn? ſondern wie oft ſie es geweſen? Hier iſt aber das Queckſilber ganz verſchryen und wird nicht gebraucht, ſondern man braucht hauptſachlich Dekokte; in Geſchwüren wendet man auch keine Salben und Pflaſter an.

Livorno liefert ebenfalls einige Merkwürdigkeiten, als z. B. eine Todtenkammer, in welcher jede Leiche wenigſtens 24 Stunden muſs geſtanden haben, ehe ſie beerdiget werden darf; zwey Lazarethe, eins für Männer, das andere für Weiber, und endlich jene fürtreffliche Anſtalt, die für die praktiſche Anatomie getroffen worden iſt, vermöge welcher jeder Körper, in dem man etwas verdächtiges oder merkwürdiges zu entdecken glaubt, geöffnet werden muſs, ohne daſs dies jemand verhindern könnte. — Wie fürtrefflich ſind nicht Leopolds Einrichtungen!

Ueber alle Maaſse ungeſund iſt die Gegend von Siena bis Orbitello, weil es hier viele Moräſte, ungeſunde Winde und ſchädliche Ausdünſtungen giebt *b*). Es ſind ſelbſt die höher gelegenen Oerter nicht alle davon ausgenommen, beſonders leiden ſie alsdenn, wenn der Südoſt- und Südwind wehet, welche aus den Moräſten und Ufern der See

b) Neue Sammlung von Reiſen. Hamburg 1784. 6ter Theil.

See die ſchädlichen Dünſte herbey führen. Die Luft iſt hier gemeiniglich voller ſalzigen, fauligten und ſchwefelartigen Subſtanzen, welche aus der Erde, dem Meere, den verfaulten thieriſchen und pflanzenartigen Körpern, aus den ſtinkenden ſchwefelartigen Quellen zu Pari, Civitello u. a. O. m. ferner aus dem häufigen Schierling, welcher hier gefunden wird, in die Höhe ſteigen. Da ferner die Berge in einigen Gegenden, wie zu Savona, den freyen Eingang des Nordwinds verſperren, und das Land nur den Mittagswinden ausgeſetzt iſt, ſo wird deſſen ungeſunde Beſchaffenheit dadurch noch mehr vermehrt. Die hier gewöhnlichen Krankheiten *i*) fangen nach dem Junius an, und dauren bis in Herbſt hinein. Anfangs ſind es Tertianfieber, welche nachher von fauligter Art werden. Es giebt zwar hier hin und wieder geſunde Oerter mit unter; aber deren ſind wenige. Selbſt die Eingebohrnen können es an den ſchlimmen nicht lange aushalten. Verſetzt man neue Colonien hierhin; ſo geht es damit nicht gut. Die Römer haben es zu ihrem Schaden verſucht; ihre Colonien wurden Opfer der giftigen Luft. In den neuern Zeiten, als Kaiſer Franz von Lothringen etwas ähnliches unternehmen wollte, fiel die Sache nicht beſſer aus. — Mit der ungeſunden Luft vereinigen ſich noch mehrere Umſtände, als Unreinlichkeit, ſchlechte Nahrung der Einwohner, Verabſäumung dienlicher Waſſerleitungen u. a. m., wovon in dem unten angeführten Buche *k*) ein mehreres nachzuſehen iſt. Von allen iſt Orbitello der geſundeſte Ort.

i) A. a. O.

k) A. a. O. S. 360.

In Anſehung des Ackerbaues iſt der Kirchenſtaat von allen der ſchlechteſte *l*), weil hier theils Mangel an Bauren iſt, und der Weiden zu viel ſind: aber auch in Anſehung der Geſundheit iſt es nicht die beſte Gegend, und es ſehen die Einwohner auf dem Lande miſsfärbig aus *m*), woran die Pontiniſchen Sümpfe, welche ſich von Terracine bis Nettune erſtrecken, welches eine Entfernung von 5 bis 60 italieniſchen Meilen iſt *n*), ſchuld ſind. Ihre Breite iſt nicht anſehnlich und überſteigt kaum 10 Meilen. Beym Oſt- und Weſtwinde ſteigen daraus die Dünſte am meiſten in die Höhe, und verbreiten ſich auf die umliegende Gegend; der Nordwind kann nicht frey hinzu kommen, weil dieſem eine Kette Berge entgegen ſteht. Obgleich dieſe Gegend fruchtbar iſt, ſo ſind doch deſſen ſchädliche Auswürkungen längſt zu bekannt, als daſs man nicht ſchon oft einen Verſuch gemacht hätte, durch dienliche Abwäſſerungen dieſelbe zu verbeſſern. Der jetzige Pabſt Pius der 6te hat ſchon deshalb unermeſsliche Summen verwendet, und Bartels *o*) verſichert, daſs mit der Austrocknung der Sümpfe bereits ein guter Anfang gemacht worden ſey, und daſs nur zu deſſen Vollendung, welche er möglich hält, Zeit, Geld und Beharrlichkeit erfordert werden. Zur Winterszeit ſind dieſe Sümpfe, wie Lanciſius *p*) berichtet, faſt ganz unſchädlich; auch verurſachen ſie

l) Der Teutſche Merkur v. J. 1775. 2tes Vierteljahr.

m) Samml. d. R. 6ter B.

n) Richard a. a. O.

o) A. a. O.

p) De noxiis paludum effluviis. Venet. 1739.

ſie nachher, ſo lange die Sonne nur blos Waſſertheile in die Höhe hebt, keine ſchädliche Würkung; ſo bald aber dieſe verſchwunden, und durch die vermehrte Sonnenhitze die verdorbenen fauligten und ſchwefelartigen Subſtanzen gleichſam in die Höhe ſublimirt werden, oder ſo bald ſich die eigentliche Sumpfluft erzeugt, welches mit dem Anfang des Julius zu geſchehen pflegt; ſo ſtellen ſich hier zuerſt Tertianfieber ein, die mit der Zeit in anhaltende ausarten; gegen das Herbſtäquinoktium aber nehmen ſie eine faſt peſtilenzialiſche Natur an. — Bey Tage geſchieht die Anſteckung nicht ſo leicht, als bey Nacht im Schlafe, zumal wenn man des Nachts auf der Reiſe iſt; alsdenn überfällt einem, wie Moſely q) ſagt, ein Schauder und Froſt. Auſser den Fieberkrankheiten kommen in dieſer ungeſunden Gegend auch Waſſerſucht und Scorbut häufig vor. Von hier verbreitet ſich das Gift nach allen Gegenden: es iſt aber leicht einzuſehen, daſs die in dieſer Nachbarſchaft gelegenen Oerter am meiſten auszuſtehen haben. Kommen Fremde in die Gegend, ſo hängts nur vom Winde ab, ob ſie mit einem Fieber befallen werden, oder nicht. Lanciſius r) hat uns hiervon ein merkwürdiges Beyſpiel gelaſſen. Es nahmen einmal, ſagt er, 30 Menſchen einen Spatziergang nach dem Ausfluſs der Tiber vor: als nun der Wind von den Moräſten kam, ſo wurden unmittelbar 29 von einem kalten Fieber befallen. Rom ſelbſt leidet oft von dieſen Sümpfen, aber nur alsdonn, wenn der ſchädliche Si-

q) Abhandlung von den Krankheiten zwiſchen den Wendecirkeln. Nürnberg 1790. S. 37.

r) l. c.

rockowind die Dünſte hierhin bringt. Dieſes trägt ſich heutiges Tages öfter als ehemals zu, beſonders ſeitdem der gewinnſüchtige Pabſt Gregorius der 13te, aus niedrigem Eigennutz, die nach dieſer Gegend gelegenen Wälder, welche zum Schutz dienten, hat aushauen laſſen *). Führt aber dieſer Wind keine trübe und nebelichte Dünſte mit ſich, dann iſt er auch für ſich, in Rom, nicht ſchädlich. Aus dem Vorhergeſagten gehet alſo hervor, daſs Roms Clima ſich verändert habe. Ehemals verhinderten die am mittäglichen Meere gelegenen Wälder, daſs keine böſen Ausdünſtungen von den Pontiniſchen Sümpfen in die Stadt gebracht werden konnten, auch war die umliegende Gegend dieſer Stadt geſund; man hatte hier wenig Sümpfe; von Irrlichtern wuſste man nichts; man nahm ſo gar bey einer entſtandenen Seuche ſeine Zuflucht zu Oertern, welche an der See liegen. Anjetzt hat ſich in dieſem Stücke vieles geändert. Man hat viele Sümpfe und Irrlichter um Rom; die Klöſter, welche an den ehemaligen Zufluchtsörtern angelegt ſind, werden im Sommer von den Ordensbrüdern, aus Furcht, von einer Seuche ergriffen zu werden, verlaſſen; man beſucht ſelbſt die Paulus-Kirche alsdenn nicht, welche nur eine halbe Stunde von Rom liegt; die Waſſer in den Bächen ſtinken nicht allein ſelten wie ein Aas †), ſondern auch nach Oſtia, ohnweit Rom, ſchickt man Gefangene, weil man es für Strafe genug hält, einen Menſchen nach einem verpeſteten Ort zu ſchicken. Dies iſt nicht die ehemalige Beſchaffenheit

*) Lancifius l. c. m. ſ. a. Keiſsler a. a. O.

†) Biörnſtähl l. c.

fenheit der Weltbezwingenden Stadt gewesen. Nothwendig müssen sich daher grosse Veränderungen, die nicht alle bekannt sind, zugetragen haben. Denn dass es z. B. in vorigen Zeiten hier kälter gewesen sey, als jetzt, wissen wir nicht allein aus dem Galenus, welcher von vielem Schnee spricht, sondern auch aus der neunten Ode des ersten Buchs des Horaz, wo er vom Eis und Schnee auf dem Sorakte redet: aber Addison fand hier weder das eine, noch das andere *u*); auch hart muss der Winter seyn, wenn jetzt die Tiber zufrieren soll, welches doch ehemals keine ungewöhnliche Sache gewesen zu seyn scheint. Diese Verschlimmerungen der Constitution der Luft haben sich aber die Einwohner durch Sorglosigkeit und Nachlässigkeit mehr, als durch Naturrevolutionen, selbst zugezogen. Man sehe nur z. B. auf den grosen Aufwand, den die alten Römer auf ihre Wasserleitungen und auf ihre unterirdischen Gänge verwendet haben, um alle Unreinigkeiten aus der Stadt zu führen. Damals gabs Wasserleitungen von 30 bis 40 Meilen, die von Palästrina und von andern Orten nach Rom das Wasser bringen mussten, und welche, nach Frontins Angabe, täglich 800,000 Tonnen Wasser lieferten. Welch einen erstaunlichen Aufwand, um ein anderes Beyspiel zu geben, erforderten nicht die unter Tarquinius Priscus angefangenen unterirdischen Cloacke? Man denke nur an die Cloacam maximam, wovon, seit 2000 Jahren, die Ueberbleibsel noch vorhanden sind, die alle Menschen in Erstaunen setzen. So lange alle diese An-

u) Flögels Geschichte des menschlichen Verstandes. Breslau 1773. S. 100.

ſtalten im Gang erhalten wurden, wuſste man in Rom von Seuchen nicht viel; als ſich ſelbige aber während den Kriegen mit den Longobarden und Sarazenen verſtopften, und die Tiber oft aus ihren Ufern zu treten anfieng, ſo verbreitete ſich nach und nach ein Gift durch die ganze Stadt, wovon man Anfangs die Urſache nicht wuſste, die man aber leicht in dem faul gewordenen Waſſer, welches in den Kellern, in den eingefallenen Kanälen und Sümpfen ſtockte, hätte finden können. Nunmehro entſtanden Seuchen [v]), wodurch Rom nach und nach faſt ganz verwüſtet wurde. Unter Innocentio dem Dritten gabs hier wenig alte Leute mehr, und ſelten überlebte jemand das 40ſte Jahr. Am ſchlimmſten ſahe es aber unter Clemens dem Fünften aus, da die reichen Familien, der ungeſunden Luft wegen, faſt alle Rom verlieſsen. Leo der Zehnte ward dadurch der erſte Wiederherſteller dieſer geſunkenen Stadt, daſs er an den verfallenen unterirdiſchen Gängen wieder arbeiten, und die Stockungen wieder wegräumen lieſs. — Aber die folgenden Päbſte hatten für die Erhaltung der Cloaken nicht gleiche Aufmerkſamkeit; vielmehr kamen ſie wieder in Verfall, und damit kehrten auch die Seuchen wieder ein. — Endlich trat Joh. Maria Lancifius auf, dem es mehr zur Ehre gereicht, ein Retter der prachtvollen Stadt Roms als päbſtlicher Leibarzt geweſen zu ſeyn. Unterſtützt mit den Reichthümern des wohlthätigen Pabſtes Clemens XI. nahm er die Reinigung aller Cloacken und in den Kellern ſtehenden Waſſer vor. Die Sümpfe wurden ausgewaſchen und ausgetrocknet; die

v) Lancifius l. c.

die Tiber von ihrem Schlamme durch Mühlen gereiniget, und die Keller durch Handmühlen von ihrem Waſſer befreyet, worauf die Fieber, welche ſich jährlich einzuſtellen pflegten, aufhörten x) Was kann nicht ein kluger Mann thun? Im hellſten Lichte erſcheint er uns, wenn wir ihn mit dunkeln Zeiten vergleichen. Als unter der Regierung Claudii Marcelli und Valerii Flacci eine Seuche entſtand, beſchuldigte man zwar Anfangs die Luft, aber es war kein Lancifius da, welcher die Wahrheit hätte beweiſen, noch weniger den Grund dazu heben können; man verfiel daher auf Giftmiſcherey; man beſchuldigte eine groſse Anzahl ehrbarer Weiber, und man richtete nicht weniger als 370 Matronen unſchuldig hin y). Man könnte zwar heutiges Tages ein mehreres zur Reinigung der Luft, als würklich geſchiehet, hier anwenden: indeſs hat man doch einige nicht zu tadelnde Vorkehrungen deshalb getroffen; ſo hat z. B. der Pabſt Sixtus der V. einen auf der Nordſeite, 9 Meilen von Rom, gelegenen Wald, wodurch dieſem Winde der freye Eingang in die Hauptſtadt verſperret wurde, ausrotten laſſen, wodurch die Stadt geſunder geworden iſt z). So läſst man auch jenen nach Süden gelegenen Wald, den Gregorius der XIII. aushauen lieſs, wieder aufwachſen, und ſchont ſeiner ſorgfältig, weil er den Sirockowind abhalten kann: endlich hat auch Sixtus der V. die Waſſerleitungen von Paläſtrina wieder in Stand gebracht, und ſollte

x) Lancifius a. a. O.

y) Pauli Oroſii Hiſtor. Libr. 7. ex edit. Sigeberti Haverkamp. Leid. 1738. p. 165.

z) Keiſsler a. a. O.

ſollte es ſo gar den folgenden Päbſten mit der Austrocknung und Abwäſſerung der Pontiniſchen Sümpfe glücken, ſo könnte, bey verbeſſertem Ackerbau, Rom ein ganz geſunder Ort werden. Es werden jetzt daſelbſt ſchon viele Menſchen alt, und unter den Cardinälen zählt man viele graue Köpfe. Auch die Mortalität, welche aber von verſchiedenen nicht auf einerley Weiſe angegeben wird, iſt nicht ſo gar groſs. Süſsmilch [a]) nimmt eine von 24 an. Andere [b]) ſagen, daſs der 21ſte ſterbe. Im Hoſpital zum heil. Geiſt ſtirbt ſo gar einer von eilf [c]). Was die einheimiſchen Krankheiten Roms ſelbſt angehet; ſo führet Bagliv [d]) aus dem Petronius zwar folgende an: Schwere des Kopfs, Trägheit der Glieder und Hartleibigkeit. An allen dieſen Uebeln ſollen die vitriolartigen und alaunartigen Partikeln, womit das Trinkwaſſer geſchwängert iſt, und woraus ein träges, mit Schleimſtoff überhäuftes Blut entſtehet, ſchuld ſeyn. Lancifius [e]) aber verſichert, daſs die Waſſer in Rom, wenn ſie nur rein gehalten würden, ganz unſchuldig ſeyn. Denn nicht allein iſt das Brunn- und Quellwaſſer hier gut, ſondern auch das Waſſer aus der Tiber und den Waſſerleitungen ſind, unter obigen Umſtänden, unſchädlich, und können nicht jene vom Petronius angeführte Krankheiten erregen. Wenn aber dennoch dieſe oft vorkommen; ſo muſs man davon nicht ſo ſehr die Schuld dem Waſſer, als den häufigen

a) Göttliche Ordnung etc.

b) Todens Bibliothek 4 B.

c) Baldingers mediciniſches Journal 17 St. S. 67.

d) G. Baglivi Opera omnia. Antwerp. 1734. p. 160.

e) l. c.

figen Ausschweifungen und nächtlichen Schmausereyen vieler Einwohner beymessen. Eigenthümliche Krankheiten, sagt Lancisius, hat Rom nicht, sondern sie rühren alle von Fehlern in der Lebensordnung und besondern Luftbeschaffenheiten, insbesondere von dem mit schädlichen Dünsten angefüllten Südwinde her, welcher Tertianfieber und Semitertianen hervorbringt. — Merkwürdig ist es übrigens, dass in Rom die Beingeschwüre so schwer heilen, da hergegen die Kopfwunden so leicht gehoben werden; überall schaden aber hier alle Salben und Pflaster, und an deren Stelle gebraucht man balsamische Wundmittel. — Viele Krankheiten werden in Rom blos durch eine veränderte Wohnung geheilt. Lancisius sagt: wenn diejenigen, die in den niedrigen Gegenden der Stadt krank sind, sich nach dem höher gelegenen Theil der Stadt begeben; so werden sie oft allein dadurch geheilt. — In langwierigen hektischen Krankheiten thut eine Reise nach Alexandrien *f*) gute Dienste. — Sollte die Bemerkung des Asclepiades *g*) wohl richtig seyn, dass in Rom das Aderlassen im Seitenstich nicht nützlich sey?

Noch eine wichtige Bemerkung des Lancisius ist folgende. — Das Thal Cavallegieri bey Rom ist seiner Sümpfe wegen ungesund: da hier aber Ziegel gebacken und viel Feuer gebraucht wird; so zeigt sich diese Gegend nicht anders, als sehr gesund: — dagegen ist das Verbrennen des Kali-

f) Con. Celsi de medicina libr. 8. Lipsiae, 1766. p. 169.

g) Cael. Aureliani Libr. 3. acut. morb. edit. Halleri, Lausann. 1764. p. 140.

Kalikrauts, welches an andern Oertern geſchieht, ſehr nachtheilig. —

Von den übrigen Städten im Kirchenſtaat wollen wir nur noch das merkwürdigſte von Ankona, Loretto, Cervia und Ravenna kürzlich anführen. Erſterer Ort iſt feucht und ungeſund [h]: Loretto iſt ebenfalls feucht, und wird von Andrioli [i] deshalb den Schwindſüchtigen, die in trocknen Oertern wohnen, empfohlen. Ravenna hielt man ehemals für einen geſunden Ort, und man ſchickte die Gladiatores dahin, um ſich zu üben, und eine reine Luft zu athmen [k]. Von der Stadt Cervia meldet eine alte Innſchrift, daſs ſie von einem ungeſunden nach dieſem geſunden Ort ſey verlegt worden [l], und gleichwohl kann es jetzt in ganz Italien keinen ungeſundern Ort geben, als eben dieſer iſt. Hier wird nicht allein für das Herzogthum Modena, ſondern faſt für ganz Italien Salz aus dem Adriatiſchen Meere bereitet, wodurch die Luft nicht allein in den Salzquellen, ſondern auch in der ganzen Stadt ſo ſehr mit freſſenden Ausdünſtungen geſättiget wird daſs das Eiſen davon angefreſſen, und wie Wachs weich wird, wovon es endlich in Staub zerfällt. Die Arbeiter ſind cachektiſch und waſſerſüchtig; haben auch unreine Schäden an den Schenkeln. Ihre Begierde nach Speiſe und Trank iſt faſt unerſättlich. Viele ſterben plötzlich [m]. Es iſt zu vermuthen, ſagt

h) Adolphi a. a. O.
i) Halleri Bibl. pract. Tom. IV.
k) Strabo l. c. p. 327.
l) Frankens. m. P. 3 B.
m) Ramazini a. a. O.

ſagt Ramazini, daſs ein groſser Theil der flüchtig gewordenen Salztheile in die Höhe ſteige, wovon die ganze Luft mit einer freſſenden Säure, die das Eiſen angreift, und dem Blute obige ſchädliche Eigenſchaft mittheilt, angefüllet werde. Es können hier nur wenig Menſchen ihr Leben erhalten, und der Ort würde ganz ausſterben, wenn ihn der Pabſt nicht zu einer Freyſtadt gemacht hätte, welches viele Verbrecher hierhin zieht; man läſst ſie hier ganz ungeſtört leben, weil ſie doch bald der Natur ihren Sold bezahlen müſſen. —

Es iſt noch übrig anzumerken, daſs man im Kirchenſtaate hin und wieder zwar Taranteln antreffe: aber vom ſogenannten Tarantiſmus weiſs man hier nichts *n*). — In allen dieſen Gegenden würden, der vielen böſen Ausdünſtungen wegen, die Seuchen häufiger ſeyn, als ſie würklich ſind, wenn nicht zuweilen durch wohlthätige Regengüſſe das Gift niedergeſchlagen würde. Dieſes trug ſich im Jahre 1695. zu, — wo ein ſtarker Regen die vergiftete Luft und das Waſſer, welche bereits eine Landſeuche hervorgebracht hatten, reinigten und der Plage ein Ende machten *o*).

Von einigen, den alten Römern bekannten Uebeln, weiſs man hier jetzt nicht viel mehr. Hierhin gehöret die Mentagra, welche unter der Regierung Tiberii Claudii, durch einen gewiſſen Peruſius aus Aſien, nach Rom kam. Es blieb das Uebel nur bey den Reichen, die es ſich durch einen Kuſs mittheilten. Manilius Cornutus both demjenigen, der ihn davon befreyen könnte,

n) Cartheuſer a. a. O.

o) Lanciſius a. a. O.

könnte, 200 Sext. an. — Andere holten Egyptiſche Aerzte, welche das Uebel ausbrannten *p*). Die zweyte Krankheit, deren Plinius ebenfalls Erwähnung thut, war ein Carbunkel, oder eine bräunlich ſchwärzliche Geſchwulſt unter der Zunge, welche aus Narbonne hierhin gebracht worden war. Es ſtarben zwey Cenſores daran. Die Elephantiaſis, ſagt Plinius, hat ſich zwar auch aus Egypten nach Rom geſchlichen: aber ſie war eben ſo wenig von langer Dauer, wie die der Gemurſa, welches ein Geſchwür zwiſchen den Zehen der Füſse war. Endlich war die Leucophlegmatie, nach dem Aretäus, hier auch zu Hauſe. —

Ich komme jetzt auf das Königreich Neapel, das viele Wunder der Natur, aber auch viele giftige Grotten, welche die Alten Averna nannten, in ſich enthält. Lucrez *q*) zeigt die Gegend von letztern an, wenn er ſagt: Qualis apud Cumas locus eſt montemque Veſevum. Aber es erſtreckt ſich die ſchlimme Luft weiter, nemlich in der ſogenannten Terra di Lavoro von Puzzuolo bis über Cuma. Es wohnen in dieſer mit Schwefelgruben angefüllten Gegend wenig Menſchen, und die noch da ſind, ſehen ſchwach, ſchmachtend und träge aus *r*). Aber die Natur bereitet auch in dieſem Lande jene oben gemeldeten herrlichen Bajiſchen Bäder, die hart an der See lagen, und dadurch den unternehmenden römiſchen Baumeiſtern Gelegenheit gaben, ihre Kunſt im Waſſerbau zu

p) Plinii H. Nat. curante Millero, Pars 3. L. 26.

q) Lucrece traduction nouvelle à Paris 1768. Tom. 2. p. 378.

r) Richard a. a. O.

zu zeigen, indem die Fundamente der prächtigſten Gebäude, da deren Anzahl mit jedem Jahre zunahm, des mangelnden Platzes wegen, im Waſſer errichtet wurden. Die Hitze dieſes Landes iſt allerdings groſs, indeſs berichtet uns doch Galanti [s], daſs auf den Bergrücken der Andes bey Neapolis acht Monate lang Schnee liegt. — Die Stadt Neapolis hat man von jeher für ausnehmend geſund gehalten. Bartholinus [t] rühmt deren geſunde und heitere Luft, wie auch ihren Boden. Er ſagt, wer von Neapolis nach Rom reiſet, glaubt in den dicken Dünſten zu erſticken. Strabo [u] ſagt: wer in Rom, wegen Alter und Schwachheit, nicht fort kann, der begiebt ſich nach Neapolis. Auch Galenus giebt ihr ein gutes Zeugniſs, beſonders aber rühmt er [v] die Gegend von Tabien, welche zwiſchen dem Veſuv und Neapolis liegt. Es iſt dieſe Landſchaft erhöhet, und durch benachbarte Berge gegen die heiſsen Süd-Winde geſchützt, und den Nordwind hält der Veſuv ſelbſt ab. Weil hier, ſagt Galenus, der Boden und die Luft trocken ſind, ſo wachſen hier keine andere, als adſtringirende Kräuter, die nicht allein dem Viehe ein geſundes Futter geben, ſondern die Milch erhält auch davon ſolche gute Eigenſchaften, daſs ſie ſich für Schwindſüchtige am beſten ſchicket, daher er auch ſolchen Patienten dieſe Milch empfiehlt.

Uebri-

s) Litteratur-Zeit. v. J. 1788. Mon. Oct.

t) Frid. Hoffmann Diſp. de Peregrinat. etc.

u) Libr. 5.

v) Libr. method. med. 5.

Uebrigens muſs man von der Witterungs-Conſtitution in Neapel das nachleſen, was Sarkone *) darüber geliefert hat. Die gewöhnlichſten Winde, ſagt Sarkone, welche dieſe Stadt beſtreichen, ſind der Nord-Oſt, der Süd-Oſt, und am meiſten der Süd-Weſt-Wind. Dieſe und die Mittags-Winde ſind oft ganze Wochen die Beherrſcher unſerer Luft, ſagt er; ſie ſind es, die unſere Luft mit ſchädlichen und wäſſerichten Dünſten anfüllen, welche ſie auf dem unermeſslichen Wege, den ſie bis zu uns zu durchſtreichen haben, in ſich ziehen: ſie verurſachen, daſs wir alsdenn in einer ſchwülen laulichten Wolke leben: ſie machen, daſs wir weniger ſtark und kraftvoll ſind. Da uns nun Feuchtigkeit mit Wärme am meiſten ſchadet, ſo iſt leicht einzuſehen, daſs die lange Dauer des Süd-Oſt-Windes, welcher auch der Sirocko heiſst, unſere Luft ſehr ungeſund machen, und unſere Safte zu einer faulen Auflöſung bringen würde, wenn nicht oft plötzlich der Nord-Oſt-Wind, welcher hier die Stelle des Nord-Windes vertritt, folgte, welcher jenen Schaden verbeſſert, beſonders alsdenn, wenn die benachbarten Berge mit Schnee bedeckt ſind, oder wenn es viel regnet. Hierdurch werden die Körper ſtark und munter: nur dauert dieſer Zuſtand nicht lange, und es folgt bald wieder ein Süd-Wind. — Aber die menſchliche Natur kann ſelten ſolche groſse Veränderungen, von warm in kalt, ohne Schaden ertragen, indem das äuſserſte eines jeden Zuſtandes immer an die Gewaltthätigkeit grenzt. Unſer Körper, ſagt Sarkone, kann, ohne einer empfindlichen Revolution den Zuſtand der Mattigkeit nicht verlaſſen,

*) Geſchichte der Krankh. in Neapel, Zürich 1770.

laſſen, und urplötzlich zur Stärke übergehen. Daher iſt der Nord-Wind den unvorſichtigen, und denen, welche ſich von einer ſchweren Krankheit zu erholen anfangen, höchſt ſchädlich. Dieſer Wind iſt nur den Geſunden und Starken zuträglich: die meiſten müſſen ſich ihm vorſichtig ausſetzen, weil er oft ſelbſt den Starken zum Nachtheil gereicht. Aus dieſer Quelle leitet man, nicht ohne Grund, die häufigen Schlagflüſſe; die hitzigen Bruſtkrankheiten; das Reiſsen der Glieder; das Halsweh; den Rheumatism u. a. m. her, welche hier beym Nord-Winde ſo häufig vorkommen; alsdenn erholen ſich auch die ſchlecht, welche an chroniſchen Krankheiten gelitten haben. Indeſs giebts hier einige niedrig gelegene Straſsen, die vor dieſem Winde geſchützt ſind. Aber dieſe leiden wieder auf eine andere Weiſe. Denn da hier gemeiniglich die Straſsen enge; die Gebäude hoch; die Wohnungen unreinlich, weil ſie mit allerhand Handwerkern beſetzt ſind, ſo wird dieſe Gegend dunkel, feucht und ungeſund. Daher hat man in dieſem Theile von Neapel oft Faulfieber; Rothlauf; Bruſtkrankheiten; rothe Fleckfieber u. d. gl. m. Blattern und Maſern herrſchen faſt alle Jahre, und es ſoll hier nichts ungewöhnliches ſeyn, nach der Verſicherung dieſes verdienſtvollen Mannes, daſs jemand mehr als einmal mit Pocken, und ſo gar mit zuſammenflieſsenden Blattern befallen werde. — So weit Sarkone. Daſs die an der See gelegenen Gegenden die geſündeſten ſeyn, bekömmt dadurch Beſtätigung, weil man in der böſen Epidemie vom Jahre 1764. bemerkt hat, daſs die an der See gelegenen Krankenhäuſer am geſundeſten geweſen y). Die Venus-

y) Erlanger G. Z. v. J. 17 2. S. 582.

ſeuche oder die ſogenannte Neapolitaniſche Krankheit, die man hier nicht einmal für eine Krankheit hält, ſie ſey denn mit Knoten verbunden, führet, bekanntermaſsen, mit Unrecht dieſen Namen: aber hier bringt ſie ſehr oft einen krätzartigen Ausſchlag hervor. — Noch vor einigen Jahren war in den Hoſpitälern zu Neapolis und andern Italieniſchen Orten der Gebrauch des Queckſilbers gegen dieſe Krankheit verboten, und man ſuchte nur blos mit Holztränken das Uebel zu heben, welches aber ſelten gründlich geſchahe [z]). Ueberhaupt haben die Italieniſchen Aerzte, bey ihrer übrigens groſsen Geſchicklichkeit, einige beſondere Curmethoden. So z. B. wenden ſie in Gallenfiebern in und äuſserlich viel Oel an, und ſo gar oft mit Nutzen [a]). Teutſche Aerzte widerrathen aber doch dies. Dagegen aber behaupten die Italieniſchen Aerzte [b]), daſs die ſchädliche Auswürkung dieſes Oels in Teutſchland von ſeiner verdorbenen und ſchlechten Eigenſchaft herrühre; da ein Italiener, binnen drey bis vier Tagen, zwey Pfund leicht und ohne Schaden verbrauchen könne. — Zum Beſchluſs von Neapel führe ich noch aus Bartholinus [c]) und Fr. Hoffmann [d]) einen eignen Zufall an den Beinen an, welcher hier zu

z) Todens Bibl. 8. B. aus Adolph Murray.

a) Erlanger gel. Z. v. J. 1776. S. 215.

b) Z. B. Antonio Marino vom Nutzen des Olivenöls in der irrenden rheumatiſchen Gicht. M. ſ. Allg. Litterat. Zeit. v. J. 1790. Oct.

c) Thomae Bartholini Epiſt. med. Centur. 1. p. 205.

d) A. a. O.

zu Hauſe ſeyn ſoll, und welchen man, ſeiner kribbelnden Beſchaffenheit wegen, wobey der Patient nicht ſtill ſtehen kann, und ohne Unterlaſs, des Juckens wegen, welches der ſcorbutiſche Ausſchlag macht, herumſpringen muſs, Roſoole ſaltantes nennt. — Man leitet dies Uebel von den hohen, dumpfigen, wenig erleuchteten Häuſern und von dem häufigen Genuſs des Ochſen- und Schweinefleiſches her. —

Wie die Luft zu Salerno jetzt beſchaffen ſey, iſt oben, da von der Cattiva aria die Rede war, ſchon gemeldet worden. So bald Swinburn *c*) in die Stadt trat, empfand er gleich Drücken und Schwere im Kopfe, welches von der ungeſunden Eigenſchaft dieſes Orts ihm einen Beweis abgab. —

In den bergigten Gegenden des Neapolitaniſchen Gebiets leiden die Unterthanen von ihren Edelleuten, die ſich wie kleine Tyrannen bezeigen, groſse Bedrückung, und es wird ihnen das, was ſie zu Hauſe verdienen, oder was ihnen der Boden trägt, bald abgepreſst. Daher ſtreifen die meiſten von ihnen in den Bergen herum und leben vom Rauben: — man rechnet daher, daſs jährlich in den entlegenſten Provinzen wenigſtens 4000 durch den Dolchſtich umkommen.

Dieſer Theil von Neapolis, von dem wir bisher geſprochen haben, liefert Fenchel, Anies, Manna und Süſsholz. —

Der noch übrige Theil von Italien iſt wenig bekannt, weil es hier unſicher zu reiſen iſt. Es

 giebt

c) A. a. O.

giebt hier zwar viele mit Olivenbäumen und mit dem Fraxinus ornus, aus dem der Manna kömmt, beſetzte Gegenden; aber Korn wird hier nicht viel gebaut. — Die Küſtenbewohner leben daher meiſt vom Fiſchfang, und die Bergbewohner gehen mit ihrer Sackpfeife in andere Länder, und ſuchen ſich daſelbſt ihre Nahrung als Hirten zu verdienen. — Es giebt hier auch öde Gegenden, wo wenig Menſchen wohnen; ſo iſt z. B. die Gegend zwiſchen Lecce und Brindiſi ſehr elend. — Ueberhaupt ſcheint ſich in Calabrien alles zu vereinigen, was dem Menſchen das Leben verbittern kann. Er hat eben ſo gegründete Urſache über die Grauſamkeis ſeiner Beherrſcher, als über die ſtrengen Gerichte Gottes, die dieſes Land hart heimgeſucht haben, gegründete Klage zu führen. — Von jeder Sache, ſelbſt von jedem Hausthiere muſs eine Abgabe entrichtet werden: — nun ſchränkt ſich der Unterthan ein, oder er ſchaffet ſie gar ab; aber nun kann er ſeinen Acker weder düngen, noch weiter beſtellen.

Vergebens ſind ſeine Felder mit Mannabäumen reichlich beſetzt: — er darf es nicht wagen, für ſich einen Schnitt hinein zu thun, um das Manna heraus zu locken. Wenn ihm aber gegen Ende des Julii ſein Beamter befiehlt, Manna zu liefern, ſo darf er ſich mit keinen andern Geſchäften entſchuldigen, und muſs alles geſammlete, ohne das geringſte für ſich zu behalten, abliefern: ihm iſt es nur erlaubt, einmal des Jahrs ſo viel davon mitzunehmen, als er zum Laxieren bedarf. — Das übrige geſammlete Manna wird als ein Regale betrachtet, welches in groſser Menge in andere Länder verſchickt wird. — Das zweyte Produkt, wel-

welches von hieraus, ebenfalls in grofser Menge, weggefchickt wird, ift das Olivenöl, von dem jährlich 600000 Salme aus dem Lande weggehen. —

Die hiefigen Einwohner find grofse Freunde von Mufik und Tanz: — fie haben auch einen grofsen Hang zur Melancholie, und verfallen fehr leicht in allerhand Schwärmerey. Die Liebe zur Mufik geht fo weit, dafs man oft Leute auf dem Felde fieht, die mit der einen Hand mit der Hacke die Erde bearbeiten, und mit der andern die Sackpfeife halten, worauf fie allerley muntere Lieder blafen. — Ihre Schwärmerey fieht man daran am deutlichften, dafs jährlich wenigftens 1500 Weiber, die fich für befeffen ausgeben, eine Walfahrt nach Soriano machen, um dafelbft von der Befitzung des böfen Geiftes durch das Anfchauen des heil. Dominicus befreyet zu werden. —

Weit von aller Aufklärung entfernt, verdammen die Calabrier alle Neuerungen: es darf daher nicht leicht jemand fich unterftehen, feinen Kindern die Blattern einimpfen zu laffen, wofern er nicht Gefahr laufen will, mit Schimpfnamen belegt zu werden. Die Hitze der Sonne verbrennet eben fo oft das Gehirn diefer Leute, als das unterirdifche Feuer ihre Wohnungen verwüftet: fo wohl das erfte, als das letzte haben einen ftarken Einflufs auf ihr Temperament, Gemüthscharakter und Krankheiten. — Wegen der haufigen Erdbeben und daraus entftandenen fchädlichen Ausdünftungen ftand Calabrien fchon bey den Alten in keinem guten Ruf. So wird Peftum z. B. vom Strabo als ein ungefunder Ort angeführt, und das vom Diomedes angelegte Salapia mufs-

te, ſeiner höchſt ungeſunden Lage wegen, um 400 Schritte weiter vom Meere entfernt werden *f*). Faſt überall ſteigen jetzt aus den vielen Moräſten, Sümpfen und ſtehenden Waſſern jene ſtinkende Nebel hervor, welche die benachbarten Berge aufhalten, und die ſich nicht zerſtreuen können. Traurig iſt beſonders diejenige Gegend nun zur Zeit beſchaffen, die vom letztern Erdbeben viel gelitten hat. Die Menſchen ſind blaſs, mager und ausgemergelt, beſonders trift dies die Ackerleute um Peſtum, welche ſich viel in freyer Luft aufhalten müſſen, und die eine gelbe Farbe haben, aufgedunſen und ſchwammigten Anſehens ſind; da hergegen die Wirthsleute, welche nicht viel herauskommen, geſund ausſehen *g*). Als Herr Bartels dieſe Gegenden beſuchte, fand er die Einwohner noch meiſt unter Baraquen wohnend; ſie kannten die ungeſunde Beſchaffenheit ihres Vaterlandes zu gut, als daſs ſie nicht gewuſst hätten, daſs der Aufenthalt einer einzigen Nacht in dieſer Gegend, einem Fremden ſehr nachtheilig werden könnte, daher ſie ihn warnten, hier zu bleiben. Er merkt ferner an, daſs in den zwey erſten Jahren, nach dem erlittenen Erdbeben, 20000 Menſchen durch Seuchen, welche die giftige Luft und der Mangel hervorgebracht, wären ums Leben gekommen. — Seit Baglivs Zeiten iſt übrigens dieſe ganze Gegend der Tarantelſpinne wegen, die man hier häufig antrift, und noch mehr wegen einer Krankheit, welche eine Folge des Tarantelſtichs ſeyn ſollte, und dies merkwürdige Phänomen an ſich hat, daſs die Patienten, welche am

f) Cicero Orat. II. de lege agraria.

g) Bartels a. a. O.

am Tarantismus leiden, durch das Tanzen nach einer gewiſſen Muſik wieder hergeſtellt werden, berühmt. Bagliv, bekanntermaſsen, hielt den Tarantismus für eine Folge des Stichs jener Spinne; doch that er dies nicht unbedingter Weiſe. Denn *h*) er ſahe oft auch hyſteriſche, mit der Bleichſucht befallene Weiber, welche faſt gleiche Zufälle mit jenen hatten, und auch durch das alljährige Tanzen, ſo bald ihnen der Paroxismus ankam, davon befreyet wurden. Seit neuern Zeiten hat man angefangen, jene Geſchichte mit dem Tarantelſtich für ein Mährchen und für Betrügerey zu halten. Man hält den ganzen Zufall nur für melancholiſchen Wahnſinn, an Hypochondrie und Hyſterie grenzend, welcher, dem Nationalcharakter der Apulier gemäſs, durch Muſik und Tanz Erleichterung bekömmt *i*). Die wahre Urſache dieſes ſonderbaren Zufalls muſs man, wo ſie nicht reine Betrügerey iſt, in den Nervenzufällen, denen hier die Weiber, wegen ihrer müſsigen Lebensart, und wegen der groſsen Sonnenhitze häufig unterworfen ſind, und wodurch die Reitzbarkeit ihrer Nerven, wie auch ihre Einbildungskraft ſehr exaltirt wird, neben dem angebornen und natürlichen Hang zur Muſik und Tanz ſuchen. Was wir oben von den Pilgrinnen und ländlichen Pfeifern angeführet haben, führt zur Beſtätigung dieſer Behauptung. Noch wenigerm Zweifel bleibt die Sache unterworfen, wenn man einen Blick auf die alten heydniſchen Gebräuche, die hier Statt fanden, wirft, und wenn man an die ehemaligen Bacchus-Prieſterinnen gedenkt, die die Orgien ih-

h) Baglivi Opera, p. 616.

i) Michaelis med. pr. Bibl. 1. B. 1. St. S. 47.

res Gottes mit dem gröfsten Enthufiasmus unter Tanz und Mufik feyerten: wenigftens Swinburn [k]), der eine ehemals vom vermeintlichen Tarantelftich curirte Perfon für Geld tanzen liefs, fand hier mit der Befchreibung der Alten, die fie von dem Bacchusfefte geben, die gröfste Aehnlichkeit. Die Tänzerinn, (und fo gefchieht es mit allen Patienten, die auf diefe Weife curirt werden follen,) war weifs gekleidet mit rothen, grünen oder gelben Bändern behangen. Ueber die Schultern hatte fie eine weifse Schärpe; das Haar hing frey um den Kopf herum, und flog während dem Tanze, wobey fie den Kopf fehr ftark rückwärts bog, frey hin und her. Die Stellung des Körpers und der Tanz felbft waren fo gefchmacklos, dafs Swinburn es nicht länger anfehen konnte. — Gleichwohl fanden die apulifchen Weiber von jeher Gefchmack daran, und es mifsfiel ihnen, dafs mit Einführung des Chriftenthums in diefe Länder ihre Lieblingstänze verabfchiedet feyn follten. Unter allerley Vorwand wurden fie dennoch angeftellt, und vielleicht war blofser Zufall daran fchuld, dafs man dies als ein Mittel gegen den Tarantelftich anwandte. Dafs die Krankheit nicht vom Stich der Tarantel komme, fcheint ferner daher gefchloffen werden zu können, weil man nie einen Ort, wo der Stich gefchehen, vorzeigen kann. Zweytens, fo hört man nirgends, als nur in Calabrien und Apulien, von den gefährlichen Folgen diefes Infekts, ob es gleich in Malta, Otranto und vielen andern Gegenden ebenfalls zu Hauſe ift. Der Bifchoff von Otranto verficherte Herrn Turnbull [l]), dafs in feiner Gegend die Tarantеln

k) A. a. O.
l) Osnabrückfche w. Anz. v. J. 1771.

teln ſolche böſe Eigenſchaften nicht hätten, und in Malta weiſs man wohl, daſs vom Sonnenſtich cataleptiſche Zufälle entſtehen können: aber an den Tarantismus denkt man nicht einmal. Der Doktor Serao [m]) lieſs ſich Taranteln aus Apulien nach Neapel kommen, um ſie zu unterſuchen, worauf er ihre giftige Eigenſchaft verwarf. Aber dagegen machte man ihm nachher viele Einwendungen, indem man ſagte, daſs dieſe Thiere auf der Reiſe, da ſie ohne Futter gelebt, ihr Gift könnten verloren haben; vielleicht könnten ſie auch von einer ganz unſchuldigen Art geweſen ſeyn. Swinburn [n]) ſagt: die Brunduſier führen noch immer einige Perſonen als Beyſpiele an, welche in den heiſsen Monaten wären gebiſſen, und darauf ganz träge und ſtumpf geworden, auch alle Schnellkraft verloren hätten, bis ſie die Muſik irgend eines angenehmen Stücks zum Tanzen bewogen, wodurch das Gift aus dem Körper geſchafft worden. Dieſem allen ohnerachtet hält doch Swinburn die Sache für verdächtig, und Turnbull [o]) ſagt endlich: Leute von der zuverläſsigſten Einſicht haben mich verſichert, daſs die Krankheit, welche man dem Tarantelſtich zuſchreibt, die nemliche ſey, welche die groſse Sommerhitze in allen ſüdlichen Ländern verurſachet. Hitzige und Wechſelfieber herrſchen in dieſen Gegenden des Sommers, und gegen den Herbſt, nach Maaſsgabe der Witterung, heftiger oder gelinder. Die Landleute und Schnitter ſind ihnen am mehrſten unterworfen. Alle andere Krankheiten

m) Litterat. Zeit. v. J. 1785. S. 227.

n) In L. Z. a. a. O.

o) A. a. O.

heiten hält man einmal für Folgen des Tarantelſtichs, wo immer die Cur mit einem oft Stunden lang daurenden Tanz vorgenommen wird. Hat der Kranke nicht Kräfte genug, die Bewegung ohne Beyhülfe zu machen, ſo helfen und führen ihn andere ſo lange, bis er in einen heftigen Schweiſs geräth. Andere, die nicht das Bette verlaſſen können, müſſen ſich doch in demſelben, ſo viel ſie können, bewegen, oder ſie werden von andern geſchüttelt, bis ein Schweiſs ausbricht, worauf oft Ruhe, Criſis und Geneſung folgt. —

Die Stadt Gallipoli *p*) liegt auf einer felſigten Inſel, und hängt durch eine Brücke mit dem feſten Lande zuſammen. Die Luft iſt hier ſehr fein, und die Winde ſind ſehr ſcharf: daher ſind hier Blutſpeyen und Schwindſucht ſehr gemein.

Die Stadt Brindiſi, das alte Brunduſium, war vor Zeiten ſeiner herrlichen Lage und fruchtbaren Bodens wegen, ſehr berühmt, auch war der Ort jederzeit ſehr geſund. Seit 30 Jahren iſt er aber ſo ungeſund geworden, daſs von 18000 Einwohnern kaum 5000 mehr vorhanden ſind. — Ehemals ſchickte man aus den Klöſtern zu Neapolis die Schwindſüchtigen hierhin; jetzt entfernen ſich von hier, wenigſtens des Sommers, die reichen Einwohner, um nicht von der peſtilenzialiſchen Luft angeſteckt zu werden. Hiervon liegt die Urſache in folgendem Umſtand. Brindiſi hat zwey, vermittelſt eines Canals, zuſammenhängende Hafen: nun lieſs im 15ten Jahrhundert ein Fürſt von Tarent einige Schiffe in dem Canal verſenken, wodurch der Ein- und Ausgang aus dem einen

p) Swinburn a. a. O.

einen Hafen in den andern ſehr erſchweret wurde. — Nach und nach hat ſich hier Sand, in dem Meerwurzeln feſten Fuſs gefaſſet haben, dermaſſen angehäuft, daſs nunmehro der Canal ganz verſchloſſen iſt. Da nun der zunächſt an der Stadt gelegene Hafen kein friſches Waſſer weiter aus der See erhalten kann; ſo iſt er nach und nach in einen groſsen Moraſt verwandelt worden, in dem, auſser Aalen, keine Fiſche, wohl aber Millionen Inſekten ihr Leben hier erhalten können. Die aus dieſem Orte jetzt im Sommer auffſteigenden Dünſte haben den Ort ganz vergiftet. — Dieſe Leute muſs man bedauren; da man hergegen die alten Locrier auslachen muſs. Bey dieſen alten Locriern, oder bey den Einwohnern der heut zu Tage genannten Stadt Gieraci in Calabrien, war ein ſeltſames Geſetz in Anſehung des Weintrinkens der Patienten, welches Aelianus folgendermaſsen beſchreibt: Wenn ein Kranker ohne Geheiſs des Arztes Wein trank, wenn er auch davon beſſer wurde; ſo wurde er doch am Leben geſtraft, weil er ohne Befehl des Arztes den Wein getrunken hatte *q*). —

Die einige Meilen von Neapel liegende Inſel Iſchia, welche volkaniſchen Urſprungs iſt, hat eine ſehr reine Luft und viele wohlthätige Dampfbäder. Der erſten Urſache wegen hielt ſich hier vor einiger Zeit ein gewiſſer Neapolitaniſcher ſehr dicker und engbrüſtiger Prinz Zurlo *r*) auf. Wenn dieſer Geſchäfte wegen nach Neapolis reiſen

q) Aeliani variae Hiſtoriae, Libr. II. Cap. 37.

r) Markard Beſchreib. der Inſel Iſchia, in Auswahl kleiner Reiſen, 11ter Th.

ſen muſste; ſo konnte er es kaum länger als ein paar Tage lang in Neapolis aushalten, und er eilte wieder nach Iſchia zurück. Was die Dampfbäder anbetrift; ſo ſind es Gruben oder Kammern in der Erde, woraus der Dampf zwiſchen den Lavaſtücken, aus welchen dieſe Gegend beſtehet, hervordringt. In einer ſolchen Grube ſetzt ſich ein Menſch nakt, und wird bis an den Hals zugedeckt, daſs alſo der ganze Menſch in einer heiſsen Dunſtwolke ſitzt. Es giebt hier noch andere Gruben unter freyem Himmel, über welchen Röhren angebracht ſind, damit man einzelne Glieder, Arme und Beine, darin bähen könne. — Auſser dieſen Bädern giebt es der Mineralwaſſer im Neapolitaniſchen und in Calabrien noch viele mehrere. Die vornehmſten ſind *): die Waſſer von Gurgitello; del Caſipine; dell Olmitello von Calara; ferner die Waſſer von Pisciarelli bey Pozzolo; die Waſſer von Riarlo.

Das Waſſer von Sellia im äuſsern Calabrien enthält viel Glauberſalz; das bey Coſenza Schwefel ohne Salz; zu Monticaſio Stahl; bey Vico Equenſe Schwefelleber; bey Citara, Caſtiglione und Pozzoli warmes Waſſer mit Kochſalz; im Lande Lavoro iſt ein warmes Schwefelwaſſer; die Quelle des Piſcinelli hat warmes Stahlwaſſer.

An Arzeneywaaren †) liefert Italien verſchiedene Arten der Ariſtolochien; den weiſsen und ſchwarzen Nieſewurz; die rothe Gentiana, die häufig auf den Appenninen wächſt; die Atropa; die Mandragora; den Fenchel; den cypriſchen und vene-

*) Crells chemiſche Annalen, 1. Band. 1786. S. 281.

†) Hanemann und von den Sande a. a. O.

venedischen Terpentin; den Mastix; Opoponax und Tragacanth; den römischen Alaun. —

Die besten Weine [u]) sind 1. der Wein, so am Fusse des Vesuvs wächst, und Lachryma Christi heisst; er ist roth von Farbe und süfs von Geschmack. 2. Der Albanische Wein. 3. Vin di Monte Fiascone, von dem jenes Sprüchwort herkömmt: est, est; propter nimium est etc. 4. Vin del monte Bolzano. 5. Der Prasecker Rheinfall auf dem Capo d'Istria: alle diese Weine sind süfs, und unter ihnen ist der Albanische vorzüglich gesund. Weniger süfs, aber doch sehr angenehm, sind der Rosazer und Veltliner Wein, der auch Vin aromatique genannt wird.

Von Dalmatien, Bosnien, Servien, der Wallachey; von der europäischen Türkey und dem Archipelagus.

Wenden wir uns von Italien über das adriatische Meer; so treffen wir die hier oben benannten Länder, als die letzten in Europa, unter dieser Breite, an, welche wir deshalb mit einander verbinden, weil die Einwohner derselben meist in ihren Sitten und Lebensart mit einander übereinkommen. —

Die meisten Inseln Dalmatiens [v]) sind mit schroffen und unzugänglichen Felsen versehen: ver-

u) Fr. Hoffmanni Diss. de Vini Rhenani praestantia.

v) Fortis Reisen in Dalmatien im Jahre 1772. und 1773. im 20sten Bande der Samml. der besten und neuesten Reisebeschr. Berlin 1780. S. 215. u. f. w.

verſchiedene liegen jetzt öde, und überall trift man Ueberbleibſel ihrer ehemaligen römiſchen Beherrſchung an: es giebt unter ihnen welche, die volkaniſchen Urſprungs ſind; andere, die groſse unterirdiſche Höhlen haben, ſo wie es auch nicht an fruchtbaren Oertern fehlt. An Waſſer leiden einige ſonſt geſunde Inſeln, als z. B. Ulbo, Selve, Zapuntello, Uglian u. a. Mangel. Andere, als z. B. Norin haben faſt nur geſalzenes Waſſer; die Einwohner trinken es aber zu ihrem groſsen Schaden an der Geſundheit. Man findet aber auch das herrlichſte Waſſer auf den Dörfern von Primorie, welches ſich Jahre lang in verſchloſſenen Gefäſsen erhält; endlich ſo liefert die Inſel Bua ſo gar eine Asphaltquelle. — An Moräſten hat Dalmatien einen Ueberfluſs: nirgends ſind ſie aber von ſo ſchädlicher Auswürkung, als zu Oſtrovizza, und beſonders zu Narenta, wo ſie alle Herbſte ein faſt peſtilenzialiſches Fieber erzeugen. Zu Almiſſa aber, wo der Cettmafluſs ebenfalls einen Moraſt hervorbringt, verhindert ein kühler Wind, der allezeit um Mitternacht aus den ſteilen und engen Ufern des Fluſſes her wehet, alle ſchädliche Folgen, und es ſind die Einwohner nur im Sommer mit Wechſelfiebern geplagt. — Zu Primorie war die Luft ehemals, eines ſalzigen Sumpfes wegen, gleichfalls vergiftet: ſeitdem aber die Einwohner demſelben eine Gemeinſchaft mit dem Meere verſchaffet haben, iſt die Luft ſehr geſund worden, und die Bevölkerung hat ſich vermehrt. Die Inſeln Zara und Pacoſsiane haben nicht die geſundeſte Luft, weil die Nachbarſchaft der See zu viele ſalzige Nebel und Dünſte herbeyführt. Wenn man alſo die hier angeführten Oerter ausnimmt; ſo genieſset der übrige meiſte Theil von Dalmatien eine

reine

reine Luft, welche aber nicht überall von gleicher Wärme iſt.

Da auf den Bergen, in deren Nachbarſchaft viele Einwohner leben, auch wohl im Sommer Schnee liegen bleibt; ſo iſt hier die Hitze wohl zu ertragen: aber Fortis fand auch Gegenden, wo es im September ſo heiſs war, als in Apulien im Sommer; da blühen auch die Palmen, Aloe und andere; ſo wie es hier überhaupt herrliche Pflanzen giebt, unter andern die Elche, welche Manna liefert, die aber die Morlacken den Schweinen vorwerfen, weil ſie ihnen zu ſtark laxiert. In einigen Gegenden hat man periodiſche Winde. So kömmt z. B. von den kalten Felſen zu Primorie alle Jahre im März ein kalter Nordwind her, welcher Bruſtkrankheiten und Fieber erzeugt; und wiederum trift der Sirocko zu einer andern Zeit auch richtig ein, welcher auch hier Muthloſigkeit und Mattigkeit verurſachet. Dieſer Wind dauert hier 20 Tage lang; hört immer mit Sonnen-Untergang auf, und iſt an ſich trocken. Endlich ſo iſt die Inſel Arba oft ſo ſehr den ſtrengen und ſtürmiſchen Nordwinden, welche oft das ganze Jahr durch anhalten, ausgeſetzt, daſs hier alsdenn Frühling und Sommer faſt ganz verſchwinden. In einer Nacht ſind wohl über 10000 Schaafe erfroren.

Die Römer hielten ehemals einige dieſer Inſeln für ſehr ungeſund, und nach ſolchen ſchickten ſie ihre Miſſethäter: ſie wählten dazu gemeiniglich Bua; aber ich glaube, Arba würde den Vertriebenen unangenehmer geweſen ſeyn. — Einige Inſeln Dalmatiens ſind auch mit Tarantelſpinnen, welche denen in Apulien ähnlich ſind, verſehen. Hier zu

Lande ſetzt man denjenigen, der von dieſem Inſekt geſtochen worden iſt, auf ein ſchlaffes Seil, das an zwey Hacken befeſtiget iſt, und ſchwingt ihn fünf bis ſechs Stunden lang darin herum. —

Was die Einwohner dieſes Landes anbetrift; ſo ſind es auſser den Morlacken, Zigeuner und Haiducken, welche zwiſchen den Felſenklüften ein ſehr rauberiſches und trauriges Leben führen. Ueberhaupt führen die meiſten Menſchen hier ein ſehr rauhes und hartes Leben, ja man hat ſo gar Spuren, daſs einige ehemals in tiefen unterirdiſchen Gewölben gelebt haben. Die Nahrungsmittel der meiſten Inſelbewohner ſind Fiſche und beſonders Aale. Viele backen nur, anſtatt Brod, Kuchen aus Hirſe, Gerſten oder Heydekorn; zu Boſsiglina kann man kein anderes, als aus Aſphodillwurzel gemachtes Brod haben: — dieſe Leute ſind aber kraftlos, ungeſund, haben oft Magenſchmerzen und Blutbrechen. Ueberhaupt aber ſind die Morlacken keine Koſtverächter. Ihre Nahrung beſteht gröſstentheils aus geſtockter Milch, die ſie mit Eſsig zum Gerinnen bringen, und davon die Wacke trinken; ferner aus Käſe in Butter gebraten; aus Krautköpfen und einigen Gemüſen. Durchgängig ſind ſie geſunde, ſtarke Leute, und die Frauen gebähren oft auf einer Reiſe wenn ſie auch allein ſind, leicht; dann baden ſie das Kind in kaltem Waſſer, und bringen es oft erſt am andern Tage, da ſie gleich wieder bey ihre Arbeit gehen, zu Hauſe. — Was das böſe Fieber zu Narenta anbetrift; ſo leitet dieſes Pujati y) von Inſekten her, welche ihr Gift von ver-

y) Fortis a. a. O.

verfaulten thierischen und pflanzenartigen Substanzen holen, und es demjenigen, den sie durch einen Stich verletzen, mittheilen. Wenn auch dies nicht bewiesen ist, so sahe doch Fortis an einem Geistlichen eine grosse Beule am Kopf, welche ihm von einem Insekt durch einen Stich war verursachet worden. So wie die Morlacken von roher Natur sind, und sich aus Gesundheitspflege wenig machen; so verfahren sie auch, wenn sie krank sind. Da sie keine Aerzte haben, so nehmen sie ihre erste Zuflucht zu einem mächtigen Schluck von Rakia. Will's damit nicht gehen, so schütten sie eine gute Dosis Pfeffer oder Schiesspulver darunter, und trinken diese Mixtur. Nach diesem pflegen sie sich, wenn es Winter ist, sehr gut zuzudecken, und wenn es Sommer ist, auf den Rücken, der Länge nach in die Sonne zu legen, um, wie sie sagen, das Uebel zu verschwitzen. Gegen das Tertianfieber nehmen sie den ersten und zweyten Tag ein Glas Wein, in welchen zu verschiedenen Stunden etwas Pfeffer geworfen worden; den dritten und vierten wird die Dosis verdoppelt. Fortis sahe bey einigen davon Hülfe. — Verstopfungen heben sie durch einen grosen glatten Stein auf den Leib gelegt, und Appetit nach überstandenem Fieber befördern sie durch Essig. —

Wir kommen nun zu dem übrigen Theil von Illyrien, Bosnien, Servien, Bulgarien und der Wallachey, von welchen Ländern man aber nur bis jetzt mangelhafte Nachrichten mittheilen kann. In Illyrien giebt es viele Sümpfe, und die Hitze ist, selbst in östlichen Theilen desselben, im Sommer, vom April bis zum September, so gros, als

es nur in einem Theile von Italien seyn kann [z]). Daraus müssen nothwendig oft Seuchen entstehen. Die Illyrier wurden mit einer der schlimmsten, zu den Zeiten des Hippocrates, geplagt; sie sandten Abgeordnete zu ihm, um seinen Rath zu erbitten, aber er konnte ihnen nicht helfen. Dieselbe Beschaffenheit hat es auch mit Bosnien, und besonders mit Servien. Fischer [a]) sagt: hier giebts viele Moräste; am Wasser ist im Sommer Mangel; die Menschen müssen Sumpfwasser trinken; die Hitze ist bey Tage sehr grofs, aber die Nächte sind kalt. — In Servien gabs einmal eine Zeit, nemlich ums Jahr 1732., da man den Vampyrismus hier für eine endemische Krankheit hielt [b]). Wo nur ein Mensch nach einer kurzen Krankheit starb, da sollte ein Blutsauger, oder ein Vampyr schuld daran seyn: — man stellte also gleich Nachforschung an; man öffnete die Gräber, und fand es sich nun, dafs irgend ein Körper, der bereits einige Zeit begraben gewesen, annoch unversehrt war, und fand man, als das eigentliche Kennzeichen eines Vampyrs, Blut in seinem Munde, oder war das Sterbekleid mit Blut bedeckt; oder waren endlich die Nägel von den Fingern merklich verändert worden; so bedurfte es keinen weitern Beweis, dafs man nicht hier mit einem Vam-

z) I. G. A. Kramer Disp. de Scorbuto, Norimb. 1737. im 3ten Bande der Hallerschen Beyträge zur Beförderung der Geschichte und Heilung d. K. herausgegeben v. Lor. Crell. Berl. 1782.

a) Dan. Fischeri Relatio de Variolis in Commentatione de remedio rusticano etc. Erfordiae. p. 76.

b) Commercium literarium Norimbergense, 1732. p. 170.

Vampyr zu thun habe, der ſich nach dem dortigen Landglauben nächtlich zu andern Menſchen begiebt, und ihnen alles Blut ausſauget, wovon die beſchmutzte Wäſche, und das, was der Vampyr noch im Munde hat, nur ein geringes Ueberbleibſel iſt: das meiſte Blut, ſagen ſie, verſchluckt er, und daher findet man die Vampyren oft ganz dick und corpulent, wenn ſie auch im Leben ganz mager geweſen. — Wo man nun an einer Leiche ſolche Kennzeichen findet, da geht man ganz unbarmherzig damit um: man hauet ihr zuerſt den Kopf ab: man ſpieſst das Herz, und nun verbrennet man den ganzen Körper, und wirft die Aſche in einen Fluſs, wenn ein ſolcher in der Nähe iſt. — Auf dieſe Weiſe wurden 1732. zu Barachini 12 Leichname hingerichtet [c]). — Es geht aber, wie vernünftige Aerzte längſt bewieſen haben, mit dem Vampyrismus ganz natürlich zu, und es fehlt nicht an Beyſpielen, daſs dergleichen ſich nicht auch an andern Orten ſollte zugetragen haben. Daſs aber Servien deshalb ſo berüchtiget iſt, muſs man theils von der Gewohnheit, die Leichen bald nach dem Tode zur Erden zu beſtatten; theils auch daher leiten, weil man ſelbige nicht tief genug, ſondern nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, flach beyſetzet. — Da ſich dies ferner nur in ſolchen Jahren, wie Kramer [d]) vermuthet, zuträgt, wenn in Servien ein allgemeiner Miſswachs iſt, wo die Menſchen genöthiget ſind, ſchlechte Nahrungsmittel zu genieſsen, worauf contagiöſe Krankheiten zu folgen pflegen; ſo irret man wohl nicht, wenn man dafür hält, daſs dieſe

c) L. c. p. 82.

d) L. c. p. 292.

vereinigten Urſachen eine Auflöſung oder doch Ausdehnung des Bluts hervorbringen, die nicht ſelten mit einer Ergieſsung des Bluts in und auſser den Höhlen des Körpers verbunden iſt.

In Bulgarien, welches das alte Moeſien iſt, giebt es viele hohe Berge und warme Bäder. Unter den Bergen iſt der Hämus der berühmteſte. — Man behauptet, daſs die hieſigen Einwohner von den Scyten abſtammen: ſie waren von jeher tapfer und ihren Nachbarn fürchterlich. Plinius ſagt: dies Land bringe die beſten Gurken hervor. Die Peſt, welche in Illyrien, Servien und Bulgarien oft ihren Anfang nimmt, wie dies der Fall im Jahre 1740. war, iſt die gröſste Plage dieſer Länder; doch iſt ſie mehr eine Folge der bey den Türken gewöhnlichen Nachläſsigkeit in Vermeidung aller Vorſorge, um dem Gifte zu ſteuren, als des ungeſunden Landes, welches dieſen Namen nicht verdient; von dem vielmehr bekannt iſt, daſs es, bey einer beſſern Einrichtung und Verwaltung, in das geſundeſte Land umgeſchaffen werden könnte. Schon jetzt ſind die Illyrier, Bulgarier und Wallachen baumſtarke Leute, welche an andern Krankheiten ſelten leiden. Man hat Beyſpiele gehabt, daſs bey einigen von ihnen die edelſten Theile des Körpers durch eine äuſserliche Gewaltthätigkeit ſind verletzt worden, und doch hat ſie die Natur, durch ihre Wunderkräfte, gerettet. Ihre Erziehung iſt hart, und da die meiſten Rätzen und Wallachen ſich zur griechiſchen Religion bekennen, und daher die Enthaltſamkeit von Fleiſch beobachten; da ſie ferner ländlich und der Natur gemäſs leben; ſo bleiben viele dieſer Länder, nach Kramers *e*) Bericht, auch alsdenn oft von Seuchen ver-

e) L. c.

verſchont, wenn ganz Ungarn damit heimgeſucht wird. Auch vom Scharbock ſpricht er ſie frey, und ſagt: viele von ihnen erreichen 130 Jahre.

Die europäiſche Türkey würde, ihrer herrlichen und geſunden Früchte wegen, wovon viele, wie Plinius berichtet, ſelbſt ohne Dünger gut fortkommen; beſonders ihrer reinen Luft halber, die nur ſelten mit faulen Dünſten angefüllt iſt, unter die glücklichſten und geſundeſten Lander Europens gezählt werden müſſen, wenn nicht die türkiſche Religion und die über alle Maaſsen ſchlechte Regierungsverfaſſung auf ſelbige einen ſo widrigen Einfluſs hätten. Vermöge ihrer Religionsbegriffe vermeiden ſie viele, ſelbſt bekannte Krankheitsurſachen, gar nicht; ſie verabſcheuen die desfalls von andern getroffenen Vorkehrungen; ſie fliehen ſorgfältig die Mittel, wodurch ſie aus ihrem Irrthum geriſſen werden könnten, und hangen deſto eifriger den dümmſten und abgeſchmackteſten Vorurtheilen an, mit Geringſchatzung gründlicher Gelehrſamkeit. In keiner Krankheit blickt ihre Gleichgültigkeit ſtärker hervor, als in der Peſt, bey der ſie mit aller Gelaſſenheit, wenn ihr Betragen dieſen ehrwürdigen Namen verdient, allen Gefahren trotzen. Sie vermeiden nicht allein den Umgang nicht mit Perſonen, die mit dieſer Krankheit angeſteckt ſind; ſondern ſie warten ihrer auch ganz ſorgenlos *f*); berühren ſie mit ihren Händen; bedienen ſich der nemlichen Sachen, welche die Patienten gebraucht haben; ja ſo gar ihrer Betten und Kleidungsſtücken. — Von Contumacen; vom Einſperren während der Peſt; vom Verbrennen

f) Guys a. a. O.

derer mit Peſtſtoff beſudelten Sachen, wollen und dürfen ſie nichts wiſſen. Ihr Geiz laſst dies auch nicht zu: vielmehr heben ſie die inficirten Sachen, wenn ſie ſolche nicht gleich gebrauchen oder veräuſsern können, ſorgfältig in verſchloſſenen Kiſten auf, oder man bringt ſie nach einer Trödelbude, woraus ein jeder ungeſcheut allerhand Waare kauft, und dadurch unaufhaltbar das Gift verbreitet. Eine andere Gelegenheit zur Ausbreitung der Peſt geben die öffentlichen Bäder, wohin ſich jedermann ſelbſt zur Peſtzeit, begiebt [g]), und ſich nach demſelben auf Matratzen legt. Man beſchuldiget auch eine gewiſſe Frucht, Melongena [h]) genannt, wovon die Türken groſse Liebhaber ſind, und welche vielleicht nur deshalb das Gift verbreitet, weil man ſie ohne Unterſchied von jedermann einkauft. Es iſt daher, in dieſem Lande, weniger zu bewundern, daſs ſich hier dieſe verderbliche Seuche ſo oft einſtellt, als daſs die Natur, bey dem gänzlichen Mangel menſchlicher Beyhülfe, dennoch Kraft genug beſitzt, dem Gifte, wenn es weit und breit um ſich gegriffen hat, endlich Einhalt zu thun. Dies thut ſie, wenn die Krankheit den ganzen Winter und Frühjahr durch gedauert hat, faſt allezeit um Johannis, wenn die Hitze am gröſsten geworden [i]). Hierauf machen alle, ſo wohl Chriſten als Mahomedaner, Rechnung. Ja, es iſt ſogar zum Sprichwort geworden: wenn

St.

g) Göttinger gel. Zeit. v. J. 1779. S. 29.

h) Neue Samml. der R. Hamburg 1786. 8. B.

i) Chr. W. Lüdeke Beſchreibung des türkiſchen Reichs. Leipz. 1771.

St. Johannes kömmt, geht die Peſt fort [k]). Fügt man nun noch zu jener verheerenden Krankheit die hieſige ſchlechte politiſche Verfaſſung hinzu, vermöge welcher die meiſten Menſchen, unter dem eiſernen Scepter des Deſpotismus, in Armuth leben müſſen, indem man oft, bey entſtandenem Brodmangel, dem Landmann ſein Saatkorn abpreſſet [l]). oder ihm nicht erlaubt die Heuſchrecken, zu deren Eyervertilgung man ehemals ſo gar mit vielen Koſten Waſſer aus Syrien kommen lieſs, zu zerſtören [m]); bedenkt man, daſs dies ein Land ſey, wo das Leben vieler Menſchen ſehr gering geſchätzt wird; wo man aus dem Abgang vieler Hunderte nichts macht, und nur dann erſt Vorbitten in den Moſcheen anſtellt, wenn in Conſtantinopel, zur Peſtzeit, täglich 999 Menſchen aus einem Thore getragen werden [n]); ein Land, wo man ſich gefliſſentlich den Verluſt verheimlicht, um den Mitteln nicht nachſpüren zu dürfen, wodurch die gelittene Wunde geheilet werden könnte, indem man vorgiebt, daſs das Aufnehmen der Mortalitäts-Tabellen gegen die Geſetze des Korans ſtreitet [o]); ſo muſs man ſich verwundern, daſs das herrlichſte Land in der Welt nicht ſchon längſt zerſtört worden ſey. Daſs ſich dieſes aber noch nicht

k) Poirets Reiſen in die Barbarey und Altnumidien. Strasb. 1789. 1. Th. S. 257. Siehe auch unten S. 109 u. f.

l) Totts Nachrichten von den Türken und Tataren. Frankf. und Leipz. 1787.

m) Mariti Reiſen durch die Inſel Cypern, Syrien und Paläſtina. Altenb. 1777.

n) Tott a. a. O.

o) Ives Reiſen.

mit der Türkey zugetragen habe, daran ſind, auſser dem geſunden Clima, hauptſächlich folgende Urſachen ſchuld: Erſtlich müſſen wir hier hin rechnen die groſse Gleichgültigkeit, womit die Türken die widrigen Streiche des Schickſals geduldig ertragen, und ſelbſt den blauen Strick küſſen, der ihnen die Kehle zudrücken ſoll; zweytens ihre Mäſsigkeit im Genuſs der Fleiſchſpeiſen, hergegen der häufige Gebrauch des Pillau und des Sorbets, welches ſehr geſunde Sachen ſind; ferner ihre Reinlichkeit, welche ſie mit allen Morgenländern gemein haben, indem ſie nicht allein ſehr oft die Hände, den Tag über, waſchen, ſondern auch nach jeder Mahlzeit den Mund mit Waſſer ausſpülen, wodurch ſie wenigſtens gegen Flüſſe und Zahnſchmerzen, welche bey ihnen ſelten ſind, bewahret werden p). Auch ihr häufiges Baden entfernt viele Krankheiten, die aus Trockenheit und Steifigkeit der feſten Theile, ſo wie aus Zähigkeit der flüſsigen zu entſtehen pflegen. Die daraus entſtandene Schwäche wird durch das kalte Bad, deſſen ſich ſelbſt die zärtlichen türkiſchen Damen, wenn ſie vier oder fünf Stunden lang in dem warmen zugebracht haben, bedienen, wahrſcheinlich wieder gehoben. Lady Worthley Montague verſichert, daſs es ihr erſtaunlich anzuſehen geweſen, wie die Frauen aus dem heiſsen Bade ſogleich in das Kühlgemach, ohne ſich zu verkälten, haben gehen können.

Ich will der Lady Montague in Anſehung des kalten Bades nicht widerſprechen: indeſs erinnere

p) Niebuhrs Reiſen im 18ten Bande der Berliner Samml. d. R.

innere ich mich nicht, daſs derſelben bey einem andern Schriftſteller Erwähnung gethan worden. Dieſes, nebſt der ſtrengen Enthaltung vom Wein, iſt, nach Cadogan *q*), Urſache, daſs die Türken, ſo wie die Banianen, von Podagra und Gicht verſchont bleiben. Sie bedienen ſich auch ferner keiner Schnürleiber: daher weiſs man in dieſem Lande nichts von Rachitis, noch weniger ſiehet man Buckelichte *r*). Niemals will man auch bey den Türken einen Bandwurm bemerkt haben *s*). Weil ſie aber den Kopf ſehr warm halten, ſo leiden ſie auch dafür oft an Augenzufällen *t*).

Die Hirnſchale *u*) eines Türken iſt faſt kugelicht. Das Hinterhaupt ragt äuſserſt wenig nach hinten hinaus, ſo daſs das groſse Loch im Hinterhaupte faſt am hintern Ende der Baſis cranii liegt. Die Stirn iſt breit; die Glabella hervorragend; die Foſſae molares flach vertieft. Die Theile des Geſichts ſind in gefallendem Verhältniſs. Eine Protuberantia occipitalis iſt faſt gar nicht da. Die Condyli occipitales ſind groſs und ſehr gebogen. Die Oeffnung der Naſe iſt eng, und unten in Form eines Halbzirkels abgerundet. Die Pars alveolaris der obern Kinnbacke iſt ſehr kurz. —

Was

q) Erlanger gel. Zeit. v. J. 1772.

r) Ballexſerd Education phyſique des Enf. Paris 1762. p. 116.

s) Campers Beantwortung einer von der bataviſchen Geſellſchaft aufgegebenen Preisfrage aus dem Holländiſchen überſetzt von Herbell. Cleve 1788. S. 145.

t) Blumenbach decas Collectionis etc.

u) Tott a. a. O.

Was die Witterungsconſtitution dieſes Landes anbetrift, ſo haben wir nur von Conſtantinopel die zuverläſsigſte Nachricht. Dieſer Ort, ob er gleich in einer angenehmen Gegend liegt, iſt dennoch nicht der geſundeſte, woran die groſse Unreinlichkeit der Straſsen; die veränderliche Witterung; die Nachbarſchaft des ſchwarzen Meeres und andere Umſtände ſchuld ſind. Pringle x) führt aus dem Timoni an, daſs die Häuſer in Conſtantinopel, worin Reinlichkeit herrſcht, zur Zeit der Peſt am meiſten verſchont würden: — allein, deren giebt es hier nicht viele. — Da ſich ferner in die ſchwarze See viel unreines Waſſer aus dem Palus Mäotis ergieſset, ſo iſt das Waſſer deſſelben trübe, ſchlammicht und gar ſchlecht: nun werden die aus demſelben hervorſteigenden ſtinkenden Nebel häufig durch die Nordwinde über die Stadt verbreitet, wodurch ſelbige faſt beſtändig feucht und dumpfigt erhalten wird y); dies iſt Urſache ſowohl von der oft empfindlichen Kälte, welcher man in Conſtantinopel ausgeſetzt iſt, und wogegen man ſich nicht durch Camine und Ofen, ſondern durch Pelze und Kohlbecken, welche mit glühenden Kohlen angefüllet ſind, und welche man Tandour nennt, zu ſchützen ſucht; als gleichfalls von der Feuchtigkeit der Luft, die ſich auch an dem vielen Mooſs zu erkennen giebt, welches man auf den Dächern der Häuſer findet. Zu andern Zeiten

x) Beobachtungen über die Krankheiten einer Armee. S. 328.

y) della Valle Beſchryving der voortreffelyke Reizen. Amſterdam 1666. p. 26. Ueberſetzung aus der Grundſprache. M. ſ. a. Riedeſels Bemerkungen auf einer Reiſe nach der Levante. Leipz. 1774. S. 131.

Zeiten wehen hier erſtickende heiſse Winde, ſo daſs man kaum Luft ſchöpfen kann, und man genöthiget iſt, ſich entweder auf die Erde zu legen, oder man muſs das Geſicht an die Wand halten z). Dergleichen Abwechſelungen können nun für die Geſundheit der Einwohner nicht erſprieſslich ſeyn: indeſs möchte es doch noch wohl zu viel behauptet ſeyn, daſs aus der mit Feuchtigkeit verbundenen warmen Luft allein in Conſtantinopel die Peſt entſtehe a). Ob man gleichwohl nicht in Abrede ſeyn kann, daſs dieſe dazu viel beytrage, ſo ſcheinen doch jene oben angeführten Gründe das Peſtgift beſtändig in Conſtantinopel zu figiren und zu unterhalten b). Denn da die Nachläſsigkeit der Türken ſo weit gehet, daſs ſie ſo gar die Effekten derjenigen, welche an der Peſt geſtorben ſind, öffentlich verkaufen, und da ſich beſonders zu den Pelzwerken, womit ſie groſse Parade machen, viele Liebhaber finden; ſo iſt die Ausbreitung dieſes Gifts unvermeidlich c). Sehr oft mag auch die Peſt von Egypten, Smyrna und andern Orten nach Conſtantinopel kommen. Indeſs erzeugt ſie ſich wohl am häufigſten in Conſtantinopel ſelbſt. Was die Zeit anbetrift, ſo behauptet Volney, daſs ſie in Conſtantinopel am heftigſten im Sommer wüthe, und daſs ſie im Winter aufzuhören pflege, weil hier die Winterkälte groſs genug ſey, um das Gift

z) Tott a. a. O.

a) C. L. Hoffmanns Abhandl. vom Frieſel. 1789. S. 44.

b) Volney's Reiſe nach Syrien und Aegypten. Jena 1788.

c) Tott a. a. O.

Gift zu bändigen. — Andere behaupten, daſs auch hier durch Hitze die Peſt gedämpft werden müſſe. Eigentlich hat man aber hier dazu keine beſtimmte Zeit. — In den meiſten Fällen hört mit dem Winter die Peſt auf. — Minderers Bemerkungen [d]) über die Peſt vom Jahr 1770 und 1771 belehren uns, daſs weder ein ziemlich hoher Grad Kälte mit ſchneidendem Nordwind gepaart, allezeit die Peſt in Beſſarabien dämpfe, noch auch die daſelbſt gewöhnliche Wärme. Selbſt in der Mitte des Auguſts lieſs ſie ſich ſehen.

Die Bäder ſind in Conſtantinopel eben ſo beſchaffen, wie im ganzen Morgenlande; das heiſst, ſie ſind übermäſsig heiſs, ſo daſs es Fremde darin nicht wohl aushalten können, und dennoch bleiben die türkiſchen Weiber oft fünf bis ſechs Stunden darin [e]); hier iſt es auch, wo ſie gewöhnlich, vermittelſt einer Beitze, aus Opperment, ungelöſchtem Kalk und andern Sachen, die Haare an vielen Stellen des Körpers ſorgfältig wegzubringen ſuchen [f]), und wo ſie ſich der ſogenannten Syrme, welches eine Schminke iſt, bedienen, wodurch aber die Schönheit nach und nach verloren geht [g]). Nach dem Bade legen ſie ſich auf Matratzen, um gerieben zu werden, und hier bekümmert man ſich nicht darum, wer auf dieſer Stelle vorhin gelegen, und ob er auch ohne alle Infektion geweſen. Auf dieſe Weiſe verbreiten die Bäder offenbar

d) Litt. Zeit. v. J. 1791. M. Jul.

e) Tott a. a. O.

f) Krünitz oec. Enc. 20. B. S. 514.

g) Tott a. a. O.

bar die Peſt. Bedenkt man alſo dieſe Umſtände, und daſs während der Peſt die Geſchäfte in keinem Stücke verändert werden, ſondern daſs alles frey und ſicher durch einander laufet, ſo braucht man ſich gar nicht über das groſse Sterben bey der Peſt, in Conſtantinopel, zu verwundern. —

Was den Wetterſtand allhier anbetrift; ſo habe ich ſchon oben angemerkt, daſs er veränderlich ſey. Oft fallt das Thermometer in einer Nacht 15 Gr. Fahr. Therm. und das Barometer ſinkt wohl in einer kurzen Zeit um 10 Grade [b]). Der October und November ſind hier gemeiniglich die beſtändigſten Monate. Vom Julius hergegen bis zum October wechſeln brennende Hitze und ungeſtüme Nordwinde ab. Die Winterkälte fängt im December an, und dauert bis zum Mai. Oft fällt hier wohl in einer Nacht 3 Fuſs hoch Schnee. — Eng ſind die Straſsen; die Erker ragen in denſelben ſtark hervor; viele Straſsen ſind gar nicht einmal gepflaſtert — die Schleuſsen ſind verſtopft [i]) — kurz, alles befördert die Ungeſundheit der Luft. — Man hat hier daher viele hitzige und Faulfieber [k]). Noch eine andere wichtige Krankheitsurſache finden wir in dem übermäſsigen Gebrauche des Opiums, welches zwar alle Türken lieben, aber wozu ſie nicht überall ſo gute Gelegenheit als in Conſtantinopel haben. Denn da finden ſich [l]) auf einem Platze einer groſsen Moſchee an der Mauer eine

b) Riedeſel a. a. O. S. 226.
i) della Valle a. a. O.
k) Friedr. Hoffmann und Adolphi a. a. O.
l) Tott a. a. O.

eine Menge kleiner Kramladen, in welchen das Opium feil geboten wird, und in deren jedem ein Sopha ſteht. Hierhin begeben ſich die Opiumseſſer des Abends haufenweiſe; ſetzen ſich auf den Sopha, und ein jeder bekommt ſeine Portion. Die geübteſten verſchlucken wohl vier Pillen, wovon eine jede die Gröſse einer Olive hat; hierauf wird ein Glas Waſſer nachgetrunken, und nun erwarten ſie ihre Begeiſterung. Das Anſehen dieſer Menſchen iſt lächerlich traurig; ſie ſind mager und blaſs; haben einen langen Hals; der Kopf hängt ihnen auf einer Schulter; der Rückgrad iſt gekrümmt; die Schultern reichen faſt bis zu den Ohren; zuletzt werden ſie cachektiſch und waſſerſüchtig Die armen Türken, die kein Opium bezahlen können, begnügen ſich mit Hanfblättern, welche faſt die nemliche Würkung — eine Berauſchung nemlich — als das Opium verurſachen ſollen. Durch beyde ſuchen ſie ſich alſo des Weins wegen, welchen ihnen ihre Religion unterſagt, ſchadlos zu halten. Indeſs ſind die nachtheiligen Folgen, die ſie ſich dadurch zuziehen, eben ſo groſs, und nur von anderer Art, als wenn ſie ſich mit Wein übernommen hätten, aber von den Vortheilen, die das Opium in andern Krankheiten äuſsert, erfahren ſie, der Gewohnheit wegen, nichts; ſo ſind ſie z. B. der Venusſeuche eben ſo gut als andre unterworfen [n]). Auch ſelbſt in Anſehung des Weins ſind viele Türken eben ſo gewiſſenhaft nicht: aber ſie trinken ihn nur heimlich; ſie können von den hitzigſten Sachen viel vertragen: Tott ſahe einen Türken, der zwey Flaſchen Eau de Lavande ſtehenden Fuſses ausſoff, ohne davon Schaden zu bekommen.

Die

m) Blumenbachs med. Bibl. 2. B. S. 352.

Die Länder Macedonien, Theſſalien und Albanien ſind in der Geſchichte der Eroberungen zu bekannt, als daſs an der Tapferkeit ihrer Einwohner könnte gezweifelt werden. Zugleich bewohnten ſie auch ein geſundes Land und viele von ihnen, beſonders die, ſo auf dem Berge Athos wohnten, erreichten ein hohes Alter, deshalb ſie auch Macrobii [n]) hieſsen.

Das Clima, die Witterung, die Lebensart und die Krankheiten dieſer Länder, wie auch Griechenlands und der Inſeln des Archipelagus ſelbſt, haben ſich, ſeit Hippocrates Zeiten, zwar ſehr geändert; doch trift man noch manche Sachen eben ſo an, wie es der Vater der Arzeneykunde beſchrieben hat. Ueberhaupt findet man, daſs hier die Witterung von jeher ſehr veränderlich geweſen iſt. Da gabs z. B. in alten Zeiten Jahre [o]), in welchen die Winter bey Südluft trocken und gelinde; die Frühlinge kalt; die Sommer trübe, doch ohne Regen; die Herbſte aber feucht waren. Es gab wieder andere Jahre [p]), wo die Winter mit vielem Regen, Schnee, Kälte und Nordwinden begleitet waren, die ſelbſt noch im Frühjahr herrſchten, worauf nur ein gelinder Sommer, und dann wieder viele Regengüſſe im Herbſte folgten. In andern Jahren [q]) hatte man einen ſtrengen Winter mit

n) Vid. Plinii hiſtor. natural. curante Millero. Berolini 1766. Tom. I. p. 136.

o) Hippocrates Werke aus dem Griechiſchen überſetzt von J. Fr. C. Grimm. Altenb. 1781. 1. B. S. 3.

p) A. a. O. S. 9.

q) A. a. O. S. 20.

mit vielem Schnee; heftige Kälte um die Tag- und Nachtgleiche; kalte Frühlinge; die Sommer waren wohl bis zu den Hundstagen kalt, worauf erſt ſpät im Herbſt eine brennende Hitze folgte. Wieder andere Jahre [r]) waren faſt durchgängig feucht; die Winter ſehr gelinde; der Winde wenige; die Sommerhitze erſtickend groſs. Es gab Jahre [s]), wo erſt bey der Sonnenwende mit der Nordluft ein ernſtlicher Winter einfiel, worauf wohl 15 Tage lang Südluft folgte, und endlich in andern 14 Tagen ein tiefer Schnee fiel. Die beſten und neueſten Reiſebeſchreiber [t]) verſichern einſtimmig, daſs es hier auf den Inſeln des Archipelagus noch heut zu Tage eben ſo beſchaffen ſey. Einer von ihnen, Riedeſel nemlich, ſagt: die Veränderungen und Abwechſelungen dieſes Clima's ſind erſchrecklich; mit den Südwinden wird es hier ſehr heiſs, und bey den Nordwinden, die oft in einem Jahre 8 Monate lang anhalten, möchte man für Froſt erſtarren. Einzelne Oerter und Jahre haben auch hier, wie anderwärts, ihre Beſonderheiten in der Witterung. — Davon wird ſelbſt beym Hippocrates, wenn die Rede von einzelnen Orten iſt, zuweilen Meldung gethan. So wird z. B. von Perinthos [u]) geſagt: daſs hier zuweilen unregelmäſsige Witterung herrſche, indem es hier bald zu viel oder zu wenig Wind; bald Windſtille; bald wieder ungewöhnliche Regen; Hitze; Dürre oder Kälte gäbe. — Unmöglich hätte

r) A. a. O. S. 86.

s) A. a. O. 2. B. S. 58.

t) z. B. Riedeſel S. 220.

u) A. a. O. 2. B. S. 5.

hätte Hippocrates von Gegenden, die zu den Witterungen übel paſſen; von abwechſelnder Hitze und Kälte in einem Tage; von ſolchen Sommern, die dem Frühling gleichen; vom Herbſt, der zur Unzeit und unvermuthet in den Winter umſetzt; von dürrer Hitze bey der Nordluft *x*), und vielen andern Sachen mehr ſo entſcheidend ſprechen können, wenn er ſeine Bemerkungen nicht an Ort und Stelle gemacht hätte. Da er nun ſelbſt behauptet *y*), daſs die Abwechſelungen hauptſächlich die Krankheiten hervorbrächten; ſo wird es bey ſeinen eignen vielen Erfahrungen und angeſtellten Reiſen begreiflich, wie er ſo vieler und ganz verſchiedener Krankheiten habe Erwähnung thun können, ja ſelbſt ſolcher, die faſt in allen übrigen Gegenden unbekannt ſind; ſo wird z. B. des fünf- und ſiebentägigen Fiebers Meldung gethan, welche, wenn ſie exiſtiren, dennoch äuſserſt ſelten ſind. Uebrigens würde es zu weitläuftig ſeyn, aller der Krankheiten, die als Folgen des dortigen Clima's anzuſehen ſind, und die man in ſeinen Schriften ſelbſt nachleſen muſs, hier Erwähnung zu thun. Ueberhaupt brachten die kalten trocknen Nordwinde entzündliche Krankheiten; die feuchte nebelichte Luft allerhand Wechſelfieber; die warme und feuchte aber Faul- und Nervenfieber hervor. Beſonders nachtheilig ſchildert uns Hippocrates den Südwind, indem er ſagt: dieſen *z*) empfinden alle Körper, ohne Ausnahme: die glänzenden verlieren alsdenn ihren Glanz; die kalten werden heiſs;

x) A. a. O. 2. B. von den Säften.

y) A. a. O. S. 446.

z) Libr. de morbo ſacro.

die trocknen feucht, und was man in den Häuſern in Gefäſsen auf den Boden hinſtellt, es mag Wein oder eine andere Feuchtigkeit ſeyn, das verdirbt von dieſem Winde, und nimmt eine andere Natur an, als es vorher hatte. —

Es iſt aber leicht einzuſehen, daſs dieſer Wind, der mit dem Sirocko übereinkömmt, auf den menſchlichen Körper gleichfalls ſchlimme Einflüſſe haben müſſe, und daſs er die Triebräder der Maſchine in eine Art von Unthätigkeit verſetzen werde; da nun der Nordwind ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften beſitzt; ſo ſahe ihn Hippocrates in Griechenland, wie Sarkone zu Neapel, für wohlthätig der menſchlichen Natur an, wenn nur die Abwechſelungen nicht zu ſchleunig geſchehen. —

Fieber von gallichter Art, Ruhren, Schwindſucht und d. g. m. waren alle ſehr gewöhnlich. Es fehlt uns aber dermalen, leider! an zuverläſsigen Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand der dort herrſchenden Krankheiten; allein es iſt nicht zu bezweifeln, daſs nicht die nemlichen Urſachen gleiche Folgen haben ſollten. Riedeſel giebt uns auch hierüber einige Nachrichten, und er klagt ſehr über das häufige Seitenſtechen als eine Folge des unbeſtändigen Clima's und des ungeſtümen Nordwindes. — Der Herbſt war und iſt dort ſchlimmer als der Frühling, welcher gewöhnlich früher als bey uns anfängt. — Daher macht Hippocrates einen ſo weſentlichen Unterſchied zwiſchen Herbſt und Frühling; er ſagt ausdrücklich [a]): am heftigſten und eigentlich auch am tödtlichſten

ſind

a) Lehrſprüche 3. Abſchn.

ſind die Herbſtkrankheiten. Am geſündeſten und am wenigſten tödtlich iſt der Frühling.

Ueber die Lebensart, Nahrungsmittel und Gebräuche ſeiner Landsleute läſst ſich Hippocrates eben nicht weitläuftig aus, noch weniger ſiehet er ſie als ſo wichtige Krankheitsurſachen, wie die Witterungsveränderung, an. Indeſs gaben doch die häufigen Kriege unſerm Altvater ebenfalls oft Gelegenheit, Kopf- und andere Wunden zu ſehen. Die gymnaſtiſchen Spiele der Griechen, da ſie oft nackt auf den Fecht- und Ringplätzen erſchienen, gaben oft zu Erhitzungen, Verkältungen, Geſchwülſten [b]) u. ſ. w. Anlaſs. Der ſchlimmen Folgen der Nahrungsmittel wird nicht oft Erwähnung gethan; aber doch geſchiehts hin und wieder, z. B. die Frauens- und Mannsperſonen in Ainos [c]), welche anhaltend Hülſenfrüchte aſsen, bekamen eine langwierige Schwäche in den Füſsen, und die von Erven lebten, litten an den Knien. Da gabs auch Leute, wie z. B. der Fechtmeiſter Bias [d]), welcher vom vielen rohen Schweinefleiſcheſſen; von ſtarken Getränken; vom Zuckerwerk; Honigkuchen; Gurken; Melonen; Milch und friſchem feinem Mehle, in Gallenfieber verfallen war.

Hippocrates erlebte auch Erdbeben und peſtilenzialiſche Wetterſtände: ob er aber auch die athenienſiſche Peſt ſelbſt geſehen habe, daran zweifeln

b) A. a. O. 1. B. S. 4. u. a. O.
c) A. a. O. 2. B. S. 169.
d) A. a. O. 2. B. S. 133.

feln mit Recht viele [e]), theils weil er ſelbſt darüber ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, theils auch weil Thucydides, der alle Umſtände ſo genau beſchreibt, des Hippocrates keiner Erwähnung thut. Seine vielen Reiſen und vielfaltige Erfahrungen ſetzten ihn endlich in den Stand zu behaupten: daſs ſeine Vorherſagungen faſt in allen Welttheilen, weil er vorausſetzte, daſs die Climaten doch in dem einen oder in dem andern Stücke mit dem griechiſchen übereinkämen, wahr ſeyn und einträfen, indem er ſagt [f]): dieſemnach ergiebt es ſich auch, daſs die vorgemeldeten Anzeigen in der Barbarey, in Delos und in der Tatarey wahr ſeyn. Obgleich nicht wahrſcheinlich iſt, daſs Hippocrates alle dieſe Länder ſelbſt geſehen hat; ſo hat er doch ſeine Praxis ſehr weit ausgedehnt. Er beſuchte nicht allein verſchiedene Inſeln des Archipelagus, ſondern machte auch Reiſen aufs feſte Land von Europa und Aſien. Auf den Inſeln Cos, Milo, Thaſus u. a. kannte er die bergigten Gegenden genau. Zu Cranon in Romanien ſahe er, vorausgeſetzt daſs er ſelbſt Verfaſſer vom 2ten Buche der Landſeuchen iſt, viele Sümpfe, welche daſelbſt zu finden ſind. Er ſahe andere Gegenden zu Polyſtilo oder Abdera; andre in Theſſalien zu Lariſſa; andere zu Meliboea, welches am Fuſse des Oſſa in dem Thale von Tempe gelegen war. Da es ferner, wie Herr Grimm [g]) anmerkt, wahrſcheinlich iſt, daſs Hip-

e) z. B. Guys a. a. O.

f) A. a. O. 1. B. S. 167.

g) Deſſen Leben vom Hippocrates vor dem erſten Band ſeiner Ueberſ.

Hippocrates die nördlichen Provinzen von Kleinaſien, als Pontus und Colchis, das jetzige Mingrelien, und das Land der Scythen beſehen habe; ſo hat er ſich Begriffe von ſehr niedrigen, ſumpfigen und damals kalten Ländern verſchaffen können. Die morgenländiſchen Geſchichtſchreiber verſichern auch: Hippocrates ſey oft ſelbſt nach Damaſcus gekommen [b]), und dann ſahe er hier wieder eine ganz andere Gegend. —

Muſs man nicht bekennen, daſs Hippocrates glücklicher Weiſe an dem rechten Orte gewohnt habe, wo ſich gleichſam alle Climate mit einander vereinigten. Hier wechſeln feſtes Land und Inſeln ab; hohes und niedriges; trocknes und feuchtes; heiſses und kaltes fielen alle in den Würkungskreis Hippocratis. — Nun konnte er die Würkungen eines feuchten und kalten; eines feuchten und warmen; eines trocknen und heiſsen; eines trocknen und kalten; u. d g. Clima's beurtheilen: er ſahe die guten Würkungen des Nordwindes; ſo wie die ſchädlichen des Südwindes; kurz alles, was der Arzt ſehen muſs. — Man verſetze ihn in Gedanken etwas weiter nach Norden oder Süden hin; ſo würde er mit allem Genie nicht im Stande geweſen ſeyn, jene Bemerkungen zu machen, die wir faſt alle, man wohne in einem Welttheile, wo man wolle, noch heut zu Tage mehr oder weniger wahr finden. —

Die jetzigen Bewohner dieſer ehemals glücklichen Länder ſind den vorigen Beſitzern derſelben an Sitten, Gebräuchen, Nahrungsmitteln und Le-

b) Rich. Pococks Beſchreibung des Morgenl. überſetzt von Mosheim. 1754.

bensart ganz ungleich, und dies muſs daher auf die geſunde und kranke Beſchaffenheit derſelben einen groſsen Einfluſs haben. — Bey den heutigen Türken [i]) iſt die Gewohnheit eingeführt, beſtändig und ſelbſt im Sommer Pelze, oder doch Kleider mit Pelzwerk gefüttert zu tragen: ihren Kopf bedecken ſie mit einer dicken Mütze oder mit dem Turban; faſt den ganzen Tag ſitzen viele mit kreuzweiſs über einander gelegten Füſsen: andere bringen in den warmen Bädern halbe Tage zu: — alle dieſe und mehrere Umſtände ſind für Seele und Körper gleich nachtheilig. — Alles verfällt daher bey ihnen in Schlaffheit: — man ſiehet bey ihnen keine Spur des alten griechiſchen hohen Sinnes mehr: — ſie ſind ſchwermüthig; milzſüchtig; geil und verfallen in allerhand Augenfehler.

Laſſen wir jetzt die Beſchaffenheit der einzelnen Länder und Inſeln des Archipelagus, nebſt den Ueberbleibſeln alter Denkmäler der Medicin, mit wenigem betrachten, und dabey uns noch auf den gegenwärtigen Zuſtand der daſelbſt wohnenden Menſchen mit wenigem Achtung geben. — So wie die Macedonier von allen Griechen die tapferſten waren, ſo zeichneten ſich unter ihnen an Tapferkeit die Biſalter in eben dieſem Lande aus, weil ſie geronnene Milch mit Pferdeblut zu ihrer Speiſe nahmen [k]). In Theſſalien, Boeotien und Athen waren oft, nach Galens Bemerkung, die Wachteln, weil ſie ſich von einer ſchädlichen Pflanze nährten, giftig, und die Menſchen, welche die Wachteln ſpeiſeten, wurden mit der

i) Riedeſel a. a. O. S. 223.

k) Virgilii Georgic. Libr. 3. verſ. 461.

der Fallſucht heimgeſucht [l]). In Achaja und Athen gab's viel Podagra; in Carien war die Tollheit der Hunde [m]) gemein; dieſelbe Krankheit herrſchte auch auf der Inſel Creta, woſelbſt man auch die Satyriaſis, vom Gebrauche der Pflanze Satyrion, bemerkt haben wollte [n]). Die Boeotier hielt man für dumm, weil ſie eine feuchte und dumpfige Luft einathmeten [o]). Beſonders galt dies, wie Plutarch und Strabo [p]) melden, von den Einwohnern der Stadt Haliartus, die in einem ſumpfigen Grund lag: — man hielt die Leute für ganz ſtupid. Aber ganz anders urtheilet Cicero [q]) von den Athenienſern: er ſchreibt ihnen, wegen des ſanften Einfluſſes des Himmels, den feinſten und ſchärfſten Verſtand zu. Auch für geſchliffen und tapfer hielt man die Spartaner, weil ſie theils auf Gebürgen wohnten, und von keinem ungeſunden Winde beſtrichen, aber deſto mehr von den rauhen Nordwinden geſtärkt wurden. Noch jetzt genieſsen die daſelbſt wohnenden Mainotten in Loconien ihre Freyheit, und ſie ſind den alten Spartanern in Rauhigkeit der Sitten ziemlich gleich [r]). Lykurgs ganze mediciniſche Vorſchrift beſtand nur in dem Gebrauch des Weins, den er den kranken Spartanern empfohl, und ihn dafür den Geſunden ſtrenge verboth [s]). Die Arkadier gebrauchten aber nur Kuh-

 milch.

l) Frankens med. Policey, 3. B.
m) Caelius Aur. l. c. Tom. I. p. 263.
n) L. c. T. I. p. 290.
o) Adolphi l. c.
p) Falconer Remarks.
q) Liber de fato.
r) Riedeſel a. a. O.
s) Rahns Gazette de Santé, 3ter Jahrgang.

milch [t]). — In Athen, welches ſonſt für geſund gehalten wurde, und welches einen eignen, dem übrigen Griechenland unbekannten Wind, Sciron genannt, hatte, der von den Scironiſchen Felſen kam [u]), gab's aber doch ſchon ehemals, auſser der häufigen Gicht und den podagriſchen Zufällen, welche man von dem ſauren Weine herleitete [x]), verſchiedene einheimiſche Krankheiten, als z. B. Brüche unter den Weibern [y]). Den Nervenzufällen müſſen ſie ebenfalls ſehr unterworfen geweſen ſeyn. Denn man will verſichern, daſs die Nuſs- und Kramweiber, welche öffentlich in Athen auf dem Markte ſaſsen, mit Convulſionen befallen worden ſind, wenn ſie nur ein nicht recht ausgeſprochenes attiſches Wort gehört hätten [z]). Da auf einem nahe bey Athen gelegenen Berge eine gewiſſe Pflanze, welche die Griechen Phlomo nennen, häufig wächſt; ſo entſtehen in Athen alsdenn, wenn der Nordwind die ſchädlichen Ausdünſtungen über die Stadt verbreitet, vielerley ſchädliche Folgen davon [a]), als z. B. Fieber. — Auch Caelius Aurelianus [b]) thut dieſer Pflanze Meldung, und hält die Wurzel derſelben für ſchädlich. In Vergleichung von Theben, Corinth und Negropont iſt aber doch Athen geſund zu nennen; theils weil man hier weniger Kranke findet; theils weil hier die Peſt weit ſeltener hinkömmt, als nach den gemeldeten Oertern. Als einsmalen die Griechen

zu

t) Ebendaſelbſt.
u) Plinii H. N. P. I. L. 46.
x) Unzer a. a. O. 2. B. S. 544.
y) Adolphi l. c.
z) Der Teutſche Merkur v. J. 1781.
a) Riedeſel a. a. O. S. 112.
b) L. c. T. I. p. 149.

zu Athen von einer Seuche heimgeſucht wurden; ſo baten ſie den Hippocrates um ſeinen Rath, welcher dadurch dem Uebel abgeholfen haben ſoll, daſs er ihnen gerathen, eine gewiſſe Lücke zwiſchen hohen Bergen, durch welche ein ſchädlicher Wind ſtrich, auszufüllen [c]). Endlich ſo verſichert uns Plinius [d]), daſs zu Athen der ſogenannte Fons Aeſculapii geweſen.

Die Inſeln des Archipelagus betreffend; ſo ſind einige, ihrer ausnehmend geſunden Beſchaffenheit wegen, andere anderer Merkwürdigkeiten halber, noch bis auf den heutigen Tag berühmt. Zu den erſtern gehört Cea. Strabo hält ſie, ihrer reinen Luft wegen, für unverbeſſerlich, und noch jetzt ſollen daſelbſt viele Menſchen 100 Jahre erreichen [e]). Hierhin gehört auch die Inſel Chio, wo vieler Maſtix geſammlet wird [f]), den die Einwohner oft mit unters Brod kneten, und, um einen guten Athem zu erhalten, fleiſsig im Munde kauen. Auch die Inſeln Naxia, Lesbos, jetzt Meteline, und Sephanto ſtreiten mit Sicilien, der Schönheit wegen, um den Vorzug: — auf einigen derſelben wächſt der Necktar, welcher jetzt Meſta heiſst, wie auch Maſtix, der aber allein für das Serail in Conſtantinopel beſtimmt iſt, woſelbſt man ihn, des Wohlgeruchs wegen, fleiſsig kauet [g]).

Reiner

c) Franke a. a. O. 3. B.

d) L. c. I. p. 104.

e) Riedeſel l. c. S. 77.

f) Ebendaſ. S. 37.

g) I. Aegid. van Egmond van der Nyenburg Reizen. Leid. 1757. 1. Th. S. 241.

Reiner kann nirgends der Himmel ſeyn, als zu Samos [h]), Rhodus und Creta. Der Schönheit und der geſunden Luft wegen reiſete Tiberius oft nach Rhodus, der fruchtbarſten Inſel von der Welt, auf der kein Tag vergehen ſoll, an dem man die Sonne nicht zu ſehen bekäme, und auf der Myrthen, Oleander, Palmen, Pommeranzen und Roſen, von deren groſsen Anzahl man die Inſel ſo benannt haben will, wild wachſen, und wo man nichts von anſteckenden Seuchen wiſſen ſoll [i]), Indeſs will doch Strabo behaupten, daſs hier die Sommer nicht die geſundeſten ſeyn, weil die Luft von den Ausdünſtungen des vielen Obſtes verunreiniget würde [k]). Auch hat dieſe Inſel einen Ueberfluſs an Brunnen, und ſie hat den herrlichſten Boden.

Die Schönheit des Himmels in Creta machte, daſs ehemals die Lacedaemonier, Algierer und die Athener Colonien hierhin führten; daher ſagt auch von ihm Homer: Creta iſt fett und fruchtbar, und es ernährt ein unzähliges Volk, welches ſich nach den ſtrengſten Geſetzen der Diät richten muſste. Es war hier nemlich keinem der Oberhäupter erlaubt, allein zu ſpeiſen, ſondern alle muſsten in einem gemeinſchaftlichen Hauſe von einerley Speiſe und Trank ſich beköſtigen: ein Gefäſs, mit Waſſer und Wein angefüllt, gieng nach

h) Reiſe des Grafen von Choiſeul Gouffier durch Griechenland. Gotha 1780.

i) Savarys Briefe über Griechenland. Leipz. 1789. vergl. mit dem 20ſten Stück des Hannöv. Magaz. v. J. 1776.

k) Strabonis Geographia cum notis Caſauboni. Amſtelod. 1707. p. 963.

nach der Reihe herum, und nur den Alten war es erlaubt, etwas mehr Wein hinzu zu miſchen. In den gymnaſtiſchen Spielen muſste ſich die Jugend fleiſsig üben [l]). Da jetzt beyde Inſeln, ſo wohl Rhodus als Creta, unter türkiſcher Bothmäſsigkeit ſind, ſo haben ſie nun viel von ihrem Glanz verloren. Jetzt iſt in Candia der Ausſatz häufig, der Ackerbau wird vernachläſsiget; die Wälder auf den Bergen ſind umgehauen. Daher muſs aus Karamanien Brodkorn anjetzt nach Rhodus gefahren werden, und die Flüſſe Glaukus und Xanthus ſind in Creta meiſt ausgetrocknet [m]). Ueberhaupt haben die Zeit und der Druck der Türken auf die Inſeln des Archipelagus groſse Veränderungen hervorgebracht. Die Inſel Milo z. B. deren auch Hippocrates, ihrer warmen Bäder wegen, Meldung thut, die zu ſeiner Zeit, aber nicht immer mit dem beſten Erfolge, beſucht wurde, wie an jenem Krätzigen zu ſehen iſt, der nach dem Gebrauch eines Bades zu Milo waſſerſüchtig wurde [n]), hat durch Erderſchütterungen viel gelitten, weil ſeitdem ſchädliche Dünſte, wie Moffeten, aus den entſtandenen Volkanen in die Höhe ſteigen, und die Luft vergiften, welche ehemals rein und geſund war Die unglücklichen Einwohner ſehen gelb und aufgelaufen aus; ſie haben ungeheure Bäuche und dicke Beine. Von 5000 Einwohnern, welche Tournefort da kannte, ſind kaum 200 mehr übrig. Jedoch werden die Schwefelbäder noch jetzt beſucht [o]). Mehrere

l) Savary a. a. O. S. 97. u. 108.
m) Savary a. a. O.
n) Hippocrates a. a. O.
o) Reiſe des Graf. v. Choiſ. Gouffier a. a. O. vergl. mit Richard a. a. O.

rere Inſeln haben gleiches Schickſal erfahren, und Erdbeben ſind überhaupt in Griechenland nicht ungewohnt. Faſt nicht beſſer ſieht es mit allen übrigen Inſeln aus, welche von den Türken unterjochet worden. — Zu Argientiera *p*) z. B. ſieht man nur Weiber allein; hier iſt das Serail der Seefahrer.

Auf vielen andern, als z. B. Samos, lebt nur eine Räuberbande: wieder auf andern, als z. B. zu Paros, ſehen alle Menſchen elend und ſchwächlich aus *q*). Ueberhaupt iſt Muthloſigkeit, der drückenden Abgaben wegen, und weil viele Grauſamkeit von den Türken verübt wird, in allen Geſichtern der Griechen zu leſen. Die meiſten müſſen ſich daher elendiglich behelfen. So findet man z. B. nach dem Savary, nirgends elendere Menſchen, als auf der Inſel Syme, wo Männer, Weiber und etwas erwachſene Kinder ihren Unterhalt dadurch erwerben müſſen, daſs ſie aus dem Meeresgrund die Schwämme holen. Da dieſes nicht allein eine beſchwerliche, ſondern auch ungeſunde Arbeit iſt, ſo ſehen ſie alle elend aus, und haben alle die Krätze. Ferner ſo eſſen z. B. die Menſchen zu Paros und Antiparos nur Gerſtenbrod, und da die Faſten bey den Griechen nicht allein von langer Dauer ſind, ſondern auch auſserdem die Fiſchnahrung unter ihnen die gewöhnlichſte iſt; ſo entſtehen daraus verſchiedene Krankheiten, beſonders der Ausſatz, welcher unter den Griechen in der Levante, beſonders zu Candia, weit gewöhnlicher iſt, als unter den daſelbſt

p) Irwins Reiſe, m. ſ. Sprengels Beytr. 14. Theil.

q) Riedeſel a. a. O. S. 165.

ſelbſt wohnenden Türken *r*), die gemeiniglich von dieſem Uebel befreyet, und überhaupt viel geſunder ſind. Ganz anders iſt aber die Beſchaffenheit dererjenigen Griechen, die noch in dem vollen Beſitz ihrer Freyheit ſind, und nie türkiſche Herrſchaft empfunden haben, wie dies z. B. mit der Inſel Caſos der Fall iſt. Bey dieſen entdeckt man nicht allein den ſchönen griechiſchen Körperbau, ſondern auch griechiſchen Edelmuth *s*). Eben ſo ſieht man noch auf der Inſel Corzyra das alte Hirtenleben der Griechen *t*). Der Schäfer ſitzt den ganzen Tag unter dem Schatten eines Baums, ſingt und pfeift, während dem die Schaafe die wohlriechendſten Pflanzen freſſen. —

Noch giebt es einige Inſeln und Oerter, die gewiſſer Merkwürdigkeiten halber, hier einen Platz verdienen. Ohnweit Corinth lag Anticyra, welches ſeines zweyfachen Nieſewurzes wegen, des ſchwarzen, welcher abführte, und des weiſsen, welcher Brechen erregte, berühmt war, und wohin ſich viele Kranke begaben, um die, nach einer beſondern Vorſchrift, verfertigte Arzeney zu gebrauchen *u*). Es muſs dieſe Pflanze hier in Menge vorhanden geweſen ſeyn, weil Hippocrates nach ſeinem, beym Democritus, abgeſtatteten Beſuch den Abderiten eine ganze Schiffsladung voll von Nieſewurz ſoll empfohlen haben. Die In-

r) Lorrys Abhandlung von den Krankh. der Haut. Leipz. 1779. 1. Theil. S. 686. vergl. mit Pauw.
s) Savary a. a. O. S. 83.
t) Irwin a. a. O.
u) Rich. Chandler Reiſen in Grieckenland, Leipz. 1777.

Inſel Zante, auf welcher viele Corinthen wachſen, verdient unſer Andenken, weil ſie die Gebeine des berühmten Veſals, welcher hier auf ſeiner Wallfahrt nach Jeruſalem geſtorben iſt, enthält x). Auch iſt zu Zante ein Peſthaus, wo die Schiffe von der Levante, wie Howard meldet, 42 Tage, von Morea aber nur 22 Tage Quarantaine halten müſſen. — Vor allen übrigen vordienet aber Cos, welches jetzt Stangio heiſst, weil es einen Hippocrates hervorgebracht hat, unſere Achtung. An und vor ſich iſt ſie eben nicht eine der ſchlechteſten Inſeln, denn ſie bringt, nach dem Irwin y), köſtlichen Wein hervor, aber die Anfahrt iſt etwas gefährlich, und weil hier oft die Peſt wüthet, wird ſie ſelten beſucht. Noch jetzt zeigt man in der Vorſtadt den Ort, wo des groſsen Arztes Wohnhaus geſtanden haben ſoll: man nennt die Stelle auf türkiſch Pucra, welches Hippocrates bedeutet z). Auch ſiehet man noch einen Pfeiler und einen Brunnen, der des Hippocrates Brunnen heiſst a). Endlich führen wir noch Cnidus, Delphos und Epidaurus, welches auf dem Sironiſchen Meerbuſen lag, an. So wie zu Cos vom Hippocrates eine Schule war angelegt worden, ſo befand ſich auch auf dem nicht weit abgelegenen Cnidus eine andere, deren Stifter Euryphon geweſen. Zu Delphi wurden bekanntermaſsen die Orakelſprüche, von der Pythia, der Betrügerinn, ausgeſprochen. Man will verſichern,

x) Baldingers neues Magaz. 4. B. 1. St. S. 86.
y) Sprengels Beyträge, 14. Theil.
z) Della Valle l. c. p. 87.
a) Ebenderſelbe und Haſſelquiſt Voyages dans le Levant. Paris 1769.

chern, daſs ſie ihren Wahnſinn vom Genuſs der Blätter eines gewiſſen Baums ſoll erhalten haben. Das Waſſer der Kaſtalia, worin ſich die Pythia zu baden pflegte, ſoll ſo kalt ſeyn, daſs man vom Berühren mit den Händen einen Fieberfroſt davon bekomme *b*).

Von dem berühmten Tempel des Aesculaps zu Epidaurus findet man noch einige Ueberbleibſel zu Gerao, welche aber zu unwichtig ſind, als daſs man die ehemalige Pracht deſſelben daraus beurtheilen könnte. Indeſs zeigen doch alle Umſtande an, daſs man gefliſſentlich dieſen Ort dazu gewählet habe, um das Anſehen dieſes Gottes in Ehren zu halten. Der Tempel lag nemlich in einer ſehr anmuthigen Gegend, auf einer maſsigen Anhöhe, wo die Luft ſehr heiter und rein, und wo an dem herrlichſten Waſſer Ueberfluſs iſt. Die anmuthigen Haine und die Luſtbarkeiten des Theaters erhöheten die Reitze und die geſunde Beſchaffenheit des Orts noch mehr. Hinter dem Tempel ſtand das Schlafhaus der Hülfeſuchenden, und nahe dabey ein rundes marmornes Bad. Auch für Schwangere war ein eigenes Haus eingerichtet.

Hier vereinigten ſich alſo viele Umſtände: — reine Luft; friſches Waſſer; Zerſtreuungen von allerhand Art; häufiges Baden und Bequemlichkeit. — Die Prieſter ſorgten weiter für den guten Ruf ihres Tempels dadurch, daſs ſie keine Kindbetterinn anders, als unter freyem Himmel, niederkommen lieſsen, damit ſich kein Todesfall in der

b) Rich. Chandler a. a. O.

der Nähe des Tempels zutragen möchte; daher entfernte man auch ſterbende Menſchen frühzeitig. — Die dem Aesculap zu Ehren errichtete, und von dem Traſimenides verfertigte Statüe war von Elfenbein und Gold. Er war ſitzend, einen Stab haltend, vorgeſtellt; die eine Hand hatte er auf den Kopf einer Schlange gelegt, und neben ſich hatte er einen Hund [c]).

An noch mehreren Orten waren, dem Aesculap zu Ehren, Tempel errichtet worden. So errichtete z. B. Naupaktus, welcher von einem Augenzufalle geneſen war, auf eigne Koſten einen Tempel zu Lepanthe, und ſchenkte obendrein der Prieſterinn Anyta, durch welche die Offenbarung des Geneſungsmittels geſchehen war, 2000 Goldſtücke [d]).

Was die Temperatur der Luft der hieſigen Inſeln anbetrift; ſo iſt ſie ſehr verſchieden. In Creta z. B. iſt die Hitze nie übermäſsig groſs, auch nie hat man ſtarke Kälte. Vom März bis November ſtehet das Thermometer immer zwiſchen 20 und 27 Gr. Rh. Th. Der Winter fängt mit dem December an, und erreicht ſchon im Jänner ſein Ende. Selten fällt hier Schnee, auch gefriert das Waſſer ſelten; die Witterung iſt dann hier wie in Frankreich im Junius. Vom Februar bis November iſt faſt kein unangenehmer Tag; der Himmel iſt beſtändig rein und heiter; die Winde ſind ſanft; auch die Nächte ſind ſchön und kühle; der Boden iſt einem Teppich gleich mit Veilchen, Dipptam, Saff-

c) R. Chandler a. a. O.

d) I. Spon Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grece, et du Levant, à la Haye 1724. Tom. II. p. 20.

Saffran und andern Pflanzen gezieret: auch kann man, ohne allen Schaden, in freyer Luft, des Nachts ſchlafen [e]). Ganz anders iſt das Clima vieler übrigen Inſeln des Archipelagus beſchaffen, welches Riedeſel [f]) als ſehr unangenehm beſchreibt, weil die Nordwinde faſt zehn Monate lang unaufhörlich hier regieren. Daher ſind einige Oerter lange nicht ſo warm, als ſie vermöge ihrer Lage ſeyn müſsten. Athen z. B. hat mit Neapel faſt einerley Breite. In Anſehung des Clima's aber müſste es mit Petersburg, ſagt Riedeſel, verglichen werden; auch war die Erndte erſt im Auguſt, da ſolche in Sicilien bereits im May geweſen war. Die Nachbarſchaft der nahen mit Schnee bedeckten Gebürge ſind an dieſer rauhen Witterung ſchuld. Ueberhaupt aber bemerkt man hier zu Lande ſehr kalte Nächte, welche um deſto ſchädlicher ſind, weil die Tage oft groſse Hitze haben. Die Winde, ſagt Spon (a. a. O. S. 182.) ſind hier ſo kalt, daſs man ſelbſt bey den dickſten Kleidern und Pelzwerk ſo ſehr durchdrungen wird, daſs man die Kälte auf der bloſsen Haut fühlt. Dieſer Kalte und der groſsen Abwechſelung der Witterung wegen, ſetzte ſchon ehemals Horaz das Clima Griechenlands dem römiſchen nach. Aus dieſer abwechſelnden Witterung mögen denn auch vielerley Krankheiten, als Wechſelfieber [g]); Seitenſtich [h]); hitzige Fieber [i]) u. d. g. mehr entſtehen. Auſser dem Aus-

 ſatz,

e) Savary a. a. O.
f) A. a. O. S. 81.
g) Mariti a. a. O.
h) Riedeſel a. a. O.
i) Fr. Hoffmann a. a. O.

ſatz, von dem ſchon oben geſprochen worden, fand der berühmte Tournefort [k]) die bösartige Bräune, welche die Kinder häufig befiel, und in 48 Stunden tödtete, in der Levante ſehr gemein. Die Kinder hatten dabey einen bösartigen Carbuncel im Halſe. Auch giebt es hier viele blinde Menſchen [l]); aber nichts iſt hier gemeiner, als Hypochondrie, Hyſterie und ſelbſt Manie [m]), welche von der ſitzenden, müſsigen Lebensart der Einwohner, und von der groſsen Hitze der Sonne hergeleitet werden müſſen.

Was den Zuſtand der ausübenden Medicin anbetrift; ſo ſiehet es damit durchgängig ſehr ſchlecht aus, und man findet hier keinen Schatten der Coiſchen Weisheit mehr. Da giebts z. B. Aerzte, die ihren Kranken gar keine Arzeney geben, weil ſie ſolche für behext halten [n]). Es giebt andere, deren ganze Wiſſenſchaft ſich oft nicht weiter, als bis zur Rhabarber erſtreckt, und die alle Patienten mit dieſem Mittel heilen wollen [o]). Indeſs ſahen doch andere [p]) zu Conſtantinopel, Chio und Stanchio geſchickte Aerzte, welche zu Padua ſtudirt hatten. Türken entſchlieſsen ſich ſelten zur Erlernung der Medicin, ſondern es ſind gemeiniglich Chriſten, Armenier oder Juden, welche dieſe Wiſſenſchaft treiben. Ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Ober-Arztes, welcher Hackin

k) Halleri B. pr. T. IV.

l) Lüdecke a. a. O.

m) Lüdecke a. a. O. Zimmermann a. a. O.

n) Spon l. c. T. II. p. 17.

o) Choiſeul Gouffier a. a. O.

p) Haſſelquiſt. l. c.

ckin Baschi heiſſet, darf aber niemand die Kunſt treiben: dieſer iſt aber leicht mit Geld zu gewinnen, und daher iſt den elendeſten Stümpern alle Freyheit gelaſſen. Gewöhnlich beſteht die Cur nur in ſtrenger Diät, welche ſie empfehlen, in Reiſs oder Brod im Waſſer gekocht, oder in Nudeln. Haſſelquiſt ſagt: viele giengen hierin zu weit. — Die Türken fragen gern jeden Arzt um Rath, und ſo bald ſie nur einen ſehen, fühlen ſie ſich auch ſchon krank, und möchten gern immer gebrauchen. Sie werden daher einem jeden, der nur das Anſehen eines Arztes hat, wegen ihrer Zudringlichkeit, ſehr beſchwerlich. Von Belohnung wiſſen ſie aber nichts; noch weniger darf man ihnen immer die Urſache ihrer Krankheit frey entdecken. Ein angeſehener Türke zu Magneſia fühlte ſich ſchwächlich, und fragte deshalb Haſſelquiſt um Rath. Dieſer Arzt wagte es nicht zu ſagen: daſs die 16 Weiber, welche er ſich hielt, daran ſchuld wären; und gab ihm ſtärkende Mittel, welche ihm gut bekamen: aber die ganze Belohnung, die Haſſelquiſt davon hatte, beſtand in der Erlaubniſs, ungehindert herumgehen zu dürfen. So gelitten auch der Arzt in der Türkey ſeyn mag; ſo iſt es ihm doch nicht erlaubt, zu den Frauenzimmern ins Serail zu gehen. Der berühmte Tournefort muſste einmal die Damen des Groſsveziers beſuchen: er konnte ſie aber nicht zu ſehen bekommen; ſondern die Patientinnen ſteckten nur durch ein Loch, welches in der Mauer war, ihre Hand, damit er ihren Puls fühlen konnte. Endlich, ſo wiſſen die Türken ausländiſche geſchickte Aerzte von ihren einheimiſchen wohl zu unterſcheiden. Letztere nennen ſie nur ſo gemein weg ïatroi; hergegen

andere geſchickte nennen ſie ïatroi grammatismenoi, oder nur blos ſophoi [q]).

Hin und wieder ſind die Landleute in der Behandlung einzelner Krankheiten berühmt: ſo ſind z. B. die Albaner in der Cur der Brüche und im Steinſchneiden ſehr geſchickt, und ſie werden häufig in dieſem Falle geſucht [r]). In einigen Inſeln, als z. B. in Creta, ſiehet man noch die alte Gewohnheit, Kranke auf dem Markte hinzulegen, um von den Vorübergehenden Hülfe zu erflehen [s]). Die Inoculation der Blattern iſt auf vielen Inſeln des Archipelagus eine bereits alte Gewohnheit [t]). Als Präſervativ gegen die Peſt wenden die Türken Fontanelle an: die meiſten Türken und Griechen ſind daher mit einem ſolchen künſtlichen Geſchwüre verſehen. Man bemerkt aber eben nicht, daſs ſie dies Mittel gegen die Seuche bewahre [u]). Auch von der Moxa und vom Schröpfen machen ſie häufigen Gebrauch. Wegen eines ſimpeln Kopfwehes laſſen ſie den erſten beſten Barbier holen, der ihnen eine Binde um den Hals legt, damit das Blut zurückgehalten werde, worauf dieſer mit einem Scheermeſſer einige Schnitte um das Ohr macht, und eine Eyerſchale voll Blut flieſsen läſst [x]). Dieſe Leute ſtehen, beſonders in Conſtantinopel, in Buden aus, und ſind den Marktſchreyern ſehr ähnlich: — meiſtens ſind es Juden oder

q) pon l. c. T. II. p. 49.
r) Riedeſel a. a. O.
s) Halleri Bibl. pr. T. IV.
t) Lüdecke a. a. O.
u) Todens Bibl. 4. B.
x) Murrays med. Bibl. 3. B. S. 293.

oder Renegaten *y*). In der ganzen Türkey giebt es keine einzige Schule, worin irgend ein Stück der Arzeneykunde vorgetragen würde. Die gegenwärtige Verfaſſung ihrer Regierung erlaubt es nicht, menſchliche Körper zu zergliedern, und an die Oeffnung thieriſcher Körper wird nicht gedacht. Von dem Nutzen der Chemie in der Arzeneykunde können ſie ſich gar keinen Begriff machen; indeſs verfällt doch manchmal jemand auf die Goldmacherkunſt. Es giebt unter ihnen etliche arabiſche Schriftſteller, unter welchen ſie den Ebenſina am höchſten ſchätzen, und für untrüglich halten. Es fehlt ihnen auch nicht ganz an Ueberſetzungen des Hippocrates, Galenus, Dioscorides und anderer, aber ſie ſind voller Fehler *z*). Da ſie dieſemnach, zur Erlernung der Medicin, wenig oder gar keine Gelegenheit haben; ſo iſt ihre Unwiſſenheit verzeihlich. Auf den meiſten griechiſchen Inſeln fehlt es ſo gar ganz an Aerzten, und da treiben einige Weiber die Kunſt, vermittelſt einiger geerbten Recepte von Kräutern und andern Sachen, von denen ſie eine gute Kenntniſs haben; ſo wie ſie denn z. B. ſchon längſt die Salapwurzel als ein ſehr gutes ſtärkendes Mittel gebraucht haben *a*). Auch befinden ſich die Weiber in dieſem Lande, ſeit den Zeiten einer Agnodice, im Beſitz der Entbindungskunſt, da ſolche ſonſt nur allein von den Männern ausgeübt wurde. Gemeldete Agnodice, ein junges Frauenzimmer aus Athen, fand

y) Peyſſonells Zuſätze zu Totts oben angeführt Schrift.

z) Rüſsel.

a) Londner medic. Bemerk. 5. B.

unwiderſtehlichen Trieb bey ſich, dieſe Kunſt, welche ihrem Geſchlechte verboten war, zu erlernen. Sie zog daher Mannskleider an, und ſchlich ſich zu den Weibern; wurde aber entdeckt, und vor Gericht geführet. Die Richter lieſsen ſie aber frey, und gaben, von dieſer Zeit an, den Weibern auch das Recht, den Schwangern beyzuſtehen [b]). Eben ſo beobachten auch noch jetzt die Kindbetterinnen einige alte Gebräuche: — ſie gehen z. B. nicht vor dem 40ſten Tage aus dem Hauſe, noch weniger dürfen ſie vor dieſer Zeit im Tempel erſcheinen. Sie halten nemlich viel auf glückliche und unglückliche Tage, von denen der 40ſte ihnen der heiligſte iſt, und daher Teſſera. koſton genannt wird, welchen ſie feyerlich begehen [c]). Die reichen griechiſchen Weiber halten noch jetzt bey ihren Kindern Ammen: aber nur wenige haben dazu Vermögen genug. — Sie bedienen ſich ferner nicht allein der warmen Bäder annoch häufig, ſondern ſie wenden auch darin noch, wie ehemals, eine fette Erde aus Chios, anſtatt der Seife, an. Sie verhüten durch dieſe Bäder viele Krankheiten des Alters, und leiden äuſſerſt ſelten an Bruſtkrankheiten. In Anſehung der Peſt machen ſie ſich von derſelben noch die nemlichen Begriffe, welche die alten Griechen davon hatten. Sie ſtellen ſich ſelbige als ein abſcheuliches Geſpenſt vor, welches in der Nacht mit einem unauslöſchlichen Merkmal die Häuſer bezeichnet, wohinein ſie kommen ſoll. Einige wollen ſich auf dieſes Kennzeichen verſtehen, und dieſe kündigen es daher den unglücklichen Bewohnern

b) Guys a. a. O.

c) Guys a. a. O.

nern an [d]). Daher ſchlieſset man ſich hier ein, und die Handlung wird vor eine Zeitlang abgebrochen, welches in der Türkey nicht geſchiehet. Die Mittel, deren ſich die Griechen bey der Peſt bedienen, ſind Wein, Eſsig, das Räuchern mit wohlriechenden Krautern, beſonders aber der Knoblauch, welcher Scorodon heiſst. Von dieſer Pflanze hat daher die Peſt den Namen Scordula bekommen. Die griechiſchen Krankenwärterinnen verlangen als Vorbauungsmittel nichts, als Brantewein, woraus man aber nicht mit Mylady Montagy ſchlieſsen muſs, als ſey die Peſt nicht viel ſchlimmer, als ein Schnupfenfieber. Man weiſs, daſs bereits die Krankheit damals im Abnehmen geweſen, als Mylady Montagy jene Nachricht eingezogen hat. Merkwürdig iſt es ferner, daſs die Armenier, welche vielen Wein trinken, und vielen Knoblauch und Zwiebeln genieſsen, ſelten von der Peſt heimgeſucht werden [e]).

Obgleich bereits oben der Faſten vorläufig, bey den Griechen, Erwähnung geſchehen; ſo verdienen dieſe noch eine nähere Beſchreibung. Ueberhaupt haben ſie vier Faſten, wovon die erſte ganzer acht Wochen dauret. In der erſten Woche dürfen ſie noch Fiſche, Milch, Eyer und Käſe genieſsen: aber in den ſieben folgenden iſt auch dies unterſagt. Während dieſer ganzen Zeit ernähren ſie ſich mit Blackfiſchen, Waſſermuſcheln, Meerſchnecken, Roggen einiger Fiſche, und Caviar; einige wollen nicht einmal Oel gebrauchen, und

d) Guys a. a. O.

e) Guys a. a. O.

viele enthalten ſich aller Speiſe in jeder Woche drey Tage lang. Die drey folgenden Faſten dauren zwar nicht völlig ſo lange: wenn man aber alle noch übrige Faſttage hinzu rechnet, ſo bleiben kaum 130 Tage übrig, wo Fleiſch zu eſſen erlaubt iſt. Die Griechen beobachten dieſe Faſten, welche ihnen offenbar eine ſehr ungeſunde Nahrung auflegt, ſehr genau, ſie mögen geſund oder krank ſeyn *f*). Spon ſahe einen Menſchen an einer Pleureſie zur Zeit der groſsen Faſten ſterben, welcher hätte gerettet werden können, wenn er Suppen und dergl. hätte zu ſich nehmen wollen *g*). Noch weniger iſt es zu bewundern, daſs die meiſten über einen ſchwachen Magen, Verſtopfungen und dergl. Uebel klagen *h*), ohne des oben gemeldeten Ausſatzes hier zu erwähnen, der durch eine ſolche Nahrung nothwendig hervorgebracht werden muſs. Es würde die ſchädliche Würkung dieſer Nahrungsmittel noch dadurch verbeſſert werden können, wenn ſie eben ſo häufig, wie die Türken, Sorbet gebrauchten, welches aber nicht geſchiehet. Dieſer Sorbet wird von gemeinen Leuten aus Waſſer verfertiget, das ſie auf geſtoſsene Trauben gieſsen; die Reichen machen ihn aber aus Waſſer, Zucker, Citronenſaft und etwas Muskus *i*).

Noch verdient ein beſonderes Aderlaſs-Inſtrument, deſſen man ſich auf vielen Inſeln des Archipelagus bedienet, eine kurze Beſchreibung. Dieſes Werkzeug hat völlig das Anſehen einer Armbruſt,

f) Spon l. c. p. 207.

g) L. c. p. 167.

h) Ib. p. 182.

i) Ibid. p. 159.

bruſt, wovon der Bogen von Elfenbein iſt, welcher bald ſtark, bald ſchwach geſpannet werden kann [k]. Die geſpannte Saite ſtöſst jedesmal beym Losſpringen die Spitze einer in der Aushöhlung der Armbruſt gelegenen Lanzette auf eine beliebige Tiefe in die Ader. Spon hat von dieſem Werkzeuge eine Abbildung a. a. O. gegeben [l].

Da die Inoculation der Blattern, welche jetzt in den meiſten Ländern Europens mit ſo glücklichem Erfolge betrieben wird, urſprünglich aus dem Morgenlande abſtammt, indem ſelbige längſt in Conſtantinopel von einer Aerztinn, aus Teſſalus gebürtig, mit gutem Fortgang ausgeübt worden, und da die erſte Nachricht davon von einem griechiſchen Arzte Emanuel Timoni, welcher ſolche dem Doktor Woodward mittheilte, abſtammet; ſo müſſen wir noch ſehen, auf welche Art man in dieſem Lande inoculire. Mylady Montagy giebt davon in ihrem, unterm 1ſten April 1717., in Adrianopel geſchriebenen Briefe umſtändliche Nachricht. Sie ſagt: es giebt hier gewiſſe alte Weiber, deren Geſchäfte iſt, die Operation jeden Herbſt, wenn im September die groſse Hitze nachläſst, zu verrichten. Die Leute ſchicken zu einander, und laſſen fragen, ob jemand in ihrer Familie ſey, der Luſt zu den Blattern habe; ſie ſchlieſsen Geſellſchaften zu dieſem Zweck, und wenn ihrer genug, gewöhnlich 15 bis 16 zuſammen ſind, ſo kömmt das alte Weib mit einer Nuſsſchaale voll der beſten Blattermaterie, und fragt, welche Ader ſie belieben geöffnet zu haben? Ungeſäumt

k) Ibid. p. 151.
l) Spon l. c.

gesäumt ritzt sie die, welche man ihr darbietet, mit einer grosen Nadel auf, und stöst so viele Materie hinein, als auf dem Kopf ihrer Nadel liegen kann; verbindet die kleine Wunde mit einem hohlen Stückchen Schaale, und öffnet auf diese Weise vier bis fünf Adern: die Griechen wählen gemeiniglich die Oerter ins Kreutz, nemlich an den Armen, an der Stirn und auf der Brust.

Folgende Arzeneymittel ziehen wir aus Griechenland: den schwarzen und weisen Niesewurz; die Atropa mandragora; den cyprischen Terpentin; den Terpentin aus Chio; den Mastix; das Ladanum aus Candia; das Opoponax und Tragacanth. —

Von Cypern, Kleinasien und den Ländern, die sich bis zum caspischen Meere erstrecken.

Die Insel Cypern wurde ehemals, ihres fruchtbaren Bodens und schönen Himmels wegen, die glückselige genannt, die sich auch Venus zu ihrem Aufenthalte wählte. Jetzt ist ihre Herrlichkeit dahin, und sie wird meist von Corsaren, Mahomedanern und dergl. Leuten bewohnt, die sich durch ihre Weichlichkeit, Trägheit, Toback und Opium entnervt haben. Die höher gelegenen Oerter in Cypern haben nicht allein eine gemäsigte Witterung, sondern sind auch gesund: desto heisser sind die niedrigen Länder im Sommer; und im Winter, wenn der Nord-Wind von den Bergen bläst, ist die Kälte durchdringend stark.

ſtark. Dazu kommen die vielen Sümpfe, welche dieſen Theil der Inſel ungeſund machen [m]), und ſie deshalb bey Fremden in einen übeln Ruf geſetzt haben. Indeſs behauptet doch Mariti [n]), welcher ſich daſelbſt eine Zeitlang aufgehalten hat, daſs es mit der Ungeſundheit hier eben ſo ſchlimm, wie viele behaupten wollen, nicht ſtehe. Die drey- und viertägigen Fieber ſind hier zwar ſehr gemein, und Mariti wurde ſelbſt davon befallen: er ſahe aber auch, daſs dieſe Fieber und beſonders die häufigen Recidive, in die man hier ſo leicht verfällt, aus leicht zu vermeidenden Urſachen, aus Verkältungen nemlich, die jedesmal erfolgen, wenn man ſich, von der Sonne erhitzt, dem kleinſten Winde, die hier ſehr kalt ſind, bloſsſtellet, oder aus dem Miſsbrauche der vielen kühlenden Früchte, als der Citrullen und Melonen, zu entſtehen pflegten. Letztere vermeiden daher die Cyprioten, welche ſonſt von Arzeneyen nicht viel Werk machen, in dieſem Falle ſorgfältig; ſie laſſen auch wohl des Fiebers wegen eine Ader: ihr beſtes Mittel beſtehet aber in einem Becher guten cypriſchen Wein, welchen ſie beym Eintritt des vierten oder fünften Paroxyſmi zu nehmen pflegen, und ſich dadurch das Fieber vom Halſe ſchaffen. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daſs hier das Reiten zur Verhütung der Recidive von groſsem Nutzen ſey. Auſser gemeldeten Krankheiten findet man hier bösartige Fieber, wie z. B. Petetſchen, und es wollen ſo gar einige verſichern,

m) Hannöverſch. Magaz. v. J. 1776. St. 20.

n) Reiſen durch die Inſel Cypern und Syrien etc. Altenburg 1777.

ſichern [o]), daſs dieſe Krankheit aus Cypern ihren Urſprung habe, wo ſie wenigſtens bereits im Jahre 1505. [p]) gangbar war. Dies läſst vermuthen, daſs hier die Luft, wenigſtens in gewiſſen Jahren, ſehr ſchlimme Eigenſchaften annehmen müſſe. Vielleicht bekömmt ſie ſolche von dem groſsen Mangel an Regen, und von den darauf folgenden böſen Ausdünſtungen eines groſsen Teichs, welcher alsdenn auszutrocknen pflegt [q]). Der Regenmangel iſt im Sommer ſo groſs, weil von Oſtern bis November gar keiner fällt, daſs alsdenn faſt alle Gärten ungebaut liegen bleiben. Hierbey iſt nichts mehr zu bewundern, als daſs man in Cypern, wo es doch eine ſo groſse Menge Hunde giebt, die keinen eignen Herrn haben, ſondern die ſich von verrecktem Vieh ernähren müſſen, ſo wenig oder faſt gar nichts von tollen Hunden hört [r]).

Dagegen aber giebts in Cypern andere ſehr giftige Thiere, z. B. Schlangen, von denen diejenige, welche man ασφη nennt, die ſchlimmſte iſt, und gegen deren Biſs eine gewiſſe Familie ein ſympathetiſches Mittel zu beſitzen vorgiebt, welches aber ein Betrug iſt, indem zugleich ein gewiſſes geheimes Pulver gebraucht wird, welches einen heftigen, aber bald vorübergehenden Schmerz, wenn

o) Burſerius, m. ſ. Litteratur-Zeit. v. J. 1788. Monat May.

p) Elsners Beyträge zur Fieberlehre. Königsberg 1782. S. 124.

q) Adolphi l. c.

r) Saury in den Samml. der auserleſenen Abhandl. für pr. A. 7. B. S. 492.

wenn es auf die Wunde geſtreuet wird, verurſachet. Auch die cypriſche Tarantel, welche von ſchwarzer Farbe und die voller Haare iſt, verurſachet durch ihren Stich heftige Schmerzen, ja ein Fieber, doch niemals den Tod [s]).

Die Länder von Kleinaſien laſſen ſich am beſten mit einigen bekannten Ländern in Europa folgendermaſsen vergleichen: Natolien kömmt mit Portugal und Spanien überein; Syrien und das gelobte Land mit Italien; Georgien, Armenien, Diarbek und Kurdiſtan haben mit Teutſchland, in Anſehung des Clima's, die meiſte Aehnlichkeit [t]). Unter den Bergen ſind hier der Taurus, Libanon und Olymp; ſo wie unter den Flüſſen der Euphrat, Caraſu, Chabor, Tigris und Phaſis, deſſen Waſſer ſich langſam bewegt, am berühmteſten. Der Boden iſt ſehr verſchieden: an den meiſten Orten iſt er ſehr fruchtbar; doch fehlts auch nicht an ſandigen, ſehr öden und moraſtigen Gegenden. Im Allgemeinen iſt die Luft in dieſem groſsen Reiche angenehm und geſund. Auch iſt das Fluſswaſſer, wenn man den Phaſis ausnimmt, ſehr gut. Zwar iſt das Waſſer des Euphrats [u]), ſo lange es flieſst, trübe und ſchlammigt: allein kaum hat es einige Minuten in einem Gefaſse geſtanden; ſo ſinkt alle Unreinigkeit zu Boden, und es wird ſo rein und wohlſchmeckend, daſs es kaum ſeines gleichen hat. — In den ſüdlichen Provinzen beſtehet der Winter nur eigentlich aus Regenmonaten, wo nach

s) Mariti a. a. O.

t) Lüdecke a. a. O.

u) Holwels Tagebuch ſeiner Reiſen: m. ſ. Forſters und Sprengels neue Beyträge. 3 Theil.

nach einem Regen bey einem erfolgten Nordwinde eine empfindliche Kälte einfällt, welche bey geöffneten Schweifslöchern durch Mark und Bein dringet. Zu Bagdad z. B. iſt die Kälte oft gröfser als zu Paris *). Noch kälter iſt es in den mehr nördlich gelegenen Ländern, als in Georgien und Armenien, wo die Erndte im September erſt zu ſeyn pflegt. Die Urſache davon ſcheint in den vielen Salztheilen zu ſtecken, womit die Erde angefüllet iſt: auch hat man hier Salzgruben, aus welchen ſolche groſse Stücken Salz geholt werden, daſs ein Büffelochſe an zweyen ſeine Laſt hat. Dieſes abgerechnet, ſo ſind die Menſchen in Georgien und Armenien ſehr geſund und von einem ſo ſchönen Wuchs, daſs es ſchwer hält, ein häſsliches Geſicht zu ſehen *). Die Peſt iſt hier auch faſt ganz unbekannt. Aber ſo glücklich iſt man in Natolien, wo dieſe Plage gewöhnlich iſt, nicht. Zu Epheſus, Balbeck und Palmyra brütet und gährt die Peſt faſt ohne Aufhören *). Ganz Ionien, worin jetzt Smyrna liegt, hat zwar die herrlichſten Gegenden, und Pauſanias rühmte deſſen Clima vormals ſehr: aber die türkiſche Bothmäſsigkeit hat auch hier alles verdorben. Aufser dem milden Clima haben überhaupt dieſe Länder faſt nichts mehr von ihrem alten Glanze, warum ſie von Fremden ſo oft beſucht wurden. Denn es reiſeten ehemals viele aus Rom, theils aus Neugierde, theils der Geſundheit wegen hierhin, wie denn dies der Fall mit Cicero ſelbſt war. Er hatte in ſeiner Jugend, wie er ſelbſt ſchreibt *), einen hagern und ſchwachen Körper; einen

x) Memoires de l'academie r. d. P. d'A. 1737.
y) Richard a. a. O.
z) Lüdecke a. a. O.
a) Libr. de claris orat. c. 16.

einen langen und dünnen Hals, und das Reden wurde ihm ſchwer: er entſchloſs ſich daher, auf Anrathen ſeiner Freunde und ſeiner Aerzte, eine Reiſe nach Aſien und Athen zu machen, wo er zwey Jahre zubrachte, und woher er weit geſunder und ſtärker zurück kehrte.

Die Häuſer in Smyrna bauet man ſchlecht; ſie werden aus bloſser Erde gemacht, die man aus Gruben holt, die nicht wieder angefüllet werden. Darin häuft ſich denn das Waſſer an, welches ſteht, verfault und die ſonſt geſunde Luft verdirbt. Zur Herbſtzeit iſt daher Smyrna voller Geſtank, und es ſtellen ſich dann gewöhnlich Faulfieber ein. Auch die Fleiſcher laſſen die Eingeweide der geſchlachteten Thiere auf den Straſsen liegen, und vermehren dadurch die Fäulung, woraus ſelbſt die Peſt entſtehen ſoll *b*). In den Jahren 1759, 1760, 1761 und 1765 ſahe ſie Lüdecke daſelbſt wüthen, und bey jeder Seuche ſtarben wenigſtens 15—20000 Menſchen daran. Sie fängt im Herbſt an: nimmt im Frühjahr zu, und endiget ſich um Johannis, worin faſt alle Aerzte, die Howard darum befragte, übereinſtimmten. Die Sommer haben hier eine beſondere Beſchaffenheit: ſie ſind faſt durchgängig trocken, ohne allen Regen, ſo daſs Lüdecke ſchreibt, daſs während ſeinem neunjährigen Aufenthalt zu Smyrna nur einmal Regen gefallen ſey. Die Luft iſt alsdenn gemeiniglich mit einem trocknen Dampfe angefüllet, welcher die Sonne verdunkelt und die Hitze vermehret.

b) Arvieux im 3ten Bande der Berl. Samml. d. R. S. 475.

mehret. Von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittages läfst ſich faſt kein Menſch auf den Straſsen ſehen: man zerflieſst ſo ſchon im Schatten bey der geringſten Bewegung, und wer ſich unvorſichtiger Weiſe mit entblöſstem Kopfe der Sonnenhitze blos ſtellet, wird nicht ſelten vom Sonnenſtich getroffen, und fällt, wie vom Schlage getroffen, dahin. Nur ein Seewind, welcher des Sommers von 10 Uhr Morgens, bis Nachmittags, wenn die Sonne untergehet, wehet, und des Nachts ein Landwind, machen es hier einigermaſsen erträglich. Bey einer ſo trocknen Luft kann die Fäulung nicht überhand nehmen, und es iſt wahrſcheinlich, daſs darum die Peſt bey der gröſsten Hitze aufhöre.

Da Smyrna ein Handelsort iſt; ſo kömmt auch oft die Peſt, die nach der Ausſage eines jüdiſchen Arztes, den Howard darum befragte, nie anders als durch ein Contagium hierhin kommen ſoll, nicht allein von Conſtantinopel, ſondern auch von Alexandrien und andern Orten hierhin: letztere ſoll aber ſchlimmer als erſtere ſeyn. Denn man will bemerkt haben, daſs die Peſt aus den mittäglichen und öſtlichen Provinzen des türkiſchen Reichs den mitternächtlichen Völkern gefahrlicher ſey, als wenn ſie umgekehrt von dieſen zu jenen übergeht [c]). Beweiſe hievon zog Howard von verſchiedenen Aerzten zu Smyrna ein. Es verſicherte ihm nemlich einer derſelben, daſs nicht allein die Peſt, die von Conſtantinopel gebracht worden, hier ſehr gelinde ſey, ſondern man habe auch im Jahr 1783 eine Peſt aus Natolien in Smyrna erlebt, woran nie-

c) Lüdecke a. a. O.

niemand gestorben sey: dagegen aber sey die aus Egypten hierhin gebrachte Pest, besonders die aus der Wüste Thebais, allezeit sehr fürchterlich. — Bey trübem Wetter und besonders beym Sirockowind sind die Anfalle der Pest allezeit am schlimmsten: auch diese Aerzte bestätigten jene bereits oben angeführte Bemerkung, dass die Pest durch die Bäder sehr verbreitet werde, und dass Furcht die Ansteckung befördere. Ferner so hat man in diesem Lande häufige Beyspiele, dass Menschen fünf- bis sechsmal die Pest überstanden haben, und dennoch endlich darin umgekommen sind. Hergegen will man ungezweifelte Erfahrungen haben, dass die, welche am Aussatze, einer hier sehr gewöhnlichen Krankheit, danieder liegen, von der Pest verschont bleiben [d]). Es ist so gewiss, sagt Riedesel [e]), dass die Aussätzigen niemals die Pest bekommen, dass daher in Candien die mit der Pest Behafteten zu den Hütten der Aussätzigen, deren es auf dieser Insel viele giebt, ihre Zuflucht nehmen, ohne sie jemals anzustecken. —

Die besten Vorbauungsmittel gegen die Pest sind, allen Erfahrungen zufolge [f]), Enthaltsamkeit, Mässigkeit in allen Stücken und dass man wenig Fleisch genieſse. Die Griechen zu Smyrna werden zur Fastenzeit, da sie von nichts als von Vegetabilien leben, selten angegriffen: man muss ferner alle angesteckte Sachen meiden, oder wenn man sie nicht vermeiden kann, muss man sie entweder in Weineſſig oder Seewasser stecken, oder

d) Lüdecke a. a. O.

e) A. a. O. S. 234.

f) Howard a. a. O.

man muſs ſie 40 Tage lang der offnen freyen Luft ausſetzen. Es iſt ferner gut, daſs man die Sachen kenne, die gefahrlich ſind, und die es nicht ſind oder an die ſich faſt nie das Peſtgift hängt. — Zur erſten Claſſe gehören Seide, Wolle, beſonders Baumwolle, Pelze und Strauſsenfedern. Dieſe müſſen überall die langſte Quarantaine halten: — Wachs aber, Talglichter u. d. g. Sachen mehr ſind nach 20tägiger Quarantaine frey: ſie werden auch rein, wenn ſie 24 Stunden im Salzwaſſer gelegen haben. Von aller Quarantaine ſind folgende Sachen ganz frey: allerley Sämereyen; Rinden; Salze; Marmor; allerley Mineralien; Holz; Erden; Sand; Alaun; Vitriol; Elephantenzähne; Zucker; Käſe; Butter; geſalzenes und geräuchertes Fleiſch; allerley Materialwaaren; Farben; Liqueurs; Branntewein; Oel; Wein; Corinthen; Roſinen; Pech: — nur müſſen die Säume der Emballagen mit Theer überzogen ſeyn. —

Die nach der Levante Handlung führenden europäiſchen Machte, beſonders die Engländer, Holländer und Spanier, haben zu Smyrna und an andern anſehnlichen Seeſtädten, wo ihre Schiffe Waaren einzukaufen haben, ihre Conſuls, deren Amt und Beruf es mit ſich bringt, daſs ſie ſich auf Kundſchaft in Anſehung der Peſt legen, und nach den eingezogenen bald guten, bald ſchlechten Nachrichten, denen abfahrenden Schiffen darnach eingerichtete Päſſe ertheilen oder verweigern. — Auf die Beſchaffenheit dieſer Päſſe kömmt es nun an, ob die Schiffe eine kurze oder lange Quarantaine zu Venedig oder Malta zu halten haben. — Es ſind aber nicht alle Conſuls angewieſen, die Schiffe ihrer Nation nicht eher abſegeln zu laſſen,

bis

bis in der ganzen Gegend die Peſt ganz und gar aufgehöret habe: eine ſolche Vorſicht gebrauchen nur die Englander allein. So nützlich nun zwar dieſe Einrichtung für den Staat iſt; ſo nachtheilig iſt ſie indeſs der Handlung; ja ſie ſetzt ſo gar den Staat einer andern Gefahr blos. — So lange nemlich dem engliſchen Conſul zu Smyrna nur irgend ein Fall bekannt wird, daſs noch jemand an der Peſt krank ſey, laſst er kein engliſches Schiff, beladen noch weniger, abſegeln: — nun aber bringt es oft das Intereſſe der griechiſchen Kaufleute mit ſich, daſs ſie, in Anſehung der Peſt, einen blinden Lerm machen, damit die Holländer und Spanier davon Vortheil haben, die ſich an ein ſolches Gerücht nicht kehren, auch ſolche ſcharfe Inſtruktionen nicht haben, ſondern die da, ſelbſt zur Peſtzeit, ihre Schiffe beladen, und abreiſen, ſo bald ſie geladen haben; alsdenn aber ihre Quarantaine, wenn ſie mit einem verdachtigen Paſſe verſehen ſind, zu Venedig, Malta oder Helvoetſluis aushalten. Weil nun die engliſchen Schiffe auch jedesmal an einem oder dem andern der beſagten Oerter Quarantaine halten müſſen; ſo kann es nicht fehlen, daſs die holländiſchen und ſpaniſchen Schiffe faſt immer den engliſchen um einige Wochen zuvor kommen. — Dieſe können alſo ihre Waaren eher und theurer verkaufen, als nur die engliſchen Schiffe einmal angelangt ſind. — Auf dieſe Weiſe ſchadet man der Handlung. — Aber zugleich läuft auch England Gefahr, von den erſt bemeldeten Schiffen, vornemlich von den holländiſchen, angeſteckt zu werden. Dieſe höchſt wichtige Sache kann ſich folgendermaſsen zutragen: Es iſt den Holländern in der Levante erlaubt, auch während der Peſtzeit ihr Schiff zu beladen, welches die Engländer auch

nicht thun dürfen: nach eingenommener Ladung müſſen ſie aber 40 Tage lang warten, ehe ſie abreiſen dürfen: wenn ſie aber dies gethan haben, ſo fahren ſie ungehindert bis nach Helvoetſluis, wo ſie 21 Tage warten müſſen. Während dieſer Zeit ladet man die auf dem Verdeck befindliche Baumwolle in Boote, und man öffnet die Flügel des Schiffes mit dem Vorgeben, die Waaren, die tief im Schiffe liegen, der freyen Luft auszuſetzen, die man übrigens ganz unberührt läſst. Nach Ablauf der gemeldeten Zeit, die ſich zuweilen auch bis auf 40 Tage erſtreckt, bringt man die ganze Ladung zum Verkauf, und es eilen damit viele Schiffe nach England, weil ſie wohl wiſſen, daſs die engliſchen Schiffe noch nicht angekommen ſind. — Nun muſs man aber bemerken, daſs der innere Schiffsraum dieſer Schiffe gröſstentheils auch mit Baumwolle angefüllet ſey. Da nun dieſe nicht ausgepackt, ſondern nur auswärts der äuſsern Luft exponirt worden; ſo iſt dies nichts mehr, als wenn das Schiff etwa 40 Tage länger auf ſeiner Reiſe zugebracht hätte. — Die Waare kann demnach noch alle Anſteckung an ſich haben. — Dieſe Umſtände verdienen um ſo viel mehr Beherzigung, da Hodges berichtet, daſs die Peſt von 1665, welche England verwüſtete, aller Wahrſcheinlichkeit nach, durch Baumwolle, die ein aus der Türkey kommendes holländiſches Schiff mitbrachte, verbreitet worden ſey. — Allgemein wünſchen daher die engliſchen Kaufleute in Smyrna, daſs auch in England ein Peſthaus möge angelegt werden, damit die engliſchen Schiffe nicht weiter nöthig haben, ſo lange zu warten. — Man muſs ſich wundern, daſs man nicht ſchon längſt daran in England ſelbſt gedacht hat!

Es

Es iſt nun noch übrig, daſs ich erzähle, wie ſich der gemeine Mann zu Smyrna, wenn er die Peſt hat, betrage. So bald ein Chriſt *g*) glaubt, die Peſt aufgefangen zu haben, iſſet er Caviar, Knoblauch und Schweinefleiſch, und trinkt dazu Branntewein oder Eſsig, um dadurch die Beulen zum Vorſchein zu bringen. Auf dieſe legt er mit Fett geſchmierte Wolle, Caviar, Roſenhonig, getrocknete Feigen u. d. g. mehr, um die Eiterung zu befordern. —

Die Türken und Araber nehmen Bezoarpulver mit Milch ein, auch andere Schweiſs befördernde Sachen. — Zu Cairo gebrauchen ſie Opium, worauf ſie ſich mit Matratzen ſtark zudecken, um den Schweiſs zu befördern; ſie trinken dabey nichts, und öffnen die unreifen Beulen mit einem glühenden Eiſen. — Andere Leute zu Smyrna eſſen nichts und trinken blos Waſſer mit Limonade. Die Juden trinken eine Abkochung von Citronenfaamen, Limonen und Pomeranzenſchalen; ſie trinken auch ihren eignen Urin; vermeiden aber alle animaliſche Koſt. — Ein jüdiſcher Arzt zu Smyrna verſicherte, daſs er oft geſehen, daſs viele Türken in der gröſsten Heftigkeit des Fiebers mehrere Hände voll Schnee über ihren Körper gelegt, daſs ſie ſelbigen gegeſſen und ihre Füſse fleiſsig mit kaltem Waſſer begoſſen hätten. — Noch andere halten bey der Peſt ſtrenge Diät; ſie nähren ſich blos mit Reiſs und Nudeln im Waſſer gekocht, und nur alsdenn, wenn der Patient verſtopft iſt, gebraucht er Brühen und Kräuter ohne Gewürz. Von Zeit zu Zeit giebt man auch dem Patienten

g) Howard a. a. O.

etwas Säuerliches, Weintrauben und Limonade; damit fährt man 40 Tage lang fort. — Da die Juden gemeiniglich groſse Sorgfalt bey den Peſtpatienten beobachten, ſo pflegt auch gemeiniglich von ihnen nur ein Drittel zu ſterben; da hergegen von den Türken zwey Drittel daran aufgeht. —

Die zweyte hier gewöhnliche Krankheit iſt der Ausſatz. — Die Ausſätzigen leben hier nicht abgeſondert, ſondern haben freyen Umgang mit andern Menſchen. Wird's aber doch mit ihnen zu ſchlimm; ſo ſetzt man ſie an die Wege und Heerſtraſsen, oder ſie werden doch abgeſondert. Freylich ſind dieſe hier genannten Krankheiten ſchon Plage genug für ein Land: indeſs hört man auch dafür von andern Uebeln ſelten etwas. Z. B. die Waſſerſucht, Podagra, Gicht und Auszehrung ſoll man in ganz Kleinaſien kaum kennen [h]). Es erreichen auch viele Menſchen, bey ſtets fortdauernder guter Geſundheit, ein hohes Alter, beſonders diejenigen, welche viel Waſſer und Sorbet trinken [i]). Die Blattern ſind aber hier von ſchlimmer Art, und mit der Inoculation will es nicht überall gleich gut fort. Die Maſern richten hingegen hier lange nicht ſo viele Verwüſtungen an, als in Europa. Schlagflüſſe tödten viele Menſchen, und von Dyſenterien hört man oft, welche vom häufigen Genuſs der unreifen und gar zu kühlenden Früchte entſtehen. Mit hypochondriſchen und hyſteriſchen Nervenzufällen iſt auch hier alles Volk geplagt: aber erſtaunlich iſt es, ſo viele blinde Menſchen zu ſehen. Hier ſind dieſer Leute in einer Stadt mehr,

h) Lüdecke a. a. O.

i) Arvieux a. a. O.

mehr, als in Europa in einer ganzen Provinz. Der viele Staub; die Sonnenhitze und die vielen ſcharfen, reitzenden Partikeln, welche in der Luft ſchweben und die ſich aus dem verfaulten und oft angehäuften Unrath losmachen, reitzen die von der Sonnenhitze abgetrockneten und empfindlich gewordenen Augen zu ſehr, als daſs ſich hierauf nicht leicht eine Entzündung und nachherige Blindheit einſtellen ſollte [k]).

Vergleicht man oben gemeldete Länder, beſonders Georgien, Armenien, Diarbeck und Syrien mit Griechenland und den Inſeln des Archipelagus; ſo wird man ſie weit gemäſsigter und nicht ſolchen groſsen Abwechſelungen von Hitze und Kälte ausgeſetzt finden, als bey jenen beſchrieben worden. Es fehlt hier weder am Regen, noch am Schnee; weder an Flüſſen noch Quellen. Bekannt ſind die Flüſſe, der Tigris und der Euphrat, und Damaskus war bereits in den älteſten Zeiten, ſeiner herrlichen Waſſer wegen, berühmt, und es wird deshalb gefragt [l]): ſind nicht die Waſſer Amana und Pharphar zu Damascon beſſer denn alle Waſſer in Iſrael, daſs ich mich darin wüſche und rein würde? Noch zwey andere kleinere Flüſſe bewäſſern dies Land. Kurz, alles macht dieſe Gegend zu einem irdiſchen Paradieſe [m]). Wenn man nun annimmt, daſs jene morgenländiſche Nachricht, welche wir aus Pocock angeführt haben, nach welcher behauptet wird, daſs Hippocrates mehreremale von Hemeſe nach Damascus gekom-

k) Lüdecke a. a. O. Haſſelquiſt a. a. O.

l) 2. B. der Könige 5. Cap. v. 12.

m) Lüdecke a. a. O.

kommen ſey, wahr ſey; ſo ſollte man nicht zweifeln, oder der Altvater habe jene Beſchreibung Aſiens [n]) von dieſen Gegenden entliehen, weil ſie auf dieſe Länder am beſten paſſet. Er behauptet hierin nemlich, daſs Aſien, ſo wohl ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach, als auch in Anſehung der Menſchen gar ſehr von Europa verſchieden ſey. In Aſien nemlich ſoll alles viel ſchöner, gröſſer und milder; das Anſehen der Leute ſoll ſanfter und freundlicher ſeyn. Hiemit ſtimmen die Nachrichten, die man von Georgien, Armenien und Circaſſien, in den Reiſebeſchreibungen findet, überein: daher ſucht man hier für das Serail das ſchönſte Frauenzimmer am rechten Orte, und findet ſolches häufig genug. Die vornehmen Türken haben für die beyden Extremen, für Schönheit und Ungeſtaltheit, gleich groſſe Vorliebe. Schöne Menſchen, ſagen ſie, liebten ſie deshalb, weil zu vermuthen ſtehe, daſs in ihnen auch eine ſchöne Seele wohne. Um nun die körperlichen etwa verſteckten Fehler bey dem Ankauf einer Sclavinn oder eines Kindes genau zu erfahren, ſo laſſen ſie ſolche erſt ſorgfältig beſichtigen, und beym geringſten Fehler werden ſie zurück gewieſen [o]). Diejenigen aber, welche alle Proben ausgeſtanden haben, werden wohl mit 6000 Piaſtern bezahlt [p]). Aber auch an Zwergen finden ſie ein groſſes Gefallen, und wenn ſolche verſchnitten, dabey auch taub und ſtumm ſind, ſo bekommen ſie vor allen übrigen den Vorzug. Der Groſsherr hält in ſeinem Serail gemeiniglich 40 ſol-

n) Von der Luft, Waſſer und Gegenden. I. Theil.

o) Elias Habeſci gegenwärtiger Zuſtand des ottomanniſchen Reichs. Lübeck 1785.

p) Peyſſonell a. a. O.

ſolcher krüppelichter Halbmenſchen. Hierbey iſt merkwürdig, daſs man ſolche taubſtumme Menſchen in die Schule ſchickt, wo ſie durch Zeichen unterrichtet werden, und endlich ſo viele Geſchicklichkeit in der Zeichenſprache erhalten, daſs ihnen ganze Reden, welche durch Zeichen ausgedrückt worden, verſtändlich werden *q*). Doch wir kehren zum Hippocrates zurück, welcher den Grund, warum die Menſchen in dieſem Theile von Aſien, in Anſehung ihrer äuſserlichen Geſtalt und Wuchſes, ſehr ſchön und groſs, und warum ſie in Anſehung der Länge und des Ausſehens wenig von einander verſchieden ſind, darin ſetzt, weil dieſe Gegend in der Mitte zwiſchen den heiſsen und kalten Strichen liegt: daher ſoll man hier die ſchönſten Früchte; die meiſten Bäume; die angenehmſte heiterſte Luft haben. Man bediene ſich hier, ſagt er, ſo wohl der Waſſer, die vom Himmel fallen, als auch derer, die aus der Erde quillen. Dieſe Länder brennt weder die Hitze aus, noch drückt ſie die Kälte, auch trocknet ſie die Dürre und Waſſermangel nicht aus. Bey ſolchen günſtigen Umſtänden und Anlagen muſs wohl in den Seelen der Menſchen eine gewiſſe Gleichgültigkeit und Kälte entſtehen: daher merkt auch Hippocrates an, daſs man bey dieſen Aſiaten das emſige, beſtändige, arbeitſame und beherzte Weſen, welches den meiſten Europäern eigen iſt, vermiſſe; vielmehr, ſagt er, ſind ſie weichlich und der Wolluſt ergeben, welches auch noch die heutige Erfahrung beſtätiget. Denn die Georgier und Mingrelier ſind zwar ſchön gebaute, aber von allen Völkern, die trägſten, faulſten und vielleicht auch

q) Habeſci a. a. O.

auch die wollüſtigſten [r]). Eben ſo iſt es mit Circaſsien, Dageſtan, Gurgiſtan, Legiſtan und Tabriſtan beſchaffen, wo die Luft, theils wegen der Nachbarſchaft der hohen Gebürge, als des Caucaſus, kalt, theils auch auf den ſandigen Ebenen, warm, und mehr oder weniger feucht iſt. Jedoch ſind dieſe Länder geſunder als Mingrelien, oder das Colchis der Alten, welches viele Waldungen, einen moorigten Grund, viele ſtehende Waſſer und häufigen Regen hat. Der Boden iſt in Mingrelien ſo feucht, daſs er ſich nicht ackern läſst, und das Korn nur auf die Oberfläche geworfen werden darf. Die Wärme des Landes, mit dieſer Feuchtigkeit verbunden, verurſacht in den Pflanzen ein ſchleuniges Wachsthum, und es gedeihen z. B. die Weinſtöcke in dieſem Boden ſo gut, daſs ein Mann einen Stamm kaum umfaſſen kann. Aber auch giftige Pflanzen, wie z. B der Schierling, erreichen hier eine auſserordentliche Gröſse. Den giftigen Thieren fehlt aber dafür hier das Gift. Die Menſchen leiden von der ungeſunden, feuchten Luft an ihrer Geſundheit ſehr, welches ſie noch durch ihre Lebensart vermehren, weil ſie ſich viel auf den Landſtraſsen aufhalten und häufig zu Pferde reiten. Wenige überleben 60 Jahre, und die Waſſerſucht iſt hier gleichſam zu Hauſe [s]). Auch die Peſt verſchont Mingrelien ſelten. Die Hippocratiſche Beſchreibung von Colchis kömmt zwar mit der vorſtehenden ziemlich überein, hat aber noch einige beſondere Züge, weshalb wir ſie mittheilen wollen. Es iſt dieſes Land, ſagt

r) Richard a. a. O.

s) Chardins Reiſen nach Perſien. Richard a. a. O.

ſagt Hippocrates z), ſumpfigt, warm, reich am Waſſer und waldigt. Es regnet daſelbſt zu einer jeden Jahreszeit oft und ſtark. Die Einwohner leben in den Marſchländern, und bewohnen ins Waſſer gebauete Häuſer aus Holz und Schilf. Man gehet wenig zu Fuſse nach der Stadt und auf die Markte. Dagegen fahren ſie in ihren Nachen auf und nieder: denn es giebt hier viele Kanäle. Man trinkt ein ſtehendes, laues Waſſer, das von der Sonne fault und von dem Regen anſchwillt. Es iſt aber der Faſso der allerſtillſte Fluſs, und der, welcher am ſanfteſten flieſst. Die daſelbſt wachſenden Früchte gedeihen mit einander nicht, ſie ſind unſchmackhaft und von dem häufigen wäſſerigten Safte unvollkommen, und werden daher auch nicht recht reif. Wegen der vielen Waſſer iſt das Land mit häufigen Nebeln bedeckt. Aus dieſen einleuchtenden Urſachen haben auch die Colchier ein von andern Leuten ganz verſchiedenes Anſehen: denn die langen ſind auſserordentlich groſs, und die dicken unmäſsig dick. Man ſiehet weder ein Gelenke, noch auch Adern an ihnen, und von Farbe ſehen ſie ockergelb aus, wie die Gelbſüchtigen. Da ſie in einer unaufgeklärten, trüben und feuchten Luft wohnen, ſo haben ſie auch für andern eine grobe Stimme. Sie ſind, in Anſehung des Körpers, träge zur Arbeit, und die Jahreszeiten machen bey ihnen wenige Veranderung. Es wehen hier viele Südwinde nebſt einem einzigen Landwinde. — Der Nordwind kömmt nicht viel hierher, und wenn er ja wehet, iſt er ſchwach und ſanft. —

Was

z) A. a. O. S. 426.

Was die näher nach dem Caſpiſchen Meere zu gelegenen Länder anbetrift; ſo ſind ſie faſt eben ſo ungeſund, als Mingrelien, Dageſtan ausgenommen. Dies gilt vorzüglich von Cabardah, in welchem Lande die Einwohner nur auf Bergen geſund ſeyn können *w*). Die cabardiniſchen Gebürge *x*) ſind aber die höchſten des Caucaſus, und es liegt faſt das ganze Jahr Schnee darauf. Den niedrigen Gegenden fehlt's entweder am guten Trinkwaſſer; oder der Boden trägt ungeſunde und giftige Pflanzen; oder ſie leiden zu viel von Regen, Ueberſchwemmung oder feuchter Luft. — Das erſte trägt ſich bis Kislar zu, welches in einer geſunden Gegend liegt, aber ſchlechtes Waſſer hat. — Schlechte und vorzüglich den Pferden tödtliche Pflanzen bringen die Gegenden um Kislar und zwiſchen Baku und Schamachie hervor: — um zu verhindern, daſs die Pferde von den Kräutern nicht freſſen, legt man ihnen Maulkörbe an. Bey Derbent, welches nahe am Caſpiſchen See liegt, verlor die Armee Peters des Erſten in einer Nacht 700 Pferde, wahrſcheinlich, weil entweder ein ungeſunder Thau das Graſs vergiftet hatte *y*), oder weil die Pflanzen ſelbſt giftig waren. Man ſollte aber hier eher einen giftigen Thau, als giftige Pflanzen vermuthen, weil Lerch hier keine andere, als bittere und ſalzige Pflanzen finden konnte: es waren nemlich das Abſynthium ponticum; das Kali und die Salſola die vornehmſten. — Die Coſacken machen ſich aus dieſen Pflanzen nichts,

w) Richard a. a. O.

x) Lerch Lebens- und Reiſegeſchichte, Halle 1791.

y) Brüces Nachricht von ſeiner Reiſe, Leipz. 1784. S. 337.

nichts, ſondern laſſen ihre Pferde nach Willkühr freſſen.

Wegen vielen Regen und Feuchtigkeit der Luft leidet die Stadt Derbent ſehr viel, und dies um deſto mehr, weil alle Häuſer oben platte Dächer haben, und alſo nicht verhindert werden kann, daſs nicht der Regen oder der geſchmolzene Schnee ſich durch die Fugen in die Häuſer ziehe, welche daher, wenigſtens im Winter, ganz feucht und ungeſund ſind. Wäre dies nicht; ſo wären Derbent und Baku, von dem gleich unten ein mehreres vorkommen wird, noch die geſundeſten Oerter in dieſer Gegend: denn die Luft iſt hier temperirt; man hat hier gutes Quellwaſſer, und in der Nähe liegen ſchöne Weinberge. Da der eine Theil von Derbent ſehr hoch liegt; ſo hat man hier oft im Winter Froſt, wenn es in dem niedrigen Theile der Stadt Thauwetter iſt; — und da hier im Sommer ſelten Regen fällt, ſo leidet auch die Stadt alsdenn Mangel am Waſſer, ſo ſehr man auch oft im Winter Gefahr laufen mag, zu ertrinken.

Noch ſchlimmer ſiehet es mit Mazanderan oder Tabriſtan aus. Die Gegend iſt zwar herrlich und reich an Früchten, ſo daſs es einem Garten ähnlich ſiehet: aber die Luft iſt vergiftet; die Hitze iſt ſehr groſs, und die Flüſſe trocknen im Sommer aus. Daher ziehen die Einwohner gemeiniglich im April 30 Meilen weit von hier. Die Menſchen haben alle ein ſehr bleiches und aufgedunſenes Anſehen, und verfallen in allerhand Krankheiten. Im Jahr 1629. lieſsen ſich hier 30000 Armenier nieder, aber von denſelben war gegen Ende des Jahrhunderts kaum der 30ſte Theil mehr übrig.

übrig *). Man hat hier auch Tarantelſpinnen: aber ſie ſollen eben nicht giftig ſeyn. Auch Gilan iſt ungeſund: — die Einwohner ſind von einer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit, und kränkeln faſt beſtändig. Dieſe ganze Landſchaft Gilan, nebſt den Städten Schirwan, Schamachie und Sallian, welche unter perſiſcher Bothmäſsigkeit ſtehen, bieten zwar dem Auge den herrlichſten Anblick dar, indem allerley ſchöne Blumen, als Violen, Hyacinthen, Pomeranzen u. d. g. m. die Felder zieren; ſie werden aber auf der Oſtſeite vom Caſpiſchen See, und von der Weſt- und Nordſeite von hohen Alpengebürgen eingeſchloſſen. Dazu iſt das Land niedrig, feucht und nur zum Reiſsbau, welcher hier ſtark getrieben wird, geſchickt. Auch andere herrliche Früchte, als Pomeranzenbäume, die die Dicke von zwey Männern erhalten; Weinſtöcke, deren Ranken armdick werden; Maulbeeren und dergleichen gerathen hier wohl; aber mit der Geſundheit der Leute ſteht es deſto ſchlechter. — Auf den Gebürgen findet man viele Pflanzen, die mit den ſchweitzer Pflanzen übereinkommen. Auch giebt es in der Landſchaft Gilan viele Waldungen, und ſelbſt Räſcht liegt faſt mitten in einem ſolchen inne. Die Nachbarſchaft der See; der ſumpfige Boden, und die Wälder verurſachen demnach viele Feuchtigkeiten in der Luft, und Nebel ſind hier ſehr gewöhnlich. Die Sommermonate ſind ſehr heiſs, und der Winter beſtehet eigentlich nur aus Regen, der aber dabey empfindlich kalt iſt. Auch Schnee fällt hier in groſser Menge, welcher aber nicht lange liegen bleibt. Die Häuſer ſind aus Erde

*) Richard a. a. O.

Erde und Kieſelſteinen ſo ſchlecht gemacht, daſs die Feuchtigkeit die Mauern durchdringt. — Das Waſſer kömmt ſelten zum Gefrieren, und die Zugvögel finden hier in Menge ihren Winteraufenthalt. Ja, einige Bäume werden nicht einmal vom Froſt entlaubt; denn die Nord- und Weſtwinde können dieſe Gegend nicht gehörig beſtreichen, weil ſie von den vorliegenden Eisbergen gehindert werden. Der Südwind oder Samiel aber, welcher auch der Bagdadſche genannt wird, kömmt zuweilen mit brennender Hitze hierhin; dauret aber, glücklicher Weiſe, nicht länger, als eine Viertelſtunde. Denn würde er länger anhalten, ſo würde er, ſeiner verſengenden und faulenden Eigenſchaft wegen [a]), groſſes Unheil anrichten. Indeſs verlieren durch ihn doch viele Reiſende, wenn er ſie unvermuthet überfällt, ihr Leben. Die Nächte ſind in dieſem Lande gemeiniglich kalt, und was den Regen anbetrift, ſo iſt er zuweilen mit würklichen Salztheilen angefüllet, wie denn Gmelin [b]) durchs Abkochen des Regenwaſſers würkliches Salz herausgebracht hat. Auch der Thau enthält hier Salztheile. Die Wohnungen der meiſten Einwohner ſind, wenn ſie auch aus Stein gemacht ſind, dennoch ſchlecht: denn an der Stelle der Fenſter haben ſie nur ein Gitterwerk, und die Dächer ſind mit Schilf gedeckt; ja einige Häuſer ſind blos aus Schilf gemacht. Rechnet man zu allen dieſen die oft würklich ſtinkenden Pfützen, ſo wird man ſich

a) Gmelin, man ſehe Allgemeine Geſchichte der neueſten Entdeckungen. Bern 1778. Zweyter Th. S. 420.

b) A. a. O. S. 428.

ſich nicht wundern, daſs manche Uebel daraus entſtehen. Beſonders müſſen Fremde hier viel leiden, wenn ſie in dieſe Gegend kommen, und ſich nicht warm kleiden, oder wenn ſie die vielen Früchte, als Feigen, Pfirſichen oder dergl. mehr im Uebermaaſs genieſsen. Dies erfuhr die Geſandtſchaft, bey welcher ſich Lerch [c]) befand, zu Enſeli, wo das Waſſer ſehr ſchlecht, und die Hitze ſehr groſs iſt. Täglich wurden davon 10 bis 15 Mann krank. Das Thermometer ſtand auf 96° Fahr. — Die gewöhnlichſten Uebel abe auf dem platten Lande ſind Fieber mit Petetic en; übles Gehör; Schwindel; Geſchwulſt und eine cachektiſche Farbe. Viele Perſer ſchleppen ſich in dieſer Gegend, während ihres ganzen Lebens, mit Hämorrhoiden und andern damit verbundenen Uebeln: viele Bewegung macht ihr Leiden nur allein ertraglich. Aber hieran mögen auch andere Urſachen ſchuld ſeyn, als Geilheit, häufiges Tabackrauchen, Gebrauch ſtimulirender Sachen, Opium und dergl. mehr, wovon unten ein mehreres vorkommen wird. Da die Perſer ferner den Kopf ſehr heiſs halten, ob ſie wohl die Haare abſcheeren, ſo leiden doch ihre Augen viel, und alle Gattungen der Augenkrankheiten, ja ſelbſt der Staar ſind bey ihnen gewöhnlich. — Die vielen ſäuerlichen Früchte und das Reiſseſſen ſcheinen ſie aber für hitzigen und Faulfiebern zu bewahren. Denn ob gleich hitzige Fieber hier zu Lande oft vorkommen, ſo ſind ſie doch, nach Gmelins [d]) Verſicherung, ſelten gefährlich, auſser, wie Lerch verſichert, zu Enſeli. — Aber die Gelbſucht iſt hier

c) A. a. O.

d) A. a. O. S. 274.

hier und zu Mazanderan, wie auch in dem meisten Theile von Persien fast einheimisch. Zu Rätscht, wo es vorzüglich ungesund ist, müssen sich die Menschen aller fetten Sachen, besonders der Butter enthalten, weil sie sonst in ein Wechselfieber verfallen. Zu Schamachie und Membreck herrscht so gar oft die Pest. Am ersten Orte starben 1715. mehr als 20000 Menschen daran *e*).

Was das alte Medien, das jetzige Adherbeizan anbetrift, worin Tauris die vornehmste Stadt ist, so ist dieses Land sehr feucht, und wird oft mit Erdbeben heimgesucht. Im Jahre 1721. kamen dadurch zu Tauris 80000 Menschen ums Leben. Es folgte so gar die Pest darauf, welche neue Verwüstungen hervorbrachte. Jetzt soll aber doch die Luft zu Tauris gesund seyn *f*). Es fällt hier alle Winter vieler Schnee, und da die Sonnenstrahlen von den benachbarten Bergen stark zurückprallen, so entstehen daraus Augenentzündungen und geschwollenes Gesicht. Gegen das erste Uebel bedient man sich eines Netzes von Pferdehaaren vors Gesicht *g*). Medien war schon in den ältesten Zeiten, seiner herrlichen Aepfel und Früchte wegen, berühmt, aber es war auch von jeher reich an giftigen magischen Pflanzen. Die berühmteste war ein dem Lorberbaum ähnliches Gewächs. So schleunig auch dieses Mittel in einigen Fällen tödtete, so heilsam bewies es sich doch bey alten keuchenden Menschen *h*).

e) Bells Reisen nach Asien, Persien und Sina, im 9ten Bande der Hamburg. Samml. 1787.

f) Richard a. a. O.

g) Bell a. a. O.

h) Virgilii Georgic. Libr. 2. vs. 126.

Endlich können wir dieſe Gegend nicht verlaſſen, ohne der berühmten Naphthaquellen zu Baku, welche in der Nähe des caſpiſchen Sees, an deſſen weſtlichem Ufer, gelegen ſind, zu erwähnen. Bereits vor 100 Jahren beſuchte dieſelbe der berühmte Kämpfer [i]), und gab davon eine ſchöne Beſchreibung heraus. In den neuern Zeiten haben ſie auch andere [k]) beſucht, und ihre Beſchaffenheit mit der Kämpferſchen Beſchreibung übereinſtimmend gefunden. Die Luft und das benachbarte Land bekommen dadurch eine beſondere vortheilhafte Beſchaffenheit. Denn in der Nähe der Naphthaquellen [l]) entdeckt man eine etwa 20 Klafter lange Vertiefung des Bodens, aus welcher beſtändig eine Flamme, die des Nachts am ſichtbarſten iſt, und ſich wohl drey Klaftern hoch erhebt, aufſteigt. Dadurch verbreiten ſich nun die Naphthadünſte über die Stadt und umliegende Gegend. Ferner, ſo bedient man ſich der Naphtha zu Baku, in Vermiſchung mit Erde, anſtatt des Holzes zum gewöhnlichen Brennen. Dies verbreitet nun einen dicken ſchwarzen Rauch, wodurch alle Häuſer ein ſchwarzes Anſehen bekommen. Zugleich wird aber auch die Luft durch dieſe balſamiſchen Dünſte geläutert, und ſo heilſam gemacht, daſs man Baku für den geſundeſten Ort halten kann. Niemals hat man auch hier von Peſt etwas gehört. — Man gebraucht auch die Naphtha, beſonders die weiſse als Medicament, ſo wohl innerlich, als äuſserlich in Gicht; Gliederreiſsen; in Bruſtzufällen, und beſonders im Tripper.

i) Kaempferi amoenitates exotic.

k) Lerch, Gmelin u. a. m.

l) Lerch a. a. O.

per. — Indeſs, ſo geſund auch dieſer Ort ſeyn mag; ſo hat er doch auch ſeine Plage, die in einem ſehr ſchmerzhaften juckenden Ausſchlage beſteht, der von der Hitze und von Inſekten hergeleitet wird. Das unaufhörliche Brennen des Erdreichs hat zu allerhand ſeltſamen Begriffen Gelegenheit gegeben, worüber man beym Kämpfer nachleſen kann. — Die benachbarten Einwohner kochen ihre Speiſen darin, und die Sekte der Feueranbeter hält immer einige Abgeſandten hieſelbſt. Die weiſse Naphtha, welche vor der ſchwarzen groſse Vorzüge hat, iſt gelb von Farbe, aber durchſichtig, und wird von den Perſianern als ein durchdringendes und auflöſendes Mittel in Gliederſchmerzen und gichtiſchen Zufallen eingenommen: alle Mahomedaner und Armenier gebrauchen es, als ein gewöhnliches Hausmittel *m*). — Dieſes Land bringt noch andere herrliche mediciniſche Produkte hervor, als z. B. Chinawurzel; eine herrliche Manna, welche die perſiſchen Aerzte zum Abführen und als Bruſtmittel oft gebrauchen, ferner allerhand gefärbte Erden, als grüne, rothe, weiſse, denen die hieſigen Aerzte allerhand Tugenden zuſchreiben, als die verlornen Kräfte herzuſtellen; die Lebensgeiſter zu erwecken; dem Gifte zu widerſtehen, und dergl. mehrere *n*).

Auch trift man hier kochende Salzquellen, deren Waſſer bitter ſchmeckt, und auf deren Oberfläche und Seiten das Salz in ſeinen gewöhnlichen Kryſtallen anſchieſst. Viele gemeine Leute pflegen ſich in dieſe Seen zu ſtürzen, indem ſie

m) Gmelin a. a. O. S. 212.

n) Gmelin a. a. O. S. 347.

das Baden im Salzwaſſer für ſehr nützlich halten. — In dem ganzen nördlichen Theile von Perſien bemerkt man, daſs die Blattern ſechs, acht bis zehn Jahre lang gänzlich ausbleiben; auf einmal aber ſich wieder einſtellen, wobey aufmerkſame Leute allemal einige Tage zuvor den arabiſchen Südwind bemerkt haben. Viele Menſchen werden hier durch dieſe Krankheit ſehr verunſtaltet; andere aber ſichern ſich dagegen durch die Inoculation, welche in dieſem ganzen Reiche ſeit undenklichen Zeiten folgendermaſsen ausgeübt wird. Man verfährt dabey kurz und gut; man nimmt das Pockengift von einem, der mit dieſer Krankheit leidlich behaftet iſt; macht eine kleine runde Oeffnung an den Händen, den Füſsen, oder einem andern beliebigen Theile des Leibes in der Haut; bringt das Gift in dieſelbe; verbindet die Wunde leicht, und überläſst den gemachten Kranken der Sorgfalt der Natur, ohne ihn von der freyen Luft auszuſchlieſsen. — Die Bergbewohner in dieſer Gegend, welche nur ſelten Eſsig bekommen können, kochen den Eſsig bis zur Verdickung; während dem Kochen aber ſammlet man den auf der Oberfläche ſich anſetzenden Schaum; vermiſcht denſelben mit dem nachgebliebenen Gemengſel, und man bekömmt dann eine Maſſe, von welcher ein Quentchen, in ein paar Unzen Waſſer aufgelöſet, die Stelle des Eſsigs vertritt, und auf Reiſen gut zu gebrauchen iſt [o]). Es giebt auch in dieſer Gegend Scorpionen, deren Stich oft tödtlich wird. Man hat aber in dem Scorpionenoel, das man auf die Wunde ſchmiert, ein ſicheres Mittel: in deſſen Ermangelung wird ein zerquetſchter Scorpion auf-

o) Ebendaſ. S. 385.

aufgelegt. Zu Buzabbat sahe Bell *p*) eine besondere Art behaarter Tarantelspinne, welche weder durch einen Biss, noch durch einen Stich ihr Gift beybringet, sondern sie lässt dies nur auf die Haut fallen, welches sogleich einzieht, worauf Schwindel, Magenschmerzen und Schlaffucht erfolgen. Auch dies Thier wird gequetscht aufgelegt; oder man lässt dem Leidenden viele süsse Milch trinken; oder man legt ihn endlich in einen Korb, der mit vier Enden an einem Seile hängt, dreht solchen oft um, und lässt ihn dann plotzlich fahren. Das schnelle Umfliegen erregt dann gemeiniglich ein Erbrechen, wornach die Zufälle aufhören. Man wendet auch wohl die Musik als Genesungsmittel an. Indessen war doch Gmelin *q*) kein Fall bekannt worden, dass diese Tarantel Schaden gethan hätte; er eignet aber einer andern Tarantel mit scheerenförmigen Fressspitzen giftige Eigenschaften bey. Diese Tarantel ist eine grosse Plage der Kameele, und selbst Menschen, welche von ihnen gestochen worden, verfallen in alle Umstande einer heftigen Entzündung. Die Kalmücken lassen dergleichen verunglückte Personen in Kuh- oder Kameelmilch baden, und geben ihnen darauf den aus derselben abgezogenen Brantewein zu trinken. An Arzeneymitteln erhalten wir aus den beschriebenen Ländern den schwarzen Niesewurz; die Asa foetida; besonders das Opium aus Natolien; das Scammonium aus Cappadocien, Antiochien und vom Berge Libanon; das Bdellium aus Medien. —

p) Reisen a. a. O. S. 31. u. f. w.

q) A. a. O. 3ter B. S. 44.

Von den Ländern, welche ſich von der Oſtſeite des caſpiſchen Meeres bis nach China hin erſtrecken.

Alle Nachrichten, welche man von dieſen unbekannten Ländern hat, ſtimmen darin mit einander überein, daſs ſie ſämmtlich, die nahe an dem caſpiſchen Meere gelegenen ausgenommen, ſehr geſund ſind, beſonders gilt dies von der Usbeckiſchen Provinz; von der groſsen Tatarey und Mongoley. Ihre Lage iſt ſo beſchaffen, daſs, je weiter man nach China kömmt, ihr Boden immer erhabener wird; auch findet man vieles Salz in dieſer Gegend; ſie ſind daher mehr kalt als heiſs zu nennen. Dies gilt beſonders von den mehr nördlich gelegenen Ländern. Unter dem 45ſten Grade N. Br. iſt die Kälte oft durchdringend ſtark; in den erhöheten Gegenden ſoll oft das Eis neun Monate lang liegen bleiben, und in demjenigen Theile der Mongoley, welcher unter chineſiſcher Herrſchaft ſtehet, ſoll gar kein Korn wachſen können, ſondern die Menſchen genieſsen meiſt Bohnen: auch ſollen die Früchte, der vielen Salztheile wegen, einen ſäuerlichen Geſchmack haben. Ferner ſind die hier wohnenden Tataren nicht gewohnt, an einem Orte zu bleiben, ſondern viele von ihnen führen ein nomadiſches Leben, welches der Verunreinigung der Luft hinderlich iſt. Noch mehr wird die Luft dadurch gereiniget, daſs die Tataren im Herbſt die Wieſen und Steppen anzünden, wodurch ein Luftzug erregt wird r). Alle dieſe Völker, welche

r) Richard a. a. O.

welche wir gleich näher beſchreiben werden, ſind tapfer, voll Muths, ſtark und geſund. Von Krankheiten hört man ſelten etwas.

Die groſse Bukharey oder Uzbeck hat viele Berge, die voll der reichſten Erzgruben ſind, und Thäler, die einen Ueberfluſs von herrlichen Früchten haben. Es iſt ein Land, wo weder an Flüſſen, noch am Holz, noch am Getraide Mangel iſt. Obgleich viele der hier wohnenden Tataren Hordenweiſe herumziehen; ſo findet man doch auch hier einige anſehnliche und volkreiche Städte. Unter dieſen treffen wir zuerſt die Stadt Bockhara an, welche in einem niedrigen Thale gelegen iſt, und daher ſchlechtes Waſſer hat, aus deſſen Gebrauch ein Wurm, die Vena medinenſis nemlich, in den Schenkeln erzeuget wird, der oft eine Elle lang iſt. So ſehr man auch hier von der Schädlichkeit des Waſſers überzeugt iſt, ſo wird doch nirgends ſtrenger auf Waſſertrinken gehalten, als zu Bockhara. Auſser Waſſer und Pferdemilch iſt alles übrige Getränke ganz verboten. Die Uebertreter werden durch die Marktplätze durchgepeitſcht. Es ſind Beamte beſtellt, die alle Häuſer durchſuchen müſſen, ob ſie Aquavit, Wein oder ein anderes Getränke darin finden. Wenn ſie dergleichen antreffen; ſo zerbrechen ſie die Gefäſse, verderben das Getränke, und beſtrafen die Beſitzer. Ja, wenn nur eines Mannes Athem nach ſtarkem Getränke riecht, ſo bekömmt er gleich Fuſsſchläge *). Was die weiter öſtlich gelegenen Länder, Samarkant und Balk anbetrift; ſo ſind ſie nicht allein ſehr fruchtbar und geſund,

*) Allgem. Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande. Leipzig 1750. 7ter B. S. 310.

ſondern auch wohl cultivirt. Samarkant bringt Birnen, Aepfel, Weintrauben und Melonen von unvergleichlichem Geſchmack, und in ſolcher Menge hervor, daſs es damit das Reich des groſsen Moguls und Perſien verſiehet.

Da die groſse Bukharey theils von Bukharen, theils von uzbekiſchen Tataren bewohnt wird; ſo iſt auch die Lebensart unter dieſen verſchieden. Erſtere und auch einige Tataren haben bleibende Wohnplätze, und ernähren ſich vom Ackerbau und Viehzucht: da hergegen diejenigen Tataren, welche blos von Viehzucht leben, herum zu ziehen pflegen; dieſe leben meiſt von Pillaw, d. i. gekochtem Reiſs, und Pferdefleiſch; ihr Getränke iſt Kumis oder ein aus Pferdemilch zubereitetes ſtarkes Getränke, wovon unten umſtändlicher geredet werden ſoll. Es ſind dieſe Tataren auſserordentlich beherzt, zum Rauben und Plündern geſchickt, und ſelbſt ihre Weiber ziehen oft mit in den Krieg *).

Die fälſchlich ſogenannte kleine Bukharey wird lange nicht ſo ſtark bewohnt, als die groſse, obgleich das Land dazu eben ſo geſchickt, wie das vorige iſt, indem hier allerhand Früchte, und ſelbſt der Wein ſehr gut gerathen. Da aber der nach Süden gelegene Theil erhöhet iſt, ſo iſt es hier, im Verhältniſs der Breite, ziemlich kalt. Das Land iſt ferner ſehr bergigt; liefert viel Gold und Edelgeſteine; hat aber Mangel an Städten. Die hier wohnenden Kalmücken und Bukharen nomadiſiren faſt alle. Die meiſten Menſchen ſind groſs, ſtark, wohlgebildet. Dasjenige Stück Landes, welches am meiſten öſtlich gelegen iſt, heiſst Hami.

*) A. a. O. S. 318.

Hami. Hier fängt ſchon die groſse Wüſte, Kobi genannt, an, welche bis zum Tanguth führet. In dieſer ganzen, 90 franzöſiſche Meilen weiten Wüſte, trift man ſelten Gras oder Waſſer an, und ſie wird daher faſt gar nicht bewohnt [u]). Von den eigentlichen Einwohnern der kleinen Bukharey haben wir wenig erhebliche Nachrichten, die wir unſern mediciniſchen Leſern mittheilen könnten, noch weniger wiſſen wir von ihren Krankheiten etwas. Wird indeſs ein Bukhare krank, ſo iſt das Hülfsmittel dieſes: ein Mulla oder Prieſter lieſet ihm eine Stelle aus einem Buche vor, hauchet ihn verſchiedenemal an, und macht mit einem ſcharfen Meſſer verſchiedene Schnitte in der Luft über des Kranken Geſicht. Dadurch, bilden ſie ſich ein, würde des Uebels Wurzel abgeſchnitten, das, wie ſie ſagen, vom Teufel herrühret. — Eine Kindbetterinn wird 40 Tage lang für unrein gehalten, und darf nicht einmal ihr Gebet verrichten [x]).

Was die Karakalpaken in Turkeſtan anbetrift, welche vom obern Theile des caſpiſchen Meeres bis an die Kalmückey wohnen, ſo ſind es meiſt Räuber; übrigens aber ſehr geſunde und ſtarke Leute; ſie bewohnen überdem ein angenehmes und geſundes Land.

Eben ſo iſt es mit den Kaſaken beſchaffen, welche den öſtlichen und ſüdlichen Theil von Turkeſtan inne haben. Sie gehen, ob ſie gleich ſelbſt ein herrliches Land beſitzen, ſtets auf Rauben aus, und thun in Siberien oft Einfälle. Die Männer ſitzen

u) A. a. O. S. 334.
x) A. a. O. S. 337.

ſitzen faſt immer zu Pferde: es iſt ein geſundes Volk y), und von ihnen wird unten weiter die Rede ſeyn. —

Von den äuſserſten an der groſsen Wüſte gelegenen Oertern berichtet Marko Polo, welcher dieſe Länder bereiſet hat, daſs ſie zwar anmuthig gelegen waren, aber gemeiniglich Mangel an gutem Waſſer hatten. Daher findet man in Yarkan, welches in Casgar liegt, daſs die meiſten Einwohner, dieſer Urſache halber, geſchwollene Beine und Beulen an dem Halſe haben z). In der Stadt Pein, welche in der groſsen Wüſte ſelbſt liegt, iſt Waſſermangel ebenfalls ein drückendes Uebel; und findet man noch irgend Waſſer, ſo iſt es oft bitter und ſalzigt.

Die groſse Tatarey und Tanguth liefern uns wenig Merkwürdiges. Es giebt hier ebenfalls groſse Wüſten, aber auch einige bewohnte Oerter. Die meiſten Einwohner eſſen kein anderes Brod und trinken kein anderes Getränke, als aus Reiſs gemachtes. Das Fleiſch eſſen ſie gemeiniglich noch roh mit Knoblauch gewürzt. Einige Gegenden, als Sukkuir in Tanguth, ſind kalt; aber doch auch andere, als z. B. Kampion, in eben dieſem Lande, ſind ſehr fruchtbar, und liefern, auſser dem vielen Golde und Edelgeſteinen, auch Muskus, Birnen Aepfel, Apricoſen, Pfirſichen, Melonen und Curken. Auch wird in dieſem Lande die beſte Rhabarber gefunden, welche man aber nur des Handels wegen ſchätzt. Denn man gebraucht ſie hier als Arzeneymittel nicht, es wäre denn, daſs man

y) A. a. O. S. 349.

z) A. a. O. S. 437.

man ſie kranken Pferden eingäbe. Sonſt zerſtöſst man ſie, miſcht ſie unter andere wohlriechende Sachen, womit man den Götzen opfert. An einigen Orten giebt es ihrer eine ſolche Menge, daſs ſie ſolche trocken ſtatt des Holzes gebrauchen *a*). Ueberhaupt bekümmern ſich die Tataren und Mongolen um die Fortpflanzung der Rhabarber wenig, ſondern überlaſſen dieſes meiſt den Murmelthieren, welche ſich in dieſer Gegend in Menge aufhalten und das Erdreich fleiſsig durchwühlen. Wenn der Wind den Saamen in dieſes aufgelockerte Erdreich wehet, ſo faſſet er bald Wurzel, und kömmt zum Wachsthum. Die Wurzeln, welche man zum Verkauf zubereitet, werden im Winter aufgeſchnitten und getrocknet. Man ſchneidet zu dem Ende Löcher hinein, um ſie an den Zeltſtangen anzuhängen, auch hängt man ſie an die Hörner ihrer Schaafe *b*).

Aerzte giebt es in allen dieſen wüſten Ländern, wie leicht zu erachten, gar nicht: aber deſto häufiger trift man auf allen Marktplätzen Marktſchreyer an, welche ſich einer Wiſſenſchaft Simia rühmen, wodurch ſie die Zuſchauer in Erſtaunen ſetzen. In einigen Provinzen wird auch bey jeder Krankheit zu einem Zauberer geſchickt, welcher nach dem Schalle der Muſik Lieder ſingt, tanzt, und ſeinen Götzen befragt. In der Provinz Kardan iſt ſo gar die abgeſchmackte Gewohnheit, daſs ſich der Mann, nach der Entbindung der Frau, 40 Tage lang im Bette hält *c*).

Da

a) A. a. O. S. 537.

b) Bells Reiſen a. a. O.

c) Allgem. Hiſt. d. R. a. a. O. S. 453.

Da wir von dem Lande der Eleuter oder der Kalmücken, welches ſich bis zum 50ſten Grad N. B. erſtreckt, unten ein mehreres melden werden, ſo verdient hier nur blos angemerkt zu werden, daſs es, ſeiner Lage nach, ſehr kalt ſey. Glaubwürdige Perſonen verſichern, daſs der Nordwind, ſelbſt im Sommer, ſo durchdringend ſey, daſs man ſich in der Nacht ſehr wohl zudecken müſſe, wenn man davon keine Unbequemlichkeit haben wolle. Im Auguſt gefriert es oft in einer Nacht eines Thalers dickes Eis. Ja, wenn man in einigen Gegenden der Mongoley vier bis fünf Schuh tief gräbt, ſo trift man auf gefrorne Erdſchollen und Eisklumpen. Es rührt dieſe Kälte von der erhöheten Lage des Landes der Eleuter und der Mongoley her. Denn Verbieſt hat gefunden, daſs dieſe Gegend an einigen Orten dreytauſend geometriſche Schritte, oder drey franzöſiſche Meilen, höher als die Seeküſte bey Peking erhaben ſey [d].

Man hat von dieſen Völkern, beſonders von den Tataren, allerhand ungereimte Nachrichten ausgebreitet, als z. B. daſs ihre Kinder blind zur Welt kämen, und erſt einige Tage nach der Geburt ſehen könnten; ferner, daſs ſie gewohnt wären, das in Riemen zerſchnittene Pferdefleiſch mit dem Schaume der Pferde zu vermiſchen und als Speiſe zu genieſsen [e]; aber dieſe Nachrichten finden jetzt wenig Glauben mehr. — Von Tanguth bis zur chineſiſchen Mauer iſt wieder eine groſse Wüſte, Lop genannt, deren Gränzen wohl noch nie-

d) A. a. O. S. 87.
e) Vaſſeur in der neuen Quartalſchrift v. J. 1788.

niemand beſtimmt hat. Es iſt dieſe ganze Gegend zum Theil bergigt, zum Theil eben, über und über aber ſandig und öde; nur ſelten trift man einige Bäche an, an deren Ufer ſich einige Tataren unter Zelten aufhalten.

Von China, Corea und Iapan.

Es muſs für Reiſende kein geringes Vergnügen ſeyn, wenn ſie nach glücklich überſtandenen Beſchwerlichkeiten der Reiſe in der Wüſte, mit denen ſie lange genug gekämpft hatten, endlich die chineſiſche Mauer erreichen. Hier nehmen die Sachen auf einmal ein ganz anderes Anſehen. Das Land erſcheint hier überall, nur an wenigen Stellen ausgenommen, herrlich bebaut; die Felder werden ſorgfaltig gedüngt; Flüſſe und Kanäle durchſchneiden überall die Aecker; Berge wechſeln mit anmuthigen Thalern ab; die Anzahl der Städte iſt erſtaunlich groſs, und die Menſchenzahl überſteigt alle Vorſtellung. Reichthum, Ueberfluſs und Wohlleben ſiehet man in China an allen Orten, und an keiner der herrlichſten Früchte iſt Mangel. Es giebt hier Provinzen, welche mehr das Anſehen eines ausgedehnten Gartens, als eines bewohnten Landes haben; es giebt Berge, die bis zu ihrer Spitze bebaut ſind; Länder, auf denen man zweymal in einem Jahre erndten kann; Bäume, die geſchmackvolle Früchte tragen, wovon eine einzige hundert Pfund wiegt. Die Anzahl der Ströme und Seen ſteigt an die 1472, und man

zählt

zählt an die 2099 Berge, wovon viele Gold, Silber, Edelgeſteine und Rhabarber liefern. Ambra, Muskus und Benzoë kommen ebenfalls aus China in Menge. Aus dieſem iſt ſchon zu erſehen, daſs eine groſse Verſchiedenheit in Anſehung des Bodens, des Clima's, der Luft, des Waſſers und der Nahrungsmittel in den verſchiedenen Provinzen des weitausgedehnten chineſiſchen Reichs, welches ſich vom 21ſten bis zum 40ſten Grad N. B. erſtreckt, ſtatt finden müſſe. Wie ſchon bereits geſagt worden, ſind einige Provinzen, als z. B. Ho-nan, ganz eben und einem Garten gleich; andere, als z. B. Quang-ſi und Kiang-ſi, haben viele Berge; andere, als z. B. Fo-kien, haben viele Waldungen; andere, als Kiang-nan, Huquang und Yun-nan ſind niedrig, werden oft unter Waſſer geſetzt, und ſind zum Reiſsbau geſchickt; nur wenige ſind ganz unfruchtbar, als z. B. Koei-tchu und zum Theil Quang-ſi. In Anſehung der Lage findet auch ein groſser Unterſchied Platz. Einige, als Yun-nan, Queit-ſche, Suchuen u. a. erſtrecken ſich vom 23ſten Grad N. B. bis zum 35ſten. Dieſe Länder ſind daher ſehr heiſs, und gehören eigentlich hier nicht hin; einige gränzen ans Meer, als Quantung, Fokien, Nankingang u. a., wo es deshalb feuchter iſt; wieder andere, als Chenſi, Chanſi, Petcheli u. d. g. liegen mehr nördlich und gränzen an die Tatarey. In dieſen letztern iſt die Kälte, zur Winterszeit, nicht geringe. Gemelli *f*) fand die Kälte zu Peking ſo ſtark, daſs er nicht ausgehen konnte, bis die Sonne Stärke genug bekommen hatte, und Grimaldi verſicherte ihm, es ſey in Polen, zehn Grad

f) Allg. H. d. R. 5. B. S. 499.

Grad weiter nach Norden zu, nicht kälter als hier. Durch Vorſchub dieſer Witterung wird verſchiedenes Wildpret, von allerley Art, aus der Tatarey gebracht. Alles iſt ſo gefroren, daſs es ſich manchmal zwey bis drey Monate hält. Delisle *g*) verſichert, daſs es auf den Gränzen von China oft ſo kalt ſey, als zu Yeniſeisk in Siberien. Zu bewundern iſt es alsdenn nicht, daſs der 69jährige Kaiſer Cang-hi im December 1722 auf einer Tigerjagd von einer tödtlichen Kälte ergriffen worden, durch die ſein ganzes Blut erſtarrete *h*). In der Landſchaft Schidſcher befindet ſich ein Berg, auf welchem die beſte Rhabarber wächſt, obgleich Winter und Sommer über der Berg mit Schnee bedeckt iſt. Des Sommers über fällt die Hitze, ſelbſt in Peking, oft ſehr beſchwerlich, und der Kaiſer thut alsdenn nicht ſelten Reiſen in die Tatarey, um kältere Gegenden, während den Hundstagen, zu beſuchen. Dieſemnach finden hier zwar Abwechſelungen der Witterung ſtatt, aber dieſer Uebergang von der einen zur andern geſchiehet langſam und ſtufenweiſe. Vieler Regen fällt in dieſem Lande ſelten, aber der Thau iſt deſto reichlicher; da es ferner nicht an Winden fehlt, welche die Gegenden frey durchſtreichen können, ſo kann man, überhaupt genommen, die Luft von China geſund nennen. Da es hier aber viele Reiſsfelder giebt, und da der gelbe Fluſs jährlich aus ſeinem Ufer tritt und Ueberſchwemmung verurſachet, und da endlich das Waſſer in den Flüſſen nicht

g) Memoir. de l'Acad. roy. de Paris A. 1749.

h) Neuere Geſchichte der Chineſer, Japaner etc. als Fortſetzung von Rollins. 1. Th. S. 48.

nicht von der beſten Beſchaffenheit iſt, ſo entſtehen daraus nicht ſelten Seuchen. Indeſs will man doch behaupten, daſs die Peſt niemals nach China gekommen ſey. Dieſer Behauptung widerſpricht aber Pauw [i]), welcher zwey Peſtſeuchen anführt, die China verwüſtet haben. Die erſte, die ſchwarze Peſt genannt, herrſchte im Jahre 1347; ſie kam aus den ſüdlichen Provinzen dieſes Reichs, durchlief ganz Aſien und Europa, und erreichte ſo gar die Länder am Pol, wo ſie von der Kälte ſelbſt nicht bezwungen werden konnte. An dieſer Seuche ſollen zwey Drittel der Menſchen geſtorben ſeyn: die zweyte Peſt ſoll im Jahre 1504 gewüthet haben. Eine andere Urſache, welche in China Landſeuchen hervorbringen kann, ſind Erdbeben und Hungersnoth. Man will Beyſpiele haben, daſs es damit ſo weit gekommen ſey, daſs Väter ihre Kinder gefreſſen [k]). Es iſt aber dies nicht zu bewundern, wenn man an die groſse Anzahl der Menſchen gedenkt, welche in China wohnen. Da giebt es z. B. ein Dorf, Fuſhan genannt, worin allein eine Million Menſchen wohnen [l]). Und nicht genug, daſs faſt alles Land bebaut und bewohnt iſt, ſelbſt auf dem Waſſer bringen viele Tauſende ihre ganze Lebenszeit zu, indem man hier viele ſchwimmende Städte antrift [m]). Es mögen daher allerdings 82 Millionen Menſchen, obgleich Pauw [n]) daran zweifelt, in China vorhanden ſeyn.

Was

i) de Pauw wysgerige Berichten over de Egyptenaaren en de Chineſen. Deventer 1773. Aus der Grundſprache ins Holländiſche überſetzt. S. 130.
k) Süſsmilch a. a. O.
l) Allgem. H. d. R. 5. B. S. 483.
m) Ebendaſelbſt.
n) A. a. O. S. 128.

Was die Nahrungsmittel anbetrift, ſo genieſst man hier weniger Fleiſch als Gemüſse, und unter dieſen ſtehet der Reiſs oben an, in deſſen Ermangelung man Weitzen anwendet. Aus dieſen Körnern macht man ſelten ordentliches Brod, ſondern Nudeln, oder einen unverdaulichen Teig, zu dem Zwiebeln kommen. Man iſst auch geſtoſsene Bohnen, aber beſonders viele Kräuterſuppen, wozu ſie allerhand Gartengewächſe, und ſelbſt ſolche, die nur in Europa in der Apotheke geführet werden, als Eibiſch, Siegmarswurz u. a. wählen. Kräftiges haben dieſe Sachen eben nichts an ſich, und obendrein kommen ſie halb roh und kalt auf den Tiſch, indem die Chineſer gewohnt ſind, die Speiſen kalt, aber die Getränke ſehr heiſs zu ſich zu nehmen [o]). Häufig ſetzt man auch zu den Suppen und Speiſen ein ſehr wohl ſchmeckendes und geſundes Kraut, welches an den Seeklippen wächſt, und von Isbrand Ides Satyrion abortivum genannt wird. Sie haben ferner ſehr guten Sallat und Endivien, auch herrliches Obſt. Was die Fleiſchſpeiſen anbetrift, ſo ſtehet das Schweinefleiſch bey ihnen oben an; doch genieſsen ſie auch andere Arten von Fleiſchnahrung, beſonders Hundefleiſch, welches ſie im Sommer nicht allein für geſund, ſondern auch für kühlend halten [p]). Von Fiſchen ſind ſie auch groſse Freunde.

Ihre Getränke nehmen ſie heiſs zu ſich; Thee wird am meiſten getrunken; und anſtatt Wein wird aus Reiſs ein hitziges Getränke gemacht. Die Chineſer behaupten, daſs Schweinefleiſch und Thee

o) Gemelli Careri a. a. O.

p) Isbrand Ides a. a. O. 5. B. S. 525.

nicht ungesund sey, wenn nur beydes mit einander verbunden werde; jedes für sich aber sey dem Magen beschwerlich [q]). — Da nun ferner die Chineser in den Speisen sehr mäfsig sind, so ziehen sie sich dadurch selten Krankheiten zu. Auch bemerkt man eben nicht, dafs hier das Volk von dem häufigen Genufs des Thees solche schlimme Folgen leide, als in Europa; ob gleich das Weibsvolk gemeiniglich blafs von Farbe ist. Der heifse Reifs ist aber ihren Augen nachtheilig, wenigstens leiten viele [r]) die Beschwerden der Augen, woran sie so oft leiden, und welche bald in Augenentzündung, bald in einem Thränen, bald in einer völligen Blindheit bestehen, hievon her. Vielleicht tragen auch die scharfen Ausdünstungen, welche aus den Reifsfeldern empor steigen; das viele Räuchern [s]), welches überall in den Städten von China geschiehet, und besonders der Gestank vom Menschenkothe, welchen die Leute an vielen Orten, als z. B. zu Nanking, in Tonnen durch die Strafsen, zum Düngen ihrer Gärten, tragen, weil es ihnen am Viehmist fehlet, oder welchen sie in Kähnen auf den Flüssen verfahren [t]), zur Erzeugung dieser Uebel vieles bey. Da man aber gemeiniglich nur das heifse Reifsessen für die Ursache dieser Krankheiten hält; so ist deshalb von Europaern, welche nach China fahren, für gut gefunden worden, dem Schiffsvolke das heifse Reifsessen, bey schwerer Strafe, zu verbieten.

Zu

q) Kämpfer amoen. exot. p. 627.

r) z. B. Bontius, Paxmann, Osbeck vid. Cartheuf. de morbo endem. p. 87.

s) Man sehe Pauw a. a. O. S. 139.

t) Gemelli Careri a. a. O. S. 492.

Zu den gemeldeten Augenkrankheiten mufs man auch den fonft feltenen Fehler, die nachtliche Blindheit, zählen, welche in China gewöhnlicher als in Europa ift; folche Menfchen können nur, fagt der Herr v. Haller [u]), bey dem grofsten Sonnenglanze, und nicht in der Dämmerung fehen. Aber der Pater d'Entrecolle [x]) kannte einen Mann, der zwar bey Nachte, beym helleften Lichte, nichts fehen konnte, der aber bey Tage, an einem fehr finftern Orte recht gut fahe. Die Chinefer curiren diefes Uebel, welches fie Kimung yen nennen, folgendermafsen. Man nimmt die Leber eines fchwarzen Schaafs, zerfchneidet fie, nimmt alle Nerven, Häute und Adern heraus, wickelt fie alsdenn in ein Blatt der Seeblume, das man mit etwas gutem Salpeter bepudert hat. Man läfst dies gelinde kochen, rührt es, während der Zeit, um, nachdem man vorher den Kopf mit einem grofsen Tuche, das bis an die Erde hängt, bedeckt hat, damit der Dampf vom Decoct die Augen berühre. So kraftig hilft es, dafs man fchon am erften Abend vom Anfalle befreyet ift [y]).

Die Chinefer gebrauchen durchaus kein kaltes Waffer, weder zum Trinken, noch zum Wafchen: felbft beym heifsefien Wetter nicht, und wundern fich nicht wenig, dafs folches die Europäer thun. Sind fie fo arm, keinen Thee fich verfchaffen zu können, fo werden Bohnen oder andere Hülfenfrüchte

u) Anfangsgründe der Phyfiologie, aus dem Latein. v. J. S. Hallen überf. Berl. 1772. 5. B. S. 985.

x) Hallers Samml. acad. Streitfchr. von Crell überf. 1. B. S. 338.

y) A. a. O.

früchte gekocht, und dieſer Trank anſtatt Thee genommen [z]). Der berühmte Berger behauptet in ſeiner Chronologia formular. med. Fr. ad Viadr. 1754, unſere Infuſa wären eine Nachahmung des chineſiſchen Thees. — Nichts gehet ihnen über Thee, dem zu Ehren auch der Kaiſer Kienlong ein Gedicht gemacht hat, worin er deſſen Tugenden anpreiſet, und behauptet, daſs er uns von fünffacher Unruhe befreye; noch mehr aber preiſet er die Pflanze Orhota, deſſen Gebrauch uns unſterblich machen würde, wenn uns dazu die Möglichkeit, es zu ſeyn, nicht verſagt wäre. Gemeine Leute infundiren oder kochen den Thee, und trinken ihn faſt den ganzen Tag: Vornehme aber rühren jedesmal den zu Pulver geſtoſsenen Thee mit etwas Waſſer an, und verſchlucken beydes. Der friſche und nicht hinreichend getrocknete Thee iſt ſehr ſchädlich, und verurſachet Schwindel und Zufälle an den Augen [a]): — vielleicht entſtehen jene Augenübel, von denen oben geſprochen worden, auch zum Theil aus dieſer Urſache. So ſehr auch die Chineſer vom Thee eingenommen ſind, ſo verwerfen ſie doch deſſen Gebrauch, wenn man Arzeneyen nimmt, und in der Colik [b]). —

Viele Chineſer ſetzen zum Branntewein, den ſie aus Reiſs verfertigen, die höchſt ſcharfe und faſt wie Feuer brennende und daher giftige Holothurie, welche man in dem morgenländiſchen Meere

z) Gemelli C. a. a. O. S. 495.

a) Kämpfer l. c. p. 627.

b) L. c.

Meere findet [c]), und dies beweiſet, daſs es auch unter dieſem Volke Schwelger und Säufer giebt. Dies ſind aber meiſt nur Stadter: denn der Landmann lebt durchgängig mäſsig, und iſt arbeitſam. Daher erreichen auch unter ihnen viele ein hohes Alter von 100 Jahren. Selbſt in Anſehung der Kleidung ſind ſie ſorgfältig und ſchützen ſich gegen naſſe kalte Witterung mit Mänteln und andern Kleidungsſtücken hinreichend [d]); man hört daher in China, wie Haye [e]) ſagt, ſelten über Catarrhe klagen, und die Schwindſucht iſt hier lange nicht ſo häufig als in England. Die Adelichen und Reichen aber ſind hier die gröſsten Wollüſtlinge, die man nur auf der Erde finden kann. Sie ſind unmäſsig in aller ſinnlichen Wolluſt, welche ſie auf alle Weiſe durch die bekannten Vogelneſter aus Tunkin zu erhöhen und zu ſtarken ſuchen [f]); dem Schlafe hängen ſie ſehr nach und ſie lieben die Wärme gar zu ſehr: daher ſchlafen ſie im Winter auf baumwollenen Matratzen und ſolchen Bettſtellen, die auf einem viereckigten Ofen ruhen, an deſſen vier Enden vier Säulen ſtehen, die zur Befeſtigung der Vorhänge dienen, welche aus warmem Zeuge gemacht ſind; der Ofen wird jedesmal mäſsig geheizt. Noch andere haben Plätze von hohlen Ziegelſteinen, die wie Betten geſtaltet ſind. Dieſe ſind bald groſs, bald klein, nach der Anzahl der Familie. Dabey iſt ein kleiner Ofen von Holzkohlen, deſſen Hitze überall durch Röh-

 ren

c) Frankens m. P. 4. B.

d) Gemelli Careri a. a. O.

e) Ernſtliche Warnung vor den gefährlichen Folgen der vernachläſsigten Catarrhe. Leipz. 1787.

f) Gagliani in den Chronologen, 12. B. S. 132.

ren vertheilt wird, die in eine Feuermauer gehen, welche den Rauch durch das Dach hindurch führet [g]). Leibesbewegung machen sich die reichen Chineser ebenfalls wenig; die Mannsleute unterlassen sie aus Bequemlichkeit, und das Frauenzimmer wegen Verunstaltung ihrer Füsse. Denn, wie bekannt, wickelt man ihnen in der Jugend die Füsse dergestalt ein, dass nicht allein ihr Wachsthum dadurch verhindert wird, und eine 20jährige Frau keinen grössern Fuss hat, als in Europa ein Kind von sechs oder acht Jahren; sondern es liegen auch oft die Zähen unter den Ballen des Fusses selbst versteckt. Durch diese Verunstaltung findet sich demnach das hiesige Frauenzimmer fast immer gezwungen zu sitzen. Diese verzärtelte und träge Lebensart ist nun Schuld, dass die Reichen in China selten ein hohes Alter erreichen. Wenn die Mannspersonen 41 Jahre alt sind, so ist das schon viel, und gelangt jemand zum 50sten, so kömmt er zu einem hohen Alter. Die Damen kommen selten über das 30ste Jahr [b]).

Die Chineserinnen sind ausserordentlich fruchtbar, und vermehren sich stark, weshalb man dem Thee nicht so unbedingt nachsagen kann, dass er die Unfruchtbarkeit hervorbringe. China würde so gar noch weit mehrere Menschen haben, als es würklich hat, wenn nicht die Anzahl der unverheyratheten Personen und der entmannten Menschen hier so gross wäre. Denn es werden hier nicht allein Kinder in der frühesten Jugend entmannet, son-

g) Allg. Hist. d. Reis. 6. B. S. 188.

b) Des Grafen Magalotti Nachrichten von China, m. s. den Teutschen Merkur vom J. 1786. Monat Jun.

ſondern es unterwerfen ſich dieſer Operation auch oft erwachſene Menſchen, wenn ſie Mangel an Lebensmitteln haben: nach dieſer Operation aber brauchen ſie für ihren Unterhalt nicht weiter zu ſorgen. Bell *i*) kannte einen 30jährigen Mann, der ſich, ſeiner dürftigen Umſtände halber, verſchneiden liefs, welches ohne alle ſchlimme Folgen geſchahe. Nichts kann aber der Bevölkerung von China mehr ſchaden, als das grauſame Verfahren, das man in groſsen Städten mit neugebohrnen Kindern vornimmt. Da werden jährlich Tauſende junger Kinder von Wehemüttern entweder in einem Becken voll Waſſer erſtickt, oder auf die Straſse geworfen, von woher man ſie alle Morgen auf einen Karren ladet, und vors Thor in eine Grube, ſie mögen lebendig oder todt ſeyn, wirft, da ſie denn von Schweinen und Hunden zerriſſen werden *k*). Doch wir wollen unſern Blick von dieſer ſchaudervollen Scene abwenden, und auf die einheimiſchen Krankheiten dieſes Landes zurück kommen. Unter dieſen treffen wir eine Art Colik an, die mit heftigen und hartnäckigen Verſtopfungen, und dagegen mit häufigem Erbrechen verbunden iſt, welche man auch in andern Gegenden von Indien findet, und die unter dem Namen Mordetchin bekannt iſt. Sie rühret theils von Verkältungen, theils von ſcharfen in den Magen gebrachten Sachen her *l*). Die Chineſer wenden dagegen entweder das Brennen oder die Acupunktur an, von denen unten ein mehreres vorkommen wird. Unter den hitzigen Fiebern richten die

i) M. ſ. d. Reiſ. a. a. O.

k) Der Teutſche Merkur v. J. 1774.

l) Cartheuſer l. c. p. 141.

Blattern die meiſte Verwüſtung an. Im Jahre 1767 ſollen daran 100,000 Kinder geſtorben ſeyn. Sie nehmen 52 verſchiedene Arten derſelben an, und haben die Inoculation, welche aber hier nie ſtark getrieben worden, ſeit undenklichen Zeiten ſchon gekannt [m]). Den Ausbruch der natürlichen Blattern befördern ſie durch den gepülverten Pockenſchorf, welchen ſie, in Baumwolle gewickelt, in die Naſe ſtopfen [n]), welches aber keine gute Auswürkung haben ſoll.

Die epidemiſchen Krankheiten entſtehen am häufigſten zu der Zeit, wenn Hungersnoth vorhanden iſt, oder wenn der gelbe Fluſs zu groſse Ueberſchwemmung verurſacht [o]). — Pauw [p]) ſagt: auch der Ausſatz finde ſich in China, weil man ſo viel Fleiſch von Schweinen iſst, die mit Fiſchen gefüttert worden. Das Fleiſch der Pferde, Mäuſe, Ratzen, das viele Fiſcheſſen und der häufige Genuſs des Reiſsweins mögen dieſe Krankheit ebenfalls wohl zu bewürken im Stande ſeyn. Auſser den bisher genannten Uebeln herrſchen hier noch viele andere bey uns gewöhnliche Krankheiten, bey deren Erzählung wir uns aber nicht verweilen wollen, um zu ihrer Arzeneykunde übergehen zu können, von welcher man ehemals einen ſo hohen Begriff gehabt hat. Aber ſchon Cleyer zeigte im Jahre 1682 in ſeinem Specimine medicinae Sinicae [q]), daſs ihre ganze Wiſſenſchaft in eitel unnützen

m) Götting. gel. Anzeige v. J. 1779. Zugabe zum 50ſten Stück.
n) Murray's med. Bibl. 3. B. S. 274.
o) Richard a. a. O.
p) A. a. O. S. 259.
q) Halleri Biblioth. pr. T. 3.

nützen Subtilitäten, die kein gesunder Verstand begreifen kann, bestehe. Man kann auch nichts Grosses von ihnen erwarten, weil sie nicht die geringste Kenntniss von der Zergliederungskunst und Chemie haben; auch ihre Naturlehre ist schlecht. Dem ungeachtet stehet doch die Medicin, für welche ehemals kaiserliche Schulen waren, in hohem Ansehen. Jetzt haben die Aerzte ihre Wissenschaft von ihren Vätern, und aus Büchern, welche aber alle schlecht sind.

Nichts kann lächerlicher seyn, als ihre Lehre von den Verrichtungen der Theile des menschlichen Körpers, und nichts subtiler, als ihre Lehre vom Pulse. Da man aber im Grunde nichts gescheutes daraus lernen kann; so würde es überflüssig seyn, das weitläuftige System aus dem Du Halde hier abzuschreiben. Ich verweise also den Leser auf diesen Verfasser, und auf Herrn Gruners Semiotik. — Viele Menschen sind damit in China beschäftigt, um aus einem Baume (Rhus vernix) den Firniss zu ziehen. Diese befällt alsdenn eine Geschwulst und Röthe über den ganzen Leib. Sauvages nennt es Erysipelas chinense.

Um einzusehen, warum sich die Chineser so häufig der Brennmittel und der Acupunktur bedienen, muss man wissen, dass sie dieses aus der Vorausetzung thun, weil sie Dünste und Winde für die gewöhnlichste Ursache der Krankheiten halten [r]). Wenn ein Arzt einen Kranken besucht, so erkundiget er sich blos nach seinem Puls, welchen er oft dreyviertel Stunden lang befühlt, und sich

r) Kaempfer l. c. p. 589.

ſich daher weder um Zunge, noch Urin bekümmert. Er befühlt aber nicht immer dieſelbe Pulsader, ſondern wählt oft eine andere. Sie bringen es auch würklich in dieſem Stücke ſehr weit. Denn alle Nachrichten ſtimmen darin mit einander überein, daſs ſie aus dem Pulſe ſo ziemlich genau, ſo wohl den vorhergegangenen, als zukünftigen Zuſtand der Krankheit erkennen können [s]). Aber eben dieſe Verfaſſer bezeugen uns auch, daſs ſie deshalb in ihren Curen nicht geſchickter, als andere, die ihre Pulslehre nicht kennen, ſind. Die Aerzte bringen in einem Käſtchen, welches aus vielen Schubladen beſtehet, jederzeit einen guten Vorrath von rohen Arzeneymitteln bey ihren Beſuchen mit; woraus ſie die eine oder die andere wählen, und Getränke, Aufgüſſe oder Decockte daraus verfertigen laſſen. Doch nicht alle Aerzte ſind zugleich Apotheker, ſondern man holt auch oft die Arzeneyen von den Materialiſten, und aus andern Kramladen. In Peking hat der Kaiſer ſeine Hofapotheke, welche mit Wurzeln und andern Arzeneykräutern wohl verſehen iſt [t]). Sullivan [u]) will behaupten, daſs in jeder Stadt ein Obelisk auf dem Markte ſtehe, auf welchem man die Namen der vornehmſten Arzeneymittel und ihre Preiſe eingegraben finde; andere thun aber dieſer Sache keine Meldung. Die Verordnungen der Aerzte haben die meiſte Zeit Schwitzen, Schröpfen und Brennen zur Abſicht; dabey verordnen ſie

s) Allgemeine Hiſtor. d. R. 6. B. S. 306. Der Teutſche Merkur v. J. 1786. M. Jun.

t) Isbrand Ides a. a. O. S. 522.

u) Sullivans Reiſen eines morgenländ. Philoſophen. Leipzig 1787.

ſie eine ſehr ſtrenge Diät, welche meiſt aus dünn gekochtem Reiſs beſtehet. Von Purganzen, Clyſtieren und Aderlaſſen, welches letztere ſie eine barbariſche Cur nennen, ſind ſie abgeſagte Feinde. Ein Arzt, wenn er einmal einen Kranken beſucht hat beſucht ihn nicht wieder, er ſey denn von neuem gerufen worden. Der Patient hat alſo immer in Anſehung des Arztes freye Wahl. Viele Aerzte ſind Groſsprahler und Quackſalber, welche auf zahmen Tigern, die mit Bändern geziert ſind, langſam durch die Stadt reiten, und ihre Balſame und Pillen als untrügliche Mittel gegen allerhand Krankheiten anpreiſen *x*). Andere, zu denen ſich viele Mönche aus dem Orden des Laokiums geſellen, preiſen einen gewiſſen Trank der Unſterblichkeit, mit einer gravitätiſchen Miene an. Dieſer Trank ſoll einigen Kaiſern in der Blüthe ihres Lebens den Tod verurſacht haben *y*).

Ihre vernünftigſten Mittel ſind erſtlich die Bäder, worin ſie ſich auch reiben laſſen *z*), bey welcher Operation aber manchesmal jemand unterliegen muſs. Zweytens wenden ſie das Brennen gegen Podagra und Hüftweh mit groſsem Nutzen an, und gebrauchen dabey die bekannte Moxa. Endlich wird auch das Schröpfen und die Acupunktur, obgleich nicht ſo oft, wie von den Iapanern, gebraucht *a*).

In

x) Unzer in der Wochenſchr. der Arzt. 5. B. S. 240.

y) Der Teutſche Merkur v. J. 1774.

z) Forſters Bemerkung auf einer Reiſe um die Welt, Berlin 1783.

a) Kaempfer l. c. Faſc. III.

In China findet man viele einheimiſche ſehr nützliche Arzeneymittel, welche uns noch unbekannt ſind. Von allen führe ich nur das weiſse Baumwachs an, welches von Inſekten auf einen gewiſſen Baum zuſammengetragen wird. Dieſes wird geſchmolzen äuſserlich als ein herrliches Wundmittel angewendet, aber man gebraucht es auch innerlich als ein gutes herzſtärkendes Mittel. Beſonders pflegen diejenigen, welche vor einem Mandarin eine lange Rede halten wollen, wohl ein paar Loth davon zu ſich zu nehmen [b]). Daſs ſie aber auch Giftmiſcher ſeyn ſollen, und daſs ſie ein ſolches Gift, welches mit der Aqua Toffana übereinkömmt, zuzubereiten verſtünden, wird ebenfalls verſichert [c]).

Unten wird von dem ſüdlichen und weſtlichen Theile von China noch mehreres vorkommen, daher wir nur noch anführen, daſs die Apotheken aus dieſem Lande mit Salep, Rhabarber, Campher, Gummi Gutt, Ginſeng und Asphalt, der aus den Landſeen kömmt, verſehen werden.

Jetzt wenden wir uns zur Halbinſel Corea, welche zwiſchen dem 34ſten und 43ſten Grad N. B. liegt. In dem nördlichen Theile derſelben iſt die Luft ſehr rauh. Es fällt daſelbſt manchmal ein ſo entſetzlicher Schnee, daſs man darunter weggraben muſs, um von einem Hauſe zum andern zu kommen. Reiſs kann hier nicht wachſen, und der Unterhalt iſt nur ſchlecht. Deſto fruchtbarer

b) Geographiſche en natuurkundige Berichten over Aſia, Afrika en Amerika. 2de Deel. Harlingen 1769. p. 123. ausgezogen aus den Lettres edif.

c) Gagliani a. a. O.

barer ſind die nach Süden gelegenen Länder, in welchen Reiſs, Hirſe, Baumwolle und Seide gewonnen wird. Die Einwohner ſind von vortheilhafter Leibesgeſtalt, aber weichlich, weibiſch und den Wollüſten bis zur Ausſchweifung ergeben. Blut können ſie nicht ſehen, und der Anblick kranker Perſonen erſchreckt ſie ſo ſehr, daſs ſie ſo gleich die Flucht nehmen. Bey einer anſteckenden Seuche bringen ſie die Kranken aus den Städten und Dörfern heraus, und legen ſie mitten auf dem Felde in Strohhütten, wo ihre nächſten Verwandten ſie in Acht nehmen, und alle Vorübereiſende warnen müſſen, ſich dieſem Orte zu nahen. Oft liegen dieſe Elende von aller Welt verlaſſen, und man läſst ſie ohne die geringſte Hülfe ſterben *d*). Bey Peſtzeiten verſperret man die Wege mit einer Dornenhecke, und legt einen Dornbuſch auf das Dach des Hauſes, worin dieſe Krankheit iſt, damit man ſie erkenne. — Dies iſt alles, was ich von Corea zu ſagen weiſs. —

Wenden wir uns nach Iapan, ſo iſt daſelbſt das Clima nichts weniger, als gemäſsigt; der Winter iſt da ſehr hart, und im Sommer, beſonders in den Hundstagen, iſt die Hitze unerträglich. Regen fällt zu allen Jahreszeiten ſehr häufig, hauptſächlich aber im Junius und Julius, welche man deswegen die Waſſermonate nennt. Selbſt in dem nördlichen Theile von Iapan, in welchem ſonſt die Luft gemäſsiget iſt, fällt mehr Regen, als Schnee, und der Sommer iſt ſeiner Hitze wegen beſchwerlicher, als der Winter. Auf der ganzen Inſel ſind Donner-

d) Fortſetzung von Rollin a. a. O. S. 440. Allgem. H. d. R. 6. B. S. 595.

Donnerwetter, Stürme und Erdbeben gemein. Oftmals ſind die Stöſse ſo gewaltig, daſs ſie ganze Städte umſtürzen, und Millionen Menſchen begraben. Dergleichen war das Erdbeben 1586. Die Stöſse hörten erſt 40 Tage nachher auf, und verſchiedene Städte wurden dadurch zerſtört. Es giebt ferner in Iapan viele Berge, von denen viele Feuer ſpeyen; es giebt viele fiſchreiche Flüſſe, und Wälder voller Fichten, Cedern, Pappeln, Birken, Eichen und Obſt.

Auf den Bergen entſpringen viele kalte und warme Quellen, unter denen verſchiedene heilſam ſind, und deshalb von den Einwohnern häufig beſucht werden. Der Boden iſt in Iapan an vielen Orten gut beſchaffen, und man kann Weitzen, Hafer, Gerſte, Erbſen, Hirſe und Wein erbauen: an manchen Orten iſt er auch niedrig; ſumpfig und zum Reiſsbau geſchickt. Durchgängig iſt er ſteinigt, trocken und unfruchtbar, und nur durch anhaltenden Fleiſs gewinnen ihm die Iapaneſer den Unterhalt ab. Da iſt kaum ein ſo ſteiler Berg zu finden, auf den ſie nicht den Pflug ſchleppen ſollten. Das ſüſse Waſſer mangelt in verſchiedenen Gegenden ſo ſehr, daſs man genöthiget iſt, das Waſſer von heiſsen Quellen zu trinken. Uebrigens giebt es hier nicht allein viele Ströme, ſondern es ſind auch viele derſelben höchſt reiſsend, ſo daſs man keine Brücken über ſie ſchlagen kann. Das Meer, welches Iapan umſchlieſst, iſt höchſt ſtürmiſch, und daher giebts hier viele Winde, und die Luft wird dadurch feucht. Oben gemeldete Früchte, als Reiſs, Weitzen, Hafer, Gerſte, Erbſen, Hirſe und mehrere andere Gemüſe, wie auch Obſt und Fiſche machen der Iapaner vornehmſte

Nah-

Nahrung aus. Fleiſch genieſsen die wenigſten, auch ſelten wird Milch, Butter und Thierfett gebraucht; ſelbſt der Eyer enthält ſich das weibliche Geſchlecht. Brod hat man hier an den wenigſten Orten, und deſſen Stelle vertreten Hirſenbrey, Mehl, und Grützbrey. In einigen Gegenden, als z. B. zu Nambu iſt Meerkohl die Hauptſpeiſe, auch Melonen, Kürbiſſe und Weintrauben ſind ihnen angenehm. Ihr Getränke iſt, wie bey den Chineſen, Thee, Reiſsbier, Wein, Brantewein von Reiſs und Zucker gemacht. Bey dieſer Lebensart erreichen viele ein hohes Alter, und 80jährige Greiſe ſind nicht ſelten.

Auſserordentlich fruchtbar ſind ſie auch, und Kämpfer erzählt, daſs er auf einer Reiſe von Nangaſaki nach Jedo ein Dorf geſehen habe, in welchem alle Einwohner Söhne, Enkel und Groſsenkel von einem einzigen Manne waren, der damals noch lebte. Ueberhaupt lebt man hier geſund, und auch ſelbſt die Anzahl der Krankheiten iſt geringe. Die Krankheiten, ſo man hier hat, ſind Folgen ihrer lüderlichen Lebensart; Folgen ihres übermäſsigen Genuſſes des Reiſsbranteweins und der Fiſche. Da an keinem Orte in der Welt die Lüderlichkeit weiter gehen kann, als hier, ſo ziehen ſie ſich dadurch die Venusſeuche oft über den Hals, und leiden viel an böſen Hälſen. Sie meynen ſich durch ihre warmen Bäder davon befreyen zu können, und beſuchen daher dieſelben in dieſer Abſicht fleiſsig, aber nach Kaempfers Verſicherung, wird das Uebel dadurch nicht gründlich geheilet. Seit dem ihnen Thunberg das Queckſilber anzuwenden gelehret, wenden ſie dieſes Mittel mit mehrerem Nachdruck an. Der

übermäfsige Genufs des Reifsbieres, welches Sakki heifst, zumal wenn es kalt getrunken wird, erzeugt bey ihnen die zweyte fehr gewöhnliche Krankheit, die fo häufig ift, dafs immer von zehnen einer damit geplagt wird. Diefe Krankheit, welche man Senki nennt, beftehet in einer widernatürlichen krampfhaften Zufammenziehung aller Muskeln des Unterleibes, und vielleicht der Eingeweide felbft. Da bey diefem Krampfe die im Unterleibe gelegenen Theile mit der gröfsten Heftigkeit gegen die falfchen Ribben und gegen die Spitze des Bruftbeins herauf gezogen werden fo ift diefe Colik nicht allein höchft fchmerzhaft, fondern die Patienten befinden fich oft auch in der Gefahr der Erftickung. Hält die Krankheit lange an, fo endiget fie fich, bey Mannsperfonen, gemeiniglich in eine Gefchwulft der Geilen, woraus nachher Fifteln entftehen; beym weiblichen Gefchlechte aber läfst diefes Uebel Verhärtungen und Gefchwüre in der Scheide und im Maftdarm nach. Die Iapaner, welche der Meynung find, dafs Dünfte und Luft, welche fich zwifchen den Eingeweiden befinden follen, daran fchuld wären, bedienen fich gegen diefe Krankheit der fo berufenen und vom Kaempfer in feinen Amoenitatibus exoticis weitläuftig befchriebenen Acupunktur, welche darin befteht, dafs fie mit goldenen Nadeln in dem Obertheil des Unterleibes neun Stiche hinein machen, um dadurch den Dünften den Ausgang zu verfchaffen. Ihre Meynung mag wahr oder falfch feyn; die Erfahrung legt diefer Operation, wegen des glücklichen Erfolgs, einen hohen Werth bey. Auch brennen fie oft in diefem Falle, auf beyden Seiten des Nabels, mit Moxa, welches ein wolligtes Wefen einer gewiffen Beyfufspflanze ift.

Ferner

Ferner giebt es in Iapan, wie in China, viele Zufälle der Augen, woran der häufige Genufs der hitzigen Getränke und Fifche; der viele Wind; das Zurückprallen der Lichtftrahlen, und der viele Staub auf den Strafsen, die ohne Pflafter find, offenbaren Antheil haben. Die Augenzufälle endigen fich oft in Blindheit. Andere wollen auch behaupten, dafs Gicht, fallende Sucht, Podagra, Rothlauf und der Ausfatz hier gemeine Krankheiten wären: aber Kämpfer meldet hiervon nichts. Indefs erwähnt er doch eines ausfätzigen Zufalls der Beine, welcher Hyperfarcofis genannt, und in der Provinz Omera gefunden wird, wo das Waffer fehr fchlecht ift. Da aber diefe Krankheit unter den Malabaren noch öfterer, als in Iapan, vorkömmt, fo verfparen wir deffen Befchreibung bis zu feiner Zeit. Die Blattern richten in diefem Lande grofse Verwüftungen an. Hensler leitet dies von ihrer Weichlichkeit her. — In wie weit dies gegründet ift, laffe ich unentfchieden. Die Iapanefen fürchten fich fo fehr für die Pocken, wie für die Peft, und fie haben nicht unrecht daran; denn diefe bringen hier eben fo viele Menfchen um, als nur immer die Peft in andern Ländern thun kann. Sie fliehen daher nicht allein die Blatterpatienten, fondern viele verlaffen auch alsdenn ihre nächften Verwandten, aus Furcht, auch angefteckt zu werden. W. ten Rheyne *e*) fagt: wenn man einen Iapanefen nach der Anzahl feiner Kinder fragt: fo zählt er nur die auf, die bereits geblattert haben.

Die Iapanifchen Aerzte unterfcheiden drey Arten derfelben, doch fcheinen fie die Mafern und

e) Diff. de Arthritide. m. f. Erndtel l. c. p. 166.

die falschen Pocken mit den ächten zu verwechseln. Die rothe Farbe halten sie in dieser Krankheit für nützlich; und wird ein Prinz damit be allen, so erscheint alles roth gekleidet, und das ganze Zimmer wird mit rothem Tuche behangen.

Die Arzeneywissenschaft wird hier auf chinesische Art erlernt und getrieben. Von Anatomie haben sie keine Kenntnifs, aber in der Botanik sind sie nicht unerfahren, und oft legen sich grofse Herren auf diese Wissenschaft, worin sie auch gute Bücher besitzen. Die Lehre vom Pulse ist bey ihnen auch im höchsten Ansehen. Von vielen Arzeneyen, vom Aderlassen, welches sie nur höchstens bey einer Entzündung zulassen, und von Clystieren sind sie keine Freunde. Sie erlauben zwar ihrem Patienten, wozu er Lust hat jedoch verbieten sie ihm Fleischsuppen, welche sie in den Fiebern für höchst gefährlich halten. Gemeiniglich läfst sich der Arzt ein Kästchen nachtragen, worin zwölf Schubladen, und in jeder 140 Beutel, mit Kräutern angefüllt, befindlich sind; mithin sind die Iapanischen Aerzte auch zugleich Apotheker.

Die Iapanesen bedienen sich auch der Bäder und des Brennens als Präservativmittel. Dies geht so weit, dafs sie so menschlich gegen ihre Gefangenen denken, dafs sie selbigen erlauben, jahrlich sechsmal zu baden, und zweymal sich mit Moxa brennen zu lassen.

Vom Einwickeln und Schnüren der Füfse beym weiblichen Geschlechte denken sie eben so, wie die Chinesen: aber sie gehen noch weiter, indem sich die Weiber, wahrend der Schwangerschaft,

den

den Leib tüchtig einſchnüren, um dadurch eine leichte Niederkunft zu befördern. — Rühmlich iſt die Vorſorge der Iapaner, zu verhindern, daſs keiner, der etwa heimlich ermordet oder vergiftet worden, ohne Beſichtigung begraben werde. Jeder Hauswirth iſt beym Todesfall eines Hausgenoſſen verpflichtet, einige Vorſteher herbeyzurufen, um zu zeigen, daſs er eines natürlichen Todes geſtorben ſey. Finden dieſe nun keine Zeichen einer Gewaltthatigkeit an ihm, ſo ſchreiben ſie ein Atteſt, und drücken das Siegel darauf.

Auch in Anſehung der Kirchhöfe ſollte man der Chineſen und Iapaneſen Beyſpiel folgen. Sie bringen nemlich die Kranken nach den benachbarten Bergen, wo ſie ſie begraben. In deren Ermangelung bepflanzen ſie viereckigte Plätze mit Cypreſſen und andern Bäumen, in deren Mitte ſie die Gräber ſetzen.

Wenn in China und Iapan eine von den Damen des Serails krank wird, ſo bindet man, wie Herr von Pauw a. a. O. S. 76. verſichert, einen ſeidenen Faden um die Hand der Patientinn. Indem nun der Arzt das andere Ende deſſelben faſſet, ſo urtheilet er aus den Schwingungen des Fadens, von der Beſchaffenheit des Pulſes und der Krankheit ſelbſt. — Die Iapaner, aus dem Orden des Budsdo, legen ſich die grauſamſten Strafen auf. Da giebt es welche, die ſich mitten im Winter 100 Krüge halbgefrornes Waſſer auf den nackten Leib gieſsen laſſen. Andere machen mit bloſsen Füſsen, in der Mitte des Winters, eine Proceſſion von 80 Meilen, durch die rauheſte Gegend des Landes, und legen jeden Tag nur eine

Meile zurück, und jeder iſſet nur eine Hand voll Reiſs täglich *f*).

An Arzeneywaaren giebt Iapan den Campher, das Aniſum ſtellatum und dergl. mehrere.

Weil es im Kaiſerthum Iapan recht viele brennende Berge giebt, welche theils noch brennen, theils ehedem gebrannt haben, theils abwechſelnd aufhören und brennen, ſo hat auch dies Land ſehr viele warme Bäder *g*), z. B. in Arima, Jämotto, in der Landſchaft Fiſen, und bey Tſkakaki, in Simabara und bey Obamma, in Figo und bey Jamago, und am Fuſs des Berges Ufen. Das Bad zu Urifino iſt von Kämpfer beſchrieben, und auch Thunberg ſahe es, fand aber, auſser der Hitze, nichts Mineraliſches darin.

f) Man ſehe folgende Schriften: Gemelli Careri a. a. O. 5. B. Seite 495. Kaempferi amoenitat. exotic. Faſcic. III. Kämphers Reiſen nach Iapan, herausgegeben v. Dohm, Lemgo. Cartheuſer de m. end. p. 129. Fortſetzung von Rollin a. a. O. 2ter Band. Allgem. Hiſtor. der Reiſ. 11. B. S. 532. Frankens med. Policey. 1. B. S. 537. Thunbergs Nachrichten v. Iapan, in Auswahl kleiner Reiſen. Georgis Merkwürdigkeiten verſchiedener unbekannter Völker des ruſſiſchen Reichs. Frankf. u. Leipz. 1777. S. 16 — 34.

g) Thunberg m. ſ. Crells n. Entd. 10. Th. S. 206.

Zweyter Abſchnitt.

Von demjenigen in Nordamerika gelegenen Landſtriche, welcher ſich vom weſtlichen Ufer des Südmeers bis zum Atlantiſchen erſtreckt, und der zwiſchen dem 35ten und 45ten Grad nordlicher Breite gelegen iſt.

Das weſtliche Ufer von Neualbion, welches ſich bis zum 61ſten Grad nördlicher Breite erſtreckt, und von dem man noch nicht recht weiſs, ob es Inſelgruppen oder feſtes Land iſt, machet faſt einen ununterbrochenen Wald aus. Die Berge ſind mit Fichten, Ellern, Birken und Haſelſtauden bewachſen, und in den Thälern iſt es dick von Strauchwerk. Das Clima iſt verſchieden, aber meiſt rauh und kalt; ſelbſt in Georgsſund iſts kälter, als in England, und auf den Bergen liegt auch im Sommer Schnee. Die wilden Einwohner *b*), welche zerſtreut leben, den Bart, gegen die Gewohnheit der übrigen Indianer, wachſen laſſen, ſich in Pelzwerk kleiden, und ſehr fäuiſch und unflätig ſind, kennet man bis jetzt zu wenig, als daſs wir einiges von ihnen erwähnen könnten. — Sehr hoch und bergigt, aber auch wal-

b) M. ſ. Dixons Reiſe.

digt ſind Neualbion und der weſtliche Theil von Neuſpanien. Von hier bis zu den Apalachiſchen Gebürgen wird das Land niedriger; es enthält hundert Meilen groſse Ebenen, und wird von vielen in den Miſſiſippi ſich ergieſsenden Flüſſen durchſchnitten, deren Ufer mit undurchdringlichen Wäldern beſetzt ſind. Auch dieſer Theil von Amerika, der Neumexiko und Louiſiana begreift, iſt gröſstentheils unbekannt. Das unabhängige, von aller Cultur entfernte, und nur die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens kennende Volk lebt hier unter einem heitern Himmel, welcher ſelten, auſser in der Nachbarſchaft der Wälder und Flüſſe, mit Regenwolken bedeckt wird, ganz ſorgenfrey.

Ganz anders iſt aber die Beſchaffenheit der Luft in dem waldigten Theile dieſes Landes, der zugleich viele Sümpfe und Moräſte enthält. Hier ſind ſtarke Regengüſſe und Nebel ſehr gewöhnliche Erſcheinungen. Da es zugleich an Winden fehlt, die von den Wäldern aufgehalten werden; ſo entſteht eine feuchte, ſtockende und ungeſunde Luft. Im Sommer ſoll es in Louiſiana, wie wir unten bey Neuorleans hören werden, ſehr heiſs ſeyn; aber gemeiniglich iſt es doch auf den höher gelegenen Flächen um 10 Gr. kälter, als in Italien [i]), und der Winter iſt oft ſo ſtrenge, daſs ſelbſt der Miſſiſippi zufriert. Mit Ackerbau beſchäftigen ſich dieſe Völker faſt gar nicht. Krieg, Jagd und Fiſcherey ſind die männlichen Beſchäftigungen, und wenn es zu keinem derſelben Gelegenheit giebt, ſo lieben ſie den Müſsigang, und man legt gerne

i) Richard a. a. O.

gerne den Weibern die ganze Laſt der Haushaltung auf. Daher ſind auch die Weiber gemeiniglich ſtärker, als die Männer, welche kleine Hände und ſchwache Knöchel haben. Ihre gröſste Ehre ſetzen ſie in der Tapferkeit, und um darin zu glänzen, härten ſie, von der frühen Jugend an, ihren Körper ab, und gewöhnen ihm alle Arten von Ungemächlichkeiten an. Die Natches *k*), denn dieſe können zum Beyſpiel der übrigen dienen, weil man, wie Ulloa ſagt, faſt alle wilde Nationen in Amerika kennet, wenn man eine geſehen hat, bringen alle Morgen ihre Kinder, ja ſelbſt im kalten Winter, in ein kaltes Bad, und laſſen die mehr Erwachſenen darin ſchwimmen; man läſst ſie auch auf freyer Erde ſchlafen. — Jünglinge werden von ihren Obern auf harte Proben geſetzt: man ritzt ihren Körper mit ſcharfen Inſtrumenten; man ſchlägt ſie mit ledernen Riemen, und man würde jeden Laut ſehr übel nehmen, den ſie von ſich hören lieſsen. Das nemliche verſichert auch Adair *l*), welcher ſich 40 Jahre lang unter ihnen aufgehalten hat, indem er ſagt: daſs junge Leute unter ihnen, um dem Weibiſchwerden zuvor zu kommen, aufs ſchärfſte gegeiſselt würden. Sie müſſen ſich mit Jagen und allen erforderlichen Leibesübungen ſtärken, und in allen Geſchicklichkeiten üben. Das Baden, ſagt er, hält man für eine Religionspflicht, und man ſiehet daher oft mitten im Winter jung und alt aus ihren Hütten ſchwitzend herauslaufen, das Eis zerbrechen, und ſich darin baden, worauf ſie ſich mit Bärenfett

k) M. Boſsü neue Reiſen nach Weſtindien. Frankf. und Leipz. 1771.

l) Nachricht von den amerikaniſchen Indianern.

und einer feinen Erde beschmieren. Ihre wenige Sorge für die Zukunft erlaubt ihnen nicht, einen Vorrath von Speisen zu sammlen: das ziehet dann oft Hungersnoth nach sich: — den Hunger aber ertragen sie mit erstaunlicher Standhaftigkeit, so wie sie in allen Lagen des Lebens eine unnachahmenswürdige Gleichgültigkeit bezeigen, und den Begierden einen Zügel anlegen, welcher gesitteten Nationen unerträglich seyn würde. Denn nicht allein in Erduldung des Hungers, sondern auch in Verachtung der Schmerzen setzen sie einen hohen Werth. Selbst mitten unter den schwersten chirurgischen Operationen, als z. B. während dem Steinschnitt, entgeht ihnen kaum ein Seufzer. Ist ein Feind zu verfolgen — (denn Rache ist ihre heftigste Leidenschaft,) — so halten sie keine Mühe, keine Gefahr zu schwer, um ihn einzuholen, und auf ihren hundert Meilen langen Wegen hindert sie kein Fluss, kein Berg, kein Wald. Solche Körper müssen was auszeichnendes haben. Ulloa [m]) sagt: ihre Haut sey dick und hart; ihr Fleisch zähe und derb; die Nerven von weniger Empfindung, und selbst die Knochen der Hirnschädel wären sechs bis sieben Linien dick, welches aber, wie wir unten hören, bey dem Blumenbachschen Schädel nicht eintrift. — So ausgerüstet ertragen sie mit entblösstem Kopfe so gut die strengste Kälte auf den Cordilleras von Neuspanien, als die brennende Sonnenhitze auf den Ebenen von Louisiana. Auch ihre Nahrungsmittel, die aus Mais, frischem Fleisch und Fischen bestehen, sind von milder Beschaffenheit, und geben ihrem Blute keine tödtende Schärfe. — Zum Lohn

m) Reisen a. a. O.

Lohn ihrer Mäſsigkeit erhalten ſie dafür aus der Hand der Natur eine feſte, dauerhafte Geſundheit, und man ſiehet unter ihnen Greiſe von 80 — 100 Jahren, die mit der Munterkeit eines Jünglings begabt ſind [n]). Dies gilt beſonders von den Illineſen, die ein ſehr fruchtbares Land bewohnen, und wenn ſie es beackern wollten, davon die reichſte Erndte ziehen könnten. Das nemliche findet auch bey der Nation des Delaware, und die am Ohioflufs wohnen, ſtatt. Denn dieſe Länder werden durch Ueberſchwemmungen ſehr fruchtbar gemacht; die Sommermonate ſind ſehr warm; bis Weinachten hin iſt hier die Kälte mäſsig, und überhaupt der Winter gelind. Aber dafür iſt auch die Witterung hier ſehr abwechſelnd, und die Luft ſehr feucht; Regen und Sonnenſchein wechſeln oft mit einander ab. Die in der Nachbarſchaft der groſſen Seen, als des Erie, des Miſchigan und des Huronſees gelegenen Länder empfinden die Feuchtigkeit der Luft noch mehr. Sie ſind auch kälter, ſo wie das ganze Land der Iroqueſen, wo der Schnee oft lange liegen bleibt. Dennoch ſind ſie alle ſehr fruchtbar, und bringen allerley Obſt und Gartenfrüchte, als Schminkbohnen, Kartoffeln, Weiſskraut, Rüben, Paſtinack und dergl. hervor. Man hat auch hier Ueberfluſs an Viehweide und Schaaftrift. Heidelbeeren, Maulbeeren, Erdbeeren, Pfirſchen und ſaftige Kürbisarten ſind hier gemein. Dennoch iſt das Welſchkorn faſt das einzige Korn, ſo gebauet wird, und das, auf mancherley Weiſe zubereitet, ihre Nahrung ausmacht. Denn bald machen ſie daraus einen Brey; bald Brod;

n) Robertſons Geſchichte von Amerika. Leipzig 1777.

Brod; bald wird es in der Aſche gebraten; dann wieder mit Fleiſch zur Suppe. Man macht auch aus Paſtinackwurzel und dem eingedickten Safte von Ahorn Brod, welches ſehr geſund iſt. Zum Getränke dient ihnen gewöhnlich das reine Waſſer; aber ſie trinken auch ihre Fleiſchbrühen, beſonders aus Bärenfleiſch, und dann wiſſen ſie aus getrockneten Heidelbeeren und Zucker gleichfalls ein angenehmes Getränke zuzubereiten. Salz fehlt wenigſtens den Bewohnern des Delaware und den Iroqueſen nicht, aber es wird ſelten gebraucht. Wäre dieſes Volk weniger faul und träge; ſo könnte es nie Mangel leiden. Aber nichts übertrift ihre Sorgloſigkeit und Faulheit, indem ſie beym Ueberfluſs allen Vorrath verzehren, ohne ſich etwas auf die Zukunft zu ſammeln. Viele unterlaſſen ſo gar, Mais und Paſtinack zu pflanzen. Bey einem Miſswachs, und bey verfehlter Beute auf der Jagd, entſteht daher oft unter ihnen Hungersnoth, und ſie müſſen alsdenn zu Graswurzeln und Rinden der Bäume, ſelbſt der Eichen, ihre Zuflucht nehmen *o*).

Hieraus entſtehen nicht ſelten epidemiſche Krankheiten, als Ruhren, welche ganze Völkerſchaften aufreiben. Dergleichen ſahe man im Jahre 1638 bey den Huronen *p*), und im Jahre 1670 wurde von einer andern Krankheit eine andere Völkerſchaft der Attikamequern ganz aufgerieben *q*). Auch die engen, unreinen und dumpfigen Wohnungen vieler Wilden, beſonders der Iro-

o) G. H. Loskiels Geſchichte der Miſſion der evangeliſchen Brüder in N. A. Barby 1789.

p) Allg. Hiſt. der Reiſen etc. 15. B. S. 139.

q) Ebend. S. 251.

Iroqueſen, ſind zur Ausbreitung und zur Tödtlichkeit der anſteckenden Seuchen, beſonders der Blattern, ſehr geſchickt. Dies ſahe man im letztgenannten Jahre in einem ganzen Ort, Süllerie genannt, der an die 1500 Köpfe enthielt, und der an dieſer Seuche ganz ausſtarb [r]). Ganz irrig hat man ſich daher eingebildet, als wenn dieſe Wilden von Krankheiten wenig zu leiden hätten. Robertſon [s]) hat ſchon viele Krankheitsurſachen angeführt, und Loskiel hat ſie beſtätigt. Nach erhaltener Nahrung, wenn Hungersnoth vorhergegangen, — (denn ſonſt müſſen ſie doch ſehr mäſsig geweſen ſeyn, weil ſie die erſten Spanier für Freſſer anſahen), — ſind ſie ſehr gefräſsig, und verſchlucken auch die unverdaulichſten Sachen; woraus denn nicht ſelten Magenweh und Unverdaulichkeit entſtehen. Im Laufen, Heben und Tragen, indem oft Weiber Laſten von 100 Pfund auf dem Rücken tragen, die an einer vor der Stirn hergehenden Binde befeſtigt iſt, überſpannen ſie oft ihre Kräfte, woraus Erhitzungen des Bluts, Entzündungen und Steifigkeit des Nackens und Rückens ihren Urſprung nehmen. Da ſie ſich ferner, bey dem Jagen und Fiſchen, jeder Witterungsveränderung blos ſetzen, indem ſie oft ganze Nächte im Walde und unter freyem Himmel zubringen, ſo werden ſie oft mit Seitenſtechen; Schmerzen in der Bruſt; Gliederreiſsen; Schwindſucht; Ruhren; kalten und hitzigen Fiebern befallen, und unter den Weibsleuten ſind Blutflüſſe nicht ſelten. Keine Krankheit iſt ihnen aber, wie ſchon oben geſagt worden, fürchterlicher, als die Blattern, welche

r) A. a. O.

s) Geſchichte von Amerika.

che im Jahre 1520 zuerst nach Neuspanien kamen, und bey ihrem ersten Besuch die Hälfte der Nation würgten. Noch jetzt ist alles in Verzweiflung, wenn sie von deren Annäherung hören: man verläst alles, und so gar die besten Freunde, die damit befallen sind: und man giebt ihnen kaum hinreichende Nahrung. Eigentlich liegt aber die Bösartigkeit dieser Krankheit in ihrer Unreinlichkeit und verkehrten Behandlung. Denn da ihre Haut mit Bärenfett beschmiert ist; so widersteht dieses dem Ausschlage; ihre dumpfigen Cabanen schaden ihnen auch, und das Baden im kalten Wasser, zur Zeit der Eruption, welches bey den Iroquesen gebräuchlich ist [t]), soll auch von schlimmen Folgen seyn; wenigstens kommen die Chatkas, ob sie gleich in einem heisern Theile von Louisiana wohnen, und sich säuisch genug halten, besser davon: diese aber baden die Patienten nicht [u]). Was die Venusseuche anbetrift, über deren Ursprung seit so langer Zeit, und noch jetzt, gestritten worden ist, so findet man sie, nach Carvers Versicherung [x]), in dem innern, nördlichen und bergigten Theile von Amerika nicht, wenigstens fand er bey den Nodowassen davon keine Spur. Jetzt aber breitet sie sich mehr und mehr aus [y]).

Kommen wir auf ihre Arzeneywissenschaft; so verdient bemerkt zu werden, dafs dies die einzige Kunst sey, die sie ihrer Aufmerksamkeit würdig halten, und nicht allein Weiber, sondern auch alte

t) Richard a. a. O.

u) Richard a. a. O.

x) J. Carvers Reise durch Nordamerika.

y) Loskiel a. a. O.

alte Männer, welche mit der Jagd ihr Brod nicht mehr erwerben können, thun ſich darin gern hervor, und man kann ihnen in einigen Stücken Kenntniſs darin gar nicht abſprechen, aber in der Anwendung ihrer Mittel gehen ſie oft verkehrt zu Werke. Ueberall blickt Aberglauben und Furcht für Geiſtern hervor, denen ſie allerhand Ceremonien und lächerliche Gaukeleyen entgegen ſetzen. Bald ſiehet man ſie blaſen; bald mit Waſſer ſprützen; dann verkleiden ſie ſich in einen Bär, oder kriechen in einen Schwitzkaſten. Dieſe Aerzte, welche nur durch Träume und vermeyntliche Eingebungen eines Geiſtes zu dieſem wichtigen Amte berufen ſeyn wollen, wiſſen ſich ein groſses Anſehen zu geben, und fordern nebſt einem Geſchenk, das ihnen beym Eintritt im Hauſe gereicht werden muſs, ſtrengen Gehorſam. Nachdem ſie vorher den Geiſt, den ſie in einer Doſe bey ſich führen, unabläſsig angerufen, oder ſich mit einer Wurzel, welche gegen den Schlangenbiſs ſchützen ſoll, gerieben haben, machen ſie mit einem Feuerſtein an dem ſchmerzhaften Theile des Körpers einen Einſchnitt, und ſaugen mit dem Munde alles Blut aus: indem ſie nun dieſes in eine Schüſſel ſpeyen, ſo werfen ſie auch gemeiniglich zugleich einen Knochen, oder ein Stück Holz, welches ſie unter der Zunge verborgen gehalten, heimlich mit hinein, und verſichern die Umſtehenden, die Urſache der Krankheit habe in dieſem Körper geſteckt z). In Gliederreiſsen thut dieſe Art von Schröpfen ſehr gut. In hitzigen Krankheiten aber wenden ſie oft heftig würkende Arzeneyen, ohne die Quantität gehörig

zu

z) Geographiſche etc. Berichten over Aſia, Afrika en Amerika. 3. Deel p. 310.

zu bestimmen, an. Da sie oft mit Gliederreifsen und Flüssen beschweret werden, so ziehen sie das Schröpfen dem Aderlassen vor. Dazu bedienen sie sich aber nie eines Messers, sondern es wird entweder mit einem Stückchen Glase, oder mit einem scharfen Feuerstein, eine Oeffnung in der Haut gemacht: — eine Calabasse dient an statt eines Schröpfkopfs, und angezündete Birkenrinde oder die Rinde vom Juglans alba vertritt die Stelle einer Lampe *a*). Aus der gestofsenen und zu einer scharfen Lauge gekochten Birkenrinde machen sie auch ein gutes Blutstillendes Mittel. Wenn sie Blutreinigende Getränke machen, so sind es ganze Kessel voll. Die Frucht des Tulpenbaums; die wilde Lorber; den Fieberbusch, Sambucus canadensis, wenden sie gegen das Fieber an: sie gebrauchen auch Jalappe, Ipecacuanha, Sassaparille und viele unbekannte Pflanzen, die sie höher als Gold aus Peru schätzen, und daher sehr geheim halten. Indefs weifs man doch, dafs sie aus Johanniskraut und Bärenfett einen herrlichen Wundbalsam; aus Coloquinten einen Brustsaft, und aus der Cassia einen Urintreibenden Trank machen. — Bofsü. — Sie ziehen das Fleisch der Rasselschlange den Vipern in der Schwindsucht vor. Eine Suppe aus Welschkorn ist der Kranken gewöhnlichste Nahrung, womit sich aber viele nicht begnügen; gemeiniglich ist aber Wasser das Getränke. Am geschicktesten sind diese Indianer in Behandlung äufserer Schäden und gegen den Schlangenbifs haben sie zuverläfsige Mittel. Dafs sie sich auf äufsere Zufälle gut verstehen, zeigt mancher dadurch an, dafs er, nach einer geschehenen Verrenkung des Fufses,

a) Charlevoix und Loskiel a. a. O.

Fuſses, ſich ſelbſt zu helfen weiſs. Das eine Ende ſeiner Tragbinde bindet er alsdenn um den verrenkten Fuſs, das andere um einen Baum: nun legt er ſich auf den Rücken, und durch allerley geſchickte Bewegungen ſeines verletzten Fuſses, indem er den geſunden gegen den Baum anſtämmt, bringt er ihn wieder in Ordnung. Gegen den Biſs der Klapperſchlangen glauben ſie in der Polygala ſenega ein ſo ſicheres Gegengift zu beſitzen, daſs ſich mancher für eine Portion Brantewein gern beiſsen lieſse [b]). Man kauet davon die Blätter, legt ſie auf den gebiſſenen Theil, und giebt von dem Safte einiges dem Patienten zu trinken: ſie rühmen auch die Ariſtolochia ſerpentaria in dieſem Falle. Man hat angemerkt, daſs der Curirte alle Jahre eine kleine Anwandlung ſeines Zufalls wieder bekomme. Geht die Cur nicht glücklich von ſtatten; ſo bekömmt die Haut bald die Farbe der Schlange, wird faul, fällt ſtückweiſe ab, und es erfolgt der Tod. Durch Schweiſs ſuchen die Indianer ihre meiſten Krankheiten zu bezwingen, und ſie erfahren auch davon oft groſsen Nutzen. Man findet faſt bey jedem Dorfe einen Schwitzofen, der aber oft nur aus einem Loche beſtehet, das man in einen Hügel gegraben hat, und ſo groſs iſt, daſs ſich ein Menſch darin ſetzen kann. Wollen ſie nun ſchwitzen; ſo legen ſie einige heiſs gemachte Steine hinein; gieſsen Waſſer darauf, damit ein ſtarker Qualm entſtehe: nun kriechen ſie hinein, und es wird die Oeffnung faſt ganz verſchloſſen. Nachdem ſie es hier eine Zeitlang ausgehalten; ſo laufen ſie, voller Schweiſs, nach einem

b) Loskiel a. a. O. S. 146.

nem nahen Fluſs, worin ſie ſich baden. Viele kehren oft noch einmal zu ihrem Schwitzkaſten zurück. Man hat auch geräumigere Schwitzofen für mehrere Perſonen: oft macht man ſie aus kleinen Gerüſten, die mit Fellen bedeckt ſind, und zu denen man eine kleine Oeffnung gelaſſen hat. Dies Mittel wird von den Indianern nicht allein in Fiebern, die meiſtens von inflammatoriſcher oder rheumatiſcher Art ſind, ſondern auch gegen Entkräftung, die vom ſtarken Arbeiten des Körpers entſteht, gebraucht. Steife Gelenke heilen ſie durch einen Aufguſs von gewiſſen Pflanzen, woran aber wohl das warme Waſſer und der fortgeſetzte Gebrauch des Mittels den gröſsten Antheil haben mag. Auch Lähmungen und die Waſſerſucht ſollen ſie durch Bähungen und Decokte, nach Carvers Bericht, heilen; aber Benjamin Ruſh [c]), Profeſſor zu Philadelphia, ſetzt in dieſe Nachrichten, ſo wie in die Giftvertreibende Kräfte ihrer Mittel, kein groſses Vertrauen, und er zeigt unwiderſprechlich, daſs, weil die Lebensart und Erziehung der Indianer weit einfacher und kunſtloſer iſt, als der geſitteten Völker ihre, ihre Krankheiten auch deshalb gemeiniglich einfacher und leichter zu überwinden ſeyn müſsten. Das bisher Geſagte kann eigentlich nur von denjenigen Nationen gelten, welche noch nicht durch europäiſche Sitten angeſteckt worden ſind. Der Umgang mit den Europäern verleitet viele zum übermäſsigen Genuſs der hitzigen Getränke, die ſie unwiderſtehlich lieben, und man hat ſchon geſehen, daſs ganze Nationen dadurch

c) Abhandl. von der Arzeneykunde unter den Indianern in Nordamerika, im 4ten Bande der Sammlungen für pr. Aerzte.

durch aufgerieben worden ſind. Ein Indianer in Peru ſoff 13 Flaſchen Rum aus, ohne daſs es etwas anders als eine ſinnloſe Berauſchung nach ſich gezogen hätte [d]). Einmal wurde Adair von einem Wilden gequält, ihm ein Quartier des ſtärkſten Terpentingeiſtes zu geben: er erhielt das verlangte, und goſs es in kurzer Zeit herunter, worauf er zu ſchäumen anfieng, und ſinnlos zu Boden fiel; er wurde aber doch in wenig Tagen durch heiſse Bäder und kühlende Getränke wieder hergeſtellt. Zwar hatten die Indianer ſchon längſt ihr eigenes berauſchendes Getränke, welches ſie Chika nennen, und welches aus Mays, der von alten Weibern gekauet worden, durch die Gährung zubereitet wird; allein es ſcheint nicht, daſs ſie davon, wahrſcheinlich weil ſie dies Korn nicht übrig haben, anders als bey ſolennen Gelegenheiten Gebrauch gemacht haben. Der Verkehr mit den geſitteten Nationen macht ihnen die Sache nun leichter. Ehe die Iroqueſen und benachbarten Völker die Europäer kannten, wuſsten ſie auch nichts von warmen Getränken: ſie hatten unter andern Kennzeichen einer ſehr feſten und guten Geſundheit auch ſehr weiſse und ſchöne Zähne, wodurch ſich alle Wilden auszeichnen. Nun fiengen einige Weiber der Iroqueſen auch an, Thee zu trinken, und ſeit dem hat man bey ihnen dieſe Zierde des Mundes zu vermiſſen angefangen; ſie werden ſchwarz, und fallen früh aus [e]). Auch die Venusſeuche, wie ſchon geſagt, greift immer mehr um ſich. Kalm verſichert zwar, daſs ſie

d) Göttingiſches hiſtoriſches Magazin von Meiners und Spittler. 1. B. 2. St.

e) Kalms Reiſe nach Nordamerika.

sich durch den Gebrauch der Lobelia, durch den abtreibenden Hahnenfuss (Ranunculus abortivus) und den Ceanothus (Ceanothus americana) davon befreyen sollen: aber an der Kraft dieser Mittel zweifelt Rush, und er versichert, dass das Decokt von Fichten oft so gar in dieser Krankheit von schlimmen Folgen sey. Alle diese Umstände machen nach und nach ihre Krankheiten verwickelter: die Anzahl der kalten Fieber wird zwar geringer, aber es treten an deren Stelle schleichende Uebel ein: das Sterben nimmt daher unter den Indianern in dem Maasse zu, als sie mit den Weissen mehrern Umgang haben, und sich an ihre Lebensart, Kleidung und Sitten gewöhnen. Auch die Lehre von den Kennzeichen der Krankheiten wird trüglicher. Sonst war es bey dem einfachen Gang der Uebel dem indianischen Arzte nicht schwer, den Ausgang vorauszusagen, und es würde ihm den Tod bewürkt haben, wenn der Patient gegen seine Vorausfagung gestorben wäre.— Noch sind diese Völker vom Scorbut frey: — deswegen wahrscheinlich, weil sie ihr Fleisch, das im Sommer durch die Sonne, und im Winter durch den Frost getrocknet wird, mit Wurzeln und Früchten vermischt geniessen, und keine gesalzene Speisen essen. Daher leiden sie selten an Verderbniss der Säfte. Gicht und Podagra sind unter den eigentlichen Wilden noch unbekannte Krankheiten, und von Würmern hört man unter ihnen nur selten etwas, weil diese bey starken Körpern nicht leicht gefunden werden oder üble Folgen haben. Auch das Zahnen macht ihnen keine Unbequemlichkeit.

Was das weibliche Geschlecht unter den Indianern anbetrift; so wird ihr Körper durch eine arbeit-

beitſame Lebensart ſehr abgehärtet. Die Reinigung zeigt ſich bey ihnen ſelten vor dem 18ten oder 20ſten Jahre, und hört gemeiniglich im 40ſten auf zu flieſsen. Der Abgang iſt nicht ſtark, aber regelmäſsig. Sie verheyrathen ſich vor dem 20ſten Jahre nicht. Von dieſer Zeit aber an, bis daſs die Reinigung aufhört, iſt ſelten eine Frau, die nicht ſchwanger wäre oder ſtillte. Da aber dieſe Ausleerung früh aufhört, und die Kinder gemeiniglich bis ins 3te Jahr geſäugt werden; ſo iſt doch die Anzahl der Kinder gering. Während der Schwangerſchaft iſt die Frau der ſchweren Arbeiten überhoben, und hört man daher von Miſsgebähren ſelten. Die Geburtsarbeit iſt kurz und wenig ſchmerzhaft, und die Frau kömmt ohne Beyſtand ganz allein in ihrer Hütte nieder, auch überfallt einige wohl die Arbeit im Buſche. — Nach der Niederkunft wäſcht ſich die Mutter im kalten Waſſer; das Kind legt man auf ein mit Moos belegtes Bret, an deſſen Rändern Stöcke befeſtigt werden, um darüber ein Fell zu decken; es wird ſo geſchnürt, daſs es mit dem Kopfe niedriger als mit den Füſsen liegt, und dieſe Wiege wird an den Aſt eines Baums gehängt, damit ſie der Wind hin und her ſchauckeln könne. So bald das Kind die Bruſt nicht mehr nöthig hat, wird es mit einem Brey aus Mays gefüttert: — man badet die Kinder fleiſsig in kaltem Waſſer; reibt ihre Glieder mit Bärenfett und einer feinen Erde, wodurch ſie theils gelenkig erhalten, zum Theil aber auch gegen die Stiche der Inſekten geſchützt werden, welches um deſto nöthiger bey dieſen Kindern iſt, weil ſie bis zum ſechſten Jahre nackend gehen. Die monatliche Reinigung wird bey den meiſten Wilden für groſse Verunreinigung gehalten, und es müſſen ſich die

Weiber alsdenn gemeiniglich absondern. Die delawarischen Mädchen müssen dies 12 Tage lang thun, sich dabey den Kopf verhüllen, und oben drein ein Vomitiv nehmen *f*). Buckelichte sieht man fast nie unter ihnen, sie sind meist alle sehr gelenkig; haben einen guten Athem, und sehr scharfe Sinne. Ihre Gifte machen sie aber gefährlich. Loskiel sagt: sie hätten schnell tödtende Gifte; aber auch andere, welche ihre zwar langsame, doch sicher schädliche Würkung erst nach drey bis vier Monaten, ja noch später, hervorbrächten, ohne dass man den schlimmen Folgen vorbeugen könnte. Die Nantikoks sollen von allen das schlimmste besitzen: sie sollen es durch die Luft über ein ganzes Dorf, welches sie ausrotten wollen, verbreiten können, worauf die Menschen, wie an einer Pest, sterben sollen. Die Nantikoks haben sich auf diese Weise meist schon selbst ausgerottet. Man versicherte auch dem Verfasser, dass die Zauberer die teufelische Kunst besässen, gewisse Krankheiten in einer grosen Entfernung hervorbringen zu können. Nun noch ein Beispiel von dem grausamen Verfahren dieser wilden Völker gegen ihre überwundenen Feinde. Sie werfen selbige zu Boden, treten ihnen auf den Hals, in der Geschwindigkeit machen sie durch die Haut des Kopfs einen Zirkelschnitt, und reisen die ganze Bedeckung des Kopfs darnach auf einmal herunter: — man nennt dieses Verfahren Scalpiren; und man hat Beyspiele, dass so behandelte Personen dennoch mit dem Leben davon gekommen sind.

Nachdem wir jetzt von den wilden Nationen in Amerika, die sich durch ihre Bartlosigkeit, welche

f) Loskiel a. a. O.

che aber nicht Mangel der Natur, ſondern Würkung der Mode iſt, weil man allen jungen Mannsperſonen die jungen Pflaumhaare nach und nach auf eine oft ſchmerzhafte Weiſe ausrupft, von den Europäern unterſcheiden, im Allgemeinen hinreichend gehandelt haben; ſo wollen wir noch einige zerſtreuete Nachrichten, ohne Ordnung, beyfügen.

Von den Suſquehannahs Wilden hat der Herr von Pauw in ſeinem bekannten Werke *g*) behauptet, daſs ſie ein grünes nahrhaftes Pulver auf ihren Reiſen mit ſich führten, wovon ein Löffel voll zureiche, das Leben eines Menſchen einen ganzen Tag zu erhalten. Gegen dieſe Behauptung, als gegen eine unmögliche Sache; werden in dem unten angeführten Buche *h*) Zweifel angeführet, die ich nicht weiter unterſuchen will. Ich will nur anmerken, was Boſſü ſagt: die Wilden, er redet von den Akankas, nehmen, wenn ſie zu Felde gehen keinen Vorrath von Lebensmitteln mit, ſondern ſie führen nur eine kleine Quantität gemahlenen Mays bey ſich, wovon ſie einen Eſslöffel voll verſchlucken, und damit oft den ganzen Tag den Hunger ſtillen. Denn ſie können drey bis vier Tage Hunger erdulden, und dabey allerhand Fatiguen ausſtehen. Des Hungers wegen ſchnüren ſie einen Riemen um den Leib, welchen ſie alle Tage enger anziehen *i*). — Eben dieſer Verfaſſer theilt

g) Recherches philoſophiques ſur les Americains.

h) Encyclopädiſches Journal von 1774. 4. St.

i) Robertſon ſagt: ein Spanier iſst mehr, als zehn Amerikaner, — wohl zu verſtehen, wenn ſie auf Reiſen oder weit von Hauſe entfernt ſind. Unten wer-

von den Natches, die am Missisippi wohnen, eine fast unglaubliche Geschichte mit, die ich nur wegen der betäubenden Eigenschaft des Tobacks hier anführe. Stirbt ein Mann von dieser Nation, so lassen sich nicht allein seine hinterlassenen Weiber, sondern auch einige seiner Freunde, mit einer auffallenden Gleichgültigkeit erdrosseln, nachdem sie durch einige kurz vorher verschluckte Kugeln von Toback fast sinnlos geworden sind.

Vor Schweinefleisch und Blutspeisen haben die meisten einen Abscheu. — Adair. — Eine mit dem Monatfluss behaftete Frau zu berühren, wird für die gröste Schande gerechnet. — Zur Mahlzeit hat kein Wilder eine bestimmte Zeit des Tages; sondern er isst, wenn ihm hungert. — Die Wilden haben in Krankheiten den Grundsatz: in extremis extrema sunt tentanda, auch angenommen. Man

werden auch ähnliche Beyspiele von den Arabern und Mauren in Afrika vorkommen. Der verdienstvolle Doctor Birnstiel hat in seiner Schrift: Die Sterblichkeit in dem Krankenhause zu Bruchsal, folgendes Pulver bekannt gemacht, welches bey Misswachs; auf Schiffen; in Belagerungen, oder geheimen militärischen Expeditionen, weil weder Holz, Feuer oder Küchengeräthe dabey nothwendig ist, mit grosem Nutzen, als ein bewährtes Nahrungsmittel, das dazu in kleiner Quantität zureicht, um den Hunger eines Menschen zu stillen, angewendet werden kann. Folgende Quantität ist für einen Menschen auf einen ganzen Tag hinreichend.

Nimm Reismehl 8 Loth; arabisch Gummi 6 Quentchen; isländisches Moos 2 Quentchen; weisen Zucker 2 Loth: mache alles zu einem gröblichen Pulver, und lasse es den Mann auf drey Mahlzeiten aufzehren.

Man ſahe hievon in Neuengland bey einer Soldatenfrau, die ſchon ſeit einigen Tagen in Kindesnöthen war und nicht entbunden werden konnte, ein auffallendes Beyſpiel. Eine wilde Amerikanerinn, welche hievon gehört, erbot ſich, die Frau zu retten. Sie erhielt Erlaubniſs: — dieſe verſtopfte der Kreiſenden mit einem Schnupftuch Mund und Naſe, worauf ſie bald auf der Stelle erſtickt wäre. Indeſs brachten die hierauf erfolgten Anſtrengungen das Kind bald zur Welt. — Carver. — Wenn die Indianer mit einem ſtarken Fluſs von Worten reden wollen; ſo bereiten ſie ſich durch ein Schwitzbad darauf zu. — Der Kranke mag leben bleiben, oder ſterben, ſo hat der Arzt nichts zu befürchten, — (welches aber andere leugnen; —) denn in dem letztern Fall empfiehlt er etwas Unmögliches als ganz unumgänglich nöthig. — Rogers [k]). — Zur Cur kranker Leute ſtellt man auch wohl Tänze an, die aber ſehr unzüchtig ſind. — Robertſon. — Die Nodowaſſen eſſen weder Brod noch Salz, ſondern Fleiſch allein und Reiſs allein, ſie trinken auch keine Milch, ob ſie gleich Elendthiere und Büffel haben; nach jeder Mahlzeit wird getanzt [l]). — Die Indianer laſſen niemand, nach der Verſicherung von James Adair, einen Verwundeten beſuchen, er habe denn vorher verſichert, daſs er 24 Stunden lang nichts mit ſeinem Weibe zu thun gehabt habe. — Franke. — Einige Waldbewohner von Amerika

k) Beſchreibung von Nordamerika.

l) Koſche Charakter, Sitten und Religion aller bekannten Völker. 1. B. Leipzig 1789. S. 273.

werden, nach Dablons Bericht [m]), zuweilen mondſüchtig, melancholiſch, und verfallen in eine Wuth, die nur gegen Abend ausbricht, 8 bis 14 Tage anhält, und darin ſich auszeichnet, daſs ſie, gleich einem hungerigen Wolfe, alle Leute anfallen, die ihnen begegnen. Man ſchlägt ſie todt.

Von dem Nordamerikaniſchen Freyſtaat.

Nach dieſer Ueberſicht der nordamerikaniſchen Wilden wenden wir uns zu dem noch übrigen Theil dieſes Landes, welches ſich von dem hohen und waldigten Apalachiſchen Gebürge an, das gleichſam die Grenzſcheidung zwiſchen den civiliſirten Völkern und den Wilden ausmacht, bis zum Atlantiſchen Meer erſtrecket, und deſſen gröſster Theil die ehemaligen engliſchen Beſitzungen ausmacht. Man wird wiſſen, daſs dies Land nicht ganz mit Weiſsen bewohnt werde, ſondern daſs ſich auch noch bis zu dieſer Stunde in manchen Provinzen Wilde aufhalten, die ſich aber von den vorigen in nichts unterſcheiden, als daſs, wo nicht ihre Sitten, dennoch ihre Geſundheit verderbter als der übrigen ſey. Und nicht beſſer ſiehet es mit den in Amerika gebohrnen Europäern aus, welche weder die Stärke haben, noch das hohe Alter erreichen, welches ihre Väter genoſſen [n]); auch hören ihre Weiber eher, als in Europa, auf, Kinder zu zeugen.

Die

m) A. H. d. R. 14. B. S. 215. Moritzens Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde. 3. B. 3. St.

n) Kalm a. a. O.

Die hier abzuhandelnden Länder ſind Nordcarolina, Virginien, Maryland, Penſylvanien, Neujerſey, Neuyork, Longisland, Connecticut, und Neuengland.

Seitdem die Europäer von dieſen Ländern Beſitz genommen haben, iſt ihr Boden, ihre Luft, ihr Clima in manchen Stücken verändert worden. Die Europäer behaupten: das Land ſey durch die Wegräumung vieler Walder; durch Austrocknung vieler Sümpfe; durch Anpflanzung dienlicher Gewächſe; durch Beackerung des Bodens und durch mehrere Bevölkerung beſſer, wärmer und geſunder geworden: aber die Wilden, denen man doch wohl zutrauen müſste, daſs ſie ihr eigen Land beſſer als andere kennten, behaupten gerade das Gegentheil. Sie ſagen: ſeit der Ankunft der Europäer ſey, weil ſie ſo viel fluchten, das Land ſchlechter geworden; es falle jetzt mehr Schnee; die Winter ſeyen kälter, und die Donnerwetter häufiger, und mit mehrern Regengüſſen begleitet *o*). — Dies ſcheint aber mehr die Sprache des Unwillens als der Vernunft zu ſeyn. — Hören wir dieſe und die Erfahrung; ſo muſs man ihnen widerſprechen. Jefferſon *p*) ſagt: So wohl Hitze als Kälte iſt, ſeit Menſchengedenken, ſehr gemäſsigt worden. Der Schnee iſt nicht ſo häufig und nicht ſo tief. Ehemals gefroren im Winter faſt alle Flüſſe, jetzt ſelten. — Eben ſo ſollte man ſich auch von der Ausrottung der Waldungen groſsen Nutzen, in An-

o) Gottl. Mittelberges Reiſe nach Penſylvanien. Frankf. 1756.

p) Jefferſons Beſchr. von Virginien, im 9ten Theil der Sprengelſchen Beyträge.

Anſehung der Geſundheit, verſprechen; und ſie iſts auch würklich geweſen, wie der Herr von Pauw ſagt, der ſonſt dies Clima mit den fürchterlichſten Farben ſchildert, und die Luft für ganz vergiftet hält, indem, wenigſtens zu den Zeiten des Columbus, ein Tag hinreichend war, einen Menſchen hieſelbſt blind zu machen, oder ihn mit der Venusſeuche zu beflecken. Auch Robertſon, der die Urſachen ſorgfältig aufſucht, warum Amerika kälter, als andere unter gleicher Breite gelegene Länder, ſey, und davon den Grund in deſſen gröſsern Ausgeſtrecktheit nach Norden; in den in Peru mit Schnee und Eis bedeckten hohen Bergen, und in dem faſt beſtändig, wenigſtens unter dem Wendekreiſe, wehenden und über das groſse atlantiſche Meer herſtreichenden Oſtwinde ſetzt, führet auch die vielen Wälder und Moräſte als eine Haupturſache des ehemaligen ganz ungeſunden Clima's dieſer groſsen Weltgegend an, und er ſetzt keinen Zweifel darin, daſs nicht die dumpfigen, von Winden nicht gereinigten Luftregionen, ehemals an der groſsen Sterblichkeit der Spanier ſchuld geweſen ſeyen; denn er ſagt: Anfangs muſsten die meiſten Spanier die Ungeſundheit des Landes mit ihrem Leben bezahlen. Die erſtaunliche Niederlage, welche die Armeen des Pizarro, des Gonſalvo, des Cortez, des Ferdinando Sotto, bey ihren erſten Eroberungen von Amerika zu leiden hatten, ſind hievon Beweiſe genug. Von allen Truppen des Gonſalvo blieben nur zehn am Leben. Jetzt dürfen ſich aber europäiſche Kriegsheere, ohne ein ſolches Unglück zu erleben, dreiſt in dieſe Länder hinein wagen, wenn ſie ſich nur nicht in der Nähe der Sümpfe zu lange aufhalten. — Es muſs alſo

das

das Land an geſunder Beſchaffenheit gewonnen haben, wenigſtens iſt es den Europäern nicht mehr ſo tödtlich, auch ziehet niemand mit der eingeathmeten Luft die Venusſeuche, wenn dies je geſchehen iſt, mehr in ſich, noch weniger wird man nach einem kurzen Aufenthalte hier blind. Ueberhaupt ſcheint in den Behauptungen des Herrn von Pauw viel Uebertriebenes zu liegen, weil er die wilden Indianer für ganz ſchwache Menſchen anſiehet, welches ſie doch, wie aus dem obigen erhellet, keinesweges ſind. Er lobt nichts an ihnen, als die Enthaltſamkeit der Männer vom Beyſchlaf während der Schwangerſchaft ihrer Weiber, und leitet davon allein den Umſtand her, daſs man keine Buckelichte oder Krüppel unter ihnen finde; da doch das nicht gebrechlich ſeyn nicht ſo ſehr hievon, ſondern von ihrer guten Natur und guten phyſikaliſchen Kinderzucht ein Beweis iſt. Ob nun gleich viele ſonſt undurchdringliche Wälder weggeräumt, und ſtehende Sümpfe ausgetrocknet ſind, ſo daſs man eine Abnahme der Flüſſe *q*) daher wahrnimmt, und jetzt viele Mühlen unbrauchbar geworden, auch die Winde, mit der Abnahme der Wälder, immer mehr und mehr nach Weſten gedrungen ſind; ſo fehlt es doch noch viel, daſs alle ſchädliche Wälder und ſtehende Waſſer wären entfernt worden; beſonders gilt dies von einigen Provinzen, die gleich genannt werden ſollen, die auch daher andern, der geſunden Beſchaffenheit wegen, nachſtehen müſſen. Aber auch das Wegräumen der vielen aromatiſchen Gebüſche und Pflanzen iſt, wie Kalm berichtet, nicht ohne alle ſchädliche Folgen geweſen, und die Fie-

q) Kalm a. a. O.

Fieber ſind, der Anzahl nach, ſeit dem häufiger geworden. Jedoch muſs man auch eingedenk ſeyn, daſs man dieſen Umſtand eher von der vermehrten Anzahl Menſchen und von ihrer ſchwelgeriſchen Lebensart, als von der angeführten Urſache herleiten könnte. Denn da viele Europäer, die entweder aus Trägheit oder aus Gewinnſucht ihr Vaterland verlieſsen, hier in kurzer Zeit ihr Glück machten; ſo geriethen ſie in eine ſchwelgeriſche Lebensart; hitzige Getränke wurden im Uebermaaſs, und auch die warmen in zu groſser Menge genommen: die ſaftigen Waſſermelonen, die ſie dort fanden, verleiteten ſie, im Sommer, ſelbſt ſolche nüchtern zu gebrauchen, ſie achteten nicht die Warnung der Illineſen, welche die ſchlimmen Folgen davon kannten. — Füge man dieſem das oft ſehr veränderliche Wetter; die ſtinkenden Moräſte und eine feuchte Luft hinzu, ſo findet man Urſachen der Fieber genug.

Nach dieſer kurzen Ueberſicht wenden wir uns zu den einzelnen Provinzen, und merken nur erſt vorher an, daſs das ganze Land, auſser den Seen, ſehr reich an Flüſſen ſey, wie man dies an Virginien ſiehet, worin an die 30 ſchiffbare Flüſſe, von denen einige, als der Miſſiſippi, Miſouri und Ohio ſehr groſs ſind, die, nach Art des Nils, zu einer gewiſſen beſtimmten Jahreszeit, aus ihren Ufern treten, und die umliegende Gegend überſchwemmen, gefunden werden [r]). Von vielen Flüſſen kann man ſicher auf viele Berge, denen ſie ihren Urſprung zu verdanken haben, ſchlieſsen, und dies

r) Beyträge zur Völker- und Länderkunde. Herausgegeben von Sprengel. 8. Theil. 1788.

dies wird auch hier durch die lange Bergkette beſtatiget, die ſich gröſstentheils von Weſten nach Norden erſtreckt, und in einer Entfernung von 150 engl. Meilen vom atlantiſchen Meere, mit demſelben in paralleler Linie durchläuft. Die zweyte Bemerkung iſt dieſe: es regnet im Durchſchnitt in dieſem Lande das Jahr hindurch mehr als in Europa: es fällt nemlich 47 Zoll Regen; auch thaut es hier oft ſo ſtark, als wenn Regen gefallen wäre: demohngeachtet hat man hier mehr Sonnenſchein und heiteres Wetter, als in Europa, und man wird ſicher doppelt ſo viel trübe, bewölkte Tage in den mittlern Gegenden von Europa zählen, als in den vereinigten amerikaniſchen Staaten. — Jefferſon *s*). —

Endlich zählt man etwa in allen vereinigten 13 Provinzen nur drey Millionen Menſchen. Um noch beſſer die Beſchaffenheit dieſer Provinzen einzuſehen, wird es nicht undienlich ſeyn, eine allgemeine Eintheilung dieſer Länder, und eine Anzeige, mit welchen bekannten Gegenden in Europa ſie verglichen werden können, vorauszuſchicken, worin ich dem Herrn von Wangenheim *t*) folgen werde. Man kann alle die von Europäern in Beſitz genommenen und in dieſer Breite gelegenen amerikaniſchen Länder ſchicklich in drey Abtheilungen bringen; in die nördlichen, ſüdlichen und mittlern Länder. Zu den nördlichen gehört, auſser Canada, Neuſchottland und Neuengland, wovon wir erſt unten reden können, der nördliche Theil von Neuyork, der ganz in der gegen-

s) Im angeführten Buche — 9. Theil. 1788.
t) Beyträge zur teutſchen holzgerechten Forſtwiſſenſchaft. Göttingen 1787.

gegenwärtigen Breite begriffen iſt. Man kann dieſe Länder mit dem nördlichen Theile von England und Teutſchland vergleichen, obgleich die letztern faſt um 10° nördlicher liegen In dieſen amerikaniſchen Provinzen iſt der April der Anfang des Frühjahrs, und die mehrſten Baumblüthen erſcheinen erſt im May; überhaupt hat dieſe ganze Gegend faſt das Anſehen, wie ehemals Teutſchland zu den Zeiten der Römer hatte: daher ſind hier die Winter kalt, die Winde ſchneidend, und die Herbſte nur kurz.

Der mittlere gemäſsigte Theil begreift den ſüdlichen Theil von Neuyork, Neujerſey, Penſylvanien und die niedern Grafſchaften Delaware, ſo zwiſchen dem 39. und 41° nördlicher Breite liegen. Dieſe Gegend kann mit dem ſüdlichen Theile von Teutſchland, und z. B. die Stadt Neuyork mit Erfurt verglichen werden. — Mit dem September tritt hier der Herbſt ein; im October und November hat man ſchon häufige und vielmals harte Nachtfröſte; die Winter werden durch den Nordweſtwind ſo kalt, als es nur auf dem teutſchen Gebürgen, dem Harz, dem Thüringer- und Schwarzwalde ſeyn mag. Gewöhnlich liegt ein Schnee nur fünf bis ſechs Wochen, deſto häufiger folgen ſie aber auf einander.

Den heiſsen Erdſtrich machen endlich Maryland, Virginien, Carolina, Georgien und Florida aus, ſo vom 39° nördlicher Breite nach Süden hin ſich erſtrecken.

Die Küſten des nördlichen Amerika haben mehrentheils eine flache Lage, und beſtehen aus einem ſchlechten ſandigten Boden; tiefer Landeinwärts erhebt ſich die Landſchaft und wird bergigt.

Der

Der beſte Boden findet ſich allezeit an den Ufern der Flüſſe in einiger Entfernung von den Küſten, und in den zwiſchen Bergen und Hügeln liegenden Thälern; es iſt aber ſelten Gartenerde zu finden, und wo man die findet, da iſt alles noch wüſte und öde. Bis jetzt haben die Europäer einen ſchlechtern Boden bebaut, wo es noch an Gartenerde fehlt.

Nordcarolina, Maryland und Virginien haben ſo ziemlich einerley Clima. Es giebt hier noch viele Waldungen; die Menſchenzahl iſt noch geringe im Verhältniſs der Gröſse; es wehen hier am häufigſten die Nord-Oſt- und Nord-Weſt-Winde; der erſte iſt feucht, kalt und drückend; da hergegen der letztere kalt, elaſtiſch und aufheiternd iſt; dieſe bringen im Winter vielen Schnee. Der mittlere Thermometerſtand des Fahrenh. Therm. iſt 38 — 40 Gr. und im Sommer ſteigt es bis zu 77 Grad. — Die Abwechſelungen von Hitze und Kälte und umgekehrt ſind oft ſchnell und groſs. Man hat das Queckſilber im Fahrenh. Thermom. in 13 Stunden von 92° bis zu 47° fallen ſehen.

Noch iſt merkwürdig, daſs man oft in Sommerabenden auf ſo warme Luftmaſſen, die in Zeit von zwey bis drey Sekunden vorüber gehen, ſtoſse, die dem Blute an Wärme nichts nachgeben. — Die Abwechſelungen des Barometers ſind zu Williamsburg nie über zwey Zoll gefunden worden. Gewitter hat man hier oft, und die Hitze wird dadurch gemäſsiget: — hin und wieder hat man Geſundbrunnen, warme und heiſse Bäder, worunter das Jadſonsbad, welches in Rheumatiſmen gut gefunden wird, eins der vornehmſten iſt. Jeffe r ſo n. — Sonſt ſind an der Seeküſte gute Quel-

len ſelten, weil ſie gemeiniglich Salzwaſſer halten; weiter im Lande aber giebts gutes Waſſer.

Im Ganzen kann man alſo dieſe Provinzen nur für mäſsig geſund halten. Die Krankheiten entſtehen entweder aus dem Miſsbrauch der Naturgaben: oder aus den oft ſchleunigen Abwechſelungen der Witterung, oder aus der gar zu groſſen Hitze, weil man ſelbſt in Virginien das Thermometer des Fahr. bis auf 130° hat ſteigen ſehen [w]), oder endlich aus der feuchten, beſchwerlichen Luft. — Aus der vereinigten Würkung dieſer Urſachen ſiehet man in dieſem Lande, beſonders in Virginien, diejenige Krankheit oft entſtehen, welche von den Aerzten Aſthenia genannt wird. Es überfällt die Patienten eine beſondere Schwere, Mattigkeit und Müdigkeit der Glieder, die ſie ans Bette feſſelt, ohne daſs man am Puls, oder an andern Lebensverrichtungen einige Abweichungen verſpürt [x]). — Herr Schöler [y]) hat über dieſes Uebel die beſten Bemerkungen geliefert. Er will die Aſthenia nicht einmal für eine ordentliche Krankheit halten, ſondern er nennt es eine Mattigkeit, die von der groſsen Sonnenhitze herrührt. Daher befällt dieſe nur am meiſten die neu angekommenen Europäer, wenn ſie ſehr vollblütig ſind, nur bey Tage. So bald die Sonne untergegangen iſt, verſchwindet auch das Uebel. Die Mattigkeit iſt aber gemeiniglich ſo groſs, daſs die Menſchen weder Hand noch Fuſs rühren

w) Rowley im 3ten Bande der mediciniſch pr. Bibl. des Herrn R. Murray. S. 302.

x) Cartheuſer de morbis endemiis, p. 73.

y) Lud. Schöler Diſſ. ſiſtens Obſervationes ſuper morbis Surinamenſium. Goett. 1781.

rühren können, wobey ſie eine groſse Geneigtheit zum Schlafe haben. Allein dieſer bekömmt ihnen nie gut, vielmehr werden ſie davon nur noch träger; das Geſicht ſchwillt an, und wird roth: am beſten iſt's, den Schlaf meiden; ſich Bewegung machen, und durch eine Aderlaſs die Menge des Bluts zu verringern.

Sonſt ſiehet man hier kalte Fieber nicht ſelten; desgleichen Durchfälle und Ruhren [z]). — Das Land Kentucke gehört auch zu Virginien. Es hat dieſes Land, wie Filſon [a]) berichtet, viele Flüſſe; einige Berge und Hügel; viel flaches Land, und wenig Moräſte; der Winter iſt gemäſsiget, ſo wie die Hitze im Sommer. Daher iſt es über alle Maaſsen fruchtbar, und einem irdiſchen Paradieſe gleich; daher ſich hieſelbſt in wenig Jahren an die 30000 Menſchen verſammlet haben. Es iſt hier ſehr geſund: man hat Ueberfluſs an allem, beſonders an Büffelochſen und Mais. Man findet hier Quellen von Bergpech, welches wie Oel auf der Lampe brennt, auch warme Bäder, die in der Krätze von groſsem Nutzen ſind; hier iſt es auch, wo man ebenfalls Gerippe von dem vermeyntlichen Mammothsthiere, welches den Elephanten fünf- bis ſechsmal an Gröſse übertreffen ſoll, findet [b]); wenigſtens hat der berühmte Anatomiker Hunter, die Knochen für keine Elephantenknochen halten können. Jefferſon. —

Sehr ungern, wie leicht zu erachten, haben die ehemaligen wilden Bewohner dies Land verlaſſen,

z) Lind a. a. O.

a) Reiſe nach Kentucke. Leipzig 1790.

b) Sprengels Beyträge u. ſ. w. 5. Theil. S. 185.

laſſen, und es iſt nicht ohne Blutverluſt der Europäer Eigenthum geworden, welche jetzt aus einem Scheffel Mais, womit man 20 Morgen der fetteſten Erde bepflanzt, eintauſend zweyhundert und funfzig Scheffel wieder gewinnen. Der Wilden Oberſte Logan, der als Freund der Europäer, als Held und als Redner bekannt iſt, ſtand bey der Eroberung den Weiſsen bey [c]), wurde aber nachher, als die Europäer ſein Weib, ſeine Kinder und alle Verwandte treuloſer Weiſe umgebracht hatten, ihr erklärter Feind [d]). —

Penſylvanien hat noch viele Wälder, viele ſtehende Waſſer und Sümpfe; der Boden iſt ebenfalls ſehr fruchtbar, und das Wachsthum der Pflanzen geſchiehet hier mit einer auſserordentlichen Schnelligkeit; alles ſchieſst ſtark in die Höhe, und die Früchte bekommen eine auſserordentliche Gröſse. — Es iſt hier, als wenn alles in einem Treibhauſe ſtünde: — da giebts Waſſermelonen von 42 Pfund [e]); die Erndte fällt ſchon im Julius [f]). — Selbſt der Menſch kömmt hier eher, als anderwärts zur Reife; ſeine Verſtandeskräfte entwickeln ſich früher [g]), und erreichen oft auf ihrem Fluge eine Höhe, die die Bewunderung aller Nationen auf ſich zieht. Hier iſt es, wo ein Fränklin, ein Waſhington, ein Rittenhauſen, ein Logan mit ihren kühnen Entdeckun-

c) A. a. O.

d) Jefferſon a. a. O.

e) Kalm a. a. O.

f) Mittelberg a. a. O.

g) Flögels Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. Breslau 1773.

ckungen und hohen Muthe hervortraten, und Staunen erregten. — Brächte dies Land auch keine Genies weiter hervor, als dieſe, ſo ſind doch ſchon durch ihre Beyſpiele die Behauptungen der Philoſophen, als des Grafen von Büffon, des Raynal und anderer, welche in Amerika nichts, als Schwäche und Ohnmacht der Natur ſahen, völlig widerlegt. — Das Barometer ſtehet gemeiniglich zwiſchen 28 und 30°. Das Wetter iſt aber ſehr veränderlich; oft ändert es ſich vier- bis ſechsmal in einem Tage. —

Die Sommermonate dauren vom April bis October hinein, und während dieſer Zeit iſt zuweilen die Hitze kaum zu ertragen; des Nachts fällt oft ſcharfer Thau. Der September und October machen die angenehmſte Zeit aus: — die Winter ſind wohl ſo kalt, als in Schweden; oft friert der Delawarefluſs ganz zu. Die Menſchenzahl hat in einigen Jahren hier einen groſsen Zuwachs bekommen *h*). — Dennoch iſt der Geſundheitszuſtand nicht der beſte; die Einwohner haben ein bleiches, ungeſundes Anſehen, welches man der ungeſunden Luft und dem Waſſer zuſchreibt. — Fieber ſind hier ſehr gemein: mancher wird faſt alle Jahre damit befallen: auch die Krätze und andere Ausſchlagskrankheiten ſind gemein, wie auch die Tollheit unter den Menſchen. Ob nun letzteres von der geringen Nahrung herrühre, welche die zwar ſaftreichen, aber nicht ſubſtanziöſen Pflanzen liefern, wie irgendwo *i*) behauptet wird, laſſe ich unentſchieden. Wahrſcheinlich iſt es,

 daſs

h) Kalm a. a. O.

i) Schlötzerſcher Briefwechſel, 15. Heft.

daſs es eine Folge der heftigen Würkung der Sonne ſey. Ferner muſs man wiſſen, daſs der übermäſsige Genuſs der Melonen, Pfirſchen und dergl. Früchte, Fieber, Durchfälle und Ruhren hervorbringen, welches ſie auch im Lande der Illineſen, nicht aber in Canada, thun [k]). — Auch Rowley [l]) warnt gegen das Obſteſſen, weil er es für eine Urſache der Durchfälle hält. In allen dieſen bisher abgehandelten, mehr ſüdlich gelegenen Provinzen findet man viele Fieber von ſchlimmer Art, als Wechſelfieber; fauligte Nervenfieber; fauligte Gallenfieber; fauligte Bräune und dergl. mehr. In den mehr nördlich gelegenen Landern ſind dieſe Fieber ſeltener. — Mit Brechmitteln, mit Aderlaſſen und mit dem Salpeter muſs man hier vorſichtig verfahren: gelinde, kühlende, ſäuerliche Laxiermittel ſind angemeſſener; die China muſs früh zur Hand genommen werden, und die Wunden muſs man mehreremale des Tages verbinden, und ſelten Salben gebrauchen. — Zur Erhaltung der Geſundheit wird im Sommer Waſſer empfohlen, dem ein achtel Rum und einige Tropfen von ſaurem Vitriol-Elixir zugemiſcht worden. Man muſs jene ſaftigen Früchte nur mäſsig gebrauchen; im Herbſt kann der freyere Gebrauch der hitzigen Getränke ſo gar zuträglich ſeyn. — Rowley. — Da nun viele Europäer dies alles nicht beobachten, ſo erreichen die hier gebornen nicht das Alter ihrer Väter; ſie verfallen, auſser den an eführten Krankheiten, in viele andere, als Abzehrung, Schlagfluſs, Waſſerſucht und dergl. mehr [m]); wohin

k) Kalm a. a. O.

l) A. a. O.

m) Kalm a. a. O.

wohin noch die ſo genannte Angina trachealis zu zählen iſt [n]). — Was nun von ganz Penſylvanien geſagt iſt, gilt auch meiſt von Philadelphia, dem irdiſchen Paradieſe. — Man zählt hier viele heitere, ſchöne Tage und an reinem Waſſer iſt kein Mangel. — Kalm. —

In der Gegend des Delawareſluſſes leiden die hier ſich anſeſsig gemachten Schweden, in den Monaten October und November, wo die feuchte kalte Luft eintrift, viel an einer Pleureſie, die mit einer Geſchwulſt auf dem Schlunde, und verhindertem Schlucken verbunden, und anſteckend iſt. — Kalm. —

An ungeſunder Beſchaffenheit ſtehet Neujerſey Penſylvanien nicht nach, wo es nicht noch dieſes, der vielen ſtehenden, ſumpfigen und ſtinkenden Waſſer wegen, übertrift. — Franklin meldet, daſs, wenn man hier ein Licht über einige Flüſſe halte, ſo entſtehe eine Flamme [o]). — Wie ſehr muſs alſo nicht hier die Luft mit Brennſtoff angefüllet ſeyn? Obſtfrüchte und andere Gartenfrüchte, nebſt dem Mais, gerathen daher vortreflich, aber dafür müſſen auch die Leute viel an Fiebern und andern Krankheiten leiden. — Kalm. —

Nicht viel beſſer ſiehet es in Neujork aus, beſonders in denen Gegenden, wo ſich das Seewaſſer mit dem ſüſsen Waſſer vermiſcht, und woraus ein unerträglicher Geſtank zuweilen entſtehet. Faſt alle neue Ankömmlinge werden in dem erſten

n) Samml. auserleſ. Abh. für pr. Aerzte. Band 7.

o) Franke Med. Policey, 3. B.

oder zweyten Jahre mit Fieber, von abwechſelnder Art, befallen; jung und alt leidet daran; ſelbſt Kinder von drey Wochen. — Die höher gelegenen Oerter ſind deſto geſunder; wer ſich aber nach der Niedrigung begiebt, kann auch auf einen Fieberanfall rechnen. — Die brandigte und ſchleimigte Bräune kommen hier auch oft vor. Michaelis *p*).

Wer ſich in die Gebräuche und Geſetze der Puritaner finden kann, und gern vollauf hätte, gehe nach Connecktikut, nach einem Lande des Ueberfluſſes, wo Korn, Obſt und Maſtvieh von der beſten Güte und in Menge iſt. Da giebts Stiere von 2500 Pfund, Ochſen von 1900, und Schweine von 600 Pfund. — Dies ſind wichtige Argumente gegen den Grafen von Büffon. Aus den Kürbiſſen, die hier zu einer auſserordentlichen Gröſse wachſen, macht man Bier, Brod, Gallerte, Syrup, Paſteten, Saucen und Eſsig. Von dem Butternuſsbaum erhalten ſie die in einer Nuſs enthaltenen Früchte, die der Butter ähnlich ſind, und man macht aus deſſen Safte Zucker, Syrup und Eſsig. Der Ahorn liefert ihnen eine Art Manna, wovon die Wilden bey ihren Fiſchereyen und Jagden oft Tage lang allein leben. — Auch dieſe Sachen dienen ihnen zur Arzeney; aus den Kernen der Kürbiſſe z. B. machen ſie Gelee, die im beſchwerlichen Uriniren herrliche Dienſte leiſtet, und die Rinde des Butternuſsbaums heilet Ausſchläge der Haut *q*). —

Der

p) Richters chirurg. Bibl. 5 und 6ter B.

q) Beyträge zur Völker- und Länderkunde von Forſter und Sprengel. 2. Theil. S. 165.

Der geſundeſte Theil von den vereinigten Nordamerikaniſchen Staaten, ſoll, nach Bournabeys Urtheil, Rhode-Island ſeyn. Hier iſt es, wo man, der Blattern wegen, noch die vernünftigſten Vorkehrungen getroffen hat, die je gemacht ſind. Niemand, der mit Blattern befallen iſt, wird eingelaſſen. Bricht dennoch in einem Hauſe die Krankheit aus, und ſteht es mit dem Patienten noch nicht ſchlimm, ſo wird er, unter gehöriger Vorſicht, nach einer benachbarten kleinen Inſel gebracht: kann dies aber nicht mehr geſchehen, ſo wird die Gaſſe, wo ſich der Patient befindet, verſperret. Man inoculirt nur auf einer ebenfalls benachbarten Inſel, und nach überſtandener Krankheit kehren die Inoculirten zurück, ohne von ihren Kleidungsſtücken etwas mit zu nehmen [r]). Auf dieſe Weiſe hat man hier nun ſchon ſeit vielen Jahren nichts mehr von Blattern gewuſst. —

Die Einwohner von der Inſel Nantuket und Marthas Weinberg beſchäftigen ſich mit dem Wallfiſchfang; ſie zeichnen ſich durch ihre Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit des Körpers aus, welches man von dem Thran herleitet, womit ſie ihren Körper beſalben [s]). Die hieſigen Einwohner wenden die bey den Wilden ſo gebräuchlichen Schwitzbäder noch zuweilen mit Nutzen an; ſie haben auch noch eine andere Art, den Schweiſs zu erregen; man legt nemlich den Patienten zwiſchen Torf, den man vorher in einem heiſsen Ofen ſtark erhitzt hat [t]). — Was endlich Neuengland anbetrift; ſo

r) Der Teutſche Merkur v. J. 1786. Stück Decemb.

s) Beyträge zur Völk. und Länderk. 3. Theil. S. 114.

t) Auserleſene Abh. aus den philoſoph. Transaktionen, überſ. von Leske. 2. Th. S. 320.

iſt es hier zwar nicht ſo angenehm, als in Italien und Frankreich, der vielen Nebel wegen, und weil die Sommer ſo kurz, die Winter aber deſto länger ſind, indeſs iſt doch das Land ſehr geſund; ehemals war es auch kälter, als jetzt, und man hat wohl zwey bis drey Monate lang heiteres Wetter *u*). —

Viele Fremde, ſagt irgendwo ein kluger Mann *x*), der Amerika geſehen hat, verfehlen hier ihren Zweck; ſie verfallen in allerhand Krankheiten, und werden oft ſo gar ein Raub des Todes. — Nicht ſo ſehr die ungeſunde Beſchaffenheit des Landes iſt daran ſchuld, als ihr thörigter Wahn, hier zügellos leben zu können. Man miſsbraucht auf alle Weiſe die Naturgaben, und man iſt ſeiner Geſundheit wegen unbeſorgt. Man legt ſich in der Hitze nackend auf das feuchte Gras unter den Schatten eines Baums: andere bleiben, ob gleich gekleidet, ganze Nächte da liegen: ſie eſſen im Uebermaafs die noch nicht reifen Früchte, und trinken erhitzt den jungen Cider Stromweiſe herunter, und wollen ſich nicht bedeuten laſſen, daſs daher ihre Coliken und Durchfälle, womit ſie geplagt werden, entſtanden ſind. Die Faulheit dieſer Menſchen iſt auch an vielem Elend ſchuld. — In Virginien ſcheeret man nur oft die Schaafe, um ſie abzukühlen, und pflanzet Maulbeerbäume des Schattens wegen. —

u) Richard a. a. O.

x) Allg. H. d. R. 16. B. S. 560

Dritter

Dritter Abſchnitt.

Von denen Ländern, die zwiſchen dem 35ſten und 45ſten Grad ſüdlicher Breite liegen.

Von Chili.

Der erſte Blick auf die Erdkugel zeigt an, daſs wir unter dieſer ſüdlichen Breite vom 35ſten bis zum 45ſten Grad wenig mehr als Chili zu betrachten haben. — Die Landeseinwohner nennen dies Land Creadice y), d. i. das ſchöpferiſche, weil es, wie ſie behaupten, Gold erzeuge, und an Fruchtbarkeit alle Länder des Erdbodens übertreffe. — Nur alle zehn Meilen findet man etwas bebautes Land, und dennoch giebt dieſe Gegend ſo viel Korn, daſs 60000 Menſchen, ein Jahr lang, davon ihren Unterhalt ziehen könnten. Das Land iſt viel niedriger, als das benachbarte Peru; hat nur nach der Nordweſtſeite Berge; hin und wieder Thäler; groſse ausgeſtreckte Ebenen und Waldungen. Obſtfrüchte gedeihen hier gut, man hat kleine Wälder von Pfirſichbäumen; an groſsen Flüſſen iſt Mangel; ſelbſt kleine trocknen im Sommer aus; in einer Gegend giebt es auf 40 Meilen nur einen Fluſs, der nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang flieſst, und daher der Heuchler heiſst. Regen fällt in den acht Sommermonaten faſt gar nicht; viele Länder ſind daher unbewohnt; in den Wintermonaten allein regnet es

y) Frezier, m. ſ. A. H. d. R. 15. B. S. 315.

es nur. An Volkanen iſt in dieſem Lande kein Mangel: man zählt deren achte. Das Wetter iſt, das Jahr durch, ziemlich regelmäſsig, und faſt immer anmuthig; von Schnee, Gewitter, Hagel und Orkanen weiſs man hier nichts. Die Hitze iſt gemäſsiget, und die Kälte nie groſs. Dennoch hat man dies Land für ſehr kalt ausgeſchrien, und ihm daher den Namen Chili, welches kalt bedeutet, gegeben. Nicht aber gilt das von Chili, was von den Bergen gilt, die dieſes Land von Peru ſcheiden, auf welchen ſchon Menſchen und Vieh für Kälte umgekommen ſind. Vielmehr hat Chili das anmuthigſte, gemäſsigſte und zugleich das geſundeſte Clima von der Welt, wo man von anſteckenden Seuchen, ſelbſt von Tertian- und Quartanfiebern nichts weiſs z).

Auch Vidaur a) beſtätiget dies. Der Menſch genieſset hier, wenn man einige hitzige Fieber mit Raſerey ausnimmt, faſt ununterbrochen eine vollkommene Geſundheit. Weder von Schlagflüſſen, noch von Gicht hört man hier etwas: man weiſs hier nichts vom Tollwerden der Hunde, auch die in andern Gegenden Amerika's ſo häufigen giftigen Thiere ſind nicht hier: man ſiehet keine Lahmen, hinkenden, krüppelichten Menſchen. Wer mit kaltem Fieber geplagt iſt, wird hier, ohne Arzeney, ſeine Geſundheit wieder erhalten.

Die Landeseinwohner, als z. B. die Arauker, ſind baumſtarke Leute; werden ſehr alt, und nur ſelten grau; kahlköpfige findet man unter ihnen faſt

z) Molina, m. ſ. die Allgemeine Lirteratur-Zeitung v. J. 1787. Febr.

a) Vidaurs Geſchichte des Königreichs Chili, im 4ten Bande der neuen Samml. d. Reiſebeſchr. Hamb. 1782.

faſt gar nicht; ſie behalten immer gute Zähne, und gutes Geſicht. Ihre Speiſe beſtehet in gekochten Hülſenfrüchten und Erdäpfeln, anſtatt Brod: — Fleiſch eſſen ſie ſelten. Jagd und Krieg iſt auch bey ihnen das Hauptgeſchäfte, und durch Baden härten ſie ſich und ihre Kinder täglich ab. Ihr Salz erhalten ſie von einer gewiſſen Pflanze, die Salzkraut heiſset, auf deſſen Blättern es ſich wie runde, den Perlen ähnliche Cruſten anſetzt, und wovon es abgeſchüttelt wird. — Sie lieben den Trunk. — Prieſter ſind auch bey ihnen Aerzte; werden ſie zu einem Kranken gerufen, ſo ſchneiden ſie das Herz aus einem Schaaf, mit deſſen Blute ſie den Patienten beſprengen. Dann machen ſie noch die abſcheulichſten Geberden, als wollten ſie dem Kranken die Bruſt aufſchneiden, indeſs die Weiber ein ſchreckliches Lermen machen. — Anſtatt des Thees trinkt man hier das Kraut Paraguai. —

Von den nach Morgen gelegenen Patagoniern werde ich noch einiges unten vorbringen.

Von Neuſeeland.

Neuſeeland gewähret uns wenig befriedigendes. — Das Land ſcheint wüſte und unbewohnt zu ſeyn, und nur an den Ufern findet man Einwohner, die den Namen von Barbaren verdienen, weil ſie ihre gefangenen Feinde freſſen. Dieſem Lande lächelt auch der Himmel nicht ſo freundlich als Chili zu. — Denn es iſt hier nicht allein kälter, ſondern auch unfruchtbarer, als in jenem Lande:

Lande: wenige Pflanzen und nur eine Fichtenart ſind merkwürdig.

Die Einwohner ſind im höchſten Grade unflätig; lieben über alles Fettigkeiten, als geſchmolzenes Fett, Thran, den Docht aus der Lampe [b]). Der Körperbau iſt feſt; ſie erreichen, wie es ſcheint, ein hohes Alter; ihre Zähne bleiben allezeit weiſs; Salz wird nicht gebraucht; aus den Blättern der Schwerdlilie machen ſie ein Oberkleid, welches ihnen, wenn ſie niederhucken, das Anſehen eines kleinen Heuſchobers giebt, und das ſie gegen den Regen gut ſchützt. Im Geſichte ſo wohl, als an andern Theilen des Körpers haben ſie ſich allerhand Zeichen und Figuren, welches ihnen ein häſsliches Anſehen giebt, geätzt. Blattern ſind ihnen unbekannt: und auch, wie Marion [c]) ſagt, die Venusſeuche. Der berühmte Cook [d]) aber, der ſpäter ſie beſucht hat, fand ſie damit angeſteckt: er führt auch an, daſs ſie gegen dieſe Krankheit Dunſtbäder gebrauchten. Forſter [e]) beſchuldiget weder Bougainville, noch Capit. Wallis damit, daſs ſie dieſe Krankheit hierhin gebracht hätten. Marion [f]) aber geſtehet, daſs unter ſeinen Leuten einige Veneriſche geweſen, welche die Krankheiten den Leuten mitgetheilet hätten. Gewiſs iſt, daſs im Jahr 1773. dies Uebel hier ziemlich gemein war. — Forſter. —

b) Götting. hiſt. Magaz. 1. B. 2. St.

c) Nouveau Voyage à la Mer du Sud. Par. 1783. p. 137.

d) Deſſen dritte Reiſe.

e) Bemerkungen auf ſeiner Reiſe.

f) L. c.

Zweyte Abtheilung.

Von denen Ländern, die ſich von den Wendekreiſen bis zum 35ſten Grad ſowohl nördlicher als ſüdlicher Breite erſtrecken.

Zweyte Abtheilung.

Von denen Ländern, die ſich von den Wendekreiſen bis zum 35ſten Grad ſo wohl nördlicher als ſüdlicher Breite erſtrecken.

Hier kommen folgende Länder zu betrachten vor. — In Nordamerika Californien; ein Theil von Mexico; der niedrige Theil von Louiſiana und Südcarolina. — Die Barbarey und Egypten in Afrika. — In Aſien Paläſtina; das ſteinigte und wüſte Arabien; ein Theil von Perſien; Indoſtan; Tibet; Boutan; ein Theil von China. — In Südamerika Paraguay, und endlich noch in Afrika das Cap der guten Hoffnung; das Land der Hottentotten, und das Caffer-Land. —

Erſter Abſchnitt.

Auf der Nordſeite gelegene Länder.

Von Californien.

Oben S. 199. ff. wo von Neualbion und Neuſpanien geſprochen wurde, hätte dies damit angrenzende Land zugleich mit abgehandelt werden können; da aber Californien dem Wendecirkel näher, als jene Länder lieget, ſo konnte es ohne Verletzung der angenommenen Ordnung nicht geſchehen. Man kann indeſs das hier Geſagte als eine Fortſetzung von jenem anſehen. — Dieſe Halbinſel g) hat einen dürren, felſigten, ſteinigten, gröſstentheils mit Dornen bewachſenen Boden; die gute Erde iſt hier ſo ſelten, daſs man nicht anders, als mit Zuſammentragung derſelben, einen Garten zu Stande bringen kann. Korn würde alſo an den wenigſten Orten fortkommen, und Gras ſiehet man nur an wenigen niedrigen Stellen, in der Nachbarſchaft der Bäche, deren es hier nur wenige giebt, aber Flüſſe hat man faſt gar nicht einen. Eben ſo wenig hat man hier Gebüſche und Wälder. — Die Winde ſind oft ſtark, gemeiniglich kommen ſie aus Nord-Oſt. — In 17 Jahren hatte

g) Nachrichten von der Amerikaniſchen Halbinſel Californien. Mannheim 1772.

hatte man hier keinen Oſtwind gehabt. — Man ſiehet hieraus, warum die Wintermonate ziemlich kalt ſind, und ob gleich Californien dem Wendecirkel nahe iſt, ſo friert und ſchneiet es doch wohl im Winter. — Mit Wolken iſt der Himmel ſelten bedeckt: — es iſt allezeit heitere und trockene Luft: Regen fällt äuſserſt ſelten: man hat Oerter, wo in ſechs Jahren kein Regen gefallen iſt. —

Im Sommer, da es ſehr heiſs iſt, trocknet daher alles leicht aus, und einige Bäche verſiegen ganz: — die im Frühjahr mit einem grünen Laub gezierten wenigen Gewächſe werden bald dürre: — die grünen Zufluchtsörter der Thiere werden welk, und alles gewinnet ein trauriges Anſehen. — Da aber die Luft ſo rein und trocken iſt; ſo faulet darin nicht leicht Fleiſch: vielmehr trocknen die Californier daſſelbe an der Sonne, nachdem ſie es vorher in lange Streifen geſchnitten, und ſo aufgehängt haben: es verlieret dadurch aber allen Saft und Kraft. Der Geſundheit, ſo viel man bemerken kann, iſt auch dieſe Luft zuträglich. — Da die Mittagshitze durch Seewinde abgekühlt wird, ſo wird es hier dadurch erträglich gemacht. — Ueberhaupt klagen die Californier nicht leicht über die Hitze, wohl aber im Winter und des Nachts über Kälte, welches aber bey ihrer Blöſse nicht zu bewundern iſt. — Denn es fehlt ihnen faſt ganz an Kleidung und Wohnung, welche ſie gemeiniglich nur unter dem freyen Himmel nehmen. Einige Höhlen ſind, im Nothfall, ihre einzigen Zufluchtsörter. — Im Sommer iſt hier nichts drückender, als Waſſermangel, und ein Reiſender iſt oft genöthiget, viele Meilen Weges ſein Waſſer mit ſich zu führen. — Aber bey

einem ſolchen undankbaren Boden und Waſſermangel iſt auch der Lebensunterhalt ſchwer: — er beſtehet bey den Californiern in einigen wenigen Wurzeln; in einigen Thierarten, und ſelbſt Ratzen und Mäuſe dienen ihnen zur Speiſe. — Sobald ſie demnach eine Gegend leer gegeſſen haben, ziehen ſie weiter. — Oft treffen ſie noch ödere Gegenden an, als ſie verlaſſen haben: — dann entſteht Hungersnoth, und es ſterben daher viele aus Mangel. Jährlich nimmt ihre Anzahl ab: von 40000 ſind ſie auf 12000 eingeſchmolzen. — Hunger können ſie lange ertragen, aber er treibt ſie auch wohl an, Schuhſolen zu verſchlucken; und wenn ſie auf eine Beute treffen, ſo ſind ſie unerſättlich. Man ſahe eine Californiſche Familie 12 Ziegen in wenig Tagen verzehren. Einige ſechzig Perſonen, jung und alt, fraſsen in einem Tage drey Stiere: — ein anderer fraſs ſechs Pfund Zucker auf einmal. — Zu einer andern Zeit gehen ſie auch mit dem Fleiſch ſehr ſparſam um: man hat einige geſehen, die ein Stück Fleiſch an eine Schnur gebunden hatten, und zu zwölf und mehrerenmalen herunterſchluckten, jedesmal aber wieder aus dem Magen herauszogen. —

Es giebt in Californien ein ſtachelichtes Gewächs, welches Pitahajas heiſset. Es iſt eine kugelrunde Frucht, von der Gröſse eines Hühnereyes; hat auswendig eine grüne, dicke und zähe Schale, die mit ſcharfen, ſpitzigen, harten, aber kleinen Dornen bewachſen iſt, inwendig aber hat ſie ein blutrothes, oder ſchneeweiſses Fleiſch. In dieſer Frucht befinden ſich kleine runde Körner. So bald dieſe Frucht zur Reife kömmt, gehet der Californier gleichſam auf die Maſt, und genieſset nichts

nichts anders, als dieſe. Er wird auch alsdenn ordentlich fett, und mäſtet ſich recht. Damit aber auch von dieſer edlen Frucht nichts umkomme; ſo ſucht er aus den Excrementen die nicht verdaueten, aber aufgeſchwollenen Körner wieder heraus, und genieſset ſie noch einmal. Unglücklich iſt hier jeder, der nicht ſelbſt für ſeinen Vorrath ſorgen und ſammlen kann; weil, die Zeit der Pitahajas ausgenommen, der ganze Tag erfordert wird, um ſeinen eignen Bedürfniſſen ein Genüge zu leiſten. Mütter können daher oft nicht Nahrung genug für ihre Kinder bekommen, und es kommen daher viele um. Begert, aus dem ich dieſe Nachrichten entliehen habe, kannte bey ſeiner Abreiſe eine Frau, die ſchon ſieben Kinder begraben hatte, und mit dem achten ſchwanger gieng. — Da er auch deſſen Tod vorausſahe, ſo empfahl er ihr nur, es nicht zu frühe zu beerdigen. Denn leider! ſtecken ſie den entſeelten Körper ſogleich in die Gruft, ſo bald ſie den letzten Athemzug bemerkt haben. — Ein Miſſionarius rettete einſt ein ſolches unglückliches Geſchöpfe von der Gefahr, lebendig begraben zu werden, und ſtellte es mit Chocolade wieder her. Doch werden in dieſem unfruchtbaren Lande auch wenig Kinder gebohren, und viele Ehen ſind ganz unfruchtbar. Nur ſo lange, bis daſs die Kinder Mäuſe und Schlangen fangen können, wird für ſie geſorgt; nachher ſind ſie ihrem eignen Schickſale überlaſſen. —

Die Entbindung geſchiehet ohne allen Beyſtand auf freyem Felde; die Erde oder das Gehäuſe einer Schildkröte iſt das Bette des Kindes. — Da man ſich alſo der Kinder ſo ſchlecht annimmt;

ſo müſſen viele umkommen; freylich aber ſind die wenigen, die die Gefahren und das Ungemach überſtehen, alsdenn geſund und von harter Natur. — Vom Krankſeyn wiſſen dieſe eigentlich nichts; man hat nicht einmal einen beſondern Namen für das Wort Krankheit: ſie drücken es dadurch aus, daſs ſie ſagen: er liegt auf der Erde. — Fragt man einen Kranken, was ihm fehle, ſo ſagt er immer, die Bruſt thue ihm weh. Indeſs nehmen die Blattern, welche hier 1763 hin kamen, die Auszehrung und die Venusſeuche viele weg. — Appetit bleibt ihnen aber noch gemeiniglich bey jeder Unpäſslichkeit übrig, und iſt dieſer erſt weg, ſo ſind ſie vom Tode überzeugt. — In allen Leiden und Schmerzen ſind ſie geduldig, und laſſen keinen Seufzer hören. — Faulheit iſt auch der Californier groſser Fehler: — will man ſie zur Arbeit anhalten, ſo ſtellen ſie ſich oft krank. — Aber die Simulation iſt alsdenn lächerlich. Einer von ihnen, der nicht wuſste, wie er es anfangen ſollte, ſteckte, wie ein ſterbendes Thier, die Zunge weit aus dem Halſe, und leckte den Mund. Die meiſten Krankheiten halten ſie für Zaubereyen, und gebrauchen daher auch abergläubiſche Mittel. Das gewöhnlichſte Mittel beſtehet darin, daſs man den ſchmerzhaften Theil mit einem ſtarken Riemen ſo feſt, als möglich, zuſchnüret. Im Nothfalle wird auch wohl eine Aderlaſs vorgenommen. Ihre Charletans haben ferner Röhren, die ſie auf den ſchmerzhaften Theil ſetzen, und durch deren Hülfe ſie entweder mit aller Gewalt darauf blaſen, oder die Luft an ſich ſaugen. — Man verſichert auch, daſs ſie den Kranken mit Blut beſprengten, das aus einem zerſchnittenen Finger flieſst. Doch man gebraucht hier dieſe Hülfe ſelten: — ſie ſind

meiſt

meiſt immer geſund, ſehr wohl gewachſen, ſchlank, nicht dickbauchigt, ſo gelenkig, daſs ſie mit den Fuſszehen einen Stein werfen und aufheben können; ſie können das Laufen ſehr lange aushalten. Begert lieſs einſtmals einen Knaben neben ſeinem Pferde den ganzen Tag her laufen: — als das Pferd ſtark fortſchritte, ſagte der Knabe: dein Pferd wird müde werden. — Auch haben die Californier alle ſehr gute Zähne; ſie ſind aber ſehr ſäuiſch und waſchen ſich mit ihrem Urin, — trinken auch oft ganz unreines Waſſer. —

Von Neumexiko, Weſtflorida u. ſ. w.

Es iſt eine allgemeine Bemerkung in Amerika, daſs die weſtlichen Länder ſehr hoch ſind, immer aber niedriger werden, je weiter man nach Oſten kömmt. Dies gilt auch von denjenigen Landern, die hier weiter zu betrachten vorkommen. Denn je mehr man von den hohen Gebürgen in Neumexiko nach der Gegend von Neuorleans, oder nach dem Ausfluſs des Miſſiſippi ſich begiebt, je niedriger findet man das Land. Daher ſtehen viele Gegenden, in der Nachbarſchaft des Stroms, unter Waſſer, und können nur an den hervorragenden, mit Schilf bewachſenen Stellen erkannt werden: einige ſind bey der Ebbezeit trocken; aber zur Fluthzeit geht das Waſſer an die 15 Meilen weit landwärts von der Mündung. — Ueberhaupt ſind die Küſten des mexikaniſchen Meerbuſens alle ſehr flach, und werden leicht überſchwemmt. Waldungen giebt es ferner in dieſem

Theile von Louiſiana, wie überall in Amerika, in groſser Menge. — Die Hitze iſt in dieſer Gegend, beſonders in Neuorleans, von dem Bemerkungen vorhanden ſind [b]), des Sommers über, ſehr groſs, und weit heftiger noch als in Havanna und in andern der Linie näher liegenden Gegenden; aber im Winter kann es auch ziemlich hart frieren, und dann fällt gleichfalls Schnee; aber es wechſelt zu dieſer Zeit Froſt und Hitze bald mit einander ab. — Eine noch gröſsere Abwechſelung findet man aber an den Winden, die dieſes beſonders Merkwürdige an ſich haben, daſs derſelbige Wind, als z. B. der Nordoſt, der im Winter ſtrenge Kälte hervorbringt, auch im Sommer die gröſste Hitze erzeugt. Von dem letztern liegt der Grund darin, daſs er über unermeſsliche groſse Ebenen, die wir oben betrachtet haben, über dichte Wälder und groſse Moräſte wehet, welche bey der Feuchtigkeit und brennenden Hitze der Sonnenſtrahlen heiſse Dünſte ausduften. Ferner wird die Hitze zu Neuorleans noch dadurch vermehrt, weil man oft eine ganze Windſtille bemerkt, und die feinen Lüftchen von den Wäldern aufgehalten werden. Damit man aber eine kleine Vergleichung zwiſchen der Hitze des Sommers und der Kälte des Winters anſtellen könne, ſo will ich aus der Tabelle, die Ulloa mitgetheilt hat, einige Data ausheben. Im Jahr 1767 den 14ten Auguſt ſtand das Fahrenheitiſche Thermometer auf 104 Grad; Tages zuvor ſo gar auf 107 Grad. — Im Jahr 1768 ſtand aber das Queckſilber in einem verſchloſſenen Zimmer 2 $\frac{1}{2}$ Grad unter dem Reaumürſchen Gefrierpunkt, und in

b) Ulloa phyſikaliſche und hiſtoriſche Nachrichten vom ſüdlichen und nordöſtlichen Amerika.

in der offenen Luft ſo gar $7\frac{1}{2}$ Grad darunter; es fror auch der Miſſiſippi meiſt zu. — Bey dieſer Kälte bleibt es aber ſelten lange, ſondern man hat Beyſpiele, daſs in kurzer Zeit von drey bis vier Tagen, die entgegengeſetzte Witterung der kalten und warmen Länder, nemlich ſtarker Froſt und empfindliche Hitze auf einander folgten. Dieſe Abwechſelungen von Kälte und Wärme, ſetzt Ulloa hinzu, ſind in dieſem Lande ſehr gewöhnlich, ob ſie gleich nicht allezeit ſo ſtark ſind. Oft kündigen im December, wenn der Froſt nachgelaſſen hat, die Bäume ſchon den Frühling an, und man ſahe 1768 um dieſe Zeit ſchon Orangebäume mit Laub und Blüthen gezieret. — Zu bewundern iſt es demnach nicht, daſs dieſer Landſtrich nicht zu den geſunden gehöre: man wird von dem Einfluſſe dieſes Clima's auf die Geſundheit eine umſtändliche Nachricht aus dem Chalmer unten mitgetheilt finden: es verdient nur erſt angemerkt zu werden, daſs der Sonnenſtich allhier eine der gewöhnlichſten Krankheiten ſey. —

Weſtflorida.

Die Krankheiten ſind, wie auf den weſtindiſchen Inſeln. — Mobile iſt beſonders ungeſund, und es herrſchen hier vom Julius bis September Wechſelfieber, in denen gleich nach dem erſten Nachlaſs die Rinde gegeben werden muſs [i]). — Penſacola hat einen von dem vorigen ganz verſchie-

i) Lind a. a. O. S. 37.

schiedenen Boden: denn er ist sehr sandigt, und ganz ausgedörret; hier ist grosser Mangel an Früchten. Daher hat sich dieser Ort vorzüglich im Jahr 1765 den Engländern sehr nachtheilig gezeigt: denn es starben viele am Scharbock, und noch mehrere an einem dem Siamischen ähnlichen Fieber. Doch soll Pensacola jetzt gesunder zu werden anfangen [k]). Wem daran gelegen ist, von den Sitten der alten tapfern Floridaner, und von ihrer Manier, die Köpfe spitzig zu formen, etwas zu wissen, der schlage das unten angeführte Buch nach [l]). — Wichtiger wird man aber vielleicht die Entdeckung von Florida selbst, an diesem Orte, halten, die Bossü [m]) erzählt. — Die armen Indianer in Cuba wurden bekanntermafsen überall von den golddürstigen Spaniern gequält, Goldminen zu zeigen. — Auch dies traf die auf der Insel Cuba. — Um sich Luft zu machen, erzählten die Indianer den Spaniern: es gäbe nordwärts hin eine Insel, Bimini genannt, auf der ein Strom befindlich sey, der demjenigen, so daraus tranke, oder der sich darin bade, wo nicht Unsterblichkeit, doch völlige Gesundheit und dem Alter verjüngte Kräfte verleihe. Dies reitzte Jean Ponce de Leon an, neue Entdeckungen zu machen: er schiffte sich ein, und durchkreutzte das Meer. — Man sagt: er solle die Insel würklich gefunden haben; wenigstens in Spanien verfehlte er nicht, davon viel Rühmens zu machen. — Gleich war in Madrid alles in Bewegung. Ein jeder wollte den Strom und das Wasser des Lebens, den wah-

k) Lind a. a. O.

l) Allgem. H. d. R. 15. B. S. 468.

m) A. a. O. 2. Theil. S. 182.

wahren Stein der Weiſen, ſehen, fühlen und trinken. Eine Schiffsladung voll alter caſtilianiſcher Weiber, viele Mönche und durch die Venusſeuche ausgemergelte Körper verfügten ſich dahin. — Man ſuchte die Inſel Bimini, die Leon nicht deutlich beſchrieben hatte. Man landete bald an dieſer, bald an jener Inſel; jedes Waſſer wurde unterſucht; in jedem Fluſs gebadet; jedes Seewaſſer probirt, und man trank ſo gar Sumpfwaſſer. — Darüber litten aber dieſe Leute elendiglich, und waren ſie nicht ausgezehrt, ſo wurden ſie es jetzt, und nachdem ſie eher veraltert als verjüngt in Madrid wieder anlandeten, hatten ſie noch Spott obendrein auszuſtehen. — Gleichwohl aber hatte dieſes Nachſuchen die Entdeckung von Florida zur Folge, und würklich entſchuldigte auch das hohe Alter, welches die wilden Floridaner ehemals erreicht haben ſollen, indem einige an die 230 Jahre alt wurden, die Ausſage der Cubaner Wilden. — Jetzt iſt es freylich nicht mehr ſo, ſondern zur Zeit des Reiſsbaues giebt es hier ſchlimme Fieber [n]), und die Venusſeuche [o]) iſt ſehr ausgebreitet.

n) Lind a. a. O.

o) Cartheuſer a. a. O.

Von Georgien und Südcarolina.

Georgien und Südcarolina ſind beſonders niedrige Länder, haben viele Flüſſe, die oft aus ihren Ufern treten, und in 12 Stunden 18 bis 20 Fuſs hoch aufſchwellen, da ſie denn vielerley Schaden anrichten, aber auch einen fruchtbaren Schlamm abſetzen. Der Boden wird dadurch ſo locker, daſs man ein Rohr 20 Fuſs tief in die Erde ſtecken kann. Ein ſolches Land iſt demnach zum Reiſsbau ſehr geſchickt, wozu es durch künſtliche Bewäſſerung noch mehr bereitet wird. Es giebt ferner in dieſem Lande viele ſchiffbare Seen. — Da zur Fluthzeit die Waſſer austreten, ſo laſſen ſie allerhand thieriſche Subſtanzen, beſonders Schellfiſche, in groſser Menge liegen; dieſe faulen und verbreiten einen unerträglichen Geſtank. — Die Sonnenhitze holt denn auch noch aus den Moräſten eine Menge Dünſte hervor, wodurch die Luft nicht allein höchſt unrein, ſondern auch übermäſſig feucht werden muſs. Dies hat ſtarke Regengüſſe, haufige Nebel und Thau, die durch die Kleider dringen, zum Gefolge. Es giebt hier aber auch ſandigte Gegenden, die fruchtbar ſind. Auch ſind die Waldungen hier unermeſslich viel und groſs, und ob gleich die Engländer bereits eine groſse Anzahl davon ausgerottet haben, ſo iſt dieſes doch kaum der 20ſte Theil. Dieſer Urſache wegen ſind die Winde und Stürme, ob ſie gleich oft in den Wäldern groſsen Schaden anrichten, und viele tauſend Bäume nieder reiſsen, ſelten und auf den Ebenen ſchwach, weil ſie von dem dicken Gehölze aufgehalten werden und nicht

durch-

durchdringen können. Der berühmte Chalmer *p*), dem wir für die wichtigen Nachrichten, die er uns aus diesem Welttheile mitgetheilet hat, sehr verbunden seyn müssen, beklagt sich, Seite 10, über die Abnahme der Orkane sehr, und wenn sie auch noch so heftig sind, wie der im September 1752, welcher zehn Stunden anhielt, so legen sie doch keinen langen Weg zurück, und schreiten keine 100 englische Meilen fort, woran die geschlossenen Waldungen allein schuld sind. Zu diesem Windmangel füge man die Millionen von Insekten, welche an den Sümpfen, Morästen und Waldungen ausgebrütet werden, und wieder sterben; die stockende und unbewegte Luft, und endlich die grosse Hitze, so muss dadurch die ganze Atmosphäre verunreiniget und zur Fäulniss geschickt gemacht werden. Wie können also noch Menschen in diesem Clima leben und gesund seyn? Chalmer leitet die Möglichkeit dazu von der in der Luft vorhandenen Säure her, die sich durch das geschwinde Rosten der Metalle zu erkennen giebt; und welche sich aus der See und den Pflanzen, in grosser Menge, entbindet. Ueberhaupt ist auch nicht die ganze Gegend von gleicher Beschaffenheit: es haben die mehr nach Westen gelegenen Oerter eine reinere Luft: auch Charltown, das am Meere und in einer Plaine liegt, geniesst Vorzüge: aber seine niedrige Lage setzt es zuweilen der Gefahr einer Ueberschwemmung blos, wie man denn 1753 mit Erstaunen sahe, dass das Wasser, binnen 10 Minuten, 6 Fuss hoch in der Stadt stieg;

p) Lionel Chalmers Nachrichten über die Witterung und Krankheiten in Südcarolina. 1. B. Stendal 1788.

ſtieg: ferner ſo hat dieſe Stadt keine andern Brunnen, als die mit Salz geſchwängert ſind, daher auch Fremde davon leicht in einen Durchfall gerathen. Sonſt hat die Stadt breite Straſsen, und der Wind könnte leicht durchſtreichen, wenn nicht die Luft oft ſo ſtille wäre, daſs ein Licht auf einem Balkon die ganze Nacht mit gerader Flamme brennte.

Das Barometer leidet in dieſer Gegend wenig Veränderung: nicht über 1° 22 Linien. — Gröſſern Abwechſelungen iſt dagegen das Thermometer ausgeſetzt. Der gröſste Unterſchied der Kälte des Winters und der Hitze des Sommers beträgt gewiſs 100 Grad [q]). Gemeiniglich iſt der niedrigſte Stand im Winter 18 Grad: im Sommer der höchſte im Schatten 101 Grad. In der offenen Sonne würde es noch um 30 Grade ſteigen, und dennoch arbeiten die meiſten Menſchen in einer ſolchen Hitze. — In Chalmers Küche ſtand das Queckſilber auf 115 Gr.: — der Koch, ein Neger, muſste oben drein ſein Geſchäfte am Feuer verrichten, wo die Hitze noch gröſser war. Oft hält eine ſolche Hitze viele Tage nach einander an: im Jahre 1752 war ſie 20 Tage lang alſo. — In einigen Monaten iſt gemeiniglich die Luft heiter, trocken und rein, und es können die Dünſte, die von der Hitze zu ſehr in die Höhe gehoben ſind, oder die nach der Lehre des de Lücks [r]), durch Feuertheile in ein luftartiges Weſen verwandelt worden ſind, ſich nicht von den Feuertheilen trennen; mithin nicht in grobe Dünſte verwandelt wer-

q) A. a. O. S. 43.

r) de Lücks Meteorologie.

werden, und herunter fallen, Dies ist gemeiniglich die gesundeste Jahreszeit, obgleich kleine Kinder und sehr alte Leute dabey etwas auszustehen haben. Am gefahrlichsten ist sie aber für die, die in der Wassersucht weit gekommen sind: auch tragen sich alsdenn Schlagflüsse, und unzeitige Geburten oft zu; der Kindbetterinnen Reinigung verstopft sich entweder oder wird zu stark; die den weissen Fluss haben, leiden auch davon, und bey Fetten ist die Gefahr in jedem Fieber gross. Der schlimmste und häufigste Zufall ist der Sonnenstich. Die Sonne erscheint alsdenn oft, wie eine rothglühende Metallkugel; auf den Strassen wird das Athemholen schwer; es ist als holte man die Luft aus einer Schmiedeesse: es weicht des Nachts, da das Thermometer auf 88 Gr. stund, der Schlaf; man zerfliesst, bey offenen Thüren und Fenstern, in Schweiss; daher liegen viele des Nachts auf den Strassen. Ein Mann, der ausser der Stadt gearbeitet hatte, starb plötzlich; sein Körper wurde über und über missfarbigt; die Adern waren ungemein ausgedehnt, und er war heiss anzufühlen, und so blieb er auch mit Anschein der Vollblütigkeit, so lange man ihn nicht begraben hatte. Man sahe bey einer corpulenten Frau die Fäulung in fünf Stunden folgen, und der Körper dehnte sich so sehr aus, dass er den Sarg zersprengte. Um solchen Folgen vorzubeugen, legte man nachher die Leichen in Betttücher, die mit Theer beschmiert waren, und band Stricke um den Sarg. So bald die Hitze im April und May zunimmt, und zu einer Höhe von 80 Graden steigt, wird der Puls weich, gross und schnell; das Blut verdünnet sich, dehnet sich aus; der Blutklumpen nimmt ab; das Serum hat eine bleiche, hochgelbe Farbe;

das

das Verhältniſs deſſelben gegen den Cruor iſt wie 2, auch wohl wie 3 zu 1. Die feſten Theile werden ſchwach. — Es ſind aber der Krankheiten bey der trocknen heiſsen Luft wenig, und ein gutes Verhalten verhütet ſie noch mehr: ja dies Wetter bringt dieſem Lande die edelſten und herrlichſten Früchte, und an genieſsbaren Thieren, die viel Futter haben, iſt auch kein Mangel: ein jeder kann, wenn er geſund iſt, und will, ſeinen Unterhalt leicht erwerben. Wie ſchon geſagt, hat man hier ſelten Stürme, die ſich weit ausbreiten. — Der Orkan von 1752 war wohl derjenige, der ſich am weiteſten erſtreckt hat, und er iſt würklich wohlthätig geweſen; denn ſeitdem iſt das Land geſunder und das Sterben geringer geworden. Die Winter ſind von keiner groſsen Bedeutung: Schnee bleibt ſelten über 24 Stunden liegen, und das Eis wird faſt nie ſo ſtark, daſs es einen Mann trüge. — Die mit dieſer geringen Kälte verbundene Feuchtigkeit iſt aber den meiſten hieſigen Einwohnern am beſchwerlichſten zu ertragen, und ſie klagen über deren Gefühl mehr als das Thermometer bey ihnen anzeigen würde; ſie haben auch oft im Bette kalte Füſse. Als im Jänner 1753 das Therm. auf 18 Gr. ſtand, fand Chalmer die Wärme ſeines Körpers, unter dem Arme 97 Gr.; als er dies zu einer andern Zeit wieder verſuchte, da das Queckſilber auf 101 Grad ſtand, und ein Stück Ochſenfleiſch, das er auf eine Canone gelegt hatte, in 20 Minuten völlig ausgetrocknet war, ſtand das Thermometer, unter ſeinem Arme, nur auf 95 Grad. Allein die meiſte Zeit des Jahres über, jene trocknen Monate abgerechnet, iſt die Luft hier feucht; ſie iſt entweder voller Nebel, oder es fällt Regen. Gemeiniglich ſind

des

des Morgens dicke Nebel, weil die Wärme der Nacht um 20 Grade abzunehmen pflegt. Siehet man aus dem zweyten Stockwerk eines Hauſes, ſo ſiehet man nur die Spitzen der Bäume, den Grund aber nicht, weil ſie in einem See zu ſtehen ſcheinen. Im Sommer giebts häufige Gewitter, und die Regengüſſe ſind nützlich. —

Hitze und Feuchtigkeit, welche gegen Ende des Sommers mit einander verbunden ſind, bringen in allen Welttheilen, alſo auch hier, die gefährlichſten Krankheiten hervor. Es entſtehen davon hier ſchleichende Nerven- und Faulfieber, womit Schwache, und ſolche, die viele wäſſerichte Früchte genoſſen haben, am meiſten befallen werden. Dieſe Fieber, wenn ſie ordentlich behandelt werden, werden allmählig remittirend, endlich doppelte dreytägige oder eintägige Fieber. Auch herrſchen hier halbdreytägige Fieber mit Schlafſucht; in dieſen hat der Urin gemeiniglich einen öligten Schaum, und das Glas iſt voller Sediment, oben bleich, grob wie Kleyen, unten purpurfarbigt. Iſt der Leib dabey zugleich verſtopft, ſo iſt, mit böſer Bedeutung, das Sediment weiſs wie Kalk. — Es herrſchen ferner faule Gallenfieber, die nur wenig von dem peſtilenzialiſchen Siamſchen verſchieden ſind; Augen und Hals ſind gelb; die Kräfte verſchwinden bald; das Athemholen iſt ſchnell; der Leib ſchwillt an; oft entſteht ein Durchfall, der ſehr erſchöpfend iſt, und Blutwaſſer entführt. Das Blut flieſst oft aus Mund und Naſe, und ſtinkt wie ein Aas [f]).

Auch

f) A. a. O. S. 159.

Auch Wechſelfieber befallen alsdenn diejenigen leicht, welche ſich entweder vom Land in die Stadt oder umgekehrt begeben; die ſich der Nachtluft exponiren; die viel Waſſer trinken oder viele kühlende Früchte eſſen. Dieſe Krankheiten herrſchen aber das eine Jahr mehr, wie das andere, und es iſt hier überhaupt die Mortalität, das eine Jahr durch das andere gerechnet, ſo ſehr groſs nicht: einer von ſieben und dreyſsig. — Daraus ſollte man denn ſchlieſsen, daſs bey einem vernünftigen und dem Clima angemeſſenen Betragen mancher alt werden könnte. Dennoch bringen es wenige über 60 Jahre, und die meiſten haben ein bleiches Ausſehen. So wie die Hitze an der frühern Entwickelung der Pflanzen arbeitet, ſo entwickelt ſie auch den Menſchen hier früher; die Mädchen haben ſchon im 12ten Jahre ihre Reinigung, und es zeigt ſich auch der Verſtand viel eher. Aber dies hat Schwäche zum Gefolge. — Die nächſte Würkung auf den thieriſchen Körper iſt davon vermehrte Reitzbarkeit und Empfindlichkeit der Nerven, wie auch Säure. — Die beyden erſten Stücke ſiehet man in vielen Fällen: Brechmittel z. B. einem Fieberpatienten zu geben, der bereits mit einem Brechen befallen iſt, iſt oft ſehr gefährlich. — Die Empfindlichkeit iſt über alle Maaſse groſs — leicht verfallen davon die Kinder in Krämpfe, in Kinnbackenkrampf und ſehr oft beklagen ſich die Patienten über Kälte, da ein Geſunder doch ſchwitzt, wenn er auch ruht. — Säure bemerkt man in den meiſten Krankheiten, nicht allein der Kinder, ſondern auch der erwachſenen Menſchen. Daher muſs man die Diät der Säuglinge darnach einrichten, daſs dieſe nicht zu ſehr überhand nehme, und ſo bald man ſie würklich ſchon bemerkt, muſs

man

man ihnen nicht allein Milchſpeiſen, ſondern ſo gar die Ammenmilch entziehen. Man giebt ihnen, nach Chalmer, Fleiſchſuppen mit Peterſilien und etwas ſchwarzem Pfeffer; auch Suppen aus Weiſsfiſchen: man kann ihnen auch, wenn ſie von der Hitze ſehr geſchwächt ſind, einige mit Waſſer verdünnte abgezogene Geiſter geben: — man entwöhnet ſie nicht eher, bis die meiſten Zähne heraus ſind, und, wo möglich, nicht vor dem October, weil alsdenn das Wetter kühle zu werden anfängt. Diarrheen, womit Blutwaſſer abzugehen pflegt, reiſsen die Kinder in kurzer Zeit weg: man muſs ſie behandeln, als wenn ſie an Blutflüſſen litten, und man muſs oft ſo gar die Gliedmaſsen unterbinden. Auch Würmer, worin ſich die Spigelia marilandica herrlich beweiſt, ſind hier gemein, und unter den Negern der Bandwurm.

Von Säure erzeugen ſich bey erwachſenen Perſonen hyſteriſche und hypochondriſche Zufalle, mit Schwindel; daher rühren auch die häufigen Coliken, die Cholera, die Eſſera, die Schwämmchen u. d. g. mehr, — ſo daſs man in den meiſten Krankheiten Säure dämpfende Mittel nicht entbehren kann. — Die Bittererde zeichnet ſich hier beſonders aus. — Die vegetabiliſchen Säuren richten daher, wegen der bereits vorhandenen Säure und wegen der Schwäche, oft Schaden an, ſo wie der Salpeter. Sie unterdrücken die hier ſo nothwendige Tranſpiration und den Schweiſs. Chalmer *) hat ein warnendes Beyſpiel davon angeführt. —

Wie groſs der Verluſt der auszudünſtenden Materie hier zu Lande ſey, wiſſen wir aus Dr. Lin-

*) A. a. O. S. 117.

Linnings Erfahrungen. Er verlor in einer Stunde auf ſeiner Stube, ob er gleichwohl nur eine offene Weſte überm Hemde hatte, bey einem Queckſilberſtand von 87 Grad, eilf und eine halbe Unze, und in 24 Stunden 132 Unzen, da die Hitze bis auf 90° geſtiegen war. Bey einigen Menſchen geſchiehet der Schweiſs eher und ſtärker als bey andern: es giebt welche, die erſt im 85ſten Grade der Hitze zu ſchwitzen anfangen. Immer bemerkt man in dieſem heiſsen Clima eine ſchnelle Reſorption der Feuchtigkeiten nach der Haut: ein wäſſerichter Punſch hat kaum den Magen erreicht, ſo flieſst er auch ſchon wieder, wie durch ein Sieb, aus der Haut weg. Bey reinem Waſſer iſt dies noch ſtärker zu bemerken. Es gehen, nach Chalmers und Hillarys Bemerkungen, ſo gar Urintheile mit dem Schweiſse weg, welches der Geruch und die kleinen Salzkryſtallen, die ſich an den Hemden und Schuhſohlen anſetzen, beweiſen; indeſs werden wir doch unten hören, daſs Moſely an der Richtigkeit dieſer Bemerkung zweifle. — Hieraus gehet aber gewiſs die Nothwendigkeit der geiſtigen und aromatiſchen Sachen, nicht allein für Geſunde, ſondern auch für Kranke, hervor. Denn das Herz und die Schlagadern würden, bey dieſem groſsen Verluſt, nicht fähig ſeyn, das Blut fortzuſtoſsen. Weinartige und aromatiſche Sachen ſtärken aber den Körper, und halten etwas an, ſo daſs die Verrichtungen ordentlicher gehen. In den Nervenfiebern ſind hier alle reitzende, gewürzhafte Sachen unentbehrlich — als die Blaſenpflaſter; chemiſche Oele; flüchtige Geiſter; Kampher; Serpentaria u. d. gl. Man erlaubt ſelbſt Fleiſchbrühen [n]). So bald dieſe Fieber aber an-

fan-

n) A. a. O. S. 146.

fangen nachzulaſſen; ſo werden die kräftigſten Mittel, als China, Serpentaria, Eichenrinde, ſelbſt Alaun mit Zimmet oder einem andern deſtillirten Oele gegeben. In dem faulen Gallenfieber thun auch dieſe Sachen herrliche Dienſte, und man vermiſcht ſie ſo gar mit rothem Portwein: man giebt die China ſelbſt bey einer ſchwarzen kruſtigen Zunge. Es iſt dieſes Verfahren der kühlenden Methode entgegen geſetzt. Das iſt wahr, aber die Erfahrung vieler groſsen Aerzte, als eines Chalmers, Rowleys und anderer ſtehen für die gewürzhafte Methode Bürge. Erſt genannter eifert nicht wenig *x*) gegen die Aerzte, die überall die antiphlogiſtiſche Methode, ohne alle Einſchränkung, anpreiſen: er erlaubt ſeinen Patienten im hitzigen Fieber nicht, daſs ſie nackend liegen; daſs man Fenſter und Thüren offen halte; ſie dem Winde exponire; er will auch nicht, daſs ſie ſich lange auf den Stuhl ſetzen: denn ſie werden ſo gar vom Auffitzen auſser Bette oft ohnmächtig; endlich ziehet er es nicht in Zweifel, daſs nicht viele Pockenpatienten durch die gar zu kühle Methode, wovon man doch auch in Teutſchland zurück zu kehren anfängt *y*), umgekommen ſeyen. Gleichwohl muſs man, nach dem Rath des Chalmers, in dieſem Lande auf reine Luft, die man durch das Beſprengen mit Weineſſig, und durch vorſichtiges Oeffnen der Fenſter erhält, immer ſehen. Die Vitriolſäure iſt auch dienlich, wenn ſelbſt noch einige Spuren der Säure vorhanden ſind. Sie ſtärkt und bändiget die zu ſehr entwickelte Luft, welche die Gefäſse und die Eingeweide oft zu ſehr ausdehnen, und das Gleichgewicht zwiſchen den

x) A. a. O. S. 157.
y) Man ſehe Thilenius.

flüſſigen und feſten Theilen haben. Alle ſchwächende Sachen, als Aderlaſs; Salpeter; Ausleerungen von anderer Art; Opium u. d. g. m. thun nur ſelten gute Würkung, und nur in heftigen Schmerzen oder Krämpfen darf man zum letztern ſeine Zuflucht nehmen. Reine inflammatoriſche Krankheiten ſind hier ſelten, und ſie ſind gemeiniglich von einem intermittirenden Fieber begleitet: man ſiehet daher ſelten eine inflammatoriſche Cruſte auf dem Blute, ausgenommen bey Schwangern, und dieſe ertragen das Aderlaſſen am beſten.

Mit Kleidung muſs man in Südcarolina ſehr vorſichtig ſeyn, weil ſich das Wetter oft ſchleunig ändert: man hat Beyſpiele, daſs es in 16 Stunden ſich um 46, und in 36 Stunden um 52 Grad geändert habe. Empfindlichen Patienten ſchadet dies ſehr, ſie klagen ſehr über Kälte, und man muſs ihnen durch warme Flaſchen zu Hülfe eilen. Jede unterdrückte Tranſpiration hat Müdigkeit, Kopfſchmerzen und geſchwinden Puls zur Folge: die gewürzhaften Speiſen, mit Mäſsigkeit gebraucht, bringen dieſe nöthige Ausleerung wieder in Ordnung. Wie nothwendig aber dieſe ſey, ſiehet man beym Sonnenſtich. Selten wird ein Menſch, der ſchwitzt, damit befallen, weil dadurch die Turgescenz gehoben wird. Erfolgt aber die Ausdehnung des Bluts zu ſchnell, ſo bekommt ein Menſch ein aufgetriebenes Anſehen, eine Trägheit, Schläfrigkeit, Neigung zum Brechen; der Kopf iſt eingenommen; er wankt; das Klopfen der Arterien iſt Hammerſchlägen gleich; es erfolgt hierauf ein Schlagfluſs oder die Empfindung, als wenn die Bruſt mit Riemen zugeſchnürt wäre; nun folgt tiefer Schlaf, mit ſchnellem Ein-

athmen,

athmen. Obgleich alle Adern vom Blute ſtrotzen, ſo erfolgt doch kein Schweiſs; der Menſch ſcheint einen Rothlauf zu haben: — ſelten iſt unter ſolchen Umſtänden noch Hülfe: — iſt es noch nicht ſo weit damit gekommen; ſo bringt man ihn, in aufrechter Stellung, in Schatten; man läſst Blut; man beſprengt Kopf und Bruſt mit Weineſsig, darin Alaun und Bleyzucker aufgelöſet worden; noch beſſer wäre die Schmuckerſche Methode, kalte Umſchläge auf den Kopf zu machen; man giebt verdünnten Vitriolſpiritus; man erlaubt ihm nicht, zu ſchlafen, und ruft ihm oft zu. — Viele Menſchen werden in Carolina auch mit derjenigen Schwindſucht, die Herr Ritter Murray die ſchleimigte nennt befallen: man könnte ſie die Schwindſucht von Carolina heiſsen [z]).

Dieſe Länder liefern folgende Arzeneymittel. Aus Carolina, Penſylvanien und Virginien kommen der Ginſeng, die Serpentaria, die Lobelia ſiphylitika, Storax liquida; und aus ſumpfigen Gegenden kommt Liquidambar. Endlich ſind hierher auch zu rechnen die Senegawurzel, der Saſſafras, und der Balſam von Canada [aa]).

z) Murray's med. pr. Bibliothek, 2. Band. S. 497.

aa) Schoepff. Mal. med. americana.

Von den Bahamas-, Bermudiſchen, Azoriſchen und Canariſchen Inſeln.

Die Bahamas-Inſeln ſind von gemäſsigter Wärme, und daher ſehr geſund; nicht ſelten reiſen Fremde, um die geſunde Luft zu genieſsen, dahin [a]).

Das nemliche behauptet auch Raynal [b]) von den Bermudiſchen Inſeln, die an Fruchtbarkeit ihres gleichen kaum haben: man hat hier zwey Erndten, die eine im Julius, die andere im December; Donnerwetter giebts hier viel: die Luft iſt ſehr durchdringend und auflöſend; Steine, Dachziegel, Metall und eiſerne Kanonen werden, in kurzer Zeit, zerfreſſen [c]). Lind rühmt ihre geſunde Beſchaffenheit auch. — Seit dem man aber die Cedernwälder wegzuhauen angefangen, nimmt die geſunde Beſchaffenheit derſelben etwas ab. — Richard.

Die Azoriſchen Inſeln ſind bergigt, und haben eine gemäſsigte Luft, doch iſt ſelbige ſo durchdringend ſcharf, daſs ſie, nach dem Varenius [d]), ſo gar eiſerne Stangen zerfreſſen ſoll. Auf der Inſel Michael giebt es heiſse Bäder, welche im Podagra dienlich ſind [e]).

Die

a) Brüce Nachricht von ſeinen Reiſen. Leipzig 1784. S. 496.

b) Hiſt. philoſ. et pol. Tom. VII. p. 386. Genev. 1781.

c) Zöllner und Lange wöchentliche Unterhalt. v. J. 1785. auch Richard.

d) Thiery Erfahrungen, S. 119.

e) Maſſon im Hannöverſchen Magazin v. J. 1780.

Die vornehmsten canarischen Inseln sind Madera, Palma und Teneriffa. Madera, welches, in Ansehung der Vulkane, mit Island überein kömmt [f]), hatte ehemals so viel Holz, dass es fast nur ein Wald zu seyn schien; es war hier auch unangenehm und kalt; die Portugiesen, die hier im Jahr 1431 zuerst landeten, steckten einen Theil davon an: — das Feuer griff um sich, und brannte einige Jahre fort; auch die Insekten, welche in grosser Menge vorhanden waren, wurden ein Raub der Flamme. Würklich soll das Clima dieser Insel seitdem besser und wärmer geworden seyn [g]); auch ist es, nach Ovingtons Bericht [h]), hier gesund. Zur Zeit der Weinlese essen die Einwohner fast nichts als Brod und Trauben, wobey sie sich sehr wohl befinden, und sich dadurch gegen hitzige Fieber schützen. Sonst herrscht hier, nach Heberdens [i]) Bericht, ein Aussatz, der aber nicht von der schlimmsten Art ist: er ist weder ansteckend noch erblich. Dass auch die übrigen canarischen Inseln mit einer gemäsigten, reinen und gesunden Luft gesegnet sind, geht aus Linds Beschreibung [k]) hervor: — die englischen Officiere, die krank von Senegal kamen, hatten kaum, sagt er, an diesen Inseln gelandet, als sie schon eine unmittelbare und erfreuliche Veränderung an ihrer Gesundheit verspürten. Es war, setzt er hinzu, in der That zum Erstaunen, zu

 sehen,

f) Erlanger gel. Z. v. J. 1774. S. 218.

g) Richard a. a. O.

h) Allg. H. d. R. 2. B.

i) Vogels neue medic. Bibliothek, 8. B. S. 6. Man sehe auch Cartheuser de morb. end.

k) A. a. O. S. 70.

ſehen, in wie kurzer Zeit ſie auf dieſen reitzenden Inſeln ihre Geſundheit, Kräfte und Farbe wieder erhielten. Wie man in den alten Zeiten zu Teneriffa die Leichname einbalſamiret und in Höhlen aufbewahret habe, desgleichen wie die alten Einwohner zu Palma ſich ſelbſt zum Tode zubereitet haben, davon ſehe man die unten angeführte Schrift [l]). — Von den Canariſchen Inſeln erhalten die Apotheken vorzüglich das lignum Rhodii. —

Von der Barbarey.

Obgleich ein Theil der Barbarey, als Tunis und Algier, mit Sicilien und Malta einerley Breite hat, ſo habe ich doch, um die Länder nicht zu ſehr zu trennen Bedenken getragen, davon eher, als an dieſem Orte, zu ſprechen. — Wir haben daher einen mehr nördlichen, und einen mehr ſüdlichen Theil zu betrachten. — Der nördliche Theil begreift herrliche Länder, als das alte Mauritanien, Numidien, Libyen und dergleichen in ſich. Hier iſt es, wo das ehemals blühende Carthago ſtand; hier iſt es aber auch, wo man die Vergänglichkeit menſchlicher Gröſse in ihrem ganzen Umfange kennen lernen kann. — Jetzt haben dieſe Länder andere Namen, und ſie ſind uns unter dem Kayſerthum Marokko, und unter den

l) Finke von dem verſchiedenen Verfahren der Völker bey Kranken, Sterbenden und Geſtorbenen. Lingen 1789.

den Staaten von Algier, Tunis und Tripolis bekannt. Dieſes Land hat beſonders nach ſeiner Weſtſeite die hohen Atlasgebürge, auf denen verſchiedene Flüſſe entſpringen, als der Sus, welcher periodiſch, wie der Nil, aus ſeinen Ufern tritt [m]), und das Land bewäſſert. Gegen Oſten liegt die Wüſte Libyens, welche Barka heiſset, und die viele verſchüttete Städte und in Mumien verwandelte Menſchen in nicht bekannter Anzahl enthält. Eben ſo und noch ſchrecklicher iſt der ſüdliche Theil, welcher die Wüſten Zara, Zanzaga und Targa begreift. In einem ſo verſchiedenen Lande muſs die Lebensart der Einwohner und ihre Anzahl ſehr verſchieden ſeyn. An den Küſten wohnen die meiſten Menſchen in Städten und Dörfern. Dieſe Leute heiſsen Mauren. Araber nennt man hergegen diejenigen, welche tiefer im Lande herein wohnen, und Beduinen-Araber endlich, welche ein nomadiſches Leben führen; dieſe ſind gemeiniglich Räuber, die den Reiſenden ſehr gefährlich ſind, beſonders in einer Wüſte, die ſchon an und vor ſich, wegen des Waſſermangels, ſchauderhaft iſt. — Ehe wir von den Arabern aber weiter handeln, wollen wir die Länder der Mauren etwas näher betrachten. —

Das Kaiſerthum Marokko hat auf ſeiner Weſtſeite das Meer, von welchem im Sommer regelmäſsig die Winde herſtreichen: von der öſtlichen Seite wird es von den Atlasgebürgen, auf welchen ein beſtändiger Schnee liegt, und welche die heiſſen Winde, die von der Wüſte herkommen, und die alles verbrennen würden, begränzt. Durch dieſe Lage erhält nun dies Reich groſse Vortheile, und

m) Richard a. a. O.

und wird zu einer ſehr gemäſsigten und fruchtbaren Gegend, wozu die vielen vom Atlas entſpringenden Flüſſe das meiſte beytragen. Das Land der Barbarey iſt meiſt flach; hat groſse Wüſten, als z. B. zwiſchen Tunis und Tripolis, wie auch diejenige, die man antrift, wenn man nach der Inſel Gerbo reiſet, wo die alten Lothophagen wohnten *n*). In dieſer ganzen Gegend ſiehet man weder Baum, noch Strauch. Ganz anders iſt aber die Gegend von Suſa u. a. m. beſchaffen, die überall mit Oelbäumen reichlich beſetzt ſind.

An den Küſten des Kaiſerthums Marokko ſo wohl, als der übrigen barbariſchen Staaten, iſt die Luft ſehr feucht, und ſo voller Salztheile, daſs ſie alle aus Metall verfertigte Inſtrumente, als Meſſer, Scheeren und dergl., ſelbſt in der Taſche, anfriſst *o*): ſo iſt es aber nicht im Innern des Landes beſchaffen, wo die Luft heiſser und trockner iſt. Die Winter ſind ſehr gelinde, und beſtehen nur in Regenmonaten. — Man ſiehet alſo hieraus, daſs beſonders Marokko ein geſundes Land ſeyn müſſe; und nicht allein Einheimiſche, ſondern auch Fremde genieſsen die wohlthätigen Einflüſſe des marokkaniſchen Clima's. Die ganze Mannſchaft eines engliſchen Schiffes blieb hier 17 Monate lang, bey vollkommener Geſundheit, und kehrte vergnügt zurück *p*). Auch die Stadt Marokko ſelbſt hat eine geſunde Lage; aber die Unreinlichkeit der Mauren; die vielen Wanzen, Schlan-

n) I. Brüce von Kunaird Reiſen zur Entdeckung der Quellen des Nils. Leipz. 1790. S. 34.

o) Chenier Geſchichte des Königreichs Marokko und Fetz. Leipz. 1788.

p) Lind a. a. O.

Schlangen und Scorpionen machen den Ort unangenehm. Fetz kann aber auf eine ſo geſunde Luft nicht Anſprüche machen: die vielen feuchten Dünſte machen im Sommer die Luft dick, und geben zu vielerley Fiebern Gelegenheit. Chenier. — In den ſehr angenehmen, fruchtbaren und herrlichen Staaten von Algier, Tunis und Tripolis iſt ein heiterer Himmel gewöhnlich, der ſelten mit Wolken bedeckt iſt. Noch jetzt fand Eduard Stanley das, was die Alten von Carthago geſagt hatten, daſs nemlich kein Tag im Jahre ohne Sonnenſchein vorbeyſtreiche, in Tunis beſtätiget *q*). Auch hier trägt die Nachbarſchaft der See zur Mäſsigung der Hitze vieles bey. Ja, Reaumür *r*) fand bey verſchiedenen Wetterbeobachtungen den Stand des Thermometers in Algier niedriger, als zu Paris. So fand er nemlich den 30ſten May die Höhe des Queckſilbers in Paris auf $23\frac{1}{4}$ Grad, da man in Algier nur 22 Grad hatte. Den 30ſten Iuly ſtand es am erſten Orte auf 29 Grad und darüber, am letztern etwas nur über 26.

Auch wird die Luft durch die vielen aromatiſchen Pflanzen, die hier wild wachſen, noch mehr verbeſſert; wenigſtens leiten einige die geſunde Beſchaffenheit der Luft von Tunis, worin nicht allein alle Unſauberkeit der Mauren herrſcht, ſondern das auch eng bebauet, niedrig gelegen, mit einer ſehr feuchten Luft verſehen iſt, und das Mangel am Waſſer hat, von dem vielen Maſtix, Rosmarin und dergl. mehr her, welche in groſser Menge täglich zum Heitzen der Oefen und Bäder ge-

q) Beyträge zur Länder- und Völkerk. 7. Th.

r) Memoires de l'Academie roy. de Paris. 1736.

gebraucht werden [s]). Endlich ſo beweiſet die gute Geſundheit, welche gemeiniglich Leute aus allen europäiſchen Staaten in den Königreichen Algier, Tunis und Tripolis, während ihrer Gefangenſchaft in der Sclaverey, genieſsen, hinreichend, daſs es geſunde Länder ſeyn [t]). Beſonders kann man dies von Tripolis behaupten, das nicht allein eine geſunde Luft, ſondern auch Ueberfluſs an gutem Waſſer hat. Indeſs giebts doch hier einige Ausnahmen. Lokalle z. B. ein Ort, welcher 20 Meilen von Tunis liegt, hat zwar eine herrliche Gegend; doch trocknen einige benachbarte Seen im Sommer aus, welche die Luft ungeſund machen, und zu bösartigen Fiebern Gelegenheit geben [w]). Auch entſtehet in Tunis der häſslichſte Geſtank von einem Canal, in dem alle Unreinigkeiten der Stadt geworfen werden, und der ſich in einen benachbarten See, der gleichfalls böſe Ausdünſtungen liefert, ergieſst [x]).

Was die Lebensart der hieſigen Einwohner oder Mauren anbetrift; ſo iſt ſie ſehr verſchieden. Einige Mauren treiben Ackerbau und Viehzucht, wie z. B. in dem ſchönen Lande Mozoule und Kaſſou; andere, die in der Nähe von der Wüſte Sara wohnen, verändern ihren Aufenthalt im Winter; wählen gern ſchattigte und waſſerreiche Gegenden im Sommer; im Winter flechten ſie aus Baumzweigen oder Schilf Hütten, die ſie an der Mit-

s) Man ſehe oben angef. Beyträge.

t) Lind a. a. O.

w) Poirets Reiſen in die Barbarey oder Altnumidien, 1. Th. Straſsburg 1789.

x) Totts Reiſen, im 11ten Bande der Bibliothek der Reiſebeſchr. Leipz. 1788.

Mittagsſeite eines Hügels anlegen. Zu Gaream in Tripolis wohnen die meiſten Menſchen zwey bis drey Klaftern tief unter der Erde, nach Rothmann. — Die Araber aber führen völlig ein patriarchaliſches Leben. Einige von ihnen, die ohnweit Tunis leben, ſind von allen Abgaben frey, und ſind ſehr reich. Sie ſind treffliche beherzte Reuter, und kühne unerſchrockene Jäger. Sie müſſen aber auch beherzt und tapfer ſeyn, weil ihre tägliche Nahrung Löwenfleiſch iſt, wie Brüce verſichert.

Elender ſind aber die ſo genannten Bergbewohner daran; denn da dieſe eine dürre Gegend inne haben, ſo fehlt es ihnen oft an Unterhalt, und was ſie ſäen, rauben ihnen die Beduinen-Araber, unter denen die Nadis die ſchlimmſten ſind. Dieſe Beduinen-Araber leben allezeit auf einem flüchtigen und räuberiſchen Fuſse; verkriechen ſich auf unerſteigliche Berge, und ſehen elend und lumpicht aus. Nicht viel beſſer erſcheinen die Bergmauren, welche faſt ganz nackt gehen. Bey dieſen iſt die Haut dunkelbraun und ruſsfarbigt, da hergegen die Mauren, die nicht von der Sonne verbrannt ſind, weiſs ausſehen; ja, ihre Weiber ſind blendend weiſs [y]). — Im Genuſſe der Speiſen und Getränke ſind dieſe Völker ſehr mäſsig. Sie eſſen Geflügel, Rind- und Hammelfleiſch, am meiſten aber Boſsina [z]), welches eine Gerſtengrütze iſt, worauf man eine Hühnerbrühe gieſst. Anſtatt des Brodes bedienen ſie ſich einer groben Reiſsgrütze, die ſie in ein Sieb ſchütten, und über die Dämpfe

y) Poiret a. a. O.

z) Rothmanns Reiſe im 6ten Heft des Schlötzerſchen Briefwechſ.

Dämpfe ihres Fleiſchtopfs ſetzen, damit ſie davon durchdrungen werden. Nur die Welled Sidi Boogannin, denn ſo heiſsen die oben genannten Araber, eſſen das Löwenfleiſch, das Brüce [a]) ſelbſt dreymal verſuchte, aber jederzeit ſo zähe als Pferdefleiſch gefunden hat; ob es gleich nach Biſam roch.

Sonſt genieſsen die Araber auch Wurzelwerk, und andere Kräuter und Milch. Ihr gewöhnliches Getränke iſt Waſſer und Sorbet, welches eine Art von Limonade iſt. Wein zu trinken verbietet die Muhamedaniſche Religion. Im Genuſſe der Speiſen und Getränke ſind ſie mäſsig: ſelten halten ſie mehr als eine Mahlzeit, und viele können ſich mit wenigem begnügen. Wenn die nomadiſchen Araber auf Reiſen und Streifereyen ausgehen, führen ſie gemeiniglich, wie die Tataren, nur ein Beutelchen von jener Grütze, die ſie Coucouçon nennen, mit ſich, und begnügen ſich mit einer kleinen Portion. — Poiret ſagt, oft gehet von Tunis eine Caravane von 3 bis 400 Arabern durch die Wüſte nach Guinea, um Sclaven zu holen: ſie bringen wohl mehrere Jahre auf einer ſolchen Reiſe zu, und es iſt leicht zu erachten, daſs viele von Ungemach und Mangel am Waſſer umkommen. Dieſe Menſchen führen auch ihren Vorrath mit ſich, und begnügen ſich den Tag über mit einer Handvoll Grütze, die ſie in Waſſer zu Kugeln gemacht haben. Zu den berauſchenden Sachen, die die Araber lieben, gehört das Opium. Andere nehmen Blätter und Saamen, die dem Hanf ähnlich ſind [b]). Die Mauren haben

a) A. a. O. S. 23.

b) Höſts Reiſen, in dem 22ſten Bande der Berliniſchen Sammlung der Reiſebeſchreib.

haben eine mehr als gewöhnliche Höhe des Körpers; ſtarke feſte Muskeln; nervichte Arme; ſie ſind aber gemeiniglich mager; haben viel Feuer in den Augen, einen grauſamen Blick, und einen dreiſten frechen Gang. Auch die Araber ſind ſtark: aber die Beduinen-Araber ſind mager und klein. — Poiret. — Die Mauren lieben das Fettſeyn ſehr: daher giebt ſich das Frauenzimmer alle Mühe, dieſe Zierde des Körpers zu erlangen. Man läſst's ſich hier eben ſo ſehr angelegen ſeyn, ein junges Frauenzimmer dick und fett zu mäſten, als in Europa die Kapaunen. Den Chamäleons, die hier häufig gefunden werden, trauet man die Vermehrung des Fetts zu: daher pflegt man dieſe gekocht oder getrocknet oft zu genieſsen. — Höſt. — Auch giebt es hier viele Scorpionen; unter jedem Stein findet man faſt einen; ſie ſollen aber nicht ſehr giftig ſeyn, wenigſtens fürchtet man den Stich nicht ſehr. Man pflegt, wenn man gebiſſen iſt, die Haut aufzuritzen, und Scorpionenöl einzureiben. Will man dieſes Oel machen; ſo wirft man 50 Stück Scorpionen in einen Pott franzöſiſchen Baumöls, und läſst es 14 Tage lang an der Sonne hängen. Auch der Pferdeſchaum wird gegen dieſen Stich gelobt. Wer wird aber glauben, daſs der Beyſchlaf das beſte Mittel ſey? Gleichwohl behaupten dies, wie Höſt ſagt, die Mauren. — Zur Erhaltung der Geſundheit gebraucht man hier, wie überall im Orient, die warmen Bäder, und darin läſst man ſich die Haut derb reiben. Alle Reiſende ſprechen von ihrem Nutzen, beſonders als von einem guten Vorbauungsmittel gegen die Gicht. Poiret bediente ſich eines ſolchen Bades zu Bonne, und empfand Schläfrigkeit darnach. Weiter, ſo bedienet man ſich gegen die

Peſt, einer hier nicht ungewöhnlichen Seuche, der Raute, als Präſervativ. Man findet daher faſt in jedem Hauſe einen Topf damit angefüllet; aber ſie gebrauchen ſie ungern, weil ſie glauben, daſs ſie im Beyſchlaf hinderlich ſey. Auch nehmen ſie oft Pillen aus Aloe, Myrrhen und Saffran in der Abſicht, anſteckende Krankheiten dadurch zu verhüten. Was ihre Krankheiten ſonſt anbetrift, deren würklich wenige ſind, ſo entſtehen ſie entweder aus Unreinlichkeit, oder aus der verdorbenen Luft ihrer dumpfigen Wohnungen; aus ſchlechter Nahrung und Geilheit, der ſie ſehr ergeben ſind. Man ſiehet daher viele unter ihnen an Hautkrankheiten, Faul- und Wechſelfiebern, wie auch an Rheumatismus und Auszehrung danieder liegen. Die an den Küſten wohnen, ſind oft mit der veneriſchen Seuche, die ſie Mal des chretiens nennen, geplagt: ſie gebrauchen nichts dagegen, und man ſiehet eben nicht, daſs es ſehr böſe mit ihnen ſtehe [c]). Daſs Hautkrankheiten hier in einem Lande, wo die Bäder beſucht werden, ſo häufig gefunden werden, rührt daher, weil die Mauren ſich ſonſt ſehr unreinlich halten, und nicht ſo oft, als die Türken, waſchen und baden [d]). Doch ſiehet man die Kinder oft, wenn ſie auch voller Schweiſs ſind, ſich in einen Fluſs ſtürzen, und darin ſchwimmen. — Die Araber, ob ſie gleich ſelten krank ſind, wiſſen doch immer, wenn ſie einen Arzt ſehen, etwas zu klagen, und dünken ſich dann ſchon krank zu ſeyn. Dies erfuhr auch Poiret [e]), als er bey Aly Bay im Lager war; alles

c) Poiret a. a. O. S. 153.
d) A. a. O. S. 133.
e) A. a. O. S. 82.

alles drängte sich zu ihm, um sich den Puls, worauf sie unendlich viel halten, befühlen zu lassen. Aerzte kommen daher in diesem Lande am besten fort, und sie finden, bey ihrem Pflanzensammlen, allen Beystand. Aber es ist nicht gut mit ihnen zu thun zu haben. Denn wenn der Maure einen Arzt gebraucht *f*), so lebt er der gewissen Hoffnung, von der Krankheit zu genesen, und misst, wenn dies der Fall nicht seyn sollte, alle Schuld demselben bey. Stirbt der Patient unter seinen Händen, so ist er der grösten Misshandlung ausgesetzt, ja oft ist sein Leben in nicht geringer Gefahr. Der Arzt muss, ausser der Versehung des Patienten, auch die Medicin anschaffen, und das noch umsonst. Wer daher mit ihnen vorsichtig gehen will, macht es wie jener maurische Arzt, von dem Höst *g*) redet. Dieser wollte einen Patienten, der von einem tollen Maulesel war gebissen worden, nicht eher in die Cur nehmen, bis er ihm vor einem Notario vorher, von aller Verantwortung wegen des Ausgangs der Krankheit, frey gesprochen hatte.

Es fehlt ihnen nicht an Aerzten. In Tunis sind deren viele aus allen Nationen *h*). — Wie weit aber ihre Geschicklichkeit reiche, lasse ich unentschieden. Shaw *i*) scheint ihnen nicht viel zu trauen. Die Geschicklichkeit ihrer Chemiker, sagt er, geht nicht weiter, als Rosenwasser zu machen.

f) Göttingisches Magazin von Forster und Lichtenberg. 1785.

g) Im 23. Bande der Berl. Samml. S. 10.

h) Schlötzers Briefwechs. 1. Stück.

i) Sammlung der Berl. Reisebeschr. 1. B.

chen. Das Hauptbuch ihrer Aerzte iſt die ſpaniſche Ausgabe des Dioscorides, von dem ſie die Kupfer beſſer als den Text kennen. — Eigentlich achtet aber doch dieſes ſehr abergläubiſche und der Prädeſtination zugethane Volk mehr auf Hexerey und Zauberkunſt, als auf wahre Heilmittel. — Viele gebrauchen nichts, und laſſen die Natur ungeſtört in ihrem Laufe. — Gichtiſche Patienten und die mit der Gelbſucht beſchweret ſind, begeben ſich nach den Algieriſchen warmen Bädern. — In der Gicht gebraucht man das Brennen oft, und die Araber gieſsen brennend heiſse Butter in die Geſchwüre. Alle ihre Mittel ſind einfach. Beſonders halten ſie viel aufs Scarificiren. Zu dem Ende verfüget ſich *k*) das Landvolk an den Markttagen nach den Städten, wo Barbiere und Feldſcheerer wohnen. Männer und Weiber laſſen ſich, wegen Stockung der Säfte, wegen Kopfſchmerzen und andern Ungemächlichkeiten, am Kopfe, Schultern, Armen und Beinen leichte Scarificationen machen. — Bey Geſchwulſt, Quetſchung und Entzündung, wie auch bey der Gicht, legt man mit gutem Erfolge die in der Aſche geröſteten Stachelbeerblätter warm auf. — Shaw. —

Von der Inoculation der Blattern ſind ſie groſſe Freunde. Die Perſon, ſo eingeimpft werden ſoll, ſucht ſich ein Haus, worin gute Blattern vorhanden ſind, zuerſt aus *l*); geht zum Bette des Patienten, und ſagt: ich bin hierher gekommen, um Blattern zu kaufen. Hierauf wird geantwortet: kaufen

k) Chenier a. a. O.

l) Hannöverſches Magazin v. J. 1770.

kaufen ſie nur, wenn es ihnen gefällig iſt. Hierauf wird eine Summe Geldes gegeben, und es werden drey bis vier Blattern, die voller Materie ſind, herausgenommen. Dieſe werden ſo gleich auf der Haut der Hand, zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger, eingerieben. Dies iſt zur Anſteckung genug; ſo bald ſich die Würkung der Anſteckung äuſsert, wird der Patient ins Bette gebracht, ſorgfältig mit rothen Bettdecken und einigen erhitzenden Arzeneyen, denen man Roſenhonig zuſetzt, verſehen. Es wird ihm zur Nahrung eine Suppe aus Ziegenfleiſch erlaubt, und zum Getränke erhält er einen Aufguſs von gewiſſen Kräutern. Bey dieſer Behandlung ſiehet man faſt nie böſe Folgen, und es iſt faſt unerhört, daſs jemand daran geſtorben ſey. — Es iſt dieſe Methode ſeit undenklichen Zeiten hier eingeführet geweſen, und man hat kaum Urſache zu zweifeln, daſs nicht die Araber die erſten Erfinder der Inoculation geweſen ſeyn ſollten. Uebrigens muſs man den guten Ausgang der oben beſchriebenen Methode dem guten Geſundheitszuſtande der Kinder und ihrer genoſſenen Erziehung mit zuſchreiben. Sie genieſsen nemlich faſt alle Freyheit, und bringen den ganzen Tag in freyer Luft mit Springen und Tanzen zu. So lange ein Kind noch nicht gehen kann, ſchnürt es die Mutter [m]) auf ihren Rücken, und trägt es bey allen Wetterveränderungen mit ſich herum; an Windeln, Schnürleib, Leiteband und Gängelwagen wird nicht gedacht. Die Frauen der Mauren gebähren hier auch leicht und mit wenig Schmerzen. Manche ſteht am zweyten Tage ſchon auf, und verrichtet ihre Hausgeſchäfte. —

m) Höſt a. a. O.

Zu den in Tunis nicht ungewöhnlichen Krankheiten zählt auch Cartheufer den Tarantismus. Hier kann aber die Krankheit nicht von den Tarantelſpinnen kommen, weil die hier nicht gefunden werden. Merkwürdig iſt der Fall, den Aaskow [n]) anführt. Als ſich nemlich die Flotte, auf welcher er ſich befand, an der Rhede von Algier aufhielte, überfiel an die 50 Matroſen die Nachtblindheit auf einmal, wogegen er Brechmittel verordnete. —

Aus dieſen Ländern erhalten wir die Senesblätter und die Radicem Pyrethri. —

Von Egypten, und zwar meiſt von Niederegypten.

Der Boden von Egypten iſt ſchlecht; ſalzigt; voller Natrum; daher an und vor ſich unfruchtbar; es iſt ein flaches Land, und kann leicht unter Waſſer geſetzt werden; es wird auch jährlich vom Nil, zu einer beſtimmten Zeit, überſchwemmet; wodurch es fruchtbar und zum Reisbau geſchickt gemacht wird. Die am mittelländiſchen Meere gelegenen Oerter haben Moräſte und ſtehende Waſſer, haben auch eine feuchte Luft: auch das alte Peluſium, am Meere Sirbon, lag an einem feuchten, moraſtigen Orte. Es giebt hier aber auch viele und groſse ſandige Wüſten, wie bey Thebais und Girge, wo nur Beduinen-Araber ſich aufhalten: andere ehemals bebauete Länder

n) Todens med. chirurg. Bibliothek. 2. B.

Länder liegen jetzt, wegen Abnahme der Menſchen, öde: — es rührt dies auch daher, weil ſie nicht ſo gut als ehemals vom Nil bewäſſert werden. Denn ehemals konnte man ſo gar durch Canäle, die aus dem Nil geführt worden, und die jetzt in Verfall gerathen ſind, die Wüſten Libyens mit Waſſer verſorgen. Die Ufer dieſes Fluſſes ſind daher die fruchtbarſten, und am meiſten bewohnt. Es wohnen hier nicht allein viele tauſend Araber beſtändig unter Zelten; ſondern es begeben ſich auch hierhin, aus den entfernteſten Ländern, als aus der Barbarey, viele Caravanen von Arabern, die am Ufer des Nilfluſſes für ihr Vieh die fetteſte Weide finden und, nachdem ſolche verzehrt worden, wieder wegziehen. Da man auch ferner in Egypten faſt kein anderes als Nilwaſſer hat; ſo hat man auch die meiſten Städte an dieſem Fluſs angelegt. Selbſt die Hauptſtadt von ganz Egypten, Cairo, liegt hart an ihm an. Die Einwohner dieſes Landes haben zur Düngung ihrer Aecker und zur Löſchung ihres Durſtes nur allein das Waſſer des Nils. Das erſte leiſtet es dadurch, weil es, bey ſeiner Ueberſchwemmung einen fetten, die Fruchtbarkeit befördernden Satz, fallen laſst. — Der ganze Reichthum Egyptens beſtehet daher in dieſem wohlthatigen Fluſſe und in deſſen periodiſchem Austreten. Dadurch wird faſt das ganze Egypten, das Land Goſen ausgenommen, weil es höher gelegen iſt, unter Waſſer geſetzt. Bliebe dieſes einmal aus, ſo würde der Boden nicht gedüngt werden, und eine Hungersnoth wäre unausbleiblich. Wäre jener Vorſchlag eines Pörtugieſen: den Nil aus Aethiopien ſo gleich durch einen Canal ins rothe Meer zu leiten, ausgeführet worden: ſo könnte Egypten kein bewohnbares

Land mehr seyn. Nichts ist daher den Egyptiern heiliger, als dieses Wasser, dem sie fast göttliche Ehre bezeigen. So bald von seinem Austreten Spuren vorhanden sind, macht man allerley Ceremonien, und jede Mutter eilet mit ihrem Kinde dahin, um es darin zu baden. — Der Anfang dieser Ueberschwemmung wird gemeiniglich den 17ten July bemerkt; sie dauert bis zum August fort, und erst im October verliert sich das Wasser allmählig, und nun fängt man erst an, die Saat zu bestellen, welche entweder Weitzen oder Reis ist. — Andere Befeuchtung, als diese, hat das Land nicht. Denn nirgends ist der Regen seltener als hier. Maillet sahe in den Jahren 1692 bis 1694, vom November bis April, nur viermal des Abends eine Viertelstunde lang Regen fallen. Weiter im Lande hinein giebt es Gegenden, wo Regen für eine ausserordentliche Naturerscheinung gehalten wird. In Oberegypten regnet es demnach fast gar nicht. Nebel und Thau sind aber, besonders in den Gegenden, die am mittelländischen Meere liegen, und wenn dann der Nordwind wehet, gewöhnlich. Weiter im Lande hat man sie vor Johanni nicht. In der Johannisnacht fällt aber der erste Thau, und wenn etwa dann die Pest vorhanden ist; so hört sie auch, wie Brüce o) versichert, auf. Der Himmel ist fast immer klar, und Wolken sind selten. — In Alexandrien siehet man zwar oft dicke Dünste und Wolken, welche aber doch durch die Winde zurück gehalten werden. Die Luft mus demnach in Egypten, ausser zur Zeit der Ueberschwemmung, wenig oder gar keine Dünste in sich enthalten, und sie ist auch, die

o) Reisen 1. Band. S. 72.

die meiſte Zeit des Jahres über, ſehr trocken: dabey iſt ſie dann auch zugleich rein, ausgenommen zu der Zeit, wenn das Waſſer abgelaufen iſt. Denn es kann nicht fehlen, daſs dann nicht viele faul gewordene mephitiſche Partikeln die Luft anfüllen ſollten. — Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs bereits vor der Periode des Austretens die Luft feucht zu werden anfange, weil um dieſe Zeit eine abgewogene Portion Erde ſehr ſchleunig am Gewicht zunimmt, welches vorher nicht geſchiehet, und in Cairo, wie Alpinus *p*) meldet, beurtheilet man die Höhe der bevorſtehenden Ueberſchwemmung nach dem gröſsern oder geringern Zuwachs des Gewichts in einer abgewogenen Portion Erde. Die Hitze iſt in dieſem Lande ganzer neun Monate lang nicht gering. Im Februar nimmt ſie bereits ihren Anfang, und endiget ſich erſt mit dem October; doch ſind der Julius und Auguſt die heiſeſten Monate, und es pflegt zu dieſer Zeit das Reaumüriſche Thermometer, ſelbſt im kühlſten Zimmer, zwiſchen 24 und 25 Grad über o zu ſtehen *q*). Der Himmel ſcheint gleichſam alsdenn zu glühen, und um neun Uhr Morgens kann es kein Europäer mehr in der freyen Sonne aushalten: man zerflieſst überdem faſt für Schweiſs. Selbſt die Egyptier leiden davon, und um ſich abzukühlen, bleiben ſie die ganze Nacht in Kähnen, worin ſie auch ſchlafen. Die in der Luft um dieſe Zeit vorhandenen Dünſte verurſachen oft ein ſchleuniges Sinken des Thermometers, und man hat Beyſpiele, daſs es in kurzer Zeit 8 Grade gefallen iſt.

p) De Medicina Aegyptiorum.

q) Vollneys Reiſe nach Syrien und Egypten. Jena 1788.

Dies verurſacht aber ein allgemeines Zittern, und ein jeder greift ſodann zu ſeinem Pelz. In der kühlen Jahreszeit begnügen ſich aber die Europäer nicht mit einem, ſondern ſie haben wohl zwey bis drey Fuchspelze über einander an. Selbſt im Sommer legt man ſie nicht alle ab, weil man jene Abwechſelung und die Kälte im Schatten befürchtet. — Nichts übertrift aber die Hitze des Südſüdweſtwindes, welcher aus Aethiopien kömmt, und unter dem Namen Smum, Chamyele, Samiel oder auch Kampſis bekannt iſt. Er regieret eigentlich in den heiſeſten Monaten im März, April und May, und pflegt 50 Tage lang anzuhalten, wird aber doch oft durch kalte Weſtwinde unterbrochen. Gemeiniglich dauert auch dieſer Wind jedesmal, wie wir unten bey Aethiopien hören werden, nur eine kurze Zeit, etwa nur einige Minuten lang. Wenn der Kampſis wehet, iſt der Himmel trübe; die Sonne hat eine violette Farbe; es ſchwebt ein feiner Staub in der Luft, der aber nicht fällt. Die Luft iſt voll Hitze; es kömmt einem vor, als wenn ſie aus einem glühenden Backofen käme; ſie iſt ganz verdünnt und zum Athemholen ungeſchickt. Daher iſt das Athemholen ſchwer, kurz, und die Lunge wird gepreſst. — Die Haut wird trocken, und man fühlt ein innerliches Brennen; Mund und Hals ſind trocken, und kein Waſſer, das zum Gurgeln gebraucht wird, kann der Dürre abhelfen. Alle Körper ſind alsdenn, ſelbſt bey Abweſenheit der Sonne, ſehr heiſs anzufühlen, als Eiſen und Marmor. — Die Gefahr, die mit dieſem Winde verbunden iſt, beſtehet nur eigentlich in den Windſtöſsen. Wenn dieſe einen Menſchen oder ein Thier treffen, ſo erſticken ſie faſt gleich auf der Stelle, beſonders wenn es ein vollblütiger

Menſch

Menſch iſt. Es entſteht ein Blutfluſs aus der Naſe, und der Leichnam bleibt noch nachher lange, dem Gefühle nach, warm; er ſchwillt auf, wird blau, und die Fäulung folgt bald. Die ſeine Gefahr kennen, bücken ſich gleich zur Erde, welches auch die Kameele thun, die den Mund in den Sand ſtecken. — Es iſt dieſer Wind ſo austrocknend, daſs in die Luft geſprengtes Waſſer ſo gleich unſichtbar wird. Den Namen Kampſis, wie Alpinus r) anmerkt, ſoll er von der gänzlichen Niederlage, welche der Heerführer Kampſis mit ſeiner ganzen Armee durch ihn gelitten hat, haben. Es iſt ein wahres Glück für dieſes Land, daſs dieſe Windſtöſse eben nicht oft kommen. In den übrigen Monaten regiert der Nordwind, welcher Erfriſchung bringt. Mitten in den egyptiſchen Wüſten trocknet das Fleiſch, ohne in Fäulung zu gehen, in 24 Stunden zu einem harten Körper ein: ein todtes Kameel wird in kurzer Zeit ſo leicht, daſs man es mit einer Hand heben kann. Dies verurſachen ebenfalls ſtarke Winde; die aber nicht von ſo böſer Eigenſchaft als der Kampſis ſind: durch den häufigen Sand aber, den ſie in Bewegung ſetzen, und durch den ſie hier Höhlen, dort Berge formiren, richten ſie groſsen Schaden an. — Kömmt im December oder Jänner dieſer Wind aus Süden; ſo iſts alsdenn hier kalt, weil die in Aethiopien befindlichen Sandwüſten jetzt von der Sonne nicht erhitzt werden s).

Ob gleich Egypten, noch zu unſerer Zeit, geſund genannt werden kann; ſo verdiente es doch in

r) De medicina Aegyptiorum. L. B. 1745. p. 23.

s) Volney a. a. O.

in den ältern Zeiten dieſen Namen noch mehr. Es gab ehemals viele unterirdiſche Kanäle, Dämme und Todtengruften, welche zur Ableitung der ſtehenden Waſſer und zur Reinigung der Luft dienten, die aber jetzt verfallen ſind [t]). Man wendet dieſe in Sümpfe verwandelten Oerter vielmehr zu unſern Zeiten zum Reiſsbau an, und füllet dadurch die Luft mit vielen giftigen Partikeln an. Wenn daher der berühmte Tott [u]) behauptet, daſs Egypten das einzige Land in der Welt ſey, wo diejenige Art von Landbau, welche ſtehende Waſſer nöthig macht, keine Ungeſundheit mit ſich führe; ſo kann man dies, ohne alle Einſchränkung, ſo nicht annehmen, und es ſcheint nur zu gewiſs zu ſeyn, daſs manche Krankheit, wie gleich nachher gezeigt werden wird, daher ihren Urſprung nehme, von denen die Alten nichts müſſen gewuſst haben: wenigſtens verſichert Herodot [x]), daſs die Egyptier unter allen Nationen, wenn man die Libyer ausnehme, die geſundeſten ſeyn, und da er von der Peſt keine Erwähnung thut; ſo iſt es wahrſcheinlich, daſs man ſie zu Herodots Zeiten noch nicht in Egypten gekannt habe. Man braucht ſich daher nicht zu verwundern, daſs das jetzige Egypten lange nicht ſo blühend, auch nicht ſo fruchtbar, als das alte ſey, in welchem man 20000 Städte, 20 Millionen Einwohner und 300000 Soldaten zählte. Unendlich viele Städte ſind

t) Joh. Gottl. Herders Ideen zur Philoſ. der Geſchichte der Menſchheit, 3. Theil.

u) Bibliothek der Reiſebeſchr. 11ter B. S. 99.

x) Opera, verglichen mit G. Blanes Beobachtungen über die Krankheiten der Seeleute. Marburg 1788. S. 203.

ſind verſchüttet, und von vielen herrlichen Tempeln weiſs man kaum die Stelle zu zeigen. Rechnet man aber auch die Peſt ab; ſo giebt es dennoch hier manche andere Krankheit, beſonders in Cairo. — Die Egyptier ſind aber doch auch, dies kann nicht geläugnet werden, von vielen Uebeln frey, wozu der faſt beſtändig heitere Himmel, der Genuſs einer reinen Landluft, und die vielen kühlenden Gewächſe das meiſte beytragen. Zur Zeit, wenn die Pomeranzen in Blüthen ſtehen, wovon man hier ganze Wälder hat, empfindet man mit jedem Athemzug eine unbeſchreibliche Wolluſt y). Die Luft, ſagt Savary, die man in Egypten athmet, iſt den Lungen beſonders dienlich; denn, ſetzt er hinzu, ſie iſt feucht und mildert die Hitze: man muſs aber bemerken, daſs dies eigentlich von Alexandrien und der benachbarten Gegend nur gelte. Da nun eine ſolche Luft den Lungenſüchtigen ſehr zuträglich iſt, ſo ſchickte auch Galenus, der in Alexandrien ſtudirt hatte, ſeine Lungenſüchtigen Patienten hierhin, damit ſie durch die egyptiſche Luft geheilet würden. Auch Plinius der Jüngere z) ſchickte ſeinen freygelaſſenen Zoſimus, der Blutſpeyen hatte, nach Egypten, und er kam geſund wieder zurück. —

Würklich muſs man vieles Gutes von der egyptiſchen Luft vermuthen: denn ſo wohl Bruſtkrankheiten von hitziger Art, als Lungenſuchten, ſind hier unbekannt. Selbſt Europäer, Aſiaten, und die, ſo aus der weſtlichen Küſte von Afrika nach Egypten kommen, bleiben von der Lungenſucht frey:

y) Savary a. a. O. S. 194.

z) Epiſt. 19 ad Paulinum.

frey: nur die Numidier und Abyſſinier nicht immer, weil ſie aus einem noch weit heiſsern Clima kommen [a]). Damit man aber den Urſprung der übrigen Krankheiten, womit Egypten heimgeſucht wird, näher einſehen könne, wird es dienlich ſeyn, von ihren Getränken, Speiſen und ſonſtiger Lebensart vorher mit wenigem zu handeln.

Nilwaſſer iſt, wie bereits bemerkt worden, das vornehmſte Getränke, welches in dieſem Lande getrunken wird; doch trinken auch die Reichern Sorbet, welches eine Art Limonade aus Limonienſaft iſt, zu dem ſie einige Specereyen, als z. B. Ambra, ſetzen [b]). — Nichts geht über die Lobſprüche, welche die Egyptier dem Nilwaſſer ertheilen, indem ſie dafür halten, daſs es ſich in Blut verwandele [c]); daſs es die Fruchtbarkeit vermehre [d]); daſs es mit der Hälfte Feuer, welches andere Waſſer erfordern, zum Kochen könne gebracht werden, u. d. g. m. Strabo [e]) verſichert aus dem Ariſtoteles das nemliche: — die Weiber, welche Nilwaſſer trinken, ſagt Ariſtoteles, ſollen oft vier Kinder zur Welt bringen; eine Frau ſoll ſo gar deren ſieben gehabt haben. — Das erſte, was geſchiehet, wenn man in ein egyptiſches Haus tritt, iſt, daſs der Wirth, wie Volney

a) Savary a. a. O.

b) Binos Reiſen durch Italien und Egypten. Breslau 1788.

c) Alpinus l. c.

d) de Pauw wysgerige Berichten over de Egyptenaaren en de Chineſen. Deventer 1773. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, S. 155.

e) Strabonis Geographia cum Notis Caſauboni. Amſtel. 1707. p. 1018.

ney ſagt, einen Becher mit Nilwaſſer ſeinem Gaſte anbietet. Dieſer Verfaſſer ſcheint aber nicht viel Weſens daraus zu machen, und er ziehet es dem Seinewaſſer in Frankreich nicht vor. — Maillet hergegen, wie wir unten hören werden, wenn die Rede von Oberegypten ſeyn wird, iſt ganz verſchwenderiſch in Lobſprüchen dieſes Waſſers; er ſagt: das Nilwaſſer iſt unter den Waſſern das, was unter den Weinen der Champagner iſt. Nach dem Alpinus erregt es bey Ungewohnten einen leichten Durchfall; bey andern aber befördert es den Abgang des Urins, des Grieſes und des Schweiſses. Er ſelbſt litte einmal heftig an Steinſchmerzen; nachdem er aber einige Pfunde vom Nilwaſſer getrunken hatte, überfiel ihn ein Schlaf und beym Erwachen gieng mit dem Urin ein Stein ab. Es durchlauft, ſagt er, die Wege, die nach der Blaſe führen, ſchnell, und bleibt nicht lange im Magen. Jedes Nilwaſſer iſt Anfangs trübe und moderigt, beſonders dann, wenn der Nil zu ſteigen anfängt. Man läſst es daher entweder einige Tage in Ciſternen ſtehen, damit ſich die erdigten Theile ſetzen mögen, oder man reibt den Rand des Gefäſses, worin das Waſſer enthalten iſt, mit Mandeln ab, wo denn auch in kurzer Zeit eine Scheidung erfolgt: endlich ſo bedient man ſich auch oft zur Reinigung des Waſſers ganz lockerer Gefäſse, durch welche nur das Waſſer allein, nicht aber die Erde dringen kann. Alle Menſchen trinken nicht allein heut zu Tage dies Waſſer, ſondern ſo war es auch in vorigen Zeiten. Nur die Prieſter tranken es in den alten Zeiten nicht; deſto mehr aber genoſſen ſie Bier, welches aus Gerſte und Lupinen gemacht und mit dem Namen

Zythum

Zythum belegt wurde *f*). — Wein wird nicht getrunken, — an deſſen Stelle werden aber wohl gewiſſe abgezogene Waſſer und Opium, wie bey allen Muſelmännern, genommen. — Was die Nahrungsmittel anbetrift; ſo beſtehen ſie meiſt aus Reiſs, Erbſen, Linſen und Angurien; ſie eſſen viele Fiſche, von denen manche ſchon in Fäulung übergegangen ſind. Knoblauch brauchen ſie eben ſo, wie die Alten, viel, und von ihnen lernten die Iſraeliten deſſen Gebrauch, und bauten ihn haufig zu Askalon in Paläſtina, wovon denn die Schalotten Ascalonia heiſsen; ferner genieſsen ſie vielen Käſe; rohes Gemüſe; ſaure Milch; Honig und Moſt *g*). Unter der ärmern Claſſe der Menſchen ſind die Nahrungsmittel äuſserſt ſchlecht; daher kann man nirgends, nach Volneys Ausſage, ungeſtaltetere Kinder, als zu Kairo ſehen; bey dieſen ſind die Augen hohl; das Geſicht iſt geſchwollen; die äuſsern Theile ſind abgezehrt; die Haut gelb, und ſie ſehen einem Todtengerippe ganz ähnlich. — Gleichwohl halt man alles dieſes für Folgen der Hexerey, und anſtatt Medicin zu gebrauchen, behängt man die Kinder mit einem Talisman, welcher entweder aus einem Stücke rothen Zeug, oder aus einer Schnur von Corallen, oder grünem Glaſe gemacht iſt und das übers Geſicht herhängt, damit man den Blick des Neiders, wie ſie ſagen, damit bezwingen könne. — Ihre Kleidungen ſind keinesweges dem Clima angemeſſen; ſie tragen Rauchwerk, und mancher begnügt ſich nicht einmal mit einem Pelze. — Auch den Kopf halten ſie nicht warm, ſondern heiſs. — Zwey Stücke machen ihnen dieſe Decken, unter wel-

f) Pauw l. c. p. 215.

g) Volney a. a. O.

welchen ein anderer erſticken würde, erträglich: — der Müſsiggang nemlich, und die Einrichtung ihrer Häuſer. — Sie ſcheuen nemlich die Arbeit, und bringen einen groſsen Theil ihrer Zeit in Unthätigkeit zu. — Da zweytens ihre Häuſer, nach Alpinus Beſchreibung, mit groſsen Röhren verſehen ſind; ſo wird dadurch die Luft nicht allein in den Wohnungen gereiniget, ſondern auch abgekühlet. — Ihre Trägheit und die Hitze des Clima's führen ſie ſehr zu allerhand Ausſchweifungen und Lüderlichkeiten. — Um ihren Gelüſten noch mehr Sporn zu geben, vermiſchen ſie den Ambra mit ihrem Sorbet. — Ihre Bäder ſind aber auch ſo beſchaffen, daſs ſie beydes, ſo wohl Faulheit als Lüderlichkeit befördern. — Dieſe vermehren auch ſehr die Schlaffheit ihrer Faſern, welches nicht allein bey dem weiblichen, ſondern auch männlichen Geſchlechte bemerkt wird: — es erfolgt hierauf eine Neigung zum Fettwerden, worin aber auch die egyptiſchen Weiber die Schönheit faſt allein ſetzen. Eine Badeparthie gilt ihnen das, was uns eine Tanz- oder Spielgeſellſchaft iſt. — Da ſiehet man ſie *b*) täglich, nicht einzeln, ſondern in ganzen Geſellſchaften, Stundenlang im Bade verweilen, die Zeit mit Eſſen, Trinken, und oft lüderlichen Geſprächen zubringen. — Haben ſie zugleich die Abſicht, welches gemeiniglich der Fall iſt, fett zu werden; ſo eſſen ſie zugleich im Bade ſehr fette und kräftige Hühnerbrühen: — ein Weib iſſet wohl die Suppe eines ganzen Huhns, und friſſet das Fleiſch obendrein auf. — Mandeln, Piſtacien und Seſamöl werden auch deshalb genoſſen. Will es dennoch mit der Fettigkeit nicht recht

b) Alpinus l. c.

recht fort; ſo trinkt man ein Decoct aus Chinawurzel, und man läſst ſich im Bade wohl zwey bis drey Clyſtiere, zu denen Bärenfett geſetzt wird, beybringen. Ihr Bemühen iſt auch ſelten fruchtlos, und viele verſchaffen ſich dadurch eine auſserordentliche Corpulenz. Man ſahe ſchon zu Juvenals Zeiten Weiber, deren Buſen dicker als ein Kind war: in Meroë, ſagt er, quis miratur, craſſo maiorem infante mamillam? In Egypten hat man ſo gar Weiber, die darin Unterricht geben, und zu denen ſich die wenden, denen dieſe Schönheit noch fehlt. — Auch ſehen die Egyptier das Bad als Reinigungs-, Vorbauungs- und ſtärkendes Mittel an, beſonders nach einer vollbrachten Reiſe, die in dieſem Lande nicht ohne viele Beſchwerde, und nicht ohne vielen Staub, womit die Haut verunreiniget wird, geſchehen kann, begeben ſie ſich ins Bad und laſſen ſich darnach den Körper ſtark reiben. Die Art zu reiben iſt dreyfach; das gelinde; das ſtärkere; das ſtärkſte. Das letztere geſchiehet mit einem aus Ziegenhaar bereiteten Tuch; der Körper wird dabey ſtark gezogen, gezerrt und geknätet. Zuletzt ſeift man ihn ein und wäſcht ihn ab. — Alle Reiſende, bis auf Volney, der davon ein Zittern in den Beinen bekam, rühmen einſtimmig die durch ein Bad, und durch jene Behandlung, erhaltene Stärkung, nach einer Reiſe. — Ich habe ſchon oben geſagt, daſs nicht alle Bäder als ein Gegenſtand des Luxus anzuſehen ſind; ſondern daſs ſie auch als Vorbauungsmittel gebraucht würden. Alpinus ſagt: wer eine Krankheit befürchtet und gern ſchwitzen will, begiebt ſich in ein Bad: — monatlich pflegen auch die Egyptier im Bade ein Vomitiv, welches aus vielem warmen Waſſer beſtehet, in dem ſie Süſsholz und Fenchel-

ſaamen

ſaamen gethan haben, zu nehmen, und ſie verſichern, daſs auf dieſe Weiſe das Brechen ſehr leicht von Statten gehe, welches auch zu glauben iſt, da durch die Wärme des Badewaſſers alle Theile in Schlaffheit erhalten werden. Der berühmte Biërnſtiel ſetzte einmal einen mit einem eingeklemmten Bruche behafteten Patienten in ein warmes Bad und lieſs ihm die Ader öffnen, worauf der Bruch glücklich zurück trat. Irgendwo habe ich geleſen, daſs eine ſchwere Geburt dadurch glücklich und geſchwind beendiget worden, daſs man die Kreiſſende in ein warmes Bad geſetzt, und ihr engliſches Salz zum Laxiren eingegeben. — Endlich ſo finden die Bäder in Egypten auch als Hülfsmittel, in verſchiedenen Krankheiten, ihre Stelle, wie unten vorkommen wird.

Man ſollte, wenn man dieſe Beſchreibung der Bäder lieſet, dafür halten, daſs die Egyptier groſse Freunde der Reinlichkeit wären. Allein dieſs ſiehet man, wenigſtens in Cairo, nicht. Dieſer Ort *i*) iſt vielmehr ſehr widrig, ob er gleich in einer angenehmen Gegend liegt, und es verbreitet ſich durch alle Straſsen, die dazu nicht gepflaſtert ſind, der ſtinkendſte Geruch, der von den Schindangern, verfaulten Aeſern und Gräbern kömmt, die ſich in der Nähe der Stadt befinden. Dazu kömmt das Gedränge von Menſchen, von Eſeln, von Hunden und Kameelen; die unzählbaren Geyer, die über allen Häuſern ſchweben, und mit ihrem Klagegeſchrey die Ohren betäuben, ſo wie die erſten die Luft mit feinem Sand und Staub anfüllen. —

Von allen Geſchöpfen ſtehen ſich Hunde und Geyer in Cairo am beſten. Denn auſser daſs ſie

i) Volney a. a. O.

an dem umgefallenen oder hingeworfenen Luder vor der Stadt volles Futter haben; so bezeugt man in Cairo dadurch Andacht und Mitleiden, dafs man diesen Creaturen Vermächtnisse aussetzt, und sie auf Kosten des Erblassers füttern läfst. — Besser wäre es freylich, dafs man ihnen Wasser zum Trinken gäbe, weil es daran oft sehr gebricht. Dies geschiehet aber nicht, und dennoch hört man hier nichts vom Tollwerden der Hunde [k]). Hierbey mufs aber doch bemerkt werden, dafs Cairo nicht eine so trockne Luft, als viele andre Oerter Egyptens habe: denn hier rostet das Eisen in kurzer Zeit. —

Kommen wir auf die Leibesbeschaffenheit der Egyptier, so scheinet das phlegmatisch-melancholische Temperament die Oberhand bey ihnen zu haben. — Das erste wird durch ihre Lebensart, durch Müfsiggang, durch vieles Baden und dergleichen bewürkt, und giebt sich durch ihre Trägheit und Fettigkeit zu erkennen. Man findet, sagt Alpinus, zu Cairo fette Mannspersonen, deren Brüste so dick und grofs, als einer säugenden Frau sind. Was das zweyte anbetrift; so beschreibt Ammianus Marcellinus [l]) solches mit folgenden Worten: Homines aegyptii plerique subfusculi sunt et atrati, magisque moestiores, gracilenti et aridi, ad singulos motus excandescentes.

Auch beschreibt Alpinus die egyptischen Melancholikos folgendermafsen: sie sehen, sagt er, schwarz und unflätig aus, und ihr Körper ist gleich

k) Volney a. a. O.

l) Pauw l. c. p. 194.

gleich einer Mumie trocken. Ihr Gehirn iſt theils durch die übermäſsige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichſam ausgebrannt. — Dies ſind die Santons oder Mahomedaniſchen Prieſter, das geilſte Geſindel, die in Egypten das ſind, was man von den Fakirs in Aſien erzählt. — Alſo Müſsiggang, heiſses Clima, vieles Tabackrauchen, Nachtwachen und dergl. bringen dieſe Leute zu allem Unſinn. — Dieſe Leute wohnen aber ſelten in der Nähe des Nils, ſondern halten ſich in den Wüſten auf, wo ſie wegen Waſſermangel am Körper nicht allein austrocknen, ſondern auch gemeiniglich ein angebranntes Gehirn haben. —

Nachdem wir uns bisher mit Egyptens Clima, mit der Lebensart und dem Temperament der Einwohner bekannt gemacht haben; ſo wenden wir uns nunmehr zu den Krankheiten dieſes Landes, nachdem wir nur noch kürzlich den Schädel einer egyptiſchen Mumie, wie ihn uns der berühmte Blumenbach *m*) beſchrieben hat, betrachtet haben. Dieſer iſt ſchmal, wie von beyden Seiten zuſammen gedrückt, am meiſten gegen den Scheitel zu. Die Stirn iſt klein und gewölbt; das übrige Geſicht von der Glabella bis zum Kinne iſt lang gezogen. Die Arcus ſupraciliares ragen ſehr hervor. Die Augenhöhlen ſind weit, und weil das Siebbein ſchmal iſt, nicht weit von einander entfernt. Die Foſſa molaris neben dem Foramine infraorbitali iſt tief; die untere Kinnbacke iſt groſs und ſtark. Die Zähne ſind ſehr groſs, und die Kronen der Schneidezähne ſind dick. Das Hinter-

m) Decas Collectionis ſuae cranior. diverſ. gent. illuſtr. 1790.

haupt ragt weit hinten hinaus. Der Gang der Suturae ſagittalis iſt auſsen gefurcht. Die Wurzeln der Zähne, vorzüglich der obern Hundszähne, ſind ſehr lang. —

Von allen Krankheiten Egyptens iſt keine ſo gar den Alten ſo bekannt geweſen, als der Ausſatz, von welchem Lucrez [n]) ſo gar behauptet, daſs er nirgends anders, als in dieſem Lande, zu Hauſe ſey. Denn er ſagt:

Eſt Elephas morbus, qui propter flumina Nili
Gignitur Aegypto, in media, neque praeterea vsquam.

Ob ſich Lucrez im letzten Umſtand geirret habe oder nicht, laſſe ich unentſchieden; übrigens findet man dennoch ſeine Ausſage heutiges Tages annoch in der Hauptſache beſtätiget. Denn nach dem Alpinus findet man hier ſo wohl die Lepra arabum, als die Phlegmatia elephantina, ja endlich iſt hier die Lepra Graecorum auch nicht ſelten, und ſo wohl er, als andere [o]), leiten dieſe Uebel von dem häufigen Genuſſe der faulen Fiſche; vom ſchlechten nicht gereinigten Nilwaſſer; von den Erbſen, Linſen, Angurien und überhaupt von der ſchlechten Nahrung her. Daher iſt die Claſſe der Armen häufiger damit geplagt, als reiche Leute. Um dieſer Krankheit vorzubeugen, muſsten ehemals die egyptiſchen Prieſter eine ſtrenge Lebensordnung führen, und ſich aller derjenigen Sachen enthalten, auf die man einigen Ver-

n) Lucretius de natura rerum, Paris 1768. verſ. 413.

o) Cartheuſer l. c. Franke med. Policey im 3ten Bande. Zimmermann von den Erfahr. in der Arzeneygel. 2. Theil.

Verdacht, dieſer Krankheit wegen, hatte. Sie *p*) tranken kein Nilwaſſer, ſondern Zythum; auch keinen Wein; Fiſche aſsen ſie ſo wenig, als gemeines Salz, an deſſen Stelle ſie Sal gemmae nahmen: Schweinefleiſch war ihnen verhaſst, und das gemeine Volk bekam nur zweymal des Jahres dieſes Fleiſch zu eſſen; auch verwarfen ſie die Pelikans, weil dieſer Vogel ſich von Fiſchen nähret: endlich ſo entſagten ſie gänzlich dem Knoblauch und den Bohnen. — Selbſt das erlaubte Fleiſch wurde ſorgfältig beſchauet, ob es auch irgend einigen Schaden habe. Am liebſten aſsen ſie Gänſe- und Taubenfleiſch. — Sie führten ferner, wie noch jetzt die Kopten thun, ein 40tägiges Faſten alle Jahre, während dem ſie von bloſsen friſchen Kräutern lebten, und ſich ihrer Weiber enthielten. Weil aber das gemeine Volk dieſe Regeln nicht ſo genau beobachtete; ſo muſste jeder monatlich ein Laxativ einnehmen; jeder muſste an der Vorhaut beſchnitten ſeyn, und ſich des Schweinefleiſches faſt gänzlich enthalten; auch aſsen ſie nur ſelten ausſätzige Fiſche, als Lachsforellen und dergl.

Die alten Griechen und Römer achteten alle dieſe Vorſichtsregeln nicht. — Daher brachten die erſtern den Ausſatz aus Egypten, nach der Schlacht bey Aktium, nach Griechenland *q*), und da ſie glaubten, daſs man in dem Vaterlande dieſes Uebels auch die beſten Heilmittel dagegen kennen müſſe; ſo lieſsen ſie alexandriniſche Judenärzte kommen: dieſe fiengen aber die Cur mit Brennen an: es iſt aber wahrſcheinlich, ſagt der

p) Pauw l. c.

q) Pauw l. c.

Herr v. Pauw, dafs die Prieſter beſſere Mittel müſſen gekannt haben, und dies mag wohl das Vipernfleiſch geweſen ſeyn. Denn nach Maillet gebrauchten die alten Prieſter die Vipern häufig, und nach dem Shaw leben noch heutiges Tages in der Nähe von Cairo an die 40000 Araber von gewiſſen Schlangen, und dieſe Araber werden von keinem giftigen Thiere verletzt. — Ueberhaupt erzeigt man den Schlangen nicht allein viele Ehre, ſondern es giebt noch jetzt daſelbſt Menſchen, die die Schlangen gleichſam bezaubern oder doch unſchädlich machen können. Dies läugnet ſelbſt der berühmte Haſſelquiſt [r]) nicht, indem er ſagt: es giebt noch egyptiſche Pſylli, welche, ohne Furcht, giftige Schlangen und Vipern angreifen; ſie wollen aber das Geheimniſs, das gewiſs über 2000 Jahre alt iſt, nicht entdecken. — Doch ich kehre zu meinem Vorſatz wieder zurück, um den Nachtheil der ſchädlichen Fiſche zu zeigen. Tournefort merkte auf ſeiner Reiſe nach der Levante an, dafs die Griechen, die viel Fiſche aſsen, häufiger mit dem Ausſatze geplagt würden, als die Türken, die mehr Gemüſe als Fleiſch genieſsen. Eine zweyte mit dem Ausſatze ziemlich nahe verwandte Krankheit, die in Egypten nicht ſelten iſt, iſt die weiſse Räude [s]) (vitiligines).

Von allen Krankheiten ſind aber Augenſchäden und ſo gar Blindheit die gemeinſten Uebel. Volney ſagt: unter hundert Perſonen, die einem in Cairo auf den Straſsen begegnen, giebt es gewiſs 20 Blinde, 10 Einäugigte, und noch 20 andere, bey denen

r) Haſſelquiſt Voyage dans le Levant. Paris 1769.

s) Lorry Abhandlung von den Krankheiten der Haut. Leipzig 1779. 1. Th. S. 674.

denen die Augen entzündet oder in Eiterung ſind. Faſt ein jeder trägt daher eine Augenbinde. Der berühmte Tott *) ſetzt die Anzahl der Blinden in Cairo an die 4000. Er enträthſelt aber auch dieſen Umſtand am beſten, indem er ſagt: man müſſe ſich nicht einbilden, als wären alle dieſe Blinden zu Cairo zu Hauſe: man hat hier für Blinde eine eigne Stiftung, und man ſchickt daher aus dem ganzen Lande Blinde hierhin. — Dennoch bleibt die Anzahl noch groſs, und man möchte wohl nach der Urſache neugierig ſeyn. Folgende Umſtände kommen hier zu erwägen vor. — Viele Menſchen, wie Tott und Volney verſichern, ſchlafen entweder aus Armuth oder aus andern Urſachen oft des Nachts in freyer Luft: man findet ſie des Nachts auf den Straſsen; auf Kähnen; auf Terraſſen und Altänen nicht ſelten ſchlafen. Am häufigſten findet man zweytens die Augenübel an Orten, die der See am nächſten ſind; daher die Bauern am Deltafluſs am meiſten damit geplagt werden. — Die mit ſcharfen Theilen angefüllte Nachtluft und der Thau tragen alſo gewiſs vieles dazu bey. Denn die Beduinen-Araber, die im Lande herum irren, und die Mammelucken leiden ſelten daran. Da ferner das Uebel häufiger in den Städten, als auf den Dörfern; häufiger unter Armen, als unter Reichen gefunden wird, ſo bringen auch noch andere Umſtände dazu ihren Antheil. In den Städten iſt die Luft beſtändig mit einem feinen Staube angefüllt, welches in dem trocknen Cairo, wo es ſo ſelten regnet, und wo die Straſsen ungepflaſtert ſind, ſo ſtark als irgendwo ſeyn muſs. — Nun rechne man die

*) Bibl. der Reiſebeſchr. 11. Band. S. 106.

oben beſchriebenen ſchlechten Nahrungsmittel, und daſs man den Kopf beſtändig mit einer Pelzmütze bedecket, hinzu, ſo kann der Urſprung des Uebels nicht mehr dunkel ſeyn. Ohne Zweifel kommen auch noch mehrere Stücke, als z. B. der häufige Genuſs des Reiſses, wovon unten ein mehreres vorkommen wird; die ſcharfen Ausdünſtungen der Cloaken, der Aeſer und die heiſsen Winde und dergl. in Anſchlag. —

Auch Brüche [u]) ſind in Egypten gemein. Pocock [x]) ſagt: man finde ſie am häufigſten bey denen, die in den Moſcheen viel ſingen und ſchreyen. — Aber die vielen warmen Bäder und der häufige Genuſs der öligten Sachen tragen gewiſs auch das ihrige hierzu mit bey. — Daher iſt unter den Kopten und Griechen, die zwei Drittel des Jahres viel Oel gebrauchen, nach Volney, das Uebel am häufigſten. — In den erſten drey Monaten, wo die heiſsen Winde wehen, herrſcht in Egypten, auſser der Augenentzündung, eine Art Hirnwuth, welche oft, gegen die Behauptung des Galenus, welcher nie einen Phreniticum vor dem dritten Tag will ſterben geſehen haben, in der dritten Stunde ſchon tödtlich iſt [y]). Zu eben der Zeit herrſcht auch noch eine Art Cephalitis, die man Demelmuia nennt. Der Zufall fängt ſich mit Kopfſchmerz, Wachen und einer geringen roſigten Geſchwulſt am innern Augenwinkel an. Tritt dieſer zurück; ſo entſtehet Raſen und der Schlagfluſs [z]). Dieſe Krank-

u) Fried. Hoffmann a. a. O.

x) Beſchreibung des Morgenlandes, überſetzt von Mosheim. 1754.

y) Alpinus l. c. p. 53.

z) L. c. item Cartheuſer l. c.

Krankheit iſt eigentlich aus einer Phrenitis und Lethargus zuſammen geſetzt. Gallenkrankheiten, Faulfieber und Bauchflüſſe ſind vom May bis zum September, der böſen Ausdünſtungen wegen, nicht ſelten [a]).

Auch der Bandwurm [b]) iſt zu Cairo, beſonders unter den Juden, die viele ſüſse Sachen genieſsen, gemein. Sie nehmen beym abnehmenden Monde drey Tage nach einander einige Tropfen Petreolum, und hinten her ein Laxans mit Nutzen. Auch die Blattern, welche 620. [c]) aus Arabien nach Egypten kamen, richten hier viel Unheil an, und ſind an den vielen Augenſchäden mit ſchuld. Man giebt dieſen Patienten in den drey erſten Tagen Moſt zu trinken, darauf giebt man ihnen geſalzene Fiſche, Milch und Käſe, aber kein Laxativ. — Ans Inoculiren wird nicht gedacht [d]). — Ueber ſchlechte Verdauung und Brennen im Halſe höret man faſt die meiſten Egyptier klagen, und ſie ſind mehr oder weniger faſt alle Hypochondriſten [e]).

Die Peſt kömmt, nach dem Alpinus [f]), die meiſte Zeit, von andern Orten her, und er ſetzt hinzu, die, ſo aus Griechenland oder Syrien kömmt, iſt nicht ſo bösartig, als die von der Barbarey hergeführet wird. Volneys Ausſage ſtimmt auch hiemit überein, indem er nicht zugeben will, daſs die

a) Fried. Hoffmann a. a. O. Lind a. a. O.

b) Haſſelquiſt l. c. Cartheuſer l. c.

c) Crell im 5ten Bande der Hallerſchen Beyträge.

d) Volney a. a. O.

e) Volney a. a. O.

f) L. c.

die Peſt eigentlich in Egypten zu Hauſe ſey. Sie findet ſich gemeiniglich zuerſt an der Küſte von Alexandrien ein. — Da nun dieſer Ort, der Handlung wegen, mit vielen andern, beſonders mit Conſtantinopel, als dem Sitze der Peſt, in genauer Verbindung ſtehet; ſo iſts ſehr wahrſcheinlich, daſs durch verpeſtete Waaren, beſonders durch Pelze und anderes Rauchwerk, das Gift übergebracht werde. Von Alexandrien geht die Peſt nach Roſette, von da nach Cairo, Damiate u. ſ. w. Selten bleibt ſie über vier bis fünf Jahre aus, und dann iſt ihr Anfang *g*) gemeiniglich im Winter, der hier wegen ſeiner gemäſsigten Wärme und Feuchtigkeit dazu am geſchickteſten iſt; durch die Hitze und Trockenheit des Sommers wird ſie aber vertrieben *h*). — Hieran zweifelt man ſo wenig, daſs jedermann, der ſich der Peſt wegen eingeſchloſſen gehalten, um Johanni ſeinen Arreſt verläſst, unbekümmert, ob noch Peſtkranke vorhanden ſeyn oder nicht. Thevenot beſtimmt genau den Tag, und ſetzt das Ende auf den 16ten Junius, nachdem kurz vorher ein ſchwacher Regen gefallen. Brüce nennt ihn aber nur einen Thau. — Um dieſe Zeit tritt aber auch der Nil aus ſeinen Ufern, und es läſst ſich alſo nicht begreifen, wie man dieſe Ueberſchwemmung für Urſache der Peſt habe anſehen können, da ſie derſelben vielmehr Einhalt thut. Richard ſagt: ſo bald in Cairo der Nil anfängt zu wachſen; ſo hört ſogleich die Peſt auf. Wenn z. B. geſtern noch 500 ſtarben; ſo ſtirbt heute, wenn der Nil austritt, keiner mehr.

g) Volney a. a. O.

h) Volney a. a. O. Alpinus l. c. Mariti a. a. O. Lüdecke a. a. O.

mehr. — Der berühmte Niebuhr [i]) führt noch einen andern Grund an; er ſagt: die böſen Ausdünſtungen des Waſſers müſſen nicht an der Peſt in Egypten ſchuld ſeyn, weil die meiſten Europäer zu Cairo an dem Canal wohnen, wo ſie am erſten angeſteckt werden könnten, welches aber doch nicht geſchiehet, ob ſie gleich andern Krankheiten ausgeſetzt ſind. — Endlich ſo hat ſich die Peſt in Egypten um ſo häufiger eingeſtellt, je weiter ſich die Handlung mit den benachbarten Völkern erſtrecket hat. Vor Zeiten wuſste man von keiner Peſt aus Aethiopien, weil keine Handlung dahin war, jetzt wohl [k]). — Um dieſer fürchterlichen Krankheit vorzubeugen, zündete man ehemals im Lande groſse Feuer an, und die Prieſter muſsten täglich durch die Stadt räuchern, wobey ſie ſich zugleich einer ſtrengen Diät unterwarfen [l]). Jetzt ſchweigen hievon die Reiſebeſchreiber. Vielmehr tadeln ſie allgemein das unvorſichtige Betragen der Egyptier dabey. Niemand, der das Unglück hat, damit befallen zu werden, braucht zu fürchten, daſs man ihn verlaſſen werde. Der Arzt nimmt ſich ſeiner Peſtpatienten ſo gut an, als wenn ſie an andern Uebeln danieder lägen [m]). Der Geiſtliche muſs den kranken Griechen die Hoſtie, ob gleich auf einem Stäbchen, reichen [n]), und an Gehülfen fehlt es ihnen auch nicht: Europäer ſchlieſsen ſich aber dafür ein, und ſcheuen mit ihnen allen Umgang zu haben.

Was

i) Niebuhrs Beſchreibung von Arabien, 1772.
k) Pauw l. c.
l) Pauw l. c.
m) Alpinus l. c.
n) Mariti a. a. O.

Was die Venusseuche anbetrift, welche die gebenedeyete genannt wird, so ist sie so allgemein, dass wohl halb Cairo *o*) damit angesteckt ist. Die meisten glauben aber, dass sie aus Schrecken oder Zauberey ihren Ursprung nehme, indess giebt es doch immer einige, die die wahre Ursache vermuthen, nur getrauen sie sich nicht, ihre Meynung frey heraus zu sagen. — Selten ist dies Uebel in diesem Lande von heftiger Art; man siehet Greise von 80 Jahren, die nie davon los geworden sind. — Bey Kindern aber, die es mit auf die Welt bringen, ist es schrecklich. Auch haben die sehr zu fürchten, die mit der Krankheit behaftet, sich in ein kälteres Land begeben. Dort macht es Riesenschritte, und wird durch diese Verpflanzung weit unbezwinglicher: auch ist diese Krankheit schon zu Damas in Syrien und auf den Gebürgen weit schrecklicher, als in Egypten: — da ist es aber auch kälter *p*). —

Jede unterdrückte Ausdünstung ist in Egypten bedenklich, und ziehet leicht Magenkrämpfe und andere Uebel *q*) nach sich. Pocock *r*) sagt: wer in Egypten nicht in beständiger Ausdünstung ist, dem schadet die Hitze sehr, und er verfällt leicht in ein Fieber. Doch stellet ein Bad die Ausdünstung bald wieder her: — ehemals gebrauchten sie so gar dazu Bäder aus Milch der Eselinnen, Kameele und Ziegen *s*), jetzt aber nicht mehr. —

Einige

o) Volney a. a. O.

p) Volney a. a. O.

q) Thevenot l. c.

r) A. a. O.

s) Richteri Opuscula Tom. III. p. 185.

Einige alte Aerzte, als Aretäus, Aëtius und Aurelius Severinus thaten einer faſt peſtilenzialiſchen, meiſt Knaben und Mädchen befallenden Halsentzündung, die ſich durch Geſchwulſt und Tödtlichkeit zu erkennen gab, und die ſich ehemals oft in Egypten ſoll gezeiget haben, Meldung [t]); die neuern ſchweigen auch hievon. — In einzelnen Orten hat man noch beſondere Krankheiten, oder man hat ſie doch gehabt, welche von der beſondern Lage und Beſchaffenheit der Oerter herrühren. — Zum Beyſpiel, es war ehemals die Trommelſucht, mit einer beſondern Manie verbunden, zu Peluſium [u]) ſehr gemein. Es lag aber der Ort hart am Meere Sirbon, und ſelbſt in einem moraſtigen Grunde. Nun hatte man gefunden, daſs die Meerzwiebel, welche hier häufig wächſt, darin vorzügliche Dienſte leiſtete; daher erzeigte man dieſer Zwiebel göttliche Ehre. —

Alexandrien liegt ebenfalls in einer ſumpfigen Gegend, und durch den Nil, wie Strabo [x]) ſchon anmerkt, wird der Ort von ſeinen böſen Dünſten gereiniget, und mit Waſſer verſehen. Aber die faulen Bewohner dieſer Stadt haben den von Alexander, oder, wie andere ſagen, von Ptolemäus angelegten Canal, der auch der Canal der Cleopatra heiſſet, welcher ihnen aus dem Nil Waſſer zuführen ſollte, verfallen laſſen, und die Einwohner können nur Waſſer bekommen, wenn der Nil ſehr hoch ſtehet. — Dies ziehet zuweilen Waſſer-

t) Werlhoff de variolis et anthracibus.

u) Pauw l. c.

x) L. c. p. 327.

Waſſermangel nach ſich, und im Jahre 1784. lief man im October ſo gar Gefahr, zu verdurſten [y]; aber eine zweyte Unbequemlichkeit, die daraus entſtehet, iſt dieſe: die Stadt ruhet nun deshalb faſt ganz auf Pfählen, und hat unterirdiſche Gewölbe, in welchen leicht die Unreinigkeit ſtockt, wenn ſie nicht durch Nilwaſſer weggeſpült wird. Da nun dies letztere beym Verfall des Canals nicht mehr geſchiehet, ſo wird dadurch oft die Luft ganz verdorben [z], und dies giebt zu den Augenentzündungen, zu den Herbſtfiebern und mehreren Uebeln Gelegenheit. Auch zu Cairo verbreitet der in der Hitze austrocknende Fluſs Caleg einen unerträglichen Geſtank, und wenn ſich um dieſe Zeit die Blattern einſtellen; ſo ſind ſie von der allerſchlimmſten Art. Zu dieſer Zeit verlaſſen viele Einwohner ihre Häuſer, die an dieſem Fluſs liegen, des Geſtanks wegen, und räumen oft ſo gar die Stadt [a]. — Am unerträglichſten iſt es aber zu Cairo zu der Zeit, wenn die Cloaken gereiniget werden. Es verbreitet ſich alsdenn ein ſehr ſcharfer Geſtank, der vorzüglich die Augen angreift. Haſſelquiſt [b] kannte einen Mann, der alle Jahre um dieſe Zeit eine Augenentzündung bekam. — Was Wunder, wenn Leute, die dieſe Arbeit verrichten, endlich blind werden! Andere leiten die Feuchtigkeiten durch ihre dicken Pelzmützen, womit ſie den geſchornen Kopf bedecken, und ihn in einem beſtändigen Schweiſs erhalten, zu ſehr

y) Kleine Reiſen, Lektüre für Reiſedilettanten, 6. Band. S. 90.

z) Alpinus l. c. p. 52.

a) Alpinus l. c. p. 54.

b) A. a. O.

ſehr nach dem Kopf, und bey der erſten Verkältung haben ſie Augenentzündung oder Zahnſchmerzen; daher, ſagt Volney, ſollte man in Egypten nicht fragen: wie befinden ſie ſich? ſondern: wie ſchwitzen ſie? denn die Geſundheit hängt von dieſer ungehinderten Abſonderung ganz ab. Zu Cairo herrſcht ferner die oben beſchriebene Elephantiaſis am häufigſten, wovon die Urſache in der ſchlechten Lebensart der armen Claſſe der Menſchen liegt. Sie ernähren ſich [c]) von halb faul gewordenen Fiſchen aus Teichen und moorigtem Waſſer; faulem ſalzigten Käſe; ſchleimigten Wurzeln und Gemüſen, als z. B. Colocaſia; ſie trinken moderigtes, halb ſtinkendes Waſſer. — Endlich ſo führet das egyptiſche Clima noch eine beſondere Unbequemlichkeit mit ſich, und dieſe beſtehet in einem Hautausſchlag, der alle Jahre, zu Ende des Junii oder Anfangs Julii ſich einſtellt, in Blattern oder Röthe ſich zeigt, die den Körper bedecken, und zu einem empfindlichen Schmerz Gelegenheit geben. Wahrſcheinlich rührt dies Uebel von den Unreinigkeiten her, die das ſchlechte Trinkwaſſer im April, im Körper zurückläſſt, und die das friſche Waſſer nachher aus dem Körper wegſchlemmet. — So verhält es ſich mit den Krankheiten Egyptens in gewöhnlichen Jahren. Oft entſteht aber, wenn die Bewäſſerung des Nils nicht gehörig geſchehen iſt, eine Hungersnoth, wie in den Jahren 1783. und 1784, wo denn wohl der ſechſte Theil der Menſchen ein Raub des Todes wird. — Dem allen ohnerachtet hat Egypten viele alte Einwohner; es giebt deren nicht

c) Alpinus l. c. p. 56.

nicht wenige, die hundert Jahre erreichen *d*). Ihre Mäfsigkeit im Eſſen und Trinken, indem ſie zwar mehrere malen des Tages, aber nur wenig zur Zeit, eſſen, und ihre Enthaltung von vielem Fleiſch, aber der häufige Genufs der Gemüſe, als Malven, Angurien und Feigen, wobey ſie nichts als Waſſer und Sorbet trinken, thun ihnen dieſe Dienſte. Aber dabey leidet auch deſto mehr der Magen; ſie ſind wahre Hypochondriſten, die ſich immer krank fühlen, jedem Arzte die Hand reichen, damit er ihren Puls fühle, und die ſich dann über ſeine Geſchicklichkeit wundern, wenn er ihnen daraus die Beſchwerden ihres Unterleibes verkündiget. — Gicht und Steinſchmerzen mögen auch daher bey ihnen entſtehen *e*). Denn ſonſt ſollte man dieſe Uebel in einem Lande, wo kein Wein getrunken wird, und wo die warmen Bäder ſo fleifsig beſucht werden, nicht vermuthen. —

In der Behandlung der Krankheiten hat der Arzt auf die Hitze des hieſigen Clima's ſein Augenmerk zu richten. Mercurialmittel z. B. bekommen den Veneriſchen nicht wohl *f*): man ſtehet ſich bey den pflanzenartigen Medicamenten beſſer. — Aber ich fürchte, dafs es nur eine Palliativcur ſey. — Mit kühlenden, antiſeptiſchen Mitteln richtet man hier das meiſte aus, und die Natur ſcheinet nicht, ohne weiſe Abſicht, dergleichen Früchte allhier in Menge hervorzubringen, ob ich gleich nicht in Abrede ſeyn will, dafs jene Behandlung, die wir in Südcarolina anprieſen, in Egypten nicht ebenfalls ſtatt haben ſollte, wenn

d) Alpinus l. c. p. 38.

e) Alpinus l. c. p. 58.

f) Volney a. a. O.

wenn die Krankheit darnach iſt. Alpinus *g*) pflichtet auch den egyptiſchen Aerzten darin gar nicht bey, daſs ſie in allen Faul- und hitzigen Fiebern, ohne Unterſchied, kaltes Waſſer und kühlende Medicamente reichen; kurz, die antiphlogiſtiſche Methode tadelt er, und zwar aus folgendem Grunde: ihre Säfte, ſagt er, werden dadurch verdickt; die Verdauung verdorben; ein hitziges Temperament wird in ein plethoriſches, und dieſes zuletzt in ein phlegmatiſches verwandelt, wie er ſelbſt an ſeinem eignen Körper erfahren habe. Wir ſehen alſo hieraus, daſs die egyptiſchen Aerzte mit ihren Patienten beſonders umgehen, und ihre Verfahrungsart verdient etwas näher in Erwägung gezogen zu werden. — Dieſe Aerzte demnach erlauben ihren Patienten alles, wozu ſie Appetit haben, indem ſie dafür halten, daſs dies ein Wink der Natur ſey, dem man folgen müſſe. Man giebt den Saft von Melonen, Kürbiſſen, Citrullen, die in dem Nilſchlamme zu einer ungeheuren Dicke anwachſen, und wovon jede an die zwey Pfund Saft liefert, zur Kühlung im hitzigen Fieber *h*). — Man ſcheuet alle ſtarke Ausleerungen, als z. B. vom Scammonio; ſondern man giebt lieber die gelindern Abführungsmittel, als Caſſia und Tamarinden, und fähret damit einige Tage lang fort.

In den hitzigen Fiebern läſst man zwar wohl Ader; aber man thut dies nach der Mahlzeit, weil es dann weniger ſchwächen ſoll. Man läſst ſelbſt den Peſtpatienten Blut. Bey ſchwächlichen, fetten und caſtrirten Patienten fürchtet man es aber zu thun: dieſen ſcarificirt man lieber die Waden

g) L. c.

h) Alpinus l. c. Haſſelquiſt l. c.

und Ohren. In heftigen Kopfschmerzen oder Augenentzündungen pflegt man eine Pulsader an der Stirn zu öffnen, und diese verbindet man mit einem in Baumwolle gewickelten Stücke Geld. Vom Schröpfen sind sie grosse Freunde: dazu haben sie aus Horn oder Glas verfertigte und mit einer Röhre versehene Schröpfköpfe, und sie ziehen das Blut, nach vorhergegangener Scarification, durch Saugen heraus. — Ehe sie aber auch noch scarificiren, befördern sie den Zufluss des Bluts durch angelegte Binden, oder durch starkes Reiben, oder durch warmes Wasser, dermafsen, dafs die Theile feuerroth werden. Viele Schmerzen verursachet diese Operation nicht, und selbst Kinder geben kaum einige Zeichen davon. Nach geschehener Operation wird das Blut abgewaschen, und der Theil entweder mit Linnen oder Baumwolle bedeckt. Hieraus wird jene Stelle des Hippocrates deutlich, wenn er sagt: Cum adsint oedemata, venae in auribus posteriores sunt scindendae. Alpinus sagt: Hippocrates habe hier auf das Verfahren der Egyptier, das wir eben beschrieben haben, gesehen, und habe nicht den Tadel des Galenus, welcher glaubte, es müsse heifsen: circum aures, verdient. —

Die egyptischen Aerzte geben auch auf die critischen Tage acht. — Merken sie, dafs bey einem hitzigen Fieber, als z. B. bey der Hirnwuth, bey der Cephalitis oder andern Krankheit, einige Tropfen Blut aus der Nase fliefsen, besonders wenn's am critischen Tage geschieht; so machen sie gleich Einschnitte in die Scheidewand der Nase, wie man hierüber, aufser dem Alpinus, bey dem berühmten Stahl [i]) nachlesen kann; sie scarifi-

i) Stahl programma de scarificatione narium aegyptiaca.

rificiren auch bey Zahnſchmerzen u. ſ. w. das Zahnfleiſch. Das Scarificiren der Waden geſchiehet in allen den Fällen, wo man das Aderlaſſen fürchtet. Hippocrates [k]), Galenus und Oribaſius ſind voll von deſſen Ruhm. Erſterer ſagt: bey Vollblütigkeit muſs man entweder eine Ader öffnen, oder die Waden ſcarificiren; Oribaſius verſichert, daſs er ſich und andere durch dieſes Mittel, zu einer Zeit, da die Peſt Aſien verwüſtete, geſund erhalten habe. Ammatus Luſitanus empfiehlt gleichfalls dieſes Mittel. Alpinus hatte einſt eine 60jährige ſehr fette Frau, die an der Hepatitide laborirte, in der Cur: er wollte ihr eine Ader öffnen, worüber ſie in Ohnmacht fiel; daher lieſs er an den Waden Einſchnitte machen, und er rettete auf dieſe Weiſe das Weib. Soll dies geſchehen; ſo muſs der Fuſs unterbunden, und ſtark gerieben werden, damit er roth werde; darauf wird er in ein Bad geſetzt, worin er auch, während der Verblutung, bleibt; wenigſtens 20 bis 30 Schnitte werden gemacht. —

Oben erwähnte ich, daſs die Egyptier auch die Bäder als Hülfsmittel in Krankheiten gebrauchten. Und dies geſchiehet von ihnen nicht allein in dem Fall, wenn Blutausleerungen unterdrückt worden ſind, ſondern auch in Entzündungen und Fiebern. Aber im letzten Falle geſchiehet es nur dann, wenn das Fieber bereits in Abnahme iſt; in der Hektik gebrauchen ſie erſt lauwarme, dann kältere und endlich ganz kalte Bäder. — Alle ihre Arzeneyen ſind kühlend, als Tamarinden, Caſſia, Manna u. d. gl. Den Berberisſaft wenden ſie in

k) Hippocrates de ſanitate tuenda Libr. 4.

Durchfällen, Faulfiebern und in der Peſt, wie Alpinus ſelbſt gethan, mit Nutzen an; auch machen ſie viel aus den ſo genannten kalt machenden Saamen und aus der Chinawurzel, um fett zu werden. — Sie halten ferner viel auf das Brennen mit Moxa. In Augenſchäden, Epilepſien und Schlagflüſſen geſchiehet es am hintern Theile des Kopfs oder an den Schläfen: — in ſchwindſüchtigen oder aſthmatiſchen Zufällen an der Bruſt; bey der Bauchwaſſerſucht unter dem Nabel; bey der Iſchiatik an dem ſchmerzhaften Orte ſelbſt. — Sie erhalten die gebrannte Stelle eine Zeitlang in Eiterung, und erfahren davon oft gute Würkung, wie ſich denn Alpinus rühmt, einen ſchwindſüchtigen aſthmatiſchen Mann, der ſchon ſchleichende Fieber hatte, durch dreymaliges Brennen gerettet zu haben. — Man ſiehet ſie auch die Paracentheſin der Bruſt bey einer Eiterbruſt machen. — Den Blaſenſtein curiren ſie oft, ohne Schnitt, glücklich, und haben dazu zwey Methoden, wovon mir die erſte unglaublich vorkommen würde, wenn nicht ein ſo glaubwürdiger Mann, als Alpinus, die Wahrheit als Augenzeuge beſtätigte. Sie drücken zuerſt den hintern Theil der Urethra und den Blaſenhals mit dem Finger feſt zu: hierauf blaſen ſie dieſen Canal mit aller Gewalt auf, und verſchlieſsen alsdann auch deſſen äuſsere Oeffnung: ſodann fahren ſie mit einem Finger in den Maſtdarm, und ſuchen den in der Blaſe ſich befindenden Stein in den Blaſenhals zu ſchieben: nun öffnen ſie die äuſsere Oeffnung der Urethra auf einmal, und die mit Gewalt herausfahrende Luft ſoll aus dem erweiterten Canal den Stein zugleich mit weg führen: — freylich wird der Stein nicht groſs ſeyn dürfen. — Die andere Methode

iſt

ist diese: Sie besitzen Röhren, oder Catheters, aus einer elastischen Materie, von verschiedener Weite. Soll nun ein Stein weggeschafft werden, so wird zuerst die dünnste beygebracht; darnach eine dickere, welche die dünnere umschliesst; dann eine dritte, und wohl gar eine vierte, wobey sie die Urinblase mit Luft aufblasen: wenn nun der Uringang dadurch hinreichend erweitert worden; so ziehen sie solche wieder heraus, saugen die Luft an sich, und durch Hülfe eines Fingers schieben sie auch hier den Stein in die Urinröhre. — Dass auch diese Methode, da die ersten Catheter einige Tage lang in der Röhre sitzen bleiben müssen, um die allmählige Erweiterung zu bewürken, ihre Unbequemlichkeit habe, siehet ein jeder leicht ein. — Was verhindert hier die Incrustation des Catheters, so weit er in der Blase sitzt? — Die Hydrocele curirt man auch in Egypten durch Brennen mit Wolle oder Lino. Joh. Vesling *l*) sahe einen 60jährigen Mann, der durch dies Mittel befreyet wurde. — Einen epidemischen Husten curirte man, wie Thevenot sahe, mit dem Saft von Pomeranzen *m*). Sollte es wahr seyn, dass man in Egypten von dem heissen Sande solche harte Fussohlen bekomme, als die Hufe der Ochsen, und dass man sie ohne Schmerzen mit Eisen beschlagen könne, wie Haller *n*) sagt? Befördern die Muskatennägelein und Galle von Crocodillen die Fruchtbarkeit so sehr, dass ein Mann

l) Pechlini Observationes physico-medicae. Hamburgi 1691.

m) Halleri Bibliotheca pr. T. III.

n) Physiologie 5. Theil, S. 256. Berl. Uebers.

zu Cairo mit acht Weibern deshalb in zehn Jahren 80 Kinder habe zeugen können [o])?

Die Apotheken werden aus Egypten mit Tamarinden, Caſſia, Cardamomum, Opium, Myrrhen, Gummi Ammoniacum, Acacienſaft, der jetzt aber nicht mehr gebräuchlichen Mumie u. d. gl. mehr verſehen. —

Mit dem Tempel der Venus, welcher am meiſten von Kranken, und ſolchen Perſonen, die keine Kinder hatten, beſucht wurde, und die von den Prieſtern, die zugleich Aerzte waren, mit heimlichen Arzeneymitteln verſehen wurden, hatte es vor Zeiten folgende Beſchaffenheit.

Die Kranken bekamen zur Speiſe nichts anders als Brod mit Honig geknetet, und ein Pulver aus Eidexen: man gab ihnen ferner friſche Eyer und Küchlein mit Eidexen gefüttert, denen man Saucen aus wohlriechenden und aromatiſchen Specereyen hinzuſetzte. Ihr Getränke war zur Zeit der Weinleſe Saft der Trauben; zu anderer Zeit bekamen ſie Wein mit Honig, oder auch Meth. — Man machte noch ferner viele abergläubiſche Dinge mit ihnen; als z. B. man hielt Proceſſionen; man drückte geheime Charaktere auf den Leib u. d. gl. m. die aber nur dazu dienten, um die Menſchen in dem Wahn eines wunderbaren Einfluſſes dieſer Göttinn zu erhalten: wichtiger waren die Bäder, in die man die Patienten brachte: das Durchräuchern ihrer Betten mit wohlriechenden Sachen, und die Beluſtigungen, die man ihnen verſchaffte, indem theils Männer und Frauen vor den Fenſtern der Patienten Tänze anſtellten und Lieder ſangen; theils

o) Pauw l. c.

theils auch, weil man ihnen angenehme und erfreuliche Geschichten erzählen oder vorlesen mufste.

Man schrieb die Krankheit und Cur der Patienten in die Register des Tempels, und man las sie bey grofsen Feyerlichkeiten vor *p*). —

Von Palästina und Syrien.

Ehe wir zur Betrachtung dieser Länder übergehen, wollen wir von den am mittelländischen Meere gelegenen ungesunden Oertern, als von Damiate, ob es gleichwohl zu Egypten gehöret; von Acre; Tyrus; Seide; Antiochien und Alexandrette reden. — Alle diese sind höchst ungesund; feucht, nebelicht, morastig; und zum Theil voller Schutt von alten Ruinen, wo niemals eine gesunde Luft ist; so wie auch unter den Einwohnern grofse Armuth zu herrschen pflegt. Mariti *q*) konnte kaum in 12 Tagen alle Ruinen in Tyrus, das jetzt Sur heifst, besehen. Zu Damiate herrscht *r*) alle Winter und Frühjahre ein bösartiges Fieber, das auch von diesem Orte seinen Namen hat, und auch wohl Nyftham heifst. Es dauert drey bis vier Tage, und endiget sich mit einer harten schmerzhaften Geschwulst am Arm

p) Maillet l. c. p. 122.

q) A. a. O.

r) Hasselquist l. c. Carthenser l. c.

oder Bein. Acre, oder Accri, hat [s]) viel unterirdiſches Waſſer, und viele Nebel; im Sommer geräth dies von der Hitze in Fäulung, und es breiten ſich bösartige Fieber aus, woran Arvieux ſelbſt leiden muſste. Will man hier geſund bleiben; ſo [t]) ſpeiſe man mäſsig; man meide die Nachtluft, und gehe des Morgens nicht eher aus, bis die Sonne den Nebel vertrieben hat. — Seidon und Barutho ſind verdächtige Oerter, denn die Peſt kömmt von Tripolis hier oft hin, und gehet über Damaskus nach Aleppo [u]). Auch Alexandrette iſt ungeſund und hier fehlts auch nicht an der Peſt. — Lüdecke. —

Es iſt wohl keiner Widerrede ausgeſetzt, daſs nicht Paläſtina ehemals geſunder als Egypten geweſen ſey, wie dies der berühmte Müller [x]) bewieſen hat. Die hier befindlichen Berge; die höhere Lage des Landes, die Flüſſe und die Winde mögen hauptſächlich hievon wohl die Urſache ſeyn. Auf dem Berge Sinai fand de la Valle [y]) Schnee. Winde aus N. W. und S. W. blaſen hier ziemlich periodiſch; mäſsigen die Hitze und machen das Clima gut [z]). Das kann aber auch, auf der andern Seite, nicht geläugnet werden, daſs Paläſtina, bey allen Schätzen der Natur, jetzt das

s) Arvieux im 3ten Bande der Berl. Samml. der Reiſen. S. 509.

t) Mariti a. a. O.

u) Ives Reiſen nach Indien und Perſien, Leipzig 1774. 2. Theil. S. 464.

x) Mülleri Sched. phyſ. med. de Deo legislatore medico, Altorf. 1777.

y) Man ſehe oben angef. Reiſen, S. 131.

z) Mariti a. a. O. S. 402.

das vorzugsweiſe ſonſt geheiſsene gelobte Land nicht mehr ſey. Ehemals brachten alle ſeine Berge und Thäler die auserleſenſten Früchte und in ſolchem Ueberfluſs hervor, daſs nicht allein die ſehr zahlreiche Judenſchaft hinreichenden Vorrath hatte, ſondern es wurde auch davon im Auslande vieles abgeſetzt. Es iſt auch wahr, noch jetzt giebt es ſehr fruchtbare Gegenden daſelbſt. Galiläa z. B. hat eine überaus angenehme Lage; hat ſehr reiche Gefilde; im November ſiehet man die Wieſen noch mit Blumen geziert, und ſchlängelnde Bäche bewäſſern den Boden [a]). Aber der gröſste Theil von Paläſtina ſiehet jetzt ſehr verwildert aus, und wird von herumſtreifenden Beduinen-Arabern bewohnt, oder vielmehr beunruhigt, weil ſie weder Ackerbau noch Viehzucht treiben. Aber wenn auch ein betriebſameres Volk jetzt hier wohnte; ſo kann doch das Land ſeinen alten Flor nicht wieder erhalten, und zwar wegen Mangel der Bewäſſerung. Alle die Flüſſe, deren in der heil. Schrift Meldung geſchiehet, ſind bis auf den Jordan eingetrocknet. Da iſt kein [b]) Fluſs Siloa mehr; kein Bach Kidron, und kein Brunnen Salomons; es giebt faſt nur Berge und Wüſten. Auch der Jordan, welcher jährlich aus ſeinem Ufer trat, und zum Beweiſe diente, daſs Gott alle Dinge mit Weisheit gemacht habe, und die ganze Zeit der Erndte die Felder erfüllte [c]), thut dies, nach Maundrells [d]) Verſicherung, jetzt nicht mehr. Die Früh- und Spatregen kommen ſelten, weil der Wind

a) Mariti a. a. O. S. 317.

b) Joh. Kortes Reize naar Paläſtina. Harlem 1786.

c) Jeſus Sirach, Cap. 24.

d) Bachine 1. B. S. 142.

Wind so häufig aus Egypten kömmt, indeſs fällt doch des Nachts Thau, und der ersetzt deſſen Mangel [e]). Die Hitze dieſes Landes würde überall sehr groſs und fast unerträglich seyn, wenn sie nicht durch die Winde gemäſsigt würde: indeſs haben davon einige Gegenden, als z. B. Jericho, keinen Nutzen, weil hier der Südwind fast unerträglich heiſs iſt [f]). Was die Lebensweiſe der hiesigen Einwohner anbetrift; so iſt die Nahrung schlecht, und beſtehet aus vielen Fischen. Dies verurſacht in einem so heiſsen Lande ungesunde Säfte. So sahe Haſſelquiſt [g]) zu Bethlehem ein Kloſter, worin viele Mönche am Scorbut litten. Maundrell [h]) sahe zu Sichem viele Menschen ausſätzig und mit geſchwollenen Füſsen beſchweret. Es beſtätigt sich also, daſs die nemliche Krankheit, worüber die Geſetze Moſis einen Ausſpruch thaten, nach einigen tausend Jahren noch vorhanden sey [i]), und nach den nemlichen Kennzeichen, die Moſes anführt, werden die verſchiedenen Arten derſelben, indem immer eine verdächtiger iſt als die andere, gehörig unterſchieden. Der Bohack z. B. iſt weder erblich noch ansteckend, und die damit Befallenen wurden auch, nach Moſaiſchen Geſetzen, nicht für unrein gehalten. Nach Niebuhrs Beſchreibung beſtehet er in weiſsen Flecken auf der Haut, welche nur schwach sind und blaſs ausſehen, und, nach Forskols Ausſage, keinen Glanz haben [k]). Der Man-

e) Mariti a. a. O. S. 570.
f) Mariti S. 402.
g) A. a. O.
h) Thiery a. a. O. S. 30.
i) Ritter Michaelis Moſaiſches Recht, 4 B. S. 246.
k) A. a. O. S. 257.

Mangel an Leinwand, das seltene Wechseln der Kleider, und dass sie meist aus Wolle sind, trägt zu allen Hautkrankheiten hier zu Lande vieles bey *l*). — Von den übrigen Arten des Aussatzes will ich an einem andern Orte reden. —

Von Syrien und Diarbeck haben wir bereits oben angemerkt, dass es gemässigte und daher auch sehr gesunde Länder sind. Die mit Schnee bedeckten nahe gelegenen Berge; die höhere Lage des Landes selbst; die vielen schönen Flüsse; die trocknen N. und N. O., wie auch die feuchten S. W. Winde machen es kalt *m*). Man hat daher im Winter zu Antiochien, Aleppo und Damas verschiedene Wochen hindurch Eis und Schnee. Die Luft ist in einigen Gegenden voller Salpeterartigen Theile. In der Stadt Hella *n*) z. B. am Euphrat zwischen Bagdad und Bassora findet man an den Wänden der Häuser den Salpeter in solcher Menge, dass jedes Haus leicht 20 Pfund jährlich liefern könnte. Bekleidet man sich hier mit einem gewissen blauen baumwollenen Zeuge, und schwitzt alsdenn stark; so findet man nachher das getrocknete Zeug weiss und mit Salzkrystallen bedeckt. — Diese Salpeterdünste kälten gewis auch. Grainger *o*) fand das Thermometer zu Bagdad in Assyrien würklich einigemal niedriger als zu Paris. So hatte es zum Beyspiel 1737 den 31sten Jänner zu Paris noch um $1\frac{1}{4}$ Grad über 0 nach Reaumür gestan-

l) A. a. O. S. 235.

m) Volney a. a. O.

n) Lichtenbergs physikalisches Magazin, 3. B. 2. St. S. 153.

o) Memoires de l'Academie royale de Paris. 1737.

ſtanden, während dem es zu Bagdad 4 Grade unter 0 ſtand. Einige Oerter, beſonders in der Nachbarſchaft des Meeres, ſind gemeiniglich voller feuchter Dünſte, und dieſe hindern, wegen der damit geſättigten Luft, die Ausdünſtung ſehr. Dies findet z. B. zu Jaffa ſtatt, wo man zwar viel ſchwitzt, aber wenig ausdünſtet; da hergegen zu Ramle, das drey Meilen vom Meere entfernt iſt, ſchon das Gegentheil bemerkt wird *p*). — Ein ſo gemäſsigtes Land wird auch geſunde Bewohner haben, zumal da es viele Bergbewohner unter ihnen giebt. Dies ſind die Druſen auf dem Antilibanon; ſie ſind ſtark, geſund, und wiſſen weder von Aerzten noch Arzeneymitteln etwas *q*). — Auch kömmt die Peſt ſelten nach Syrien, obgleich oft nach Aleppo. Als Volney *r*) in Syrien war, hatte man in 25 Jahren davon keine Spuren gehabt. Man treibt hier wenig Handel mit Conſtantinopel, und kömmt ſie ja von Damiate nach Seide; ſo breitet ſie ſich dennoch nicht aus. — Auch dies wird von andern beſtätigt. Mariti *s*) ſagt: die Peſt iſt eigentlich in Syrien nicht zu Hauſe, und wird gemeiniglich von Alexandrien oder Cairo hierhin gebracht. Im Jahre 1760 hatte man zu Acre in 30 Jahren ſie nicht verſpürt; aber nun befürchtete man ſie, weil Erdbeben, die da gemeiniglich die Vorboten davon ſind, vorhergegangen waren. Es pflegt auch hier dies Uebel im Winter anzufangen, und um Johanni hört es auf. — Hier verſchlieſsen ſich auch die vornehmen Mahomedaner

p) Volney a. a. O.
q) Arvieux a. a. O.
r) A. a. O. S. 200.
s) A. a. O. S. 199.

ner und kehren ſich nicht daran, daſs der Mufti es übel nimmt. Alſo vertreibt auch hier die Hitze dieſe Seuche. — Ganz anders ſoll es, nach dieſem Verfaſſer, damit zu Aleppo ſtehen. Hier vermag dies die Hitze nicht; ſondern hier muſs die Peſt durch die Kälte des Winters vertrieben werden. Aber dies ſtimmt mit demjenigen ſchlecht überein, was ſo wohl Ruſſel [t]) als Ives [u]) davon ſagen. Die Hitze begünſtigt, dies ſind Ruſſels Worte, den Fortgang der Peſt ſo wenig, daſs ſie vielmehr im Julius, wo das Fahr. Thermometer auf 101 Grad ſtehet, aufhört. — Und Ives ſagt: im Winter macht hier die Peſt ſo wenig Fortſchritte, daſs ſich die Europäer nicht einmal verſchlieſsen; im Frühjahr nimmt ſie zu, im Julius hat ſie ihre gröſste Höhe erreicht, aber im Auguſt hört ſie allemal auf. Indeſs, ſetzt er hinzu, hat man doch auch wohl Beyſpiele, daſs ſie ganzer anderthalb Jahre angehalten. Die Alepinen ſehen der Seuche alle zehn Jahre entgegen, und ſie kömmt gemeiniglich von Smyrna. —

Da die Luft in dem gröſsten Theil von Syrien ziemlich kühl iſt; ſo iſt auch die Venusſeuche, wie ſchon oben angemerkt worden, hier ſchlimmer als in Egypten [x]).

Die Nahrungsmittel beſtehen hier aus vielen rohen und ſchwer verdaulichen Früchten, die roh genoſſen werden; aus Oliven, ſaurer Milch, Honig, Käſe [y]) u. d. gl. Hieraus entſtehen Unverdau-

t) Ruſſels nat. Beſchryving van Aleppo. Leyd. 1762.

u) A. a. O. 2ter B. S. 464.

x) Volney a. a. O.

y) Ruſſel, Volney a. a. O.

daulichkeit, Ekel, galligtes Erbrechen, Durchfälle, Wechsel- und entzündliche Fieber. — Zu Aleppo z) graſſiren beſonders häufig die Ruhren; die Catarrhen; Bruſt- und Halsentzündungen. — Kinder werden häufig, bey der Hitze, von Ruhren befallen, und weggerafft. Im Auguſt und September ſind die Augenentzündungen ſo gemein, daſs faſt der ſechſte Theil der Stadt davon angegriffen wird. — Die Europäer, die jene ſchädliche und unverdauliche Sachen meiden, dabey gemeiniglich höher wohnen, und eine reinere Luft genieſsen, bleiben meiſtens verſchont. — Die hier gewöhnlichſten und gefährlichſten Fieber ſind die Hemitritae, und dieſe kommen mit denen, die Cleghorn in Minorka beſchrieben hat, am meiſten überein. Sonſt aber kann man von den Fiebern hier anmerken, daſs die critiſchen Tage den Hippocratiſchen Vorausſagungen beſſer als in England entſprechen. Da aber dieſe Krankheiten oft ſchlecht behandelt werden, ſo bleiben Verſtopfungen in den Eingeweiden nach, wozu auch die türkiſche Unthätigkeit; das viele Sitzen; das ſtarke Schnüren mit Gürteln vieles beytragen. Der Scorbut iſt in Aleppo ſehr gemein; viele haben verdorbenes Zahnfleiſch; Waſſerſucht, Verluſt des Gedächtniſſes und frühes Alter, ſind Folgen von dem häufigen Genuſs des Opiums: — Schwindſucht iſt hier immer tödtlich. Brüche, Würmer und Bandwürmer ſind gemeine Uebel: — der Ausſatz iſt in ganz Syrien von der Beſchaffenheit, wie in Paläſtina. Kommt eine mit dem Ausſatze behaftete Chriſtinn nieder; ſo nehmen andere das Kind zu ſich, und bringen es zu einer geſunden Frau, die es

z) Ruſſel l. c.

es ſtillen muſs: bleibt es drey Monate lang vom Ausſatze frey; ſo bringt man es in die Stadt, und erziehet es: kömmt aber der Ausſatz binnen dieſer Zeit; ſo bringt man es der Mutter wieder [a]). — Die Beule von Aleppo beſtehet in einigen rothen etwas erhabenen Hautflecken, worauf eine unangenehme tiefe Narbe, die nie vergeht, folgt, welche das Merkmal von Aleppo heiſst. Man findet dieſes Uebel häufig beym Frauenzimmer im Geſicht; es pflegt ein halbes Jahr anzuhalten, und kömmt nachher nie wieder. Faſt die meiſten Menſchen, und ſelbſt Kinder, leiden daran [b]); ja es ſind Katzen und Hunde nicht frey davon [c]). Gemeiniglich geht vor dem Ausſchlag ein 24ſtündiges Fieber vorher. — Die Eiterung, ſo dabey zugegen iſt, und wohl ein Jahr anhält, thut gute Dienſte, und vertritt die Stelle eines Fontanells [d]). —

In allen Straſsen von Aleppo laufen eine Menge Hunde herum, die keinen Herrn haben, und nichts als Verweſstes freſſen: dazu fehlt's in dem heiſsen Wetter noch an Waſſer, und dennoch weiſs man hier von Tollheit der Hunde nichts, ob man gleichwohl ſo etwas unter den Wölfen verſpürt [e]). — Mit dieſer Nachricht ſtimmt auch dasjenige genau überein, was Saury nicht allein von Moſul, der Hauptſtadt in Diarbeck, ſon-

a) Niebuhr a. a. O. S. 137.

b) Haſſelquiſt l. c. Cartheuſer l. c.

c) Camper Beantwortung der bataviſchen Geſellſchaft. Cleve 1786. S. 23.

d) Peyſſonells Zuſätze zu Totts Reiſen a. a. O. S. 143.

e) Ruſſel a. a. O.

ſondern auch von ganz Syrien ſagt. Es regnet auf der ganzen ſyriſchen Küſte und in Moſul ſelten; oft iſt es Monate lang ganz dürre und kein Waſſer auf dem Lande zu finden. — Die unzählbaren Hunde, die keinen Herrn haben, müſſen blos von Aas und umgefallenen Kameelen leben: dennoch hört man hier faſt nie, daſs ein Hund toll geworden *f*). — In ganz Syrien legen die Weiber keine Schnürleiber an: und Ruſſel leitet die leichten Geburten von dem wenigen Zwang, den ſie ihrem Körper anthun, her. — Die Kinder werden bis ins dritte und vierte Jahr geſtillt. — Die Beſchneidung iſt in Egypten, Paläſtina und Syrien annoch gebräuchlich, und ſcheinet, aus phyſicaliſchen Gründen, in dieſen heiſsen Ländern unentbehrlich zu ſeyn. Ein Arzt zu Aleppo verſicherte Niebuhrn *g*), daſs ſich in den heiſsen Ländern mehrere Feuchtigkeit zwiſchen der Vorhaut und der Eichel abſondere, als in kältern Ländern; beſonders geſchiehet dies bey denen häufig, die ſich nicht reinlich halten, noch die Theile fleiſsig waſchen. Selbſt ein Freund Niebuhrs, der ſich in dieſem Lande nur nach europäiſcher Weiſe rein gehalten hatte, bekam in der Folge eine Beule an der Eichel, welches nicht ſo leicht zu befürchten geweſen wäre, wenn er beſchnitten geweſen. Nachher wuſch er dieſe Theile fleiſsiger, und nun vergieng auch das Uebel. Man ſiehet alſo hieraus, fährt Niebuhr fort, daſs das Waſchen des ganzen Körpers, und beſonders der heimlichen Theile, in

f) Sammlung auserleſener Abhandl. für prakt. Aerzte, 17. B. S. 492.

g) Niebuhrs Reiſen, im 18. Bande der Sammlung der beſten und neueſten Reiſen. Berlin 1778. S. 153.

in den heifsen Ländern ganz nothwendig ſey, und vielleicht haben die Stifter der Religionen, der Juden; Mahomedaner; der Geber; der Heiden in Indien ſie deshalb befohlen. Ein Beſchnittener kann ſich mit weniger Mühe waſchen, beſonders wenn er, wie die Mahomedaner, dazu nur eine Hand gebrauchen darf. Der wahre Nutzen der Beſchneidung iſt aber wohl der, daſs viele Männer dadurch zum Beyſchlaf tüchtig werden. — Was der Zuſtand der Medicin anbetrift; ſo iſt er nicht der beſte. Sie beſitzen indeſs die Schriften des Ebenſina, Dioscorides und einiger anderer Aerzte; haben aber von allen ſchlechte Ausgaben. Auch hier ſtecken die Menſchen voller Einbildung, und glauben allerley Krankheiten zu fühlen, die doch nur aus ihrem verdorbenen Magen und verkehrten Einbildungskraft ihren Urſprung nehmen: — der Arzt ſoll alles aus dem Pulſe beurtheilen. — Jemand glaubte einen Klumpen im Halſe zu fühlen: Haſſelquiſt gab ein Vomitiv: in die weggebrochene Maſſe ſteckte er heimlich ein Ey — damit war der Hypochondriſt zufrieden, und er war von nun an curirt. — Auf ihre Belohnung kann man nicht groſs rechnen.

Muſelem, ein vornehmer Türke zu Magneſia, der nicht weniger als 16 Weiber hatte, fühlte ſich ſchwach. — Sein Arzt — Haſſelquiſt, ſahe demnach wohl die Urſache davon ein, er wagte es aber nicht, ſie zu entdecken: er gab Arzeneyen; der Patient beſſerte ſich. — Die ganze Belohnung beſtand nur in der Erlaubniſs, in der Gegend von Magneſia ungehindert herum gehen zu dürfen. Und nun, wenn der Arzt unglücklich iſt: — ſo wird er zu Aleppo, nach Thevenots Bericht,

öffentlich geſtraft [h]). Eben ſo iſt es auch, nach Howel [i]), zu Moſul beſchaffen. Ein Miſſionarius, der hier die Medicin trieb, aber vielleicht auch nicht viel davon verſtand, hatte das Unglück, den Gouverneur, dem er Arzeneyen gegeben hatte, zu verlieren. Dies koſtete nun auch dem armen Miſſionarius das Leben. — In Syrien halten ſich auch viele und mächtige Horden Araber auf, die ſich bis zum Berge Libanon erſtrecken. Die meiſten wohnen ohnweit Balbeck und Palmyra. Dieſer letzte Ort hat, wie Brüce [k]) meldet, einen feſten Boden; ſchöne Lage; ſchöne Gärten und herrliches Obſt. Von der Peſt aber meldet er nichts. —

Von Arabien.

Ob gleich Arabien ſich weiter, als bis zum Wendekreiſs und ſo gar bis zum 12ten Grad der Breite erſtreckt; ſo kann man doch, wegen Aehnlichkeit in der Lebensart der Einwohner, dies Land nicht trennen. — Ich werde daher hier im Allgemeinen von Arabien reden, unten wird aber von dem ſüdlichen Theile mehreres vorkommen. —

Arabien iſt unter dem Namen des ſteinigten, wüſten und glücklichen am bekannteſten. Es hat in einigen Gegenden ſehr hohe Gebürge; in andern ſchreckliche ſandige Wüſten, und nur in den wenig-

h) Halleri Bibliotheca pract. Tom. III. p. 179.

i) Tagebuch a. a. O.

k) A. a. O. 1. Theil. S. 54.

wenigſten, als in der Provinz Jemen, beſonders zu Sannah, fruchtbare Felder. Reiſet man nach den Herbſttagen durch die Wüſten; ſo ſollte man hier eine herrliche Gegend vermuthen. Denn zu dieſer Zeit ſcheint ſie einer Wieſe gleich, die mit Blumen von aller Art überſäet iſt. Aber dieſe Herrlichkeit iſt von kurzer Dauer; bald folgt eine verſengende Hitze und Dürre. Kleine Seen giebt's hier nur ſelten, und Regen ſind hier ebenfalls, beſonders zu Moſul, Baſſora, wenn wir dieſe auſser Arabien, jedoch unter dieſer Breite gelegenen Städte hierhin rechnen wollen, und an andern Orten, die nahe diſſeits des Wendecirkels liegen, ſehr ſparſam: und da auf den Bergen auch nur geringer Regen fällt; ſo muſs dies Land von Flüſſen ſehr entblöſst ſeyn. Da aber ein groſser Theil von Arabien zwiſchen dem Wendecirkel liegt; ſo treffen auch hier die periodiſchen Regen, die in dieſem Erdſtriche gewöhnlich ſind, obgleich zu verſchiedenen Zeiten, ein. In der Provinz Jemen regnet es von der Mitte des Junius bis im September; zu Moskat vom November bis Februar *l*). — Nirgends kann es aber dürrer und trockner ſeyn, als in den Wüſten, beſonders wenn der Nordweſtwind regiert, welcher von dem Zurückprallen des Sandes eine auſserordentliche Hitze bekömmt; ſo wie ſelbſt im Winter der Südweſtwind aus der nemlichen Urſache noch unerträglicher wird. — Die Haut wird davon krauſs, und die Schweiſslöcher werden davon ſo ſehr verengert, daſs unmöglich ein Schweiſs ausbrechen kann. — Um dies zu verhindern, muſs man ſich dick kleiden, und ſelbſt unſere Winterkleider würden nicht zureichen.

l) Niebuhrs Beſchreibung von Arabien, 1772.

chen [m]). — So unbequem auch immer dieſer Wind iſt; ſo iſt er doch nicht tödtlich, wie der Samiel oder Smun [n]), welcher mit dem Kampſis in Egypten übereinkommt, und auch zu gewiſſen Zeiten in Arabien bemerkt wird.

Dieſer Samiel iſt, ſagt Niebuhr, die Seuche, die am Mittage ſchleicht: — man erkennet ihn an ſeinem ſchwefeligten Geruch. — Er kömmt zu Mekka aus Oſten; zu Bagdad aus Weſten; zu Baſſora aus Nordweſten; zu Surate aus Norden, und zu Kairo aus Südweſten. Wenn man ſeine Ankunft merkt, muſs man ſich gleich zur Erde werfen, oder man iſt verloren, welches ein franzöſiſcher Chirurgus, der ſtehen bleiben wollte, mit ſeinem Leben bezahlen muſste. Denen, die davon erſtickt ſind, flieſset das Blut aus Naſe und Ohr; der Körper bleibt lange warm, ſchwillt auf, und wird blau und grün; ziehet man einen Theil des Körpers an, ſo löſet er ſich gleich ab. — Der oben beſchriebene Nordweſtwind, der Holz und Eiſen ſo ſehr erhitzt, als wenn es an der Sonne gelegen hätte, und der auch das Waſſer in gläſernen und metallenen Gefäſsen ganz erwärmt, hat die beſondere Eigenſchaft an ſich, daſs er Waſſer in ſteinernen, hölzernen oder andern lockern Gefäſsen ganz abkühlet. Jemand, der ſich in einem hölzernen Gefäſs badete, verfiel darüber in ein Fieber. — Man hat aber auch in einigen Gegenden feuchte Winde. Dies findet mit dem Südoſt zu Baſſora ſtatt. —

Uebri-

m) Pages Reiſe um die Welt. Fr. und Leipz. 1786.
n) Niebuhr a. a. O.

Uebrigens ist gemeiniglich der Himmel in Arabien klar und unbewölkt; mithin die Luft sehr rein. — Was die Wärme in diesem ausgestreckten Reiche anbetrift; so ist diese sehr verschieden. Auf den Bergen ist es gemeiniglich kalt; in den Thälern aber heifs; die Tage sind auch gemeiniglich sehr warm; aber die Nächte kalt; — besonders fällt alsdenn vieler Thau, der in einigen Gegenden, z. B. zu Bassora, der benachbarten Sümpfe wegen, schädlich ist. Die Araber bedecken des Nachts, des Thaues wegen, das Gesicht mit einem Tuche. Es giebt aber auch Oerter, wo der Thau keine schlimme Eigenschaft hat, wie z. B. zu Merdin, wo man dreiste die Nacht unter freyem Himmel schlafend zubringen kann. — In den nördlichen Gegenden, wie wir oben hörten, ist die Hitze, die Wintermonate über, sehr gering; ja in Bagdad friert und schneiet es so gar. Selbst zu Jemen, welches doch zwischen dem Wendecirkel liegt, ist gemeiniglich die Hitze nur 85 Grad des Fahr. Therm. Zu Tehama ist es aber schon heifser; gemeiniglich 98 Grad, und zu Loheja ist es im Winter so heifs, als des Sommers in den Nordländern. Zu Sana endlich friert es wohl gar Eis; — die Ursache hiervon ist, weil der Ort zwischen Gebürgen liegt. Daher hat dieser Ort nicht allein eine fruchtbare Gegend, sondern auch eine gemäfsigte Witterung *e*), die ganz von derjenigen verschieden ist, die man in den Wüsten findet, wo gemeiniglich die Hitze 96 Grad erreicht.

Man siehet also, welchen Gefahren ein Reisender durch die Wüste ausgesetzt ist. Wird er nicht

e) Rookes Reisen nach der Küste des glücklichen Arabiens. Leips. 1787.

von der Hitze verbrannt, ſo läuft er Gefahr vor Durſt zu ſterben, oder vom Winde erſticket zu werden. — Gegen den Durſt bleibt kein anderes Mittel übrig, als ein Cameel zu ſchlachten, und aus deſſen Magen das Waſſer zu nehmen, welches ſich darin viele Tage lang rein und klar erhält: — um kaltes Waſſer zu bekommen, braucht man es nur in ein Gefäſs zu thun, das aus einer ſehr poröſen Materie beſtehet, und ſolches dem brennenden Winde entgegen zu ſetzen, damit er es durchdringe. — Die Kleidungen der Araber ſind zwar meiſtentheils warm, aber den Kopf tragen ſie bloſs, und daher leiden die in Egypten wohnenden Araber auch nicht leicht an Augenkrankheiten *p*). — Die meiſten Araber ziehen von einem Orte zum andern, und führen ein nomadiſches Leben. — Dies ſind die Beduinen-Araber, die keinen Ackerbau treiben, aber auf die Vieh- beſonders Pferdezucht ſich aufs beſte legen. — Dieſe Völker *q*) gewöhnen ſich von Jugend auf an, Hitze und Kälte zu ertragen; hart zu ſchlafen, und alle Unbequemlichkeiten auszuſtehen; ſie leben ſehr mäſsig, und trinken ſelten; ſie ſind mager, ſtarkknochigt, von kalter melancholiſcher Natur. — Da ſie arm am Waſſer, an Früchten, und faſt an allen Lebensmitteln ſind; ſo müſſen ſie oft ihr Leben elend zubringen, und ſich mit Hunger quälen.

Es wird uns unbegreiflich ſcheinen, ſagt Volney, aber es iſt nichts deſto weniger wahr, daſs die Koſt der meiſten unter ihnen täglich gewöhnlich nicht mehr als ſechs Unzen am Gewicht beträgt.

p) Volney a. a. O.

q) Roſenmüller von den Beduinen-Arabern.

trägt. Sechs oder ſieben Datteln in zerlaſſene Butter getaucht; ein wenig ſüſse oder geronnene Milch reichen hin, den Magen eines Mannes auf einen Tag zu befriedigen. Fleiſch eſſen ſie nur an den gröſsten Feſttagen. Der unaufhörliche Mangel nöthiget viele zu den ſchlechteſten Nahrungsmitteln, und hiervon kömmt ihre Gewohnheit, Heuſchrecken, Ratzen und dergl. zu verzehren. Die Leibesconſtitution derjenigen Araber, die ſolche ſchlechte Speiſen genieſsen, iſt zart, ihr Körper klein und mager; ſie ſind mehr hurtig und leicht, als ſtark und kraftvoll. Es iſt merkwürdig, daſs alle ihre Excremente, ſelbſt der Schweiſs, ſehr unbedeutend ſind. Ihr Blut hat keine ſcharfen Theile, und ſie genieſsen bey reiner Luft eine gute Geſundheit. — Diejenige Art Heuſchrecken, welche die Araber genieſsen, ſind nach Niebuhrs r) Verſicherung, keinesweges ungeſund; man dörret oder bratet ſie entweder im Ofen, oder man kocht ſie mit Salz. Es giebt aber auch eine andere Art Heuſchrecken, die Dübbe heiſst, welche ſchädlich iſt, und Durchlauf und Reiſsen im Leibe verurſachet. — Das Brod, welches die gemeinen Araber eſſen, wird aus Durra, d. i. kleinem Mais, gemacht, oder man macht auch aus Hirſe ſchlechte Kuchen, die ſtatt Brods gegeſſen werden. — Auch die reichern Araber ſind in Speiſen ſehr mäſsig, ſie genieſsen ſelten mehr, als Hirſe, Milch und Butter; auch genieſsen ſie viel Pilau, d. i. gekochten Reiſs. — Von Fleiſch machen ſie nicht viel: — nach der Mahlzeit trinken ſie Waſſer; Wein erlaubt die Religion nicht, indeſs giebt es doch viele unter ihnen, die heimlich gei-

r) Beſchreibung v. Arab. S. 171.

ſtige Sachen nehmen. — Kaffee iſt das angenehmſte Getränke für den Araber, aber ſie mahlen ihn nicht, ſondern er wird zerſtoſsen, und ohne Milch und Zucker gebraucht. Zu Jemen nimmt man auch nicht die Bohnen dazu, ſondern aus den Schalen wird ein Trank gemacht, und man hält ihn für geſünder. Dasjenige Manna, welches den Iſraeliten zur Speiſe diente, ſoll man, den Niebuhrſchen Nachrichten zufolge, an welchen aber doch einige etwas auszuſetzen haben, noch jetzt auf einem ſtacheligten Strauche in der Wüſte Singi finden: — es wird von den Arabern anſtatt des Zuckers gebraucht; — und dieſer Umſtand läſst mich vermuthen, daſs dies nicht das Iſraelitiſche Manna ſey. Kein Volk kann reinlicher als die Araber ſeyn [s]); nach jeder genoſſenen Speiſe wird der Mund mit Waſſer ausgeſpület, und mit Waſchen und Baden wird eine nicht geringe Zeit des Tages zugebracht. — Im ſüdlichen Theile von Arabien hält man viel vom Salben mit Oel, weil dadurch der Körper ſoll geſtärkt werden.

Man kann ihnen Faulheit und Trägheit nicht nachſagen: aber der Hitze wegen ruhet man in den Sommermonaten von 11 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittages. — So wie faſt alle Völker etwas Berauſchendes haben; ſo beſitzen auch die Araber ein ſolches Mittel, den Taumel zu verurſachen. Dies ſind Hanfblätter, Haſchiſch genannt, welches geraucht eine Benebelung verurſachet, und wie Opium, das ſie nicht viel gebrauchen, würkt: — es ſoll dies Mittel auch den Beyſchlaf befördern. — Meines Wiſſens iſt das Branteweintrinken in Arabien eben nicht gebräuchlich;

s) Niebuhr a. a. O.

lich: indeſs ſollen ſie doch die Erfinder davon ſeyn, und Raymund Lullius *t*) ſoll dieſe Kunſt am Ende des 13ten Jahrhunderts von ihnen gelernt, und den Spiritus zuerſt Aquavit genannt haben. Zur Geilheit ſind die Araber ſehr aufgelegt. Niebuhr ſahe zu Mekka einen 80jährigen, unverheyratheten Greiſs, der 88 Sclavenmädchens um ihre Unſchuld gebracht hatte, und nun entkräftet jede Kunſt der Aerzte, gegen einen hohen Preiſs, aufforderte, um ihn noch zum 89. male tüchtig zu machen. — Bernier *u*) ſahe zu Jemen das königliche Serail, das aus 700 Frauen beſtand, und dennoch nahm ſich der 87jährige geile Mann noch ein 18jähriges Mädchen zur Frau. — Die Verheyrathung geſchiehet hier früh; man hat Mütter von 13 Jahren geſehen. — Da ſie nun das Venuswerk ſo früh treiben, ſich viele Weiber halten, wovon jede, nach den Geſetzen, wöchentlich einen Beyſchlaf fordern kann; ſo findet man Mannsperſonen oft ſchon im 30ſten Jahre unvermögend, die eheliche Pflicht zu leiſten: man hat daraus die Folge ziehen wollen, daſs mehrere Mädchen als Knaben in dieſem Lande gebohren würden: aber nach Niebuhrs Tabellen findet man die Bemerkung nicht richtig. — Laſſen wir aber über dieſen Punkt einmal Brüce *x*), der doch auch vieles geſehen und bemerket hat, ſprechen. Er ſagt: in Meſopotamien, Syrien, Armenien, von Moſul bis Aleppo iſt das Verhältniſs der Mädchen zu

t) Leidenfroſt, m. ſ. das 44ſte Heft des Schlözerſchen Briefw.

u) Allgemeine Hiſt. d. Reiſ. 11. Band. S. 304.

x) A. a. O. 1. Theil. S. 332.

zu den Knaben, wie zwey zu eins. Von Laodicea oder der syrischen Küste bis nach Sidon, wie $2\frac{3}{4}$ zu eins. In Palästina, in der Landschaft Horam, in der Landenge von Suez und in den Gegenden vom Delta ist das Verhältniss etwas weniger, als drey zu eins; aber von Suez bis zur Meerenge von Babelmandel kann man dreiste vier Weiber gegen eine Mannsperson rechnen; diese Proportion bleibt auch bis an der Linie und noch 30° jenseits. Brüce bestätiget dieses durch Beyspiele. — Dass in Arabien der Beyschlaf in der Monatszeit so sehr schädlich sey, widerlegte aus Erfahrung ein Europäer dem mehr gerühmten Niebuhr.

Das Clima und das melancholische Temperament der Araber treibt sie oft an, sich lange, ohne etwas zu geniessen, an einem dunkeln Ort einzuschliessen; einige kleine Gebete so lange mit einer starken Stimme herzusagen, und so oft zu wiederholen, bis sie in eine Ohnmacht verfallen. Wenn sie sich wieder erholen; so geben sie nicht allein vor, eine Menge Geister, sondern Gott und den Teufel gesehen zu haben *y*). —

Die nomadische Lebensart; der freye Genuss der heitern und reinen Luft; ihre Mässigkeit in Speisen und Getränken, besonders der seltene Genuss der Fleischspeisen, erhält die Menschen hier gesund; und jeder Fremde, dem seine Gesundheit lieb ist, hat nicht allein alles dieses wohl zu beobachten, sondern er muss ihnen auch darin nachahmen, so wie es überall in der Welt die Erfahrung rechtfertiget, dass man am besten thue, wenn man sich

y) Niebuhr a. a. O. S. 122.

ſich in ſeinem Betragen und in ſeiner Lebensart nach den Sitten, Gebräuchen und Nahrungsmitteln der Landeseinwohner richtet. In dieſem Falle können auch Ausländer ſich in jedem Clima, und beſonders in einem heiſsen Clima, eine gute Geſundheit verſprechen. — Niebuhr that dies, nachdem er durch Erfahrung von dem Nutzen dieſer Regel war überzeugt worden: auch er mied des Mittags die Sonnenhitze ſo ſehr, als die Kälte der Nacht; er kleidete ſich nach arabiſcher Art, und genoſs wenig Fleiſch, deſto mehr Gemüſe, und alles dies hatte auf ihn den beſten Erfolg. — Er beklagte es nachher ſehr, daſs ſeine Reiſegeſellſchaft nicht gleich anfangs eine ſolche Lebensart geführt hätte, die ihr Verſehen mit dem Tode haben bezahlen müſſen z).

Die Beduinen-Araber ſind ſo ſehr an die freye Luft gewöhnt, daſs ſie Ueblichkeit befällt, wenn ſie die ſtädtiſchen Wohnungen betreten. — Doch es giebt der Städte eben nicht viel in Arabien, und einige ſind auch würklich ungeſund. Zu Baſſora z. B. welches zwar eine groſse, aber elend gebauete Stadt iſt, verurſachen die übel angelegten Abtritte, bey der dortigen Hitze, einen unerträglichen Geſtank, und viele Menſchen leiden davon an Zahnſchmerzen. Morabat, welches an den Grenzen des glücklichen Arabiens liegt, iſt ſchlecht wegen Mangel des Waſſers, und wird unſicher, wegen der Buduhs oder wilden Araber; eben ſo iſt es zu Corey beſchaffen, welches am Zuſammenfluſs des Tigris und Euphrats gelegen iſt, wo der Garten Eden ehemals gelegen haben ſoll. Raubſüchtige

z) Man ſehe die Vorrede von der Beſchreib. v. Arab.

süchtige Araber machen es hier unsicher. — Schön und gesund sind Mekka, Mokko und Sannah [a]). —

Die warmen Bäder und das dabey übliche Reiben, Dehnen und Kneten der Glieder, welches man hier Schampuen nennt, geschiehet auch hier, wie im ganzen Orient. — Nichts ist dem Araber mehr zuwider, als Schmutz; diesen entfernen sie nicht allein sorgfältig von ihren Nägeln, Haaren und andern Theilen des Körpers; sondern das weibliche Geschlecht darf während seiner periodischen Reinigung nicht einmal das Gebet verrichten. Die Beschneidung ist hier nicht allein unter den Mannspersonen gemein, sondern es werden auch zu Mocha die Mädchen im zehnten Jahre beschnitten. — Die Zahl der Krankheiten ist hier sehr geringe. Die vornehmste ist der Aussatz, von dem man, nach Niebuhr, drey Arten zählt. Die geringste ist der Bohack, von dem schon oben Erwähnung geschehen. Die zweyte Art, welche Barras heisst, unterscheidet sich dadurch von dem Bohack, dass er sich über den ganzen Körper erstreckt, und dass die Haare, welche im Bohack schwarz bleiben, hier weiss werden. Die dritte ist die schlimmste Art, und heisst Lepra oder Elephantiasis. — Anfangs [b]) kündiget sich dies Uebel an durch rothe oder weisse Flecken, die sich entweder in eine blasse oder bleiche Farbe verändern, und die allerhand Oerter des Körpers, am liebsten aber doch die mit Haaren bewachsenen Stellen, als den Kopf, unter den Armen, am hintern

a) Rookes a. a. O. S. 52.

b) God. W. Schilling Diss. de Lepra. Traject. ad Rhen. 1769.

tern und untern Theile des Afters, einnehmen; ſie ſind oft ſehr klein, von der Gröſse eines Pfennings, und nehmen zuweilen in Jahresfriſt, wenn ſich der Patient an eine gute Diät hält, nicht um eine Linie zu. — Daher es nicht leicht iſt, die Krankheit zu erkennen und zu unterſcheiden, ob es der wahre Ausſatz ſey oder nicht. Das ſicherſte Merkzeichen aber davon iſt der Mangel des Gefühls in dieſem Fleck. Man kann mit Nadeln bis auf den Knochen, ohne Schmerz zu verurſachen, ſtechen, oder auch mit Feuer den Ort brennen, wobey der Patient nichts empfindet. — So bald aber die Ohrlappen, das Ohr, die Naſe, das Geſicht und mehrere Theile, als Finger und Zähen zu geſchwellen, die Farbe zu ändern, in Eyterung und böſe Geſchwüre überzugehen anfangen; ſo iſt kein Zweifel, des Ausſatzes wegen, mehr vorhanden. Schwellen die Füſse, und nehmen ſie das Anſehen von einem Elephantenfuſs an; ſo wird's die Elephantiaſis genannt. — Das heiſse Clima; die Nothwendigkeit, oft ſchlechtes Waſſer zu trinken; ſchlechte Nahrungsmittel; Müſſiggang und angeerbte Diſpoſition ſind in dieſem Lande davon die Urſache. — Noch mehr wird aber die Ausbreitung dieſes Uebels dadurch befördert, daſs Ausſätzige unter einander heyrathen [c]; — ob man gleich jetzt gewohnt iſt, die damit Befallenen von der menſchlichen Geſellſchaft abzuſondern. — Unter die vielen Mittel, die man gegen dieſes Uebel verſucht hat, gehört auch die Caſtration, wodurch die Araber das Uebel zu heilen ſuchten [d]. —

Eine

c) Niebuhr a. a. O.

d) Blumenbachs Biblioth. 2. B. S. 482.

Eine zweyte Hautkrankheit in Arabien ist die Nachtblatter Epinyctis [e]). — Die Yaws sollen auch hier zu Hause seyn [f]). — Endlich gehört der Nervenwurm (Dracunculus-vena medinensis) auch hierhin. Dies ist ein fadenförmiger, sehr dünner und langer Wurm, der sich am häufigsten an den Beinen, besonders am Schienbein, unter der Haut einnistet; lange versteckt bleibt, bis er sich endlich durch ein kleines Geschwür zu erkennen giebt. Wird er alsdenn völlig ausgerottet; so erfolgt weiter nichts böses; da hergegen, wenn er abreisst, die grausamsten Zufälle darauf folgen. Die Araber [g]) wickeln ihn, mit vieler Geschicklichkeit, auf Seide oder Baumwolle heraus. — Nirgends ist dies Uebel in Arabien häufiger, als zu Jemen [h]). Man hat hier Beyspiele, dass ein Mensch vier an den Füsen und einen am Arm gehabt habe. — Einige giftige Thiere giebts hier auch. Niebuhr sahe einen Menschen, der von einer giftigen Schlange war gebissen worden; der Schech am Orte zerschnitt das Fleisch und die Wunde selbst mit einem Scheermesser; nahm Knoblauch in den Mund, und saugte nun das Gift aus der Wunde. — Blasensteine kommen auch vor, und dagegen hat man folgende Cur: — Man sprützt eine schwache Auflösung von einem Laugensalze mit gereinigtem Fett vom Schweife eines Schaafs, mit Opium vermischt, in die Blase [i]).

Von

e) Lorry a. a. O.

f) Hillarys Beobachtungen, S. 402.

g) Hillary a. a. O. S. 381.

h) Niebuhr a. a. O.

i) Murrays med. pr. Bibliothek. 3. Band. S. 30.

Von der fürchterlichen Peſt iſt wenigſtens die Provinz Jemen frey [k]). — Aber zu Mocha und zu Baſſora herrſchen jährlich, ein paar Monate lang, epidemiſche Seuchen [l]). Da die Araber ſo geſunde Leute ſind, ſo ſchätzen ſie die Aerzte nicht ſehr [m]); ſie legen ſich auch eher auf die Pferdearzeneykunde, als auf die Medicin ſelbſt. Die zweyte Urſache ihrer Verachtung muſs man in ihrem Aberglauben und vermeyntlichen geheimen Wiſſenſchaften, wodurch ſie übernatürliche und unmögliche Dinge würklich machen zu können glauben, ſuchen. Zu dieſen nehmen ſie auch in den meiſten Krankheiten ihre Zuflucht, und daher haben ſie gegen viele Sachen einen Abſcheu, als z. B. gegen Clyſtiere. Sie halten mehr vom Schröpfen, Salben und Reiben: — durch Hülfe der Bäder und des Schampuens ſahe Rookes [n]) einen alten waſſerſüchtigen Mann wieder beſſer werden. Der berühmte Reaumur [o]) erzählt ganz was ähnliches, das ſich zu Roſette mit einem Waſſerſüchtigen zugetragen hat. Er wurde ſtark mit Oel geſchmiert, und 24 Stunden lang in einer groſsen Wärme gehalten, worauf er zu uriniren anfieng, und von ſeinem Uebel befreyet wurde. Gegen Kopfſchmerz gebrauchen ſie das Scarificiren des kahl geſchornen Kopfs, und laſſen das Blut laufen [p]). Auch von

k) Niebuhr a. a. O.

l) Lind a. a. O. S. 72.

m) Niebuhr a. a. O.

n) A. a. O. S. 67.

o) Memoires de l'Academie roi. de Paris. 1764.

p) Haſſelquiſt a. a. O.

von den Blutigeln machen sie Gebrauch *q*): — desgleichen vom Brennen. Niebuhr sahe auf dem Schiffe, worauf er reisete, dafs man den Schiffsjungen, der über Colik geklagt hatte, mit einem glühenden Eisen so nachdrücklich brannte, dafs er in Zukunft nie wieder darüber klagen konnte. — Das Inoculiren der Blattern ist hier gebräuchlich, besonders unter den Beduinen-Arabern: — sie verrichten das ganze Geschäfte mit einem Dorn, worauf sie frische Materie nehmen, und unter die Haut desjenigen schieben, der eingeimpft werden soll. —

Folgende Methode, das verrenkte Bein wieder einzurichten, wird jedermann sonderbar und in seiner Art einzeln nennen. Niebuhr erzählt den Fall. — Eine Frau, die sich das Bein verrenkt hatte, setzte der Mann auf einen hungerigen Maulesel, dem er hierauf eine Menge trockene Gerste zu fressen, und darauf Wasser zu saufen gab. So wie sich der Leib des Thieres ausdehnte, wurde auch das Bein der Frau gedehnt, und nun konnte der Mann die Einsetzung leicht verrichten. — Aus dem Mark der Tamarinden wird mit Zucker ein angenehmes, kühlendes, und Fieber vertreibendes Getränke allhier gemacht *r*). — Reisende Kaufleute, die durch die Wüsten Arabiens gekommen waren, versicherten dem Bontius *s*), dafs man seinen Durst nicht mit blofsem Wasser stillen könne, und dafs man, wenn man es thäte, leicht in Cachexie verfalle: besser sey es, mit Wein oder

q) Gruneri Progr. de recta hirud. applicat.

r) Sander das Grofse und Schöne in der Natur.

s) Quarin animadverf. medic.

oder Brantewein, den man zum Waſſer gegoſſen, ſolches zu thun. — Die Araber ſelbſt aber können viele Tage nach einander Durſt leiden, und wenn ſie dies fünf Tage lang gethan haben, ſo ſollen ſie beſtimmen können, an welchem Orte unter der Erde Waſſer vorhanden ſey, nachdem ſie vorher das Erdreich und die Pflanzen betrachtet. Ihr Geruch iſt auch über die Maaſsen fein: ſie können ein entronnenes Kameel unter tauſend andern dadurch unterſcheiden. — Niebuhr. — Auch folgende Nachrichten ſind von ihnen merkwürdig, nach dem Bericht dieſes nemlichen Verfaſſers: ſie nehmen auf ihren Reiſen Knoblauch und Roſinen mit ſich; ſie gebrauchen ſolche, um Menſchen, die von den heiſsen Winden erſtickt ſind, damit wieder zurecht zu bringen. — Um ſich recht ſtark zu machen, zerhacken ſich die gemeinen Leute, beſonders die Laſtträger zu Baſſora, das Fleiſch unter den Waden, damit das Blut herausſtröme. — Um das Blut, nach einer geſchehenen Amputation, zu ſtillen, ſtecken ſie den Stumpf in gekochtes Oel. — Zahnſchmerzen ſind, auſser zu Baſſora, unbekannte Uebel, weil die Araber den Mund ſo rein halten. — Die Beduinen-Araber, die einen Abſcheu für Aderlaſs haben; keine Arzeneyen gebrauchen; im höchſten Nothfall einen geſchriebenen Zettel, der von einem Bech geholt iſt, verſchlucken, tragen alle ihre Unpäſslichkeiten geduldig, und ſagen: Gott ſey nur allein Arzt. — Roſenmüller. —

Arabien verſorgt die Apotheken mit der Wurzel des Pyrethri; mit Piſtacien; Tamarinden; Opobalſamum; Weyrauch; Gummi Galbanum; Myrrhen und dergl. mehr. —

Von Perſien.

Ich habe ſchon bereits, in dem vorigen Abſchnitte, von einigen perſiſchen Provinzen geredet, und angezeigt, daſs es am caſpiſchen Meere herrliche und ſehr fruchtbare Gegenden gebe. Kämpher [t]) nennt z. B. die Gegend von Niſabat Elyſiſche Felder. Das gilt auch von Gilan und Mazanderan: ſie ſind aber, wie bereits oben geſagt worden, nicht geſund. — Zu Schameiſi, der Reſidenz des mediſchen Vicekönigs; zu Adherbeizan und Tauris, der gröſsten Stadt in dem alten Medien, verſpürt man ſo wohl zuweilen Erdbeben, als Peſt [u]); ob gleich ſonſt die Gegend um Tauris fruchtbar und geſund iſt. — Was den übrigen Theil von Perſien anbetrift; ſo enthält er nicht allein hohe Berge, ſondern auch ſehr ausgeſtreckte dürre, ſandige Wüſten, wo kein Menſch wohnen kann. Daher iſt auch kaum der zwölfte Theil des ganzen Landes mit Menſchen beſetzt. Auſser dem Berge Taurus, der gleichſam Perſien in zwey Theile theilt, giebt es der Berge noch mehrere; aber an Flüſſen iſt das Land äuſserſt arm: da nun auch ſelten Regen fällt; ſo iſt zwar der Himmel faſt immer heiter, die Luft rein, aber am Waſſer iſt in vielen Oertern groſser Mangel, wie z. B. in der Provinz Kirman [x]) und in andern Gegenden.

Dies

t) Man ſehe deſſen Brief an ſeinen Bruder, in der Dohmſchen Vorrede zu Kämphers Geſchichte und Beſchreibung von Japan. 1777.

u) Kämpher a. a. O. Bell a. a. O.

x) Richard a. a. O.

Dies macht daher die Luft ſo trocken, daſs viele deshalb den Mund mit einem Tuche, das angefeuchtet iſt, verbinden müſſen, ſo wie man auch zu Ispahan, den Sommer über, deswegen Leute unterhält, die die Straſsen beſtändig mit Waſſer begieſsen *y*). Dieſe ſo ſehr abſorbirende Luft hat auch noch die Eigenſchaft, die Fäulung ſo wohl, als den Schweiſs zu verhindern, weil die ausgedünſteten Theile zu geſchwind weggeführet werden. — Ein Kameel iſt z. B. in wenig Tagen ganz ausgedörret. Indeſs leidet dieſe Sache doch bey einigen Oertern Ausnahme, ſo wie überhaupt der Theil von Perſien, der dieſſeits des Berges Taurus gelegen iſt, ein ganz anderes Clima hat, als derjenige, der jenſeits des Berges, nach dem perſiſchen Meerbuſen hin, liegt. Der nördliche Theil iſt lange nicht ſo warm, als der ſüdliche. Wie ſchon oben gemeldet, ſo fällt zu Tauris, dem ehemaligen Eckbatana, oft Schnee; ja man hat, den 14ten Julius, im Lande Gilan, Schnee fallen ſehen, und die Berge wurden damit bedeckt *z*). Ueberhaupt ſind in der Mitte des Landes die Winter ziemlich ſtrenge; im Frühjahr und Herbſt giebts viele Stürme, und nur im Sommer iſts zwar heiſs, doch nicht ſo, daſs man es zu Ispahan nicht in den Häuſern ſollte aushalten können *a*). Im Winter friert es ſo gar. Ganz anders iſt aber das Clima von Schiras bis zum perſiſchen Meerbuſen hin beſchaffen: hier hat man keinen rechten Winter, ſondern nur eine trockene und naſſe Jahreszeit *b*).

y) Franke med. Policey. 3. B.

z) Büſchings wöchentliche Nachrichten v. J. 1783.

a) Richard a. a. O. Lettres edifiants. l. c.

b) A. a. O.

Im Sommer c) fällt in der Gegend von Schiras kein Regen; wohl aber des Nachts vieler Thau, der aber ganz unſchädlich iſt, und nicht die geringſte Schärfe beſitzt; daher dauren hier alle Sachen, die ſonſt von der Witterung angegriffen werden, lange; der blankſte Degen bleibt es in dieſer trocknen Luft, und nimmt keinen Roſt an; man ſiehet auch das Ausdauren an den Ruinen von Perſepolis, die von der Zeit nichts an ihrer Schönheit gelitten haben. Es ſcheint auch, daſs dieſer beſtändig heitere Himmel auf den Geiſt der Einwohner von jeher einen wohlthätigen Einfluis gehabt habe: die gröſsten Dichter der Perſer, als Hafiz, Sadi und Jani, ſind aus Schiras gebürtig geweſen; und der dichteriſche Geiſt lebt auch noch unter den jetzigen Einwohnern: in allen ihren Reden bringen ſie Stellen aus dieſen Dichtern an. — Die Stadt liegt in dem reitzendſten Thale von der Welt, und hat alle nur erdenkliche Lebensmittel; die Luft iſt mit den herrlichſten Düften angefüllet, und weder zu warm, noch zu kalt. Das Thermometer ſtehet im Sommer zu Mittage ſelten über 73 Grad; des Abends ſteht's auf 62. Der Herbſt iſt die ſchlimmſte Jahreszeit, weil alsdenn vieler Regen fällt; es ſtellen ſich alsdenn Schnupfen, Durchfälle und Fieber ein: im Winter fällt wohl Schnee, aber zum Gefrieren kömmt es nicht. — Aber ſo gelind iſt die Witterung in andern Orten von Perſien nicht. Z. B. in der Wüſte Kirman d) iſt die Luft brennend heiſs, und bey jedem Athemzuge glaubt man Feuer einzuathmen; hier lag Char-

c) W. Fränklins Bemerkungen einer Reiſe von Bengalen nach Perſien.

d) Richard a. a. O.

Chardin einsmals, der unausſtehlichen Hitze wegen, den ganzen Tag auf Leder; auch die Landeseinwohner flüchteten in die Dattelwälder: — die brennenden und tödtlichen Winde Arabiens laſſen ſich auch hier oft verſpüren. — Zu Candahar iſts ferner eben ſo beſchaffen, wie zu Baſſora: — der Schweiſs flieſst hier gleichſam wie durch ein Sieb aus der Haut. Am geſundeſten iſt es alſo in dem mittlern Theile von Perſien, als zu Schiras, Ispahan, und in ganz Irack Agemi, welches das ehemalige Land der Parther iſt. — Die nördlichen, als Medien oder Aderbizan, Maſanderan und dergl. ſind es weniger; die ſchlimmſten von allen aber ſind diejenigen, welche nahe an dem perſiſchen Meerbuſen liegen, beſonders Ormus und Gamroon. Der erſte Ort, der voller Salz iſt, und voller Steinſalz ſitzt, das ſo ſcharf iſt, daſs es nicht gebraucht werden kann [e]), hat von Morgen gegen Abend eine Kette ſchneeweiſser Gebürge, welche die Sonnenſtrahlen mit ſolcher Heftigkeit auf die Thäler zurückwerfen, daſs die Einwohner, um ſich von der entzündeten Luft zu befreyen, ins Waſſer ihre Zuflucht nehmen müſſen [f]); ja ſie ſollen darin ſo gar ſchlafen [g]). — Viele Einwohner verlaſſen bey der ſchlimmſten Zeit den Ort, und ziehen weiter ins Land. Die aber zurück bleiben, leiden viel an Augenentzündungen, und die Blattern ſind auch hier ſehr ſchlimm [b]). — Die Luft von Gamroon oder Bander abaſſi iſt die allerheiſſeſte und ſchädlichſte

e) J. Neuhofs Reize, Amſterdam 1682.

f) Franke m. P. aus Boerhaavens Chemie.

g) Richteri Opuſcula, T. I. p. 282.

b) Fränklin a. a. O.

lichſte von ganz Aſien. Kämphers *i*) eigne Worte werden dies beſtätigen. „Die Hitze allhier, „ſagt er, iſt nicht ſo wohl der Obliquität des Zo„diaci, in der die Sonne ad tropicum verweilet, „als der eignen Conſtitution des Grundes zuzu„ſchreiben, ſo trocken, ſalzig, ſulphuriſch, voller „heiſsen und theils ſchädlichen Bäder und arſeni„kaliſchen Exhalationen; ſechs Monate kann kein „Menſch eine halbe Viertelſtunde in einer Kam„mer leben; Hunde und Menſchen werden als„dann in der Sonne mit Schwindel befangen, und „fallen plötzlich todt danieder. Die heiſseſten „Winde erſticken auch, was ſie auf dem Felde er„greifen. Sechs Wintermonate ſind erträglich, „und des Tages nicht heiſser, als unſere Hundsta„ge; des Nachts aber, ob patentiam pororum, ſo „unerträglich und ſchädlich kalt, daſs man ſich „mehr denn in Schweden davor ſchützen muſs. „Ein bloſses Meſſer verroſtet in einer Nacht, „plötzlich wirds ſo extrem feucht, daſs alles, was „die Luft berührt, in Waſſer genetzt zu ſeyn „ſcheint, ein wenig darauf wirds ſo trocken, daſs „einem die Haut zuſammenſchrumpft. Die heiſ„ſeſten Winde allhier, ſo ſie nicht feucht, machen „das Waſſer und alle Flüſsigkeiten erkalten, ſo gar, „daſs es faſt untrinkbar, und an der Haut unleid„lich wird, und dieſes, je heiſser und trockner die „Winde ſeyn, die oft als eine Flamme brennen, „auch was in einer Kammer verſchloſſen, erkaltet „alsdenn, doch nicht ſo ſehr, als was dieſer Wind „im offnen ergreift.“ Dieſe ſchädliche Beſchaffenheit der Luft hatte auch auf Kämpher die ſchlimmſte Würkung. Denn zuerſt verfiel er in ein

i) Deſſen Brief an ſeinen Bruder, S. 20.

ein bösartiges Fieber, das ſich nachher mit der Waſſerſucht endigte, wovon er durch ein Quartanfieber befreyet wurde.

Auch Neuhof, Chardin und Lind erwähnen der bösartigen Fieber, und der Ruhren, die jährlich an dieſem Orte gefunden werden. Cartheuſer [k]) nennt die Krankheit Anthrax-tarantatus, weil mit dem Fieber unmäſsiger Schweiſs und Furunculi gepaart gehen, die in ungeheurer Anzahl ausbrechen, und ein unerträgliches Jucken, wogegen nichts als Geduld hilft, verurſachen. — Es erhellet demnach aus dem vorhergeſagten, daſs es auch in dem ſonſt ſeiner Geſundheit wegen, ſo geprieſenen Perſien höchſt ſchädliche Städte und Gegenden gebe. — Will man aber wiſſen, welche Oerter man nach den verſchiedenen Jahreszeiten ehemals hier für die angenehmſten und geſundeſten gehalten habe; ſo waren es folgende: im Winter wohnten die Könige von Perſien zu Suſa; im Sommer zu Eckbatana, das nun Tauris heiſst; im Herbſte zu Perſepolis, und die übrige Zeit des Jahres zu Babel [l]). —

Was die Lebensart der Perſer anbetrift; ſo halten ſie ihren Ramazan oder Faſten genau, ob er gleich einen ganzen Monat lang dauret. Von Sonnenaufgang bis Untergang genieſsen ſie alsdenn nichts, auch nicht einen Tropfen Waſſer. Doch ſind die Weiber, während der Monatszeit, kleine Kinder und Kranke davon ausgenommen [m]). Was

k) De morbis endemiis l. c.

l) Adolphi de aëre, aquis et locis, Lipſ. 1725.

m) Fränklin a. a. O.

ihre übrige Lebensart anbetrift; ſo lieben ſie ſehr das Obſt: nüchtern genieſsen ſie ſchon daſſelbe des Morgens, wie auch Weintrauben und was ſonſt die Jahreszeit liefert. In dieſem Stücke ſind die Perſer wahre Schwelger. Man hat Perſonen geſehen, ſagt Graf Büffon [n]), die 35 bis 40 Pfund Melonen in einem Tage verzehrt haben. Sie beſchlieſsen ihre Mahlzeiten, die gewöhnlich aus Zugemüſen, geronnener Milch, Brod, und zum Abendeſſen aus Pillau oder gekochtem Reiſs beſtehen, immer mit einer Menge koſtbarer Früchte. Fleiſch eſſen ſie ſelten, auſser etwas geröſtetes und dann gieſsen ſie auch zum Pillau eine ſtarke Fleiſchbrühe. Alle Speiſen werden bey ihnen ſtark gewürzt. — Mehr als eine Speiſe eſſen ſie ſelten. Was ihr Getränke anbetrift; ſo genügen ſie ſich faſt allein mit Waſſer und Sorbet. Chardin ſagt: Wein trinken ſie nicht; aber Fränklin verſichert, daſs ſie dies oft öffentlich thäten, ja oft im groſsen Uebermaaſs. — Vom Kaffee ſind ſie groſse Freunde, nur trinken ſie ihn ohne Milch und Zucker [o]). Die Perſianerinnen glauben: der Kaffee mache zum Beyſchlaf ungeſchickt, wenigſtens war die Gemahlinn des Sultan Mahmud Casnin dieſer Meynung. Denn als ſie einsmalen aus ihrem Fenſter einen Hengſt verſchneiden ſahe, und auf Befragen, was man dem Thiere anthue, die Urſache erfuhr; ſo ſagte ſie: die Operation ſey nicht nöthig, man ſolle dem Thiere nur Cahwa, d. i. Kaffee zu trinken geben [p]).

Nicht

n) Allgem. Natur-Geſchichte, 6. Band. S. 70. M. ſ. auch Falconer a. a. O. Chardin.

o) Chardin, Fränklin, Meiners a. a. O.

p) Baldingers neues Magazin, 1. B. S. 381.

Nicht allein von köſtlichen Weinen ſind die Perſer Liebhaber, ſondern auch von andern berauſchenden Sachen *q*). — Die gemeinen Perſer gebrauchen dazu einen Aufguſs von Hanf- und Mohnſaamen: andere das Opium, das bey ihnen ein Bedürfniſs der Natur geworden iſt. Haſſelquiſt erzählt: ein perſiſcher Prinz, der auf Reiſen gehen wollte, entdeckte, daſs ſeine Bedienten Opium mitzunehmen vergeſſen hatten. Kaum war er eine halbe Tagereiſe von Hauſe, und es wurde ſo gleich ein Eilbote abgeſandt: aber die Zurückkunft deſſelben dauerte ſchon viel zu lange, und ehe er ankam, war der Prinz todt. — In Perſien iſt die Verführung zum Opiumeſſen eben ſo groſs, als bey uns die Verführung zum Branteweintrinken. Ein junger Menſch, ſchrieb Herr Doctor Reinegg *r*) aus Perſien, der ſich durch böſe Beyſpiele hinreiſsen läſst, um ſich an den unmäſsigen Genuſs des Opiums zu gewöhnen, wird dazu von ſeinen Geſellen auf folgende Weiſe initiirt. Sein Vorgänger und Meiſter giebt ihm zuerſt etliche Gran dieſes Safts in Wein oder Brantewein: er läſst ihn noch viel von dieſem Getränke nachtrinken, bis ihm ein ſtarker Rauſch alle Empfindungen raubt und in Schlaf verſetzt: nach ſieben oder acht Stunden wird er durch Schütteln ermuntert, und ſo ſehr ihn auch des Schlafes Uebermacht feſſelt, genöthiget, vieles kaltes Waſſer zu trinken. — Allein er giebt jeden Becher mit Ekel, Uebelkeit und Erbrechen wieder von ſich, und mit thränenden Au-

q) Meiners im erſten Stück des Göttingiſchen Magazins. S. 136.

r) Blumenbachs mediciniſche Bibliothek. 2. Band. S. 373.

Augen ſtarret er die Umſtehenden an, ohne ſie jedoch zu kennen, noch zu wiſſen, was mit ihm vorgehet. Endlich giebt man ihm einige Schalen warmen Wein mit Muskatennuſs vermiſcht. Er bricht ſich nicht mehr; allein ſchläfrig und ohne Bewuſstſeyn jähnt er oft, und ſchon droht ihn der Schlaf wieder zu überfallen, als ihm der alte Opiphagus eine abermalige doch doppelte Doſe Opiums giebt. Lachen, ſchreyen, tanzen, und das Geräuſch der Muſik erhalten den Schüler etliche Stunden lang in einem ganz bewuſstloſen Zuſtand. Er will reden, allein die Werkzeuge der Sprache bleiben unbeweglich bey offnem Munde — endlich ſchläft er ein — nach einer viertelſtündigen Ruhe wird der Schlafende wieder aufgeweckt, mit kaltem Waſſer begoſſen, die Augen werden ihm mit Eſsig gewaſchen, und alle nur mögliche Kunſt und Reitze angethan, um den Schlaf zu vertreiben. Man zieht ihn von ſeinem Lager weg, zwingt ihn zu gehen, aber kaum wollen ſeine taumelnde Füſse gehorchen, bis ſie endlich mit vieler Mühe in einige Bewegung geſetzt werden. Der Schüler ſtammelt halb verſtandliche Worte, und beklagt ſich, daſs ihm friere, worauf man ihm warmen Wein giebt; er befindet ſich beſſer, und er verlangt zu eſſen: — aber bald darauf erfolgt wieder Schlaf: — man weckt ihn wieder: — giebt ihm nochmals eine Quantität Opium, und verfährt auf die erſt bemeldete Weiſe. — So wird dann der Körper mit jedem Tage immer mehr an dieſes Mittel gewöhnt, und ſchon am 8ten oder 11ten Tage empfindet der Lehrling die an ihm gewünſchten Folgen der bisherigen Behandlung. Er gehet zwar mit aufgedunſenem Geſichte einher, allein ſein ganz eigner bedeutender Blick

zeugt

zeugt von einem innern glücklichen Gefühl eines ruhigen Zuſtandes. Allein auch dieſe Freude währt nicht lange, ſondern wenn ſich die Würkung des Opiums wieder verliert, welches bey Anfängern gemeiniglich in 24 Stunden zu geſchehen pflegt, empfindet er groſse Beängſtigung, Unruhe, allerhand ſchreckhafte Vorſtellungen, Zittern und Uebelkeiten, die nicht eher vergehen, als bis er eine abermalige Menge dieſes Safts genommen hat: alsdann verlieren ſich dieſe Zufälle, und es entſtehet ein ſtiller angenehmer Rauſch, der 10 bis 12 Minuten anhält, und ſich mit der lebhafteſten Vorſtellung derjenigen Idee endiget, welche der Opiumeſſer empfinden wollte. Viele können es täglich bis zu einer Unze bringen, ja Garcias ab Orta kannte einen Corſaren, der täglich zehn Quentchen brauchte. — Dergleichen Menſchen werden aber durch den häufigen Genuſs dieſes Safts, der ihnen zuletzt ſelbſt zuwider wird, den ſie aber doch, zur Verhütung der unausbleiblichen gefahrvollen Zufälle, nicht entbehren können, ganz verſtellt. Ihre Geſtalt wird umgeformt; das Geſicht ſchwillt; die Muskeln deſſelben werden unbeweglich, ſchlapp, hängend; die Augen triefend; der ganze Körper wird ſchwach und fällt zuſammen; er wird froſtig; der Menſch wälzt ſich in allen warmen Orten, Bädern, Aſchenheerden herum; er wird allen Menſchen ein Scheuſal, und verfällt zuletzt in die Waſſerſucht. In dieſem ekelhaften Zuſtand, bey dem gänzlichen Mangel an Reitz, nehmen viele ihre Zuflucht zum Mercurio corroſivo, den ſie kauen und mit dem Speichel häufig aus dem Munde flieſſen laſſen: allein kurze Zeit darauf ſiehet man zerfreſſene krebsartig-ſchwärende Lippen und Kinn.

Durch

Durch den häufigen Gebrauch des Eſsigs können einige noch am beſten die quaalvollen Empfindungen tilgen, denen ſie unterworfen ſind, wenn ſie ſich entſchloſſen haben, vom Opium abzuſtehen. Ein Menſch, der eine ſchwere Strafe befürchtete, hatte ſich mit anderthalb Unzen Opium vergiftet, woran er auch ſtarb. Nach dem Tode giengen die Haare, beym geringſten Zuge, aus dem Körper; die Hunde wollten ſein Fleiſch nicht freſſen, und die Vögel fraſsen nur die Lenden. Fäulung war nicht an ihm zu merken, und es wurden die Glieder nicht ſteif. — Da die Aſiaten ſo ſehr ans Opium gewöhnt ſind; ſo kann man ihnen entweder mit Laudanum liquidum, oder Maſſa de ſtyrace helfen. Zu Erzerum hatte Reinegg einen 64 jährigen Obriſten der Spahis an einem böſen Huſten in der Cur: nur mit vier Opiumpillen, wovon jede die Gröſse einer Flintenkugel hatte, legte ſich die Heftigkeit deſſelben, nachdem er ſie auf einmal verſchluckt hatte. — Wenn Opium, wie viele behauptet haben, gegen die Venusſeuche ein ſicheres Mittel wäre, ſo müſste man, zufolge des oben Geſagten, davon kaum in Perſien einige Spuren haben. Allein Thiery [s]) ſagt: nach der einſtimmigen Nachricht des Chardin, Bernier, Bontius, Dellon, Dapper und mehrerer, iſt hier die Seuche ſo gemein, daſs kaum unter tauſend davon einer frey iſt. Doch das Uebel iſt hier von ſehr milder Art, und führt nicht ſolche ſchlimme Folgen als anderwärts mit ſich [t]). Er ſetzt hinzu: mit dieſer Krankheit iſt in

s) A. a. O. S. 94.

t) Chardins Reiſen im 6ten Bande der Berl. Samml. der n. u. b. Reiſebeſchr.

in Perſien ſo wenig Schande verknüpft, daſs man von ihr öffentlich in Geſellſchaften ſpricht: man ſiehet Knaben von acht bis zehn Jahren ſchon damit behaftet. Auſser dieſer Seuche macht Chardin noch folgende Krankheiten namhaft, die in Perſien häufig vorkommen ſollen, als die Roſe, Colik, Frieſel, Pleureſie, rothe Ruhr, Wechſelfieber, Waſſerſucht und falſche Pocken (veroles volantes). Am perſiſchen Meerbuſen ſoll beſonders die Vena medinenſis häufig vorkommen. Dieſer nemliche Verfaſſer führt an einem andern Orte an [w]), daſs bey Dedomba ein offner Brunnen ſey, welcher im Sommer mit einer Menge rother fliegender Inſekten angefüllt ſeyn ſoll, die ihrer Zartheit wegen mit durch die Leinwand giengen, und er iſt der Meynung, daſs jener Fadenwurm daher ſeinen Urſprung nehme, welches aber doch wohl nicht wahrſcheinlich iſt, wie an andern Orten dieſes Werks vorkommen wird. Fügt man zu allen dieſen Beſchwerden noch Schwäche der Verdauung hinzu, denn nichts leidet in den heiſsen Ländern mehr als Kopf und Magen; ſo kennt man die meiſten Krankheiten Perſiens, und man wird geſtehen, daſs ſie deren, im Vergleich mit andern, nicht ſehr viele haben. Gewiſs die Mäſsigkeit, die die meiſten in Speiſen und Getränken beobachten, und der ſparſame Genuſs des Fleiſches haben, nebſt der geſunden Luft, den meiſten Antheil daran. Einige Krankheiten, als z. B. Gicht und Stein [x]), ſind unter den mahomedaniſchen Perſern [y]) ganz unbekannt, ob gleich die Armenier damit

w) A. a. O. 1. B. S. 433.

x) Friedrich Hoffmann a. a. O.

y) Thiery a. a. O. S. 154.

damit geplagt werden [z]). Sie haben weder Zahn- noch Kopfweh: man hat weder Schwindſucht noch Schlagfluſs; auch keine Epilepſie. Selbſt die Peſt gehöret in Perſien nicht zu Hauſe. — Die Banianen, ſagt endlich Chardin, die nie Fleiſch eſſen, haben noch weniger Krankheiten als andere: indeſs hat er ſich nicht überzeugen können, daſs ſie darum auch ein höheres Alter erreichten. — Was die Blattern anbetrift, ſo ſagt zwar Chardin, daſs auch die hier nicht zu finden wären. Da aber Gmelin [a]) behauptet, daſs die Inoculation eine längſt eingeführte Sache in Perſien ſey; ſo läſst ſich an der Richtigkeit der Chardiniſchen Behauptung zweifeln. — Sie ſind gewiſs hier vorhanden, aber, wie Hensler ſagt, ſehr gelinde. — Zwey Wiſſenſchaften ſtehen in Perſien in gröſster Achtung, die Medicin nemlich, und die Aſtrologie [b]), die aber von verſchiedenen Perſonen bedient werden. Wenn die Perſer alle übrige Wiſſenſchaften durchgegangen ſind, ſo machen ſie mit dieſen den Beſchluſs. Das Land iſt voll dieſer Leute, weil ſie ſich alle gut dabey ſtehen. Der König allein hält derſelben eine nicht geringe Anzahl, und ſie kommen ihm jährlich auf 2 Millionen und 500000 Livres zu ſtehen. Daſs unter den Aerzten und Aſtrologen eben nicht das beſte Einverſtändniſs herrſche, kann man daher vermuthen, weil jeder ſeiner Kunſt den Vorzug will eingeräumt wiſſen. — Es entſtehen daher unendliche Colli-

z) Chardin a. a. O.

a) Gniditſch von einigen Arzeneymitteln und Krankheiten der ruſſiſchen Völkerſchaften. Leipzig 1778.

b) Chardin a. a. O. 2. B.

Colliſionen. Die Aerzte wollen die Mittel denen bey den Krankheiten vorkommenden Erſcheinungen gemäſs einrichten; da hergegen die Aſtrologen behaupten: man müſſe auf die Erſcheinungen des Himmels Acht haben, um beſtimmen zu können, zu welcher Zeit es am dienlichſten ſey, Medicin zu nehmen. — Es fehlt alſo nie an Gelegenheit zum Streite: — einsmal, als es dabey ſehr hitzig hergieng, ſagte ein Aſtrologe ſehr beiſsend und oft eintreffend: unſern Fehler deckt der Himmel auf, aber der Aerzte Fehler deckt ein wenig Erde zu. — Ganz wahr iſt indeſs dieſer Satz nicht. Denn ſehr oft tritt auch der Fall ein, daſs man den Arzt von angeſchuldigten Fehlern würde frey erklären, wenn man die Todten, anſtatt ſie der Erde zu übergeben, erſt öffnete, und das, was verborgen iſt, ans Tageslicht brächte. — Ich will gern zugeben, daſs die Aerzte in aller Welt Fehler machen, weil ſie Menſchen ſind, die irren können; aber zu bewundern iſt es eben nicht, wenn der Fehler in Perſien, verhältniſsmäſsig, viele gemacht werden, weil ſich zu dieſem Amte alles drängt. Die Weiber waren zu Thevenots Zeiten noch in dem allgemeinen Beſitz des Rechts, die Arzeneyen für die Kranken zu verfertigen. Auch ſind ihre Schulen eben nicht darnach eingerichtet, daſs dieſe Wiſſenſchaft gründlich erlernt werden könnte. Nur blos Sprache, Philoſophie, Moral, Mathematik und Phyſik wird darin getrieben: — will jemand ein Arzt werden, ſo muſs er ſich an einen erfahrnen Mann wenden; gemeiniglich erbt aber der Sohn die Wiſſenſchaft vom Vater *e*), Krank-

e) Kämpferi amoenitates exoticae.

Krankheiten der Weiber und Kinder werden in Perſien ſehr gering geachtet. Ein Arzt hält es ſich zur Schande, ſolche zu beſuchen, und dieſe ſind ganz den Weibern überlaſſen [d]). Auch geben ſich die Miſſionarien, die gewiſs darauf ſich nicht gelegt haben, überall für Aerzte und Wundärzte in Perſien und im ganzen Orient aus [e]). Aber ſelbſt ihre beſten Aerzte ſind in vielen Stücken ſehr unwiſſend. Es giebt unter ihnen nicht einen einzigen, der einen todten Körper offen geſehen hätte. — Ihre Phyſiologie iſt ſehr mangelhaft: — dies leuchtet allein aus der Eintheilung der Thiere hervor, in ſolche, bey denen das Blut circulirt, und ſolche, bey denen es nicht circulirt. — Von dem Umlauf des Bluts haben ſie indeſs nicht allein Begriffe, ſondern ſie behaupten ſo gar, daſs derſelbe längſt unter ihnen bekannt geweſen ſey. — Sie beſitzen ferner einige ſchlechte anatomiſche Zeichnungen, und es fehlt auch nicht an ſo genannten Herbariis vivis. Unter allen ihren Aerzten iſt Hermes trismegiſtus, den ſie Ormus nennen, der erſte. Doch iſt ihr Hauptbuch, die Summe des Königs von Careſchm, der vor 500 Jahren regieret hat. So ſehr auch die Medicin in Perſien in Achtung ſtehen mag; ſo verachtet iſt dagegen die Chirurgie, worauf ſich ſehr wenig legen. Die Wunden und Geſchwüre heilen auch hier ohne Pflaſter und Operation von ſelbſt. — Uebrigens iſt es hier, wie überall: die Aerzte halten auch ihre Conſultationen. — Sie verordnen Tränke und Emulſionen in groſser Quantität. Da muſs oft ein Patient drey bis vier Maaſs von einem ſolchen Getränke

d) Dapper 2. Theil. S. 96.

e) Chardin a. a. O.

tränke in einem Tage verſchlingen: ſie verordnen oft Bäder, wobey ſich aber der Patient wohl in Acht zu nehmen hat, die geheimen Theile nicht zu entblöſsen; ſie rathen zwar ſelten zum Aderlaſs; indeſs ſind doch die Perſer groſse Freunde davon, und Chardin verſichert, wohl tauſendmal geſehen zu haben, daſs ſich die Leute auf den Straſsen von den Barbierern haben die Ader öffnen laſſen. Forſcht man noch näher nach der Kenntniſs ihrer Wiſſenſchaft, ſo ergiebt es ſich, daſs ſie alles aus dem Pulſe, wovon ſie nur den ſchwachen und ſtarken kennen, wollen beurtheilt wiſſen; auf Urin und Excremente achten ſie wenig *f*). Das weibliche Geſchlecht behält ſich ſo gar die Freyheit vor, den Puls ihrer Hand, welche der Arzt nur allein zu ſehen bekömmt, mit einem Tuche bedeckt fühlen zu laſſen *g*). — Die Arzeneymittel theilen ſie in ſolche von kalter und von warmer Natur ein, wobey ſie vielerley Stufen annehmen. Um ein Beyſpiel ihres Verfahrens zu geben, ſo öffnen ſie bey Kopfſchmerz von Vollblütigkeit die Ader Makal; man giebt Brod mit Fenchel, und Gerſtentrank mit Corinthen. Bey Naſenbluten läſst man den ausgepreſsten Saft von Eſelskoth in die Naſe ziehen, oder man öffnet die Ader an der Stirne. Gegen Kurzathmigkeit kocht man Rettig in Waſſer. Schmerzhafte Gelenke beſchmiert man mit Kameelkoth und Butter *h*). Gegen Knochenbrüche iſt die Mumia, ein ſchwärzlicher dem Peche ähnlicher Balſam, der aus Felſen herausflieſst, ein herrliches Mittel, worauf ſie das gröſste Vertrauen

f) Gmelins Reiſe durch Rufsland u. ſ. w.

g) Chardin a. a. O.

h) Gmelin a. a. O.

ſetzen. Kämpfer [i]) ſtellte damit folgenden Verſuch an. Er zerbrach das Bein eines Küchleins, ſetzte die Knochen wieder in die rechte Lage, und verband darauf den Fuſs mit der Mumia. Am folgenden Morgen konnte das Thier würklich ſchon laufen. Er ſchlachtete nun das Thier, und unterſuchte den zerbrochenen Knochen, wo es ſich denn zeigte, daſs der Balſam die Knochenhaut und die Enden der Knochen, wie durch den beſten Leim, verbunden hatte: — ein Callus war aber nicht da. — Von verſchiedenen würkſamen Mitteln ſiehet man die Aerzte keinen Gebrauch machen. Sie ſetzen z. B. kein Clyſtier, auch wenden ſie den ſtinkenden Aſant, ob er gleich hier zu Hauſe iſt, nicht an. Indeſs thun es doch die Bauern, und Kämpfer war Augenzeuge, daſs ſich ein gemeiner Mann, der ſechs Wochen lang, alle Morgen, eine Portion davon nahm, von einer Trommelſucht dadurch befreyete. — Abergläubiſche Dinge ſiehet man auch oft die Perſer thun. Hat jemand z. B. Zahnſchmerzen, ſo berührt er den Zahn mit einem Nagel, und ſchlägt ihn nun genau in der Höhe in einen Baum ein, die der Zahn bey dem Menſchen hatte [k]). Iſt eine Frau unfruchtbar; ſo verrichtet ſie eine Wallfahrt nach einer Moſchee; ſo wie ſie nun die Treppe hinaufſteigt, knacket ſie einen Korb voll Nüſſe los, welche ſie bey ihrer Rückkehr denen austheilt, die ihr begegnen. Man nennt dies das Auflöſen der Hoſen [l]). Es iſt aber hierbey zu bemerken, daſs es in Perſien für ein Frauenzimmer eine Schande ſey,

i) Amoenit. exotic.

k) Dapper a. a. O. S. 96.

l) Chardin a. a. O.

ſey, unbeerbt, und noch mehr, unverehlicht zu ſterben. Bey den Gauren wird auch, ſelbſt noch nach dem Tode eines ehelos verſtorbenen Mädchens, die Feyerlichkeit der Verehelichung vorgenommen [m]). Die alten perſiſchen Könige theilten auch jährlich den Frauen Belohnungen aus, die die meiſten Söhne gebohren hatten, und um den Eheſtand recht fruchtbar zu machen, muſsten die Hochzeiten im Frühlings-Aequinoctio geſchehen; auch muſste der Bräutigam, ehe er zu ſeiner Braut gieng, Mark aus den Knochen der Kameele, und ſonſt nichts, nehmen [n]). Endlich ſo hat die noch vorhandene Sitte der Perſer, keine ſchwangere Frau ehelich zu berühren, gewiſs nichts anders zur Abſicht gehabt, als geſunde und ſtarke Kinder dadurch zur Welt zu ſetzen. Allein dieſer Umſtand führet wieder andere ſchlimme Folgen mit ſich. Denn wenn die Weiber merken, daſs ihre Männer die Gabe der Enthaltung nicht beſitzen, ſo ſuchen ſie einen Abortum zu befördern, und verhindern dadurch den Mann, mit andern zuzuhalten [o]). Ob die Beſchneidung der Mädchen, die auch hier eingeführt iſt, aber nur erſt zur Zeit der Mannbarkeit geſchiehet, auch die Fruchtbarkeit zu befördern, zur Abſicht habe, mögen andere beurtheilen. — Wahrſcheinlich wird es hier wohl aus der nemlichen Urſache geſchehen, warum es in Abyſſinien vorgenommen wird. —

Perſien liefert Salap; Piſtazien; Opium; Gummi Hederä; Gummi Galbanum; Sagapenum; Aſſa foetida, und Manna von einer Art Hedyſarum. —

m) Franke med. Pol. 1. B. S. 255.

n) Strabo l. c. p. 1066.

o) Chardin a. a. O. 5. B. S. 465.

Von Indoſtan.

Die hier abzuhandelnden Länder ſind Lahor, Multan, Agimere, Delhi, Agra, Aude, Allahabad, Malva und Guzurate. Gegen Weſten gränzt dies Reich an Perſien, hat daſelbſt hohe, kalte Gebürge, welche von den Balluches, einem halb wilden pataniſchen Volke, das ſich durch ſeinen Muth und Tapferkeit ſehr ausgezeichnet hat, bewohnt werden. Gegen Norden liegt Candahar und das Gebürge Muſtag, von dem ſich ein hohes Kettengebürge anhebt, welches ſich mitten durch Indoſtan, ſüdwärts, bis Comorin erſtreckt, und unter dem Namen Gate bekannt iſt. — Der nördliche Theil iſt daher rauh und kalt, und es müſſen ſich die Einwohner mit wollenen Kleidern verſehen. — Die Winde wehen hier ſechs Monate lang nördlich, und eben ſo lange ſüdlich; auſserdem giebt's noch kleine Winde, welche die Tageshitze, in den Monaten April bis Juny, wo gar kein Regen fällt, abkühlen. Ueberhaupt iſt Regen in dieſem Lande ſelten; zwiſchen Surate und Agra ſoll es gar nicht regnen. Gleichwohl iſt das Land, wenn man die groſsen ſandigen Wüſten, die im Lande der Seiks von dem Muskusthiere bewohnt werden, ausnimmt, nicht unfruchtbar; ſondern es wird reichlich von den hier befindlichen Flüſſen, beſonders vom Indus und Ganges, die periodiſch aus ihren Ufern treten, bewäſſert. Einige Gegenden, als z. B. Penjat, ſind ſo gar anmuthig, und haben Ueberfluſs an allem *p*).

Ob

p) Sprengels Jahrbuch der merkw. neuen Weltbegebenh. v. J. 1787.

Ob es hier gleich in einigen Monaten ſehr heiſs iſt, wie Bernier auf ſeiner Reiſe von Lahor nach Cachemir erfahren hat, da ſeine Haut einem Siebe gleich wurde, wodurch der Schweiſs unaufhaltbar ſtrömte; ſo kann man doch das Land nicht ungeſund nennen, beſonders ſind die auf den Bergen wohnenden Patanen und Rasbuten, nicht allein tapfer, ſondern auch ſtark und geſund: mit ihrem Beyſpiel beſtätigen ſie, daſs ſo gar in einem heiſſen Clima das eintreffe, was Hippocrates von einem ſolchen Lande behauptet hat, wenn er ſagt: wo ein Land wehrlos, nackt *q*), rauh, von der Kälte erſtarret und von der Sonne ausgedörret iſt, da muſs man harte, ſtarke, gelenke, nervigte und behaarte Leute antreffen. Ganz anders ſind aber die auf dem ebenen, ſchwammigten und heiſsen Boden wohnende Einwohner von Indoſtan beſchaffen. Die zu ſtarke Ausdünſtung macht ſie ſchwach und unthätig. — Indolenz iſt ihr gröſstes Gut; ſie wundern ſich, wenn ſie einen Europäer ſich bewegen ſehen, und ſie ſind ganz erſtaunt, wenn jemand, der ſtill ſitzen könnte, dennoch in Bewegung iſt *r*). Ueberall empfehlen ſie alſo Ruhe ſo wohl des Körpers als der Seele. In einem ihrer heiligen Bücher heiſst es daher: Sitzen iſt beſſer als Gehen, und Liegen beſſer als Sitzen; Schlafen beſſer als Wachen, und der Tod allem übrigen vorzuziehen. — Viele treiben dieſe Trägheit ſo weit, daſs, wie Kinderlein *s*) ſchreibt, viele haufenweiſe auf den Straſsen liegen, kaum einen Arm ausſtrecken,

q) De aëre, aquis et locis.

r) Falconer l. c.

s) Olla Potrida vom J. 1778. das 2te Stück.

um ein Kind, das vom Pferd oder Wagen zertreten zu werden Gefahr läuft, in Sicherheit zu bringen. — Ein ſolches Volk kann nichts weniger als tapfer ſey. Wiederholte Beyſpiele, da ſie bald von den Mohren, bald von den Patanen ſind unterjocht worden, haben auch gezeigt, daſs ſie zu allem Widerſtande unfähig wären. — Ohne Zweifel trägt zu dieſer Schwäche, auſser der Hitze des Clima's, auch die Enthaltung der Fleiſchnahrung vieles bey. Denn ob gleich ein groſſer Theil Mohren oder Mahomedaner, die da Fleiſch eſſen, in dieſem Lande wohnen; ſo machen doch wohl die eigentlichen Hindus, die urſprünglichen Bewohner dieſes Landes, ein gutmüthiges Volk, den gröſsten Theil der Einwohner aus, und dieſe ſind es eben, wenn man die Kriegescaſte und die unterſte Caſte, die nicht ſolche ſtrenge Geſetze zu befolgen hat, ausnimmt, die Fleiſcheſſen für die gröſste Sünde halten, und ohne Umſtände denjenigen aus ihrem Orden verſtoſsen, der gutwillig oder mit Zwang nur den geringſten Fleiſchtheil genoſſen hat. — Dieſe Menſchen, und unter ihnen vorzüglich die Braminen, welche den geiſtlichen Orden ausfüllen, leben blos und allein von Pflanzennahrung; — ſie enthalten ſich auch der hitzigen Getränke, und leben gröſstentheils ſehr mäſsig. Nun ſind ſie zwar bey dieſer Lebensart geſund und wenig Krankheiten unterworfen, aber ſie bringen doch ſelten ihr Leben höher als andere [t]). Haller [u]) und Falconer [x]) ſagen ſo gar: dieſe Leute wären meiſt mager, ſchwach, kränklich, und

t) Chardins Reiſe a. a. O. S. 521.

u) Primae lin. Phyſiol. p. 613.

x) L. c. p. 232.

und litten faſt beſtändig am Durchfalle. Ich zweifle indeſs ſehr an der Allgemeinheit dieſer Behauptung. Lerch ſahe zu Aſtrachan eine Menge Indoſtaner aus Multan, die ſich ebenfalls aller thieriſchen Koſt enthielten, und faſt allein von Pillau, d. i. gekochtem Reiſs mit Roſinen und Kümmel, dem auch wohl Saffran oder die Blätter von der Aſa foetida zugefügt waren, lebten, und doch behauptet er von ihnen, daſs es lauter ſchöne Leute geweſen, welches er wohl nicht hätte ſagen können, wenn ſie an einem beſtändigen Durchfalle zu leiden hätten. Der Gemüthsart nach ſind ſie ſehr leutſelig, und contraſtiren ſehr mit denen Völkern, die blos Fleiſch zu ihrer Speiſe haben, wie viele Tataren. — Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man alle Hindus für ſo nüchterne Leute hielte. — Unter der Kriegescaſte findet man die gröſsten Schwelger, und Groſe erzählt, daſs der Zamorin von Calikut oft groſse Gaſtereyen anſtelle, und daſs der Ruf des dabey verſchwendeten Aufwandes nach der Zahl derer ſteige und falle, die ſich dabey zu Tode gefreſſen. — Auch die unterſte Caſte, oder die Parias, eſſen nicht allein Fleiſch, ſondern oft ſo gar bereits in Fäulung gegangenes. — Noch eine neue Urſache der Schwäche der Einwohner in dieſem Lande iſt der häufige Gebrauch der warmen Bäder. Zu Lahor giebt es deren eine groſse Menge, aber noch mehr zu Agra, wo man deren an die 800 zählt y). — Die Indoſtaner übertreffen an Geſchicklichkeit, den Körper, durch Hülfe der Bäder, reinlich und gelenkig zu machen, faſt alle Völker. Man bringt aber mit dieſer Arbeit nicht wenig Zeit zu. Denn nach dem

y) Allgem. Hiſt. der Reiſen, 11. B. S. 82.

Bade *z*) wird raſirt, worin die Gentoos groſse Fertigkeit haben; man beſchneidet die Nägel; reinigt die Ohren, und fängt an die Glieder zu ziehen. Zuerſt gilts den Kopf: man faſſet ſanft die beyden Ohren an, und ziehet das Geſicht mit einem Ruck nach hintenzu: darauf werden die übrigen Glieder ebenfalls ſo geruckt. Auch für die Weiſse ihrer Zähne ſind ſie ſehr beſorgt. Nach jeder Mahlzeit bürſten ſie ſelbige mit einer aus Weidenholz gemachten Bürſte. Von den Krankheiten dieſes Landes und von den gewöhnlichen Hülfsmitteln dagegen, wird eigentlich da, wo die Rede von Bengalen ſeyn wird, gehandelt werden. Vorläufig merke ich nur an, daſs ſich zuweilen die Indoſtaner, durch Vorurtheil, ſo weit verblenden laſſen, daſs ſie die einzige Rettung eines kranken Menſchen darin ſetzen, wenn ſich einer der nächſten Verwandten freywillig verbrennen läſst *a*). Schwäche des Magens und Durchfall ſind hier die gewöhnlichſten Zufälle. Daher ſind die meiſten der hieſigen Einwohner, wenn man von Allahabad auf die übrigen ſchlieſsen darf, ſchwächlich, und nur wenige gelangen zu einem hohen Alter. Die geſchwächten Körper können auch nicht lange Schmerz ertragen, und den chroniſchen Krankheiten ſind ſie wenig unterworfen. Deſto gefährlicher ſind aber die Fieber, welche viele Menſchen wegraffen. — Ihr Blut iſt rein, und die Wunden heilen erſtaunend geſchwind *b*). Noch ungeſunder iſt

z) Hannöv. Mag. v. J. 1790. St. 14.

a) Britiſh Mercury. M. ſ. auch Hannöv. Mag. v. J. 1790. St. 52.

b) Briefe eines reiſenden Frauenzimmers über Oſtindien. Frankf. und Leipz. 1787.

iſt Bahar, weil es niedrig, feucht, marſchig, mit Rohr, Graſe und Geſträuchen ſtark bewachſen iſt, worin ſich Fröſche und allerhand Inſekten in groſſer Menge aufhalten. Die hier befindlichen Berge ſind ſtark mit Holz bewachſen; und in der Ebene iſt die Hitze ſehr groſs, ſie ſteigt bis auf 86 Grad Fahrenh. Therm. Die Europäer halten es hier nicht lange aus [c]). Sonſt giebt es hier Ananaſſe, Mangobäume, Palmen, Pomeranzen, Citronen und verſchiedene Mimoſenarten, wovon eine die berühmte Terra japonica liefert, im Ueberfluſs. — Die Gymnoſophiſten waren endlich die erſten, die das Manna und beſonders die Balſame in der Medicin einführten [d]).

Von Boutan und Tibet.

Ein Menſch, der von Bengalen durch Boutan nach Tibet reiſet, wird gleichſam aus einem heiſsen Clima in die kalten Nordländer verſetzt. Er empfindet ſchon die Veränderung des Clima's, ehe er noch Boutan betritt, zu Buxaduar und Muriſchong. Am erſten Orte erfordern [e]) ſchon viele bengaliſche Pflanzen Wartung und Pflege; das Thermometer ſteigt auch nie über 82 Grad. Der Ort liegt hoch, und iſt mit noch höhern Bergen, die mit

c) R. Saunders mineralogiſche Reiſe nach Boutan und Tibet.

d) Geſchichte der Entſtehung und Verbreitung des Wunder- und Aberglaubens. Leipz. 1788.

e) Saunders a. a. O.

mit ſtarken Bäumen bewachſen ſind, umgeben. — Daraus ſteigen viele Dünſte in die Höhe, die des Nachts als Thau herunter fallen, und die Luft kalt machen. Auch fallen vom May bis September viele Regen. Da nun die Tageshitze oft ſehr groſs iſt; ſo wird der Dunſtkreis mit faulen Theilen zu ſehr angefüllet, und daraus entſtehen hier häufig Quartanfieber. — Muriſchong iſt aber von dieſen Uebeln ganz frey: — denn der Ort liegt noch höher als Buxaduar, und hat keine Wälder in ſeiner Nachbarſchaft. Der Boden iſt fett und reich; die Hauptnahrung der Einwohner iſt Buchweitzen, und der Wurmſamen, welcher von einer Art Chenopodium kömmt, giebt ihnen zur Handlung Gelegenheit. Bald nachher fangen ſchon die boutaniſchen Schneegebürge an; das Erdreich beſteht meiſt aus Kalkſteinen; häufig trift man mineraliſche Eiſenwaſſer an, und die Berge ſind meiſt mit Tannen und Fichten bewachſen; das Thermometer ſteht nur auf 57 Grade: — die Luft iſt rein und geſund. — Es giebt aber auch in Boutan fruchtbare Gegenden; ſo ziehet man z. B. zu Taſſeſudon, der Hauptſtadt von Boutan, in den Gärten Pfirſchen und Aprikoſen. Aber die Kälte des Bodens wird durch die Rhabarberpflanze, die hier gut fortkömmt, und nur auf kaltem Grunde wächſt, bewieſen. Von dieſem letztern Ort gelangt man endlich, nachdem man immer höher und höher gelegene Berge erſtiegen hat, nach Tſchitſchakumbuh, welches die Gränze von beyden Reichen ausmacht. Hier hat man auch die höchſte Region erreicht, und von hier aus kann man alle boutaniſche Schneegebürge überſchauen. Es hat dieſe Gegend viel Aehnlichkeit mit den Alpen der Schweitz, und man findet hier ſelbſt viele Schweitzer

tzer Pflanzen. Auch in Anſehung des Clima's und der Krankheiten findet man gleichfalls keine groſse Verſchiedenheiten. Das Fahrenheit. Thermometer ſiehet man hier oft im Sommer bey Tage, nur auf 34 Graden ſtehen, und ſchon im September ſtehet es oft unter dem Gefrierpunkt; alsdenn fällt ſchon oft Schnee, und Herr Saunders ſahe, daſs man am 15ten September bereits das unreife Gerſtenkorn abmähete, weil man keine beſſere Witterung zu gewärtigen hatte.

Das groſse tibetaniſche Reich, deſſen ſüdliche Gränze wir hier beſchauet haben, und welches weſtlich ſich faſt bis an die Spitze der groſsen Bergkette des Kaukaſus, und öſtlich bis an die Gränzen der groſsen Tatarey erſtreckt, behält faſt überall die eben gemeldete hohe Lage, und kann daher für eins der höchſten Reiche in der Welt angeſehen werden. Es giebt hier daher viele unfruchtbare, dürre und kalte Gegenden. Dazu kommen noch die kalten Winde, die von den Schneebergen herſtreichen. Der ſchlimmſte davon wird zu Simadur empfunden: es iſt dies ein Südoſtwind, und dabey ſehr trocken und kalt. Die dortigen Einwohner behaupten, daſs man die Vorderzähne verliere, wenn man ihm entgegen geht; und würklich ſahe Saunders viele daran Mangel leiden: indeſs kam er doch mit dem Verluſt ſeiner Haut im Geſichte davon. — Tibet hat aber auch gemäſsigte und fruchtbare Gegenden. In einer ſolchen liegt Tiſſulumbuh, wo die Luft nicht allein, wie in ganz Tibet, rein, ſondern ſehr heiter und gelinde iſt. Das Thermometer ſtehet im Monat October auf 48 Grade. — Wie groſs die Kälte in dem übrigen Theile von Tibet ſey, kann man aus Herrn

Bo-

Bogels *f*) Bemerkungen abnehmen. Zu Chammanning, welches unter dem 31ſten Grad N. Br. liegt, und wo er einen ganzen Winter verweilte, ſtand oft das Fahr. Thermom. auf ſeinem Zimmer 29 Grad unter dem Gefrierpunkt. In der Mitte des Aprils waren noch alle Flüſſe des Landes, deren es ſowohl in Boutan als Tibet nicht wenige giebt, hart zugefroren. — Die kalten Nordweſtwinde dienen den Einwohnern zu einem beſondern öconomiſchen Gebrauch, und überheben ſie der Mühe, das Fleiſch zu räuchern. Man hängt das Schaffleiſch, denn dies iſt die vornehmſte Fleiſchnahrung, bereits im Auguſt und September, wenn es auch ſchon nicht friert, an ſolche Oerter hin, wo dieſer Wind es treffen kann. Es wird dadurch nicht allein gegen alle Fäulung bewahrt, ſondern auch ganz ausgedörret und ſaftlos. — Dieſes Fleiſch genieſsen ſie ſo roh, ſo wie ſie überdem auch Kuhmilch, Käſe und Butter zur Nahrung haben. — Dies rauhe Clima macht auch, daſs ſie allerley Pelzwerk zu ihren Kleidern wählen müſſen. —

So wohl die Boutaner als Tibetaner, da ſie ein geſundes Land bewohnen, ſind durchgängig frey von vielen Krankheiten; dabey ſind die erſtern groſs, wohl gewachſen, ſtark und kriegeriſch; die Tibetaner aber ſind von kleinerer und ſchwächerer Natur, aber doch wohl gebildet. —

Was die Krankheiten dieſer beyden Länder anbetrift; ſo finden ſich Huſten, Verkältungen und Rheumatismen hier ſehr oft ein. Leberkrankheiten und daraus entſtandene Waſſerſuchten kommen

f) Schlötzers Briefwechſel. Heft 28.

men hier ebenfalls oft vor. Dafür aber ſind die Fieber hier weit ſeltener, als in Bengalen, und ſie entſtehen nur aus zufälligen Urſachen; ſelbſt die Blattern ſind nicht allgemein; wenig Menſchen haben ſie gehabt. Denn ſo bald ſich hier dieſe Seuche einſtellt, ſo verläſst man die Patienten; ganze Dörfer nehmen die Flucht. — Der jetzige Radſchah von Tibet, ſagt Saunders, hat ſich dieſe Krankheit in China einimpfen laſſen. Des vielen Schnee's und der ſcharfen Winde wegen ſind triefende Augen und ſelbſt Blindheit in Tibet häufiger als in Boutan. — Die geile Seuche, die in allen kalten Ländern am ſchlimmſten wütet, verbreitet ſich auch hier immer mehr und mehr, und richtet viel Unheil an. Vieles mögen ihre Unreinlichkeit und die groben Nahrungsmittel, deren ſich die Einwohner bedienen, zur Verſchlimmerung beytragen. Man curirt hier dies Uebel durch Pillen, die aus Alaun, Salpeter, Zinnober und Queckſilber, alles zuſammen geſchmolzen, beſtehen, worauf ein Speichelfluſs erfolgt, den man auf folgende Weiſe unterhält: man ſteckt einem ſolchen Patienten einen Stock, wie einen Knebel, queer in den Mund, den man hinten feſt bindet; man verhütet dadurch den Verluſt der Zähne, und unterhält ihn nur 10 Tage lang. Kommen Geſchwüre vor, ſo werden ſie auch mit dieſem Pulver verbunden. Ich habe oben geſagt, daſs die hieſigen Krankheiten mit denen in der Schweitz viele Aehnlichkeiten hätten. Die Aehnlichkeit beſtehet in jener Drüſenkrankheit, welche man den Kropf nennt. Man findet dieſe Krankheit ſo wohl zu Tiſſulumbuh als Boutan ſehr häufig; ja zu Rungpohr hat jeder 6te Menſch einen Kropf. — In Boutan werden mehr Weiber als Männer davon befallen,

und

und jene ſelten vor dem 13ten oder 14ten Jahre. Es iſt wahr: zu Tiſſulumbuh trinkt man Schneewaſſer; aber in den übrigen Theilen von Tibet, wo man auch dies Waſſer trinkt, iſt man dennoch davon frey. In Boutan wird nicht viel Schneewaſſer getrunken, und noch weniger zu Rungpohr, welches über 100 engliſche Meilen von den Gebürgen, und noch weiter vom Schnee entfernt iſt. — Gries und Stein ſind hier ganz unbekannte Krankheiten. — Die Erkenntniſs der Krankheiten geſchiehet hier, wie in China, aus dem Pulſe. Man läſst Ader; aber nicht bey ſchlechtem Wetter: noch weniger ſchlägt man, ohne Unterſchied der Krankheit, jede Ader. Bey Kopfſchmerzen öffnet man die Ader am Halſe; bey Arm- und Bruſtſchmerzen u. ſ. w. wird immer eine beſondere Ader gewählt. Auch das Schröpfen iſt hier gebräuchlich. Man gebraucht allerley Laxiermittel, nur an Brechmitteln gebricht's ihnen. In dem Kropf wenden ſie das Queckſilber an, welches aber nicht länger hilft, als ſo lange es gebraucht wird. Die meiſten übrigen Mittel ſind aus dem Pflanzenreiche. Sie geben oft Centaureum; Zimmet; Kümmel u. d. gl. In Tibet, wo man viele warme Bäder hat, wendet man ſelbige in vielen innerlichen Krankheiten an. In Boutan macht man ſie durch die Kunſt nach, indem man heiſse Steine ins Waſſer wirft. —

Zweyter Abſchnitt.

Von denen Ländern auf der ſüdlichen Halbkugel, welche zwiſchen dem Wendecirkel des Steinbocks und dem 35ten Grad liegen.

Von Paraguay.

Der weſtliche Theil von Paraguay iſt eben ſo wie in Chili und Peru beſchaffen; das heiſst, er iſt bergigt: nur unterſcheidet er ſich von beyden darin, daſs dieſe Bergkette, welche eigentlich nur eine Fortſetzung der Cordileras iſt, hier höher und breiter als in Chili, aber niedriger und ſchmaler als in Peru, und beſonders unter der Linie iſt. Aus dieſer Urſache muſs auch folgen, daſs der öſtliche Theil von dieſem Lande, ſo wie in ganz Südamerika bemerkt wird, ſehr niedrig ſey. Durch dieſe Einrichtung wird dies Land, worin Winter und Sommer abwechſeln, nicht allein gemäſsigt, ſondern auch bewohnbar. Auf den Bergen entſpringen viele und groſse Flüſſe, unter denen der Platafluſs der vornehmſte iſt. Die Ebenen haben alſo Vorrath am Waſſer, werden aber doch vom Meere nicht leicht überſchwemmet, weil ſie höher als das Meer liegen. Es giebt hier erſtaunliche Wüſteneyen, unter denen die Pampas von Paraguay, Tucuman und die Wüſte am

Buenos-Ayres die vorzüglichſten ſind *g*). Ungeheure Schaaren von wilden Ochſen füllen dieſe Gegenden an, von denen man oft in einem Tage 10000 tödtet, blos der Häute wegen, und das Fleiſch liegen läſst. Dennoch entſteht daraus keine Fäulung, weil die wilden Hunde und Raubvögel, die darüber herfallen, allhier in zu groſser Menge ſind *h*). Auch die reine und meiſt trockne Luft läſst dies nicht zu.

Indeſs fällt doch zu Buenos-Ayres ſo wohl im Winter als Sommer Regen. Ganz Paraguay gehört daher zu dem ſchönſten, fruchtbarſten und geſundeſten Theil der Welt.

Von Krankheiten, wenn man die Blattern, Venusſeuche und einige Fieber ausnimmt, die von Gefräſsigkeit herrühren, weiſs man hier faſt nichts. Das einzige bekannte einheimiſche Uebel ſind Kröpfe, womit die Weiber zu St. Jago del Eſtero befallen werden. — Unter den wilden Völkern, die dieſe groſse Wüſten bewohnen, ſind, in den neuern Zeiten, durch Drobitzhofer, die Abiponer, ein nomadiſches Volk, beſonders berühmt geworden. Sie ſind, auf ihren Reiſen durch die Wüſten, wo es ihnen oft am Waſſer gebricht, und das ſie daher oft nöthiget, ohne Umſtände das ſchlechteſte Pfütz- oder Teichwaſſer zu trinken, faſt immer, ſo wohl Männer als Weiber, zu Pferde; bedecken ihren Kopf nie; wiſſen nichts von brennender Sonne; vertragen Tiger- und Strauſ-

g) Ulloa phyſik. u. hiſtor. Nachrichten vom ſüdlichen und nordöſtlichen Amerika.

h) Geograph. natuurkundige Berichten etc. 3. Deel. p. 92.

Strauſsenfleiſch wohl; können lange Hunger erdulden; ſchlafen mitten unter ſtarken Regengüſſen, unter freyem Himmel, auf einem durchnäſsten Boden; ihnen ſchadet nichts; ſie haben für nichts Ekel, ſelbſt nicht einmal für Seewaſſer: denn ſie lieben das Salz ſehr, nur nicht den Eſſig. Auf ihren Reiſen ſorgen ſie für keinen Proviant: es iſt ihnen genug, wenn ſie mit Köcher und Pfeil verſehen ſind: ihren ganzen Hausrath führen ſie mit ſich in einem Sacke, der am Pferde hängt. Dahinein ſtecken ſie auch ihre jungen Kinder. Bey dieſer harten Lebensart bleiben ſie bis in das ſpäteſte Alter geſund: man ſiehet 80 bis 100 jährige Greiſe unter ihnen, die mit aller Leichtigkeit ſich aufs Pferd ſchwingen oder auf einen Baum klettern. Ihr ganzer Körper iſt hart und feſt: von Krankheiten kennen ſie, die Blattern ausgenommen, keine. Nach einer ſtarken Erhitzung, oder nach einem Rauſch, den ſie ſehr lieben, kömmt ihr Blut wohl einmal in Wallung: aber dann machen ſie demſelben ſo gleich durch Einſchnitte und Stiche in den Waden Luft. Sie laſſen gleich ſo viel laufen, als es ihnen gut dünkt, und bedecken darauf den Ort mit einer Erdſcholle. Dann rufen ſie freudig aus: nun bin ich wieder wohl. Ihre gröſste Sorge beſtehet auch bey ihnen in Abhärtung des Körpers und in Erduldung des Schmerzes. Schon jungen Kindern ſucht man dies anzugewöhnen. Ihre Schönheitsregeln wollen, daſs man gewiſſe ſchmerzhafte Schnitte und Operationen im Geſichte der Jugend mache: während dem daſs dies geſchiehet, dürfen ſie keinen Laut von ſich geben. Dobritzhofer verſichert, 7 bis 10jährige Knaben geſehen zu haben, die ſich den Leib ſelbſt zerſtachen. Da ſie von Krankheiten faſt nichts wiſſen: ſo halten ſie

jeden, der nur einen angebotenen Biſſen ausſchlägt, für tödtlich krank. — In den Wüſten und Wäldern von Paraguay wächſt ein Kraut, welches das Kraut von Paraguay heiſst, und das mit dem chineſiſchen Thee viele Aehnlichkeit hat. Man verſchickt es, zu einem ähnlichen Gebrauche, in groſser Menge nach Chili und Peru. Es ſoll den Bergleuten zu Potoſi ganz unentbehrlich ſeyn; es ſoll ſie ſtärken und gegen die mephitiſchen Dünſte ſchützen. Dieſe Leute bedienen ſich überdem eines andern Krauts, welches Kocka heiſst, und zur Erwärmung dient.

Auf den oben gemeldeten Gebürgen, die Chili und Paraguay von Peru ſcheiden, iſt die Kälte oft grimmig. Hier verlor durch Froſt Don Diego Dalmagro auf einmal eine Armee von 10000 Indianern [i]).

Auſser den Abiponern giebt es hier noch andere, aber weniger bekannte, Völkerſchaften, unter denen die Chiriguanen und Chiquiten die vornehmſten ſind. Die Länder, welche ſie bewohnen, ſind voller Berge, Wälder und Moräſte. In dem Lande der Chiquiten fällt häufiger Regen; daher iſt hier die Luft feucht und ungeſund. Dies verurſacht unter ihnen häufige Fieber, und ſo gar ein peſtilenzialiſches Fieber, woran viele ſterben: ſie ſind aber zu faul, zu träge und unwiſſend, als daſs ſie zu ordentlichen Mitteln greifen ſollten; ſie verlaſſen ſich vielmehr auf ihre Quackſalber, oder Chupadores, welche, ihrer Behauptung nach, aus dem ſchmerzhaften Theile alles Schadhafte heraus ſaugen können [k]). —

i) Richard a. a. O.
k) Geograph. Berichten etc. Tom. 3.

Von

Von Neuholland und Nordfolkeyland.

Da ſich Neuholland vom 12ten Grad ſüdlicher Breite bis zum 43ſten Grade dieſer Breite erſtreckt; ſo dürfen wir es nicht aus der Reihe der gegenwärtig abzuhandelnden Länder weglaſſen, wenn ich auch gleich nur wenig erhebliches von ihm dem Leſer mittheilen kann.

Da nur die Küſten deſſelben allein und nur zum Theil bekannt ſind, ſo läſst ſich nicht mit Gewiſsheit ſagen, wie die innere Beſchaffenheit dieſer groſsen Inſel ſey. Sollte man aber vom bekannten zum unbekannten ſchlieſsen; ſo iſt das Land waldigt, hin und wieder bergigt, und mit hinreichenden Flüſſen verſehen. Der Boden iſt an vielen Orten ſehr gut, und das Clima, beſonders an ſeiner Südſeite, ſehr angenehm, und kann mit dem Cap der guten Hoffnung verglichen werden. Die Nordſeite iſt aber viel heiſser. Unter allen Menſchenracen, ſagt Forſter *l*), ſind die Neuholländer die armſeligſten, weil ſie ohne Ackerbau, Kleidung und Wohnung leben. Ihren Unterhalt nehmen ſie blos von Fiſchen, Schalgewürmen, Schildkröten, Yamswurzeln und einigen mittelmäſsigen Beeren aus den Wäldern. Ackerbau treiben ſie ſo wenig, als Viehzucht, woran vielmehr ein groſser Mangel iſt. Da nun der Fiſchfang leicht fehl ſchlagen kann; ſo ſind ſie dem Todthungern allezeit ausgeſetzt. Eigentliche Wohnungen haben ſie nicht; ſondern ſie verber-

l) Kleine Schriften. Leipz. 1789. S. 261.

gen ſich in Höhlen unter der Erde und in hohlen Bäumen. Sie ſind faſt ganz ohne Kleidung, und da im Februar und März viel Regen fällt; ſo laſſen ſie die davon empfundene Kälte, durch ein allgemeines Zittern des Körpers hinreichend merken [m]). Von Leib ſcheinen ſie geſund und ſtark zu ſeyn: verſchiedenen Weibern fehlt aber an einer Hand ein Finger. Nach eingezogener Erkundigung berauben ſie ſich ſelbſt dieſes Glieds, als Vorbauungs- und Hülfsmittels gegen Krankheiten [n]). Dampier [o]) verſicherte: die Neuholländer blinzten alle mit den Augen, und könnten weder recht ſehen, noch die Augen öffnen. Dieſem widerſpricht aber Watki Teng. Daſs aber vielen ein Oberzahn fehle, damit hat es nach dieſem Verfaſſer ſeine Richtigkeit. — Alle kommen aber darin überein, daſs dies Clima geſund und milde ſey. Selbſt gegen einige Krankheiten findet man hier Hülfsmittel. Z. B. gegen die Ruhr giebts hier ein gelbes zuſammenziehendes Gummi. An Fruchtbarkeit und angenehmer Lage übertrift Nordfolkeyland noch Neuholland. Das Clima iſt nicht allein ſehr geſund, ſondern es kühlen es auch Winter und Sommer angenehme Lüftchen ab; daher iſt die Hitze gemäſsiget; alles iſt beſtändig in gleichem Wachsthum, und ein ewiges Grün ziert Bäume und Felder. Die Geſundheit leidet keine Veränderung [p]).

m) Watki Tengs Beſchreibung von Botanibay.

n) Philips Reiſe nach Neuſüdwallis.

o) Sammlung der Reiſen. Berl. 12. B. S. 428.

p) Philips Reiſen a. a. O.

Von der Capſtadt und vom Lande der Hottentotten.

Die äuſserſte Spitze von Afrika, die wir jetzt zu betrachten haben, fängt mit hohen und ſchroffen Bergen an; und es finden ſich im Lande der Hottentotten bis zum Caffernlande hin, deren mehrere. Viele ſind ſtark mit Holz bewachſen, und dienen den verlaufenen Buſchhottentotten zum Aufenthalt. Dies Land hat an vielen Orten herrlichen Boden; iſt an den meiſten Orten mit Waſſer hinreichend verſehen; bringt viele ſchöne Gewächſe hervor, und da es hin und wieder ſchöne Weiden, überall aber viel Antelopen und anderes Vieh giebt; ſo würde es, wenn ſeine Einwohner Viehzucht und Ackerbau treiben wollten, an allem Ueberfluſs haben, wie man an den Colonie-Hottentotten ſieht. Es giebt freylich auch hier viele öde und ſandigte Gegenden, die aber doch mit dem gröſsern beſſern Theil in keinen Vergleich kommen. — Die gröſste Witterungs-Veränderung bringt auf dem Cap der Südoſtwind hervor, der auf der Spitze von Afrika vom Januar bis April, obgleich nicht anhaltend, wütet, und ſich weit ins Land hinein erſtrecket. Es wird dieſer Wind durch eine kleine Wolke angekündiget, die ſich auf dem Gipfel des Tafelberges aus einem Nebel, der allerley Geſtalten bildet, erzeugt. — Oft dauert der Orkan drey bis vier Tage lang fort; auf ein andermal hören Nebel und Wind auf einmal auf, und der Himmel wird glühend. Geſchieht dieſes letzte; ſo fehlt es nicht an Krank-

heiten, die durch Wind und Sturm verhütet werden. So unangenehm nemlich dieſe auch ſind, ſo ſind ſie doch dadurch, daſs ſie die vielen mephitiſchen Dünſte, die ſich am Strande von faul gewordenen Theilen des Schlachtviehes und dergleichen entwickeln, fortſchaffen und zerſtreuen, der Geſundheit ſehr zuträglich. Denn da hier an der Capſtadt die meiſten angekommenen Schiffe mit Lebensmitteln verſehen werden; ſo wird eine groſse Anzahl Vieh geſchlachtet, wovon man Kopf und Eingeweide liegen und verfaulen läſst. Indeſs bringt doch dieſer kalte ſtürmiſche Wind viele Catarrhe und böſe Hälſe hervor, wovon oft ein Drittel der Leute krank wird, und dieſe tödten nicht ſelten in drey bis vier Tagen *q*). Die abwechſelnde Witterung, indem ſich oft dieſelbe in einem Tage viermal verändert, trägt auch hierzu vieles bey. Dieſe Umſtände abgerechnet; ſo iſt dieſe Gegend nicht nur angenehm und fruchtbar, ſondern auch geſund, wie ſo viele hier anlandende kranke Perſonen zu ihrem groſsen Vortheil erfahren, indem ſie nicht allein mit friſchem Waſſer überflüſsig verſehen, ſondern auch mit allerhand friſchen Lebensmitteln aus dem Thier- und Pflanzenreiche verſorgt werden können. Die Hitze iſt hier gemeiniglich wohl zu ertragen; und im Winter fällt die Kälte, bey dem Mangel an Oefen und Caminen, oft beſchwerlich *r*). Man empfindet dieſe Kälte am ſtärkſten, wenn der Wind von den mit Schnee bedeckten Bergen bläſst: da dieſer Schnee im Sommer ſchmilzt, ſo wird dadurch das Land mit

q) Vaillants Reiſen in dem Innern von Afrika, mit Anmerk. von R. Forſter, 1. B. Berlin 1790. S. 23.

r) Hannöverſches Magazin vom Jahre 1780.

mit Waſſer hinreichend verſehen. Die Blattern ſucht man von dem Cap, ſo viel möglich iſt, entfernt zu halten: daher werden die neu angekommenen Schiffe ſorgfältig viſitirt, ob auch Blatterpatienten auf denſelben ſeyn. Jede Verheimlichung wird nachdrücklich geahndet [s]). —

Wie ſchon oben angemerkt iſt; ſo hat das eigentliche Hottentottenland nicht einerley Beſchaffenheit. Denn da, wo ſich die wilden oder Waldhottentotten aufhalten, giebt es entweder ſteile und unzugängliche, mit dickem Holz bewachſene Berge; oder ſie bewohnen auch ganz öde, ſandigte, waſſerleere Gegenden. Die eigentlichen Hottentotten bewohnen aber gemeiniglich beſſere Oerter; ſo iſt z. B. das Land der Nimiques ſehr gut. In dieſem und andern giebt es Flüſſe und Quellen, ſo daſs ſie keinen Mangel am Waſſer leiden können. Das Wetter iſt überall in dieſem Lande ſehr veränderlich. Im Nimiquelande iſt es nicht ſelten abwechſelnd kalt: man hat Beyſpiele, daſs in 28 Stunden das Fahr. Thermometer vom Gefrierpunkte bis zu 60 Graden und darüber geſtiegen iſt. Ja, von 30 Graden hat man es, in wenig Tagen, ſich bis zu 116 erheben ſehen. Bey den Buſchmännern iſt es gemeiniglich am heiſeſten. Das Queckſilber ſteht dort meiſtens auf 95 oder 110 Graden. Der Nord- oder Nordweſtwind iſt hier der heiſeſte; weniger heiſs iſt der Südoſtwind [t]). Die Kleidungen der Hottentotten ſind ſo wohl, wie ihre Wohnungen, dem Clima

s) Vaillant a. a. O.

t) W. Patterſons Reiſe ins Land der Hottentotten und Caffern. Berl, 1790. S. 127. Vaillant a. a. O.

hinreichend angemeſſen; erſtere beſtehen meiſt aus Fellen, und letztere können auch hinreichend gegen Kälte ſchützen. Kolbe *w*) hat davon Abbildungen geliefert. Die Buſchhottentotten leben in Höhlen und Klüften. —

Die Unreinlichkeit iſt eine der häſslichſten Eigenſchaften dieſer Völker. Ihre Kleider, Wohnungen und Geräthe ſtrotzen nicht allein von Schmutz; ſondern dies thut auch ihr ganzer Körper. Sie ſchmieren ihren Körper mit Fett und Ruſs; gemeiniglich iſts Hammelfett. — Zu dieſer Salbe ſetzen ſie auch Pulver von einer Art Diorma, wovon ſie aber ſehr ſtinken. Ferner ſo reiben ſie ſich auch oft, nach Thunberg *x*) und Kolbe, mit Fett und Kuhmiſt, wodurch die Haut mit einer Rinde überzogen wird, welche die Schweiſslöcher verſtopft. — Dies ſchützt ſie im Winter gegen Kälte, und im Sommer gegen Hitze und Inſekten. Da ſie keinen Ackerbau treiben; ſo iſt das Verzeichniſs ihrer Nahrungsmittel ſehr gering. — Die Hauptſpeiſe iſt Milch der Schaafe und Kühe; Hammelfleiſch, oder was ſie ſonſt auf der Jagd erlegt haben. Dann haben ſie noch einige genieſsbare Wurzeln und Früchte, unter denen eine Knollenart ſich befindet, die roh genoſſen, ſüſsſäuerlich ſchmeckt, und ſehr durſtlöſchend iſt *y*). Einige in dem Nimiquelande und viele Buſchmänner leben faſt nur allein von dem Harz oder

w) Beſchreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung, Frankf. und Leipz. 1745.

x) Thunbergs Reiſen, m. ſ. Litteratur-Zeitung v. J. 1790.

y) Vaillant a. a. O.

oder Gummi der Mimosa [z]). — Tritt Hungersnoth, ein nicht seltener Fall, bey ihnen ein, so nehmen sie mit Robben und Schackalsfleisch gerne vorlieb; sie verzehren wohl alte Schuhe; ja viele leben wohl ein halbes Jahr lang von einem Nordkaper [a]). Mit starken Riemen schnüren sie auch oft den Leib, um den Hunger zu stillen. —

Zum Getränke haben die wenigsten etwas anders, als Wasser; doch ist ihnen jede berauschende Sache und der Taback sehr willkommen. Salz lieben sie nicht, können es auch, nach dem Kolbe, nicht vertragen. So wie sie von Gemüthsart nicht die schlechtesten unter den so genannten wilden Völkern sind; so sind sie auch, ihrem Körper nach, ziemlich von Fehlern frey. Ihr Körper ist in gutem Verhältnifs; nur ist der Rückgrad, wie Thunberg sagt, eingebogen, und es steht bey den Buschhottentotten der Magen so sehr hervor, dafs der ganze Körper fast Bauch zu seyn scheint. Ihre Glieder sind sehr gelenkigt, welches vom Einschmieren der Fettigkeiten herzuleiten ist; ihre Sinne sind scharf [b]), und alle Verrichtungen des Körpers gehen ordentlich. — Kurz, sie sind gesunde Leute. Bey dem allen erreichen aber doch nur wenige von ihnen ein hohes Alter. Es sollen nur wenige über 40 Jahre alt werden [c]). Dies mufs in einem so gesunden Lande seine Ursachen haben: man kann aber davon keine andere, als ihre Unreinlichkeit, Faulheit, und öftern Mangel an Lebensmitteln angeben. — Die Mannspersonen

z) Patterson a. a. O.

a) Ebendaselbst.

b) Flogel a. a. O.

c) Richard a. a. O. Patterson a. a. O.

nen ſollen in ihrer Jugend an einem Teſtikel verſtümmelt werden, und bey den Weibsleuten ſoll an den Geburtstheilen ein beſonderer Auswuchs ſtatt finden. Kolbe hat dies zuerſt nach Tachard behauptet, aber Sparmann [d]) hat es geläugnet, indem er geſagt: daſs Kolbe dies dem Pater Tachard blos nachgeſchrieben, und daſs keiner von ihnen die Sache recht unterſucht habe. Sonnerat [e]), Vaillant und Thunberg haben aber jetzt dieſen Umſtand auſser Zweifel geſetzt, und aus den Unterſuchungen dieſer Männer geht hervor, daſs keinesweges unter allen Hottentotten die Sitte obwalte, die halbe Entmannung vorzunehmen, und daſs nicht alle Weiber mit jenem Auswuchſe verſehen ſeyn, ſondern daſs man dies nur bey einigen wenigen Völkerſchaften finde. Die halbe Entmannung fand Vaillant [f]) nur unter den Geiſſiquas und Koraquas. Noch ſeltener iſt, wenigſtens heut zu Tage, der widernatürliche Auswuchs an den Schaamtheilen der Weiber, welchen einige irrig für eine Schürze gehalten haben. Die ganze Sache iſt nichts anders, als eine Verlängerung der Schaamlefzen, oder nach Sonnerat, der Waſſerlefzen, welche durch die Kunſt allein, nemlich durch ſtarkes Ziehen und Anhängen von einem Gewichte hervorgebracht wird. Sonnerat ſchätzt ſie auf 6 Zoll; Vaillant, der auch Augenzeuge iſt, ſo gar auf 10 Zoll lang. — Vorausgeſetzt, daſs es mit der Operation der Knaben ſeine Richtigkeit habe; ſo muſs man

d) Sammlung der beſten und neueſten Reiſebeſchreib. 25. B. S. 343.

e) Sonnerats Reiſen.

f) A. a. O. S. 269.

man die Geſchicklichkeit dieſer unerfahrnen Leute doch bewundern. Kolbe verſichert, daſs er nie erfahren, daſs jemand davon Schaden gelitten habe. Es heilen auch die Wunden, ohne alle ſchlimme Zufälle, in kurzer Zeit.

Was nun die Krankheiten der Hottentotten angehet; ſo berichtet Kolbe, daſs dieſe vom Schnupfen, der doch auf dem Cap ſehr häufig iſt, ſelten angegriffen würden, theils weil ſie immer einerley Kleider trügen, und dann auch, weil ſie ihre Haut mit Fett beſchmierten. Augenfehler ſind auch unter den Einwohnern auf dem Vorgebürge, wo der Wind heftiger iſt, häufiger, als unter den Hottentotten. Eigentliche epidemiſche Krankheiten ſind ſo wohl unter ihnen, als auf dem Cap unbekannt. Wenn ſich Ruhren einſtellen; ſo hat man die Weintrauben dagegen heilſam gefunden: auch wendet man Ziegenmilch, in welcher Thee abgebrühet worden iſt, dagegen an. Gegen den Scorbut, der hier nicht zu Hauſe iſt, hat man in den friſchen Früchten die heilſamſten Vorbauungsmittel. Die häufigſten Uebel, woran ſie leiden, ſind Colik, Magenweh, Kopfſchmerzen und Thränen der Augen.

In den beyden erſten Uebeln ſuchen ſie ſich mit Schröpfen, worauf ſie viel halten, zu helfen g). Ein Kuhhorn vertritt die Stelle eines Schröpfkopfes. Sie wenden dies Mittel faſt in allen ſchmerzhaften Uebeln an, und man wiederholt es, wenn es ſich nicht legen will. Ziehet ſich aber der Schmerz nach einer andern Stelle, ſo reiben ſie den Ort ſtark mit heiſsem Fett. Oft wird auch eine

g) Kolbe a. a. O. S. 188.

eine Ader mit einem ſchlechten Meſſer geöffnet, und dieſer Ort mit Schöpſenfett gerieben. In Kopfſchmerzen ſcheeren ſie den Kopf kahl, und bedecken ihn nachher mit Buchu. Zum Blutſtillen gebrauchen ſie die Blätter vom Maſtixbaum: auch Aloëblätter in warmer Brühe ſind ihnen im Magenweh oft heilſam. Ihre übrigen Mittel ſind wilde Salbey, Eybiſchwurz, Frucht und Blätter vom wilden Feigenbaum, Knoblauch, wilder Fenchel und Buchu. Anſtatt der Blaſenpflaſter giebt hier die Natur ein Blatt, welches auf die Haut gelegt, die nemliche Würkung, die wir von den ſpaniſchen Fliegen ſehen, leiſtet. Dies iſt die Adonis veſicatoria [b]). Sparmann bemerkte, daſs die Wurmkrankheiten unter den Hottentotten eine gemeine Krankheit waren, wovon ſie aber ſelbſt nichts wuſsten, und es für Zufälle der Schwindſucht anſahen. Von Fiſchen, ſagt er, können ſie den Saamen dazu nicht holen: denn die Hottentotten haben keine Fiſche. Und auf dem Cap, wo viele Fiſche gegeſſen werden, weiſs man davon nichts. Vielleicht rührt dies daher, weil ſie ſo viele verfaulte Sachen, und kein Salz genieſsen. Zu bewundern iſt es aber, daſs ſie durch den Thran, den ſie, wie Neuhof meldet, ſo viel genieſsen, davon nicht befreyet werden.

Gegen Schlangengift haben ſie [i]) in dem Schlangengifte ſelbſt, das ſie trinken ſollen, ein Gegengift. Bey einem andern Verfaſſer [k]) leſe ich, daſs ſie kleine Zwiebeln auf den gebiſſenen Theil legen ſollen.

b) Baldingers neues Magazin, 4. B. 1. St. S. 30.

i) Man ſehe Sparmann.

k) Niebuhr a. a. O. S. 440.

ſollen. Das Schmieren und Salben mit Oel wenden ſie als Vorbauungsmittel gegen die Waſſerſucht an [l]). Kolbe räumt, wie es ſcheint, ihren Aerzten, deren es in jedem Kraal wenigſtens zwey geben ſoll, und die der Ehre wegen nur dies Werk treiben, zu viele Geſchicklichkeit ein. Sparmann hält dieſe Leute für unwiſſende Zauberer oder Betrüger. Sie greifen gemeiniglich nur zu äuſserlichen Mitteln und zu Gauckeleyen. Wird ein ſolcher zu einem Kranken geholt, ſo befiehlt der Zauberer, daſs ſich der Kranke vorwärts niederlege. Hierauf ſetzt er ſich auf deſſen Rücken, ſtöſst, kneipt und puffet ihn ſo lange, bis er unvermerkt einen gröſsern oder kleinern Knochen, den er verſteckt gehabt, vorzeigen kann, und von dem er behauptet, daſs er dem Patienten eingehexet worden ſey. Oft trift es ſich nun zu, daſs der Kranke, nach einer ſolchen Behandlung, ſich beſſer fühlt, und dann iſt des Rühmens kein Ende. Wo nicht, ſo geht dieſe Operation von neuem an. —

Bey den Blattern, die ſie, ihrer tödtlichen Würkung wegen, ſehr verabſcheuen, beobachten ſie ein beſſeres Verfahren. Sie nehmen nemlich die Flucht, ſo bald ſie nur von deren Annäherung hören. Unter die Gonquas kamen ſie nur einmal: aber die Hälfte verlor ihr Leben dabey [m]). Eben dieſer Verfaſſer verſichert, daſs ihnen zwar verſchiedene nützliche Pflanzen und Wurzeln bekannt wären, daſs ſie aber davon, gegen die Verſicherung des Kolbe, ſelten Gebrauch machten. Viel-

l) Neuhofs Reiſe.

m) Vaillant a. a. O.

Vielmehr ſondern ſie ihre Kranke ab, und reichen ihnen nur eben Lebensunterhalt. Glauben ſie aber, daſs jemand in den letzten Zügen liegt; ſo legen ſie ſich über ihn her; reichen ihm nicht, nach europäiſcher Art, geiſtige Sachen, ſondern klopfen und ſchlagen ihn tüchtig. Vaillant *n*) hatte Gelegenheit zu ſehen, daſs durch dieſe Operation jemand wieder zum Leben gebracht wurde. — Betrachtet man alle angeführte Krankheiten; ſo entſtehen ſie entweder aus Ueberladung; oder aus ſchlechten Nahrungsmittel; oder aus Mangel derſelben.

Durch ihre Gefräſsigkeit, weil ſie, wenn ſie es haben können, 10 bis 12 Pfund Fleiſch in einem Tage verzehren, müſſen ſie ſich nothwendig Magenweh und Coliken zuziehen *o*). Eben dieſe Zufälle müſſen auch von den rohen Wurzeln, von den Rinden der Bäume, von Heuſchrecken und dergl. Nahrungsmitteln mehr entſtehen, die die Buſchhottentotten gewöhnlich, und die andern, in Ermangelung beſſerer Speiſe, genieſsen *p*). Daſs endlich lang ausgeſtandener Hunger die Säfte, beſonders die Magenſäfte, verderbe, iſt eine bekannte Sache. Ein Glück dabey aber iſt es, daſs alsdenn die Hottentotten, welches andern hungerigen Menſchen verſagt iſt, ein herrliches Mittel dagegen beſitzen. Dies iſt nemlich der Schlaf, den ſie zu erzwingen wiſſen. Würklich kam Vaillant *q*) auf ſeiner Reiſe durch Dörfer von Hottentotten, welche, des Hungers wegen, alle ſchliefen.

n) A. a. O. S. 210.
o) Vaillant a. a. O.
p) Patterſon a. a. O.
q) A. a. O. S. 179.

ſen. — Endlich iſt noch anzumerken, daſs es in dieſem Lande ſehr leicht möglich iſt, mit einem Trunke aus einem, dem Anſcheine nach, reinen und klaren Bache, den Tod zu holen, und dies geht ſo zu. — Es vergiften nemlich die Hottentotten oft mit einer Euphorbien-Art einen Fluſs, um Thiere, die daraus trinken, damit zu tödten, und in ihre Gewalt zu bringen. Es behält ein ſolches Waſſer mehr als tauſend Schritte von dem vergifteten Orte ſeine böſe Eigenſchaft. Die Hottentotten tragen aber gar kein Bedenken, ein Thier, daſs auf dieſe Weiſe gefangen und getödtet worden iſt, zu eſſen. Die Buſchhottentotten eſſen faſt kein anderes Fleiſch, als was mit giftigen Pfeilen erlegt worden. Dieſes Gift, womit ſie ihre Pfeile bewaffnen, verfertigen ſie aus den gehörnten Schlangen, die man zerquetſcht und daraus eine Art Gummi macht. Ein Menſch, der mit einem ſolchen Pfeile getroffen worden, läuft zwar groſse Gefahr, ſogleich zu ſterben: indeſs kannte doch Patterſon, dem wir dieſe Nachrichten zu verdanken haben, eine Frau, die ſeit vielen Jahren ein böſes Geſchwür am Arm hatte, das, weil es von einem giftigen Pfeile herrührte, nicht heilen wollte.

Es iſt noch übrig, daſs ich derjenigen Heilmittel erwähne, welche auf dem Cap häufig gebraucht werden. Es ſind Seriphium gegen die Würmer: Solanum nigrum zu einer Wundſalbe: Arctopus echinatus als ein blutreinigendes Mittel: Piper capenſe gegen Colik und Lähmung [r]). — Unter andern Medicamenten liefert das Cap auch das Euphorbium.

Dieſe

r) Allgemeine Litteratur-Zeitung v. J. 1789. October Mon. S. 225.

Dieſe ſüdliche Ecke Afrika's hat, in allen, ſieben warme Bäder [s]), wovon drey nicht weit von einander entfernt liegen, und zwar in Rode-Sands Bergſtriche. Das vierte und fünfte Bad haben faſt nichts mineraliſches an ſich, und nur blos die Hitze, die ſie mit aus dem Schooſse der Erde bringen, hat ſie zu dieſer Stufe erhöhet. Das eine dieſer Bäder heiſst Brand-Valleys warmes Bad, und liegt nur eine Tagereiſe von der Capſtadt. Das Waſſer iſt ſo ſiedend heiſs, daſs Thiere darin gebrühet werden können: das andere dieſer Bäder, welches nicht ſo heiſses Waſſer hat, heiſst das weſtliche Elephantenbad. Es liegt N. W. vom Cap.

Das ſechſte Bad wird das warme Bad überm Berge geheiſsen, und iſt drey Tagereiſen weit vom Cap, in S. O. gelegen, entfernt. Es iſt nur lauwarm, und enthält Eiſentheile. Das ſiebende lauwarme eiſenhaltige Bad, das nicht weit von der Capſtadt liegt, iſt das öſtliche Elephantenbad. Auſser dem Eiſen enthält es auch einigen Salpeter.

s) Thunberg. m. ſ. Crell die neueſten Entdeckungen in der Chemie, Leipz. 1782. 10. Theil. S. 201.

Dritte Abtheilung.

Von denen Ländern, die von den Wendecirkeln an ſich auf jeder Halbkugel bis zum 10ten Grad der Breite erſtrecken.

Dritte Abtheilung.

Von denen Ländern, die von den Wendecirkeln an sich auf jeder Halbkugel bis zum 10ten Grad der Breite erstrecken.

Die vorzüglichsten hier abzuhandelnden Länder sind: das Land der Caffern; Madagaskar; Brasilien; Peru; Mexiko; die antillischen Inseln; die Inseln des grünen Vorgebürges; Senegal; Aethiopien; Abyssinien; Bengalen; Siam; die manillischen und philippinischen Inseln, und noch mehrere andere. —

Erſter Abſchnitt.

Von den Ländern auf der ſüdlichen Halbkugel.

Vom Lande der Caffern.

Von dieſem äuſserſt unbekannten Lande weiſs ich nur folgendes anzuführen. So weit es bekannt iſt, iſt der Boden, der an vielen Orten mit ſehr dicken Wäldern beſetzt iſt, ſehr fruchtbar. Am Waſſer iſt eigentlich kein Mangel; die Witterung leidet groſse Abwechſelungen; im Sommer fällt nur Regen mit vielem Donner und Blitz vergeſellſchaftet; die Hitze iſt nicht unausſtehlich, und das Clima für geſund zu halten. Die Nahrungsmittel, deren ſich die Caffern bedienen, ſind hauptſächlich Milch, und was ſie auf der Jagd mit ihren Pfeilen erlegen. Ihr Brod wird aus dem Mark von Palmen, welches erſt einige Tage liegen muſs, damit es ſauer werde, verfertiget. Man bäckt auch hier Brod aus einer Holkusart. Die Wohnungen ſind von gar keiner Bedeutung, und ſo gar viele haben gegen Regen und Ungewitter keinen andern Schutz, als die dicken und weit ausgebreiteten Blätter einer hier nicht ungewöhnlichen Aloëpflanze. Ihre Beſchäftigungen beſtehen in Jagen, Fechten und Tanzen *t*). Ackerbau treiben

t) Patterſon a. a. O.

treiben sie nicht, aber am Vieh fehlt es nicht ganz, welches sie auch weiden. Von Gemüthsart sind sie nicht schlimm, und die Seelenfähigkeiten entwickeln sich bey ihnen sehr früh, indem ihre Kinder schon im ersten Jahre laufen und sprechen können *u*). Die Erwachsenen sind grofs und wohl gestaltet. Gemeiniglich halten sie 5 Fufs 10 Zoll, auch wohl 6 Fufs *x*).

Auch die Gonaquas, die aus einer Vermischung der Hottentotten und Caffern entstanden sind, sind eine schöne Art Leute *y*). Nach Niebuhrs *z*) Versicherung werden die Caffern nicht beschnitten; Patterson aber versichert, dafs dies im neunten Jahre geschehe. Nach dieser Zeit verbergen sie mit einem Deckel von Leder, der aber nur die äufserste Spitze des männlichen Gliedes bedeckt, diesen Theil, und befestigen den Deckel mit Riemen. Weder von ihren Krankheiten, noch von ihren Hülfsmitteln, ist mir etwas bekannt worden.

Von Madagaskar.

Der gröfste Theil dieser ansehnlichen Insel, die sich vom 12ten bis zum 26sten Grad Süderbreite erstreckt, ist flach; voller Wälder; am Ufer voller Moräste; hat im Innern grofse ausgestreckte Ebenen, aber auch hohe und steile Berge. Der

u) Mackintosch. m. s. Allgemeine Litteratur-Zeit. vom Jahr 1785. October Mon.

x) Patterson a. a. O.

y) Vaillant a. a. O.

z) Reisen a. a. O.

Anblick des Landes in der Gegend der Bay verſpricht nicht viel Gutes; es ſtellen ſich dem Auge nichts als felſigte Abgründe und ein ſumpfiges Thal dar, das mit Holzung umgeben iſt. Es giebt hier zwar Flüſſe, aber an vielen Orten iſt das Waſſer ſehr ſchlecht. Es ſind daher nur einige Gegenden geſund; ſehr viele aber höchſt ungeſund; auch richtet ſich dieſes nach der Beſchaffenheit der Jahreszeit. Denn hier ſowohl, als in allen tropiſchen Gegenden, hat man entweder eine trockne oder naſſe Jahreszeit. Die regnigte Jahreszeit [a]) fängt hier ungefähr im November an, und währet ſelten langer, als bis zum März. Vom April aber bis zum November iſt das Wetter trocken, klar, ſtille und ſchwül, aber die Hitze der Gegend wird durch kühlende See- und Landwinde, die ordentlich auf einander folgen, temperirt, und die Inſel iſt ſo glücklich gelagert, daſs auf beyden Seiten der Paſſat wehet. So lange die Regen fallen, iſt dieſe Inſel ſehr ungeſund; zur trocknen Zeit aber durchgängig beſſer [b]). Ja, Clarke behauptet, daſs zu dieſer Zeit Madagaskar jedem andern Erfriſchungsorte vorzuziehen ſey, auf welchem die Schiffe, nachdem ſie das angenehme Vorgebürge der guten Hoffnung vorbeygekommen ſind, ſicher anlanden können. — Die Ufer ſind zwar durchgängig moraſtig; mit vielen Büſchen bewachſen, und können von Winden nicht gereiniget werden; man athmet daher gemeiniglich hier eine faule und feuchte Luft. Im Innern des Landes aber giebt

a) F. Clarks Beobachtungen über die Krankheiten auf langen Reiſen nach heiſsen Gegenden, Copp. u. Leipz. 1778. S. 7.

b) Lind a. a. O. S. 71.

giebt es hergegen weit trocknere und weniger bewachsene oder morastige Oerter, die daher viel gesünder sind. Sie sind auch zugleich sehr fruchtbar, und von der Natur mit allen Reitzen gezieret. Es bringt dieses Land von sich selbst, ohne menschliche Beyhülfe, (denn die Madagaskaner bekümmern sich um keinen Ackerbau,) Reis, indianisches Korn, Zuckerrohr, süsse Pataten, Melonen, Pompunen, Pomeranzen, u. s. w. im Ueberfluss hervor. —

Nunmehro will ich die einzelnen Gegenden etwas näher beschreiben. Das Fort Dauphin; der Meerbusen von St. Augustin; und fast die ganze östliche Küste sind sehr ungesund. — Die Terpsichore, ein englisches Kriegesschiff, welches am ersten Orte anlandete. und zwar zur regnigten Jahreszeit, verlor hier eine grosse Anzahl Leute [c]). — Von 367 Mann eines andern Schiffes entgiengen nur 50 dem Fieber [d]). — Die Hitze ist in diesen Gegenden ausserordentlich gross, wodurch denn die Fäulung noch sehr vermehret wird. Zu Faulpointe steigt sie bis auf 100 Grade des Fahr. Thermomet. — Der ganze Dunstkreis ist alsdenn voller faulen Dünste. — Viele sterben am Sonnenstich; bey der nassen Jahreszeit wurden täglich fünf bis sechs Menschen krank [e]). Ja, Beniowski [f]) versichert, dass jeder Europäer, der nicht etwa schon eine Zeitlang im heissen Erd-

c) Lind a. a. O.

d) Des Grafen Beniowski Reisen etc. Berlin 1790.

e) Gentils Reisen in dem Indischen Meere, im 5ten Bande der Hamburger Sammlung von Reisen.

f) A. a. O.

ſtriche zugebracht hat, bey ſeiner Ankunft an einem ſolchen Orte, vom Fieber befallen werde: — iſt es eine moraſtige Gegend, ſagt er, ſo bleibt dies nicht über ſechs Monate aus. Von den eben angeführten 367 Mann waren 50 vorhin in Bengalen geweſen, und da dieſe bereits an das heiſse Clima gewöhnt waren, ſo blieben ſie auch frey. — Die Weſtküſte von Madagaskar, beſonders das Land der Seeklaven oder Bojana, iſt allen übrigen Oertern weit vorzuziehen, und es herrſchen hier nicht ſo ſehr die Fieber der Oſtküſte g). Die Oſtküſte hat indeſs doch auch geſunde Oerter, als z. B. Tamatava, nach Beniowski, und das Fort Dauphin, wo die Hitze ſehr gemäſsiget iſt, weil die Winde es hier ſehr abkühlen. Gentil genoſs hier eine ſehr gute Geſundheit; hatte vom Anfang bis Ende ſeines Hierſeyns einen weit ſtärkern Appetit, als ſonſt; er konnte täglich drey Mahlzeiten thun; er konnte, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, hier das ſaftige Fleiſch der Ochſen vertragen.

Beniowski war nicht ſo glücklich, ſondern muſste ſich nach der weit gefündern Inſel Aiguillon begeben. — Das hier herrſchende Fieber iſt mit den ſchlimmſten Zufällen, als Schlafſucht und beſtändigem Raſen, verbunden. — Eine genaue Beſchreibung hat man von dieſer Krankheit noch nicht. Denn die ſich hier aufhaltenden Chirurgi haben zum Theil wenig Kenntniſs, zum Theil bekümmern ſie ſich auch mehr um den Handel, als um ihre Kranke. Auch miſsfällt dem zuletzt angeführten Verfaſſer die Curart derſelben ſehr, weil ſie am erſten Tage Brechweinſtein, am zweyten

g) Beniowski a. a. O.

ten Ipecacuahna, und ſchon am dritten die Chinarinde geben. Es ſtirbt auch unter ihren Händen zweydrittel ihrer Kranken. Wer gute Naturkräfte hat, kömmt oft ohne ſolchen Beyſtand am beſten davon. —

Das Land könnte an vielen Orten durch Anlegung neuer Kanäle; durch Ableitung des Waſſers; durch Wegräumung der überflüſsigen Wälder und dergl. mehr verbeſſert werden. Auch tadelt Beniowski den Anbau des rothen Reiſses ſehr, weil dieſer einen moraſtigen Boden erfordert; man ſollte, ſagt er, lieber weiſsen Reiſs bauen, weil dieſer mit trocknem Boden vorlieb nimmt. — Ob gleich das hieſige Clima den oben angeführten Krankheiten ſehr günſtig iſt; ſo befördern doch die Europäer, durch ihr unvorſichtiges Betragen, dieſe Uebel noch mehr. Denn ihr ſtarker Appetit verleitet ſie zum übermäſsigen Genuſs des Fleiſches und der rohen Gemüſe, welche ſie im Uebermaaſs verſchlingen, und dabey nichts als Limonade trinken. Sie ſetzen ſich einer zu groſsen Tageshitze aus, und fürchten nicht die kalten Nächte und die Morgennebel. — Sie ſind im beſtändigen Schweiſs; ihre Säfte werden verzehrt, und bleiben roh; es entſtehen Unverdaulichkeiten; Neigung zum Brechen; ein Brennen im Gehirn; Fieber und bey der geringſten Verkältung Convulſionen. — Wer daher für ſeine Geſundheit beſorgt iſt, genieſst nicht zu viel Fleiſch, lieber gebratenes, als gekochtes; mehr Fiſch, als Fleiſch *b*); ſie müſſen Reiſs und Suppe eſſen, aber nicht zu viel rohe Früchte, noch weniger die Limonien, — an deſſen Stelle müſſen ſie Eſsig gebrauchen. Allen Solda-

b) Gentil a. a. O. Beniowski a. a. O.

Soldaten und Handwerksleuten mufs man in den erſten drey Jahren ihres hieſigen Aufenthalts, bis ſie an das Clima gewöhnt ſind, des Morgens und Abends eine gewiſſe Portion eines ſtarken Getränks geben, welches gegen die böſe Luft ſchützt, die aus den Moräſten empor ſteiget. — Ihre Wohnungen müſsten hoch angelegt werden, und mit Caminen verſehen ſeyn, damit man darin des Nachts Feuer anlegen, und Luftzüge erregen könnte. — Bey der groſsen Hitze des Tages mufs man ſich zu Hauſe halten, und wie Gentil that, nur Morgens und Abends ausgehen: vorher aber müſſen doch die Nebel verſchwunden ſeyn. —

Was die hieſigen Landeseinwohner anbetrift; ſo ſind es ſehr rohe und wilde Völker, und wie dieſe meiſt alle zu ſeyn pflegen, ſtarke und geſunde Leute. Dies iſt auch nicht zu bewundern. Denn die Dörfer der Eingebohrnen, ob ſie gleich nicht weit von den Thälern entfernt ſind, ſtehen hoch gelagert, und zu ihnen können die böſen Ausdünſtungen nicht kommen. Ihr langes Leben und die gänzliche Befreyung von allen chroniſchen Krankheiten ſind in der That hinlängliche Zeugniſſe von dieſen geſunden Wohnplätzen [i]). Wahrſcheinlich ſehen ſie aus dieſer Urſache alle ſo geſund und ſtark aus, und nicht deswegen, weil ſie, wenigſtens ehemals, gewohnt geweſen, diejenigen Kinder, die ſchwach zur Welt kommen, zu erſäufen [k]).

Wegen dieſer geſunden Lage der erhöheten Oerter räth Clarke an, die Kranken vom Schiffe täg-

i) Clarke a. a. O.

k) Beniowski a. a. O.

täglich, zur regnigten Jahreszeit, nach diesen Oertern hinzuschicken, von woher sie aber des Abends, ehe der Thau fällt, wieder zurück kommen müssen. —

Herr Commerçon, der mit Bougainville eine Reise um die Welt that, versichert zwar *l*), dass man auf den Bergen von Madagaskar eine kleine ungestaltete Art Leute antreffe, die man Quimos nennt. Sie sollen nur 3 Fuss hoch seyn, und Arme haben, die bis an die Kniescheibe reichen. Ihren Weibern sollen die Brüste fehlen; sie sollen nur blos Warzen haben, und nicht so viele Milch darin, dass sie ihre Kinder stillen könnten, sondern sie wären genöthiget, zur Kuhmilch ihre Zuflucht zu nehmen. Gentil weiss aber von diesem Volke nichts, und läugnet die Commerçonsche Erzählung. —

Die Beschneidung, welche auch hier eingeführt ist, geschiehet mit der grösten Solennität. Der Vater des Kindes lässt einige Tropfen eines geschlachteten Huhnes auf die Wunde fallen, so wie gleichfalls die Mutter die Wunde mit Baumwolle bedeckt, die sie in Hühner- und Ochsenblut, desgleichen zu dem Ende auch geschlachtet wird, taucht *m*). — Salz gebrauchen die Madagaskaner eigentlich nicht; ob sie gleich ihre Speisen in Salzwasser kochen: im Innern vom Lande gebrauchen sie dazu die Blätter des Salzbaumes *n*). —

Ausser dem oben angeführten Fieber, womit aber mehr Fremde als Einheimische befallen werden,

l) Hannöversches Magazin v. J. 1773. St. 48.

m) Allgem. Hist. d. Reisen, 8. Band. S. 571.

n) Sonnerat a. a. O.

den, ist die Lustseuche unter den Einwohnern des Landes ziemlich gemein, und dabey erblich; sie ist aber mit keinen schlimmen Zufällen begleitet *o*). — Man gebraucht aber hiergegen, so wenig als gegen andere Zufälle, selten was ordentliches. Man beschmiert den beschädigten Theil mit Erde, die mit dem Blute gewisser Thiere, oder mit dem Safte gewisser Pflanzen befeuchtet worden. Da die Madagaskaner sehr abergläubisch sind; so behängen sie auch die Patienten mit allerhand Amuleten *p*). — Indess ist doch das Schröpfen bey ihnen eingeführet: sie gebrauchen dazu ein Ochsenhorn, welches sie auf die Haut setzen; durch Hülfe des Mundes die Luft aussaugen; das Blut nach diesem Theil hinleiten, welchen sie nachher mit einem schlechten Messer öffnen, und darauf von neuem das Horn, zum fernern Blutsaugen, anlegen. — So schlecht auch ihre Aerzte immer seyn mögen; so stehen sie doch bey ihnen in grossem Ansehen *q*). — Beniowski fand so gar, dass ihr Verfahren in dem dortigen Fieber der Natur besser angemessen sey, als das der gewöhnlichen europäischen Wundärzte. — Besonders lobens- und nachahmenswerth ist ihre Vorsorge, dass Kranke nicht mit zu vielen und unnöthigen Besuchen beschweret werden. Sie stecken nemlich einen Baumast, an dem noch grüne Blätter befindlich sind, über die Hausthüre, und verschliessen solche. Durch dieses Zeichen und durch ein paar gezogene Schnüre giebt man den Freunden zu verstehen, dass sie nun nicht, wie gewöhnlich, hinein

o) Gentil a. a. O.

p) Ives a. a. O. S. 28.

q) Sonnerat a. a. O. S. 233.

hinein kommen dürfen, und daſs nur die Thüre dem Arzte und andern zum Dienſte des Kranken nothwendigen Perſonen geöffnet werde [r]). — Ganz dieſem entgegengeſetzt iſt das grauſame Verfahren der Mütter mit ihren Kindern. Denn leidet eine Schwangere, während ihrer Schwangerſchaft, oder während der Geburt des Kindes, viel Ungemach und Schmerzen; ſo iſt ſie nachher berechtiget, das unſchuldige Kind hinzurichten, und zu erdroſſeln, aus der Vorausſetzung, daſs es ſehr böſe ſeyn müſſe, da es ihr ſo vieles Ungemach verurſachet habe [s]). —

Aus Madagaskar kommen die Paradieskörner und das Tacamahac. —

Ehe ich zu den folgenden Inſeln übergehe, will ich nur mit wenigem der zwo Inſeln Mohila und Johanna Meldung thun, die nicht weit von dem nördlichen Ende von Madagaskar entfernt liegen, und an welchen gemeiniglich die Schiffe der oſtindiſchen Compagnie wegen Holz und Waſſer anlanden [t]). Scorbutiſche Patienten erholen ſich zwar hier ſehr geſchwind, aber manches Schiff, wenn es des Nachts ſeine Leute am Lande läſst, holt ſich auch dafür die allergefährlichſte Art der Fieber, wovon man eine Beſchreibung in dem unten angeführten Buche findet [tt]). —

r) Sonnerat a. a. O.

s) Flacourt Geſchichte von Madagaskar. —

t) Londner medic. Bemerkungen, 4. B. S. 133.

tt) Londner Bemerk. a. a. O.

Von den Inſeln Bourbon, Isle de France, und Diego Reys.

Die Hitze iſt auf der Inſel Bourbon, oder Mascarenhas, bey Südoſt und Südwind mäſsig, weil in dieſem Welttheile dieſe Winde von Natur kühle ſind. Kommen ſie aber aus Nordweſten und Norden übers Meer, oder ſind es Seewinde, ſo ſind ſie ſchwach und heifs, weil dort die Nordwinde das leiſten, was bey uns die Südwinde thun [u]).

Die Inſel Isle de France, oder Mauritius, iſt aber heifser. Es ſtehet hier nemlich, nach den Wetterbeobachtungen des Herrn Coſſigny [x]), das Thermometer gemeiniglich ſehr hoch; am niedrigſten hielt es 10 Grade; am höchſten 27; gewöhnlich aber immer 23 Grade des Reaumüriſchen Thermometers.

In Anſehung der Witterung kommen beyde Inſeln mit Madagaskar überein. Die trockenen und naſſen Jahreszeiten wechſeln hier regelmäſsig ab. — Daher gilt in Anſehung der Geſundheit hier das oben Geſagte [y]). Indeſs hat doch die Inſel Bourbon, wie ſelbſt Lind behauptet, vor Mauritius Vorzüge. — Ja, es giebt welche [z]), die ſie für ſo geſund halten, daſs man auf ein langes Leben

u) Gentil a. a. O.

x) Memoires de l'Academie de Paris 1736, 1737 et 1739.

y) Lind a. a. O. S. 71.

z) Lentin a. a. O.

ben daſelbſt Rechnung machen könne. Man hat hier, nebſt der geſunden Luft, auch viele Schildkröten: — man zählt an die 6300 Weiſse, welche alle wohlgewachſen, ſtark und geſund ſind. Herr Flackourt ſchickte daher oft Kranke zur Geneſung hierhin. — Dennoch aber fehlt es hier nicht an Krankheiten. Und zwar geſellet ſich zu jeder und oft unbedeutender Wunde der allgemeine Krampf [a]); dies trägt ſich am häufigſten nach Verletzungen der Fuſsſohlen und nach einer vorhergegangenen Verkältung zu [b]). — Die zweyte ſehr fürchterliche Krankheit iſt ein Ausſatz, welcher mit verhärteten Flecken von verſchiedener Farbe, die ſich an verſchiedenen Stellen des Körpers nebſt verhärteten Drüſen einſtellen, ſeinen Anfang nimmt. Nach und nach ſchwellen die Finger und werden unbrauchbar, obgleich ſich ſonſt der Kranke noch geſund fühlt. Dann kommen am ganzen Körper harte unſchmerzhafte Geſchwülſte, welche an Arm und Bein in bösartige Geſchwüre ausarten, worauf die Finger an Händen und Füſsen abfallen. Es folgt eine Geſchwulſt und Naſengeſchwür mit ſtinkendem Eiter; Lefzen, Stirn und Augenlieder werden dick und ungeſtaltet. Der ganze Körper wird ausgemergelt; die Haut dick und hart, und der ganze Menſch einem Gerippe gleich. Zuletzt kommen die häſslichſten, krebsartigen Geſchwüre am ganzen Körper, wodurch alle Verrichtungen geſtört, und endlich der Tod befördert wird [c]). — Es iſt dieſe Krankheit zwar

a) Cartheuſer l. c.

b) Blumenbachs med. Bibliothek. 2. B. S. 390.

c) Couzier in Journal de medicine, Decemb. 1757.

zwar erblich, aber nicht anſteckend [d]). — Dieſes Uebel iſt unheilbar; gegen den Trismus und Tetanus gebraucht man aber oft mit glücklichem Erfolge, nach dem Sauvages, öligte Sachen, die man in die Glieder reibt, und dabey eine geſchickte Binde anbringt [e]).

Man hat auch auf der Inſel Bourbon eine gefährliche Ausſchlagskrankheit, mit einem hitzigen Fieber verbunden, worin einige Aerzte das häufige Aderlaſſen empfohlen haben. Dieſe Krankheit tödtet viele Menſchen. Sauvages [f]) nennt ſie Miliaris Boïa.

Die Inſel Diego Reys iſt nicht allein unfruchtbar, ſondern auch ungeſund [g]). —

Auf der Inſel Mauritius kommen die oben gemeldeten Zuckungen noch häufiger vor, theils weil die Luft hier noch ungeſunder iſt, theils auch weil es hier ungeſundere Nahrungsmittel giebt. Wer hier z. B. von der Ringeltaube, die man Ramier nennt, und von einigen Fiſchen, beſonders von der ſo genannten alten Frau iſst, fällt in Zuckungen [h]). —

d) Cartheuſer l. c. p. 257.
e) Krünitz a. a. O. 18. Band. S. 53.
f) Noſolog. meth. T. I. p. 439.
g) Lind a. a. O. S. 71.
h) Tiſſot von den Nervenkrankheiten. 2. B. S. 37.

Von Braſilien.

So wie die Cordilleras, in Südamerika, immer höher werden, je näher man zur Linie kömmt *i*), ſo wird der öſtliche abſchüſſige Theil dieſes feſten Landes immer niedriger und tiefer, ſo daſs Braſilien faſt nur wenig, über die Meeresfläche, an ſeinen Ufern, erhöhet iſt. Hier hat man auf eine teutſche Meile noch keinen Zoll Waſſerfall, und man kann eine Reiſe von der See ins Land thun, die gröſser als ganz Teutſchland iſt; gleichwohl iſt man noch nicht an die 11 Fuſs über die Meeresfläche erhaben *k*). — Hieraus ſiehet man leicht ein, daſs dieſes Land den Ueberſchwemmungen ſehr ausgeſetzt ſey. — Da dies Land überdem mit Flüſſen reichlich verſehen iſt; ſo iſt allezeit Ueberfluſs am Waſſer, welches noch die jährlichen Regen vermehren. An undurchdringlichen Waldungen und Moräſten iſt ebenfalls hier Mangel: übrigens iſt der Boden ſehr fruchtbar; — es werden aber vielleicht Jahrhunderte erfordert werden, ehe ſeine Moräſte ausgetrocknet, und die dicken Wälder verdünnet und überall Fleiſs und Cultur ausgebreitet worden. — Das Clima von Braſilien gehört keinesweges zu den heiſsen, ſondern vielmehr zu den ganz gemäſsigten. Denn die Hitze iſt hier ſelten ſehr groſs, welches durch folgende Umſtände hervorgebracht wird. Erſtlich wegen ſeiner niedrigen Lage und häufigen Regen

i) Ulloa a. a. O.

k) Cudenas Beſchreibung des portugieſiſchen Amerika. Braunſchweig 1780.

iſt die Luft mit zu vielen wäſſerigten Dünſten angefüllet; zweytens, ſo tragen die vielen Wälder und Flüſſe, welche letztere einen Luftzug verurſachen, hierzu vieles bey; drittens ſo kühlet die Nachbarſchaft der See, wenigſtens die Ufer ſtark ab; endlich aber und zuletzt ſo ſind die häufigen kühlen Oſtwinde die Haupturſache davon. — Die Luft iſt dieſemnach feucht und warm zugleich. — Gäbe es nun nicht die wohlthätigen Oſtwinde, ſo würde das Land ſehr ungeſund ſeyn. Nun fehlt es hier zwar nicht, wie wir unten hören werden, an Krankheiten, beſonders an Fiebern; aber dennoch gehört dies Land, nach der einſtimmigen Verſicherung eines Neuhofs *l*), eines Piſo *m*), eines Raynal *n*) und anderer *o*), zu denen Ländern, die der Geſundheit keinesweges nachtheilig ſind. Erſterer ſagt: es herrſchen hier nicht die Krankheiten, welche in Angola, Guinea, St. Thomas gewöhnlich ſind; es übertrift ſo gar viele andere Länder an Geſundheit. Piſo verſichert, die Landeseinwohner leben ſehr geſund; ſie erreichen früh die Zeit der Mannbarkeit, und werden ſpät alt. Man findet unter ihnen 100jährige Greiſe, die noch ganz munter, und von Krankheiten nie heimgeſucht worden ſind. — Raynal, der eine Beſchreibung von der Natur der Braſilianer macht, und ſie für kleiner als die Europäer hält, verſichert aber, daſs ſie bey weitem nicht ſo vielen

l) Neuhofs Reiſen. Amſterdam 1682. 2 Vol. in Fol.

m) Halleri Biblioth. pr. Tom. III.

n) Briefe über Portugal und Braſilien. Aus dem Franzöſiſchen. Leipz. 1782.

o) Lind a. a. O. S. 187.

vielen Krankheiten, als dieſe, unterworfen wären, und daſs ſie ſehr alt würden. Lind endlich, den ich als Schiedsrichter über die geſunde und ſchädliche Eigenſchaft eines Clima's am liebſten anführe, ſagt auch: Braſilien wird von den Portugieſen, hauptſächlich wegen der reinen Luft, die an den meiſten Orten angetroffen wird, für ein Paradies gehalten. Wenn die Sonne gerade über dem Haupte ſtehet, ſo wird die Luft durch die Seewinde erfriſcht und abgekühlt, und die innern Theile des Landes werden durch noch kühlere Lüfte, die von den hohen Bergen kommen, durchgewedelt; — ſo daſs die Portugieſen die Luft von Braſilien, in der Entfernung von einigen Graden vom Aequator, der Luft ihres eigenen Vaterlandes vorziehen. — Es reiſen ſo gar verſchiedene Spanier und Portugieſen, die in ihrem Lande kränkeln, in dieſes geſunde Land *p*). — Die Lebensart der Braſilianer kömmt in den meiſten Stücken mit der der übrigen wilden Amerikaner überein. — Sie ſind ſtarke Waſſertrinker, und auf die Wahl deſſelben ſehr aufmerkſam: daher beurtheilet ein Braſilianer durch den Geſchmack die Güte des Waſſers eben ſo gut, wie ein Europäer die Güte des Weins durch ſeine Zunge. — Der Körper wird bey ihnen auf alle Weiſe abgehärtet, und ſchon in der zarten Jugend macht man damit den Anfang. Man wickelt nichts von einem Kinde ein, als nur blos die Beine. Von Krüppeln und Hinkenden weiſs man auch daher in Braſilien nichts. — Zwar iſt, wie ſchon oben bemerkt worden, bey den meiſten Braſilianern, der Körper weder ſehr groſs noch ſehr ſtark: indeſs giebt es doch auch hiervon Ausnah-

p) Neuhof a. a. O.

men. Die ſo genannten Tapuyes zeichnen ſich durch Gröſse und Stärke vor allen ihren Landsleuten aus. — Ein Mann von dieſer Nation kann einen Stier zu Boden werfen; ſie ſind auch ſo gefräſsig, daſs ihrer wenige ein ſolches Thier in einem Tage verzehren können *q*). — Prinz Mauritz machte ſich einmal das Vergnügen, dieſes Schauſpiel ſelbſt mit anzuſehen. Es ſind dies aber wahre Menſchenfreſſer, und man verſichert, daſs eine Frau von dieſer Nation, die eine todte Frucht zur Welt bringt, dieſe ſo gar verzehre *r*). Zur Schande der Menſchheit muſs es den alten Braſilianern nachgeſagt werden, daſs ſie ehemals, wenigſtens ihre Gefangenen, ſo gar gemäſtet, und ſolche nachher verzehrt haben; — ſie waren beſonders lüſtern nach der weiſsen Haut der Europäer, daher handelten dieſe nur in der Entfernung von 100 Schritten mit dieſen Unmenſchen *s*). — In ihrer Lebensart ſollen ſie übrigens dieſes Beſondere an ſich haben, daſs ſie nie zugleich eſſen und trinken; ſondern wenn ſie eſſen, ſo enthalten ſie ſich des Getränkes, und wenn ſie trinken, ſo nehmen ſie nicht zugleich Speiſe zu ſich *t*). — Die Härte dieſes Volkes ſiehet man ſo gar bey der Niederkunft ihrer Weiber. — Lery ſahe die ſchmerzhafte Niederkunft einer Braſilianerinn, wobey der Mann die Stelle der Hebamme vertrat, mit an: nach der Geburt biſs das Weib, weil es an einer Scheere fehlte, den Nabelſtrang ſelbſt ab *u*). Sie ſind alſo nichts weniger als verzärtelte Leute,

q) Neuhof l. c.
r) A. a. O.
s) Allgem. Hiſt. d. Reiſen. 16. Band. S. 243. 251.
t) Olla potrida. 1783. N. 4.
u) Allg. H. d. R. a. a. O. S. 259.

Leute, vielmehr verlachen ſie unſere Kleidungen, die wir den Kindern geben, und alle unſere Sorgfalt mit ihnen, indem ſie der Meynung ſind, daſs dadurch der Grund zur Entnervung, zur Verkältung und zu vielerley andern Uebeln gelegt werde [x]). — Ein ſo rohes Volk, wie dieſes, ſinnet nur allein auf Mittel, ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen abzuhelfen, und ſeinen Feinden auf alle mögliche Weiſe zu ſchaden. Dies thun ſie am nachdrücklichſten mit ihren vergifteten Pfeilen. Zu deren Vergiftung haben ſie aber unglücklicher Weiſe ein Thier kennen gelernt, dem ſie unter vielen Martern das Gift gleichſam abzwingen. — Dies Thier iſt eine Art Salamander, Gecko genannt, welches an und vor ſich ſchon giftig iſt, und ſo gar durch ſeinen Urin groſsen Schaden anrichten kann; aber das aus ſeinem Rachen ein noch weit giftigeres Weſen flieſsen läſst. Um dieſes zu erhalten, hängt man das Thier oft vier Wochen lang, während dem es gefüttert wird, an den Beinen auf. In dieſer Zeit flieſst vieler giftiger Speichel aus ſeinem Rachen, welchen man ſorgfältig auffammlet, und damit die Pfeile, welches auch die Javaner thun, vergiftet. Die Curcumawurzel ſoll ein Gegengift davor ſeyn [y]). —

Nun komme ich auf die hier gewöhnlichen Krankheiten, wobey aber ſo gleich zu bemerken iſt, daſs das häufige Sterben der europäiſchen Kinder nicht dem ungeſunden Clima, ſondern der ſchlechten Erziehung und Pflege beyzumeſſen

x) Piſo l. c.

y) Neuhof a. a. O.

ſey [2]); zweytens ſo giebt es, nach Piſo's Verſicherung, in Braſilien keine Epidemien, und nie hat man hier von Peſt gehört, welche man doch hier vermuthen müſste, wenn Feuchtigkeit mit Wärme verbunden, wie noch ganz kürzlich ein angeſehener Arzt behauptet hat, in Conſtantinopel die Urſache der Peſt ſey. — In den Fiebern, ſagt dieſer Verfaſſer weiter, verſpüret man den ordentlichen Gang der Natur, und die hitzigen Krankheiten halten ihre ordentlichen Criſes, die am häufigſten durch den Schweiſs, aber auch zuweilen durch einen Durchfall und Blutfluſs geſchehen. — Die Nächte ſind hier kalt, und man thut wohl, wenn man alsdenn Feuer unterhält. Die dies nicht thun, verfallen leicht in Verkältungen. Wegen der warmen und feuchten Luft ſind faule Gallenfieber ſehr gemein: desgleichen die Cholera mit Stuhlzwang. Augenſchäden, beſonders die Tag- und Nachtblindheit, ſind hier häufig. — Dann hat man hier eine Art von Betäubung der Glieder, welche Air heiſst [a]). Diejenigen, ſo damit befallen werden, empfinden eine beſondere Schwäche und Schwere in ihren Gliedern, womit eine kützelnde Empfindung, auch wohl Schmerzen, die ſich gegen Abend einſtellen, verbunden geht. Jene Uebel nehmen oft dermaſsen zu, daſs ſie das Bette zu hüten gezwungen werden; ja bey vielen gehet alles Vermögen, um ſich zu bewegen, verloren. Es iſt wahrſcheinlich eine Folge der kalten Abend- und Nachtluft. — Am Maſtdarm ſtellt ſich ferner oft eine widernatürliche Ausdehnung, die in Peru Tha-

2) Neuhof l. c.
a) Cartheuſer l. c. p. 70.

Thalubel, ſonſt Procktalgia heiſst, ein [b]). Zuerſt entſteht an dieſem Theile eine Entzündung und Geſchwulſt; die Excremente werden verſchloſſen; der Maſtdarm ungewöhnlich erweitert; es entſtehen Schmerzen, Fieber, Entzündung und Eiterung: Hitze des Clima's und andere unbekannte Sachen ſind ſchuld, daher oft Matroſen auf dem Schiffe, die nach dieſer Gegend reiſen, auch damit befallen werden. Man applicirt hier, wie in Peru, die Citronen dagegen; es wird nemlich von dieſer Frucht ein längligtes Stück in After geſteckt. — Noch ein anderes und vom Piſo gleichfalls beſchriebenes Uebel iſt die widernatürliche Umkehrung der Spitze des Bruſtbeins (Gaſtrodynia cum cartilaginis xiphoideae incurvatione) [c]). Auch dies Uebel, das mit vielen Schmerzen verbunden iſt, ſoll von Verkältung herrühren.

Viele Menſchen, beſonders Negern, haben ſchlimme Beingeſchwüre, welche zuletzt die Knochen entblöſsen. Es rührt dies Uebel von einer Flohart her, welche man Biecho, Chiquen, auch Niegen (nigae) nennt, Pulex penetrous Lin. Unter den Schlangen ſind einige ſo gefährlich, daſs man ſie, ſelbſt nach dem Tode, nicht ohne Gefahr berühren darf. Dies iſt z. B. der Fall mit der Schlange, Coluber biceph. genannt. Es erfolgt darauf ein blaſenartiger Ausſchlag (Pemphigus Braſilienſis. Sauvages), der wohl drey Monate lang anhält. — Die Waſſerſucht iſt hier ſehr häufig, wogegen man die Caapebawurzel und das Gummigutt gebraucht. — Die Venusſeuche iſt ein ſehr gemeines und einheimiſches

b) Cartheuſer l. c. p. 162.
c) Cartheuſer l. c. p. 112.

Uebel in Braſilien; ſoll nach dem Piſo ſo gar ohne Anſteckung entſtehen; iſt aber hier, wie in allen warmen Ländern, gelinde. — Die braſilianiſchen Aerzte empfehlen in dieſer Krankheit in den erſten 14 Tagen nichts als gute Diät; darauf warme Bäder und überhaupt Wärme; ja, man ſchickt die Patienten gern nach den Zuckerſiedereyen, weil daſelbſt ein hoher Grad von Wärme iſt: man giebt aber auch Tränke aus Saſſaparille. — Folgende Augenkrankheiten, als das Thränen; die Tag- und Nachtblindheit ſind hier gemein [d]). — Man empfiehlt gute Lebensordnung; Enthaltung von zähen Speiſen und der Sonnenhitze. — Zu den beſondern Curarten gehöret folgendes in Braſilien übliches Verfahren [e]). Wollen ſie Brechen erregen, ſo ſtecken ſie zuerſt zwey Finger, und nachher einen Pfeil in den Schlund; hierauf pflegt ſtarkes Erbrechen zu erfolgen, ja es folgt oft Blut, welches man aber von dem Genuſs einer Diſtel herleitet. Haben ſie Kopfſchmerzen, ſo machen ſie ſich einen Schnitt vor der Stirn, wie auch am Arme, Beine und andern Theilen des Körpers, und laſſen eine anſehnliche Menge Blut heraus laufen. Da es hier oft kalt iſt, ſo wickelt man die Theile mit Binden dergeſtalt ein, daſs ſich das männliche Glied faſt ganz verſteckt. Andere verſichern, daſs man aus Modeſtie dies Glied einwickele, zuſammen binde, und mit einem groſsen Schneckenhaus bedecke [f]). — Weiter ſo iſt, nach dem Piſo, das Schröpfen und Scarifici-

d) Piſo l. c. Cartheuſer p. 21.

e) Magellan, man ſehe Forſters und Sprengels Beyträge, 4. Theil. S. 22.

f) Blumenbachs med. Bibliothek, 2. Band. 4. Stück. S. 597.

rificiren hier von Alters her im Gebrauche. — Die Ipecuanha wurde auch hier längstens gegen den Stuhlzwang gebraucht. — Gegen den Biss der Klapperschlange legt man ein Pflaster auf, das aus zerquetschten Schlangenköpfen und Speichel gemacht worden *g*). — So bald in Brasilien eine Frau schwanger zu seyn glaubt, so enthält sie sich, bis zur Niederkunft, alles Umganges mit ihrem Manne: es ist auch nicht gebräuchlich, während des Stillens, sich beywohnen zu lassen *h*). Es fehlt daher diesen Weibern, wie ein angesehener Schriftsteller *i*) hat behaupten wollen, keinesweges an Milch in den Brüsten. Nach seiner Behauptung handelt hier die Natur ganz verkehrt. — Hier nemlich soll nicht den Weibern, welche dazu zu schwach seyn sollen, sondern nur den Männern, Milch in den Brüsten zufliessen, die aber doch auch vor Schwäche, wie er ebenfalls irrig glaubt, keine Barthaare bekommen. Man weiss aber jetzt nur gar zu gut, dass sich diese Leute die Haare ausrupfen lassen, und dass auch die Weiber stillen. Sollte es aber auch würklich an dem seyn, dass vielen Männern von Natur der Bart fehlte; so bewiese auch dieser Umstand allein die Schwäche noch nicht. —

Man erhält aus Brasilien die Faba pecurim; den Balsamum Copaivae, den peruanischen Balsam, die Ipecacuanha u. d. gl. m.

g) Neuhof a. a. O.
h) Ebenderselbe.
i) Pauw l. c.

Von den Chiraguanen in Paraguay, und dem Lande der Amazonen.

Dasjenige grofse Land, welches in Südamerika zwifchen Peru und Brafilien liegt, ift von allen Ländern und Reichen das unbekannteſte, und wird wahrfcheinlich von vielen Völkern bewohnt, die aber, bis auf die Chiraguanen, faft alle unentdeckt find. — Es ift dies Land voller hoher und fteiler Gebürge, von denen viele Flüffe, als der Picolmayo und Parapiti, ihren Urfprung nehmen; überall trift man dicke Wälder und mit undurchdringlichen Dornen verfehene Büfche an, durch welche kein Menfch anders, als wenn er mit ledernem Gürtel verfehen ift, kommen kann: die Kälte ift in diefem Lande, und befonders auf den Bergen, fehr grofs, und es heifsen die Einwohner deswegen Chiraguanen, weil die Kälte alle andere Menfchen vernichten foll. Aber diefe wilden und unbändigen Anthropophagen wiffen davon nichts: ihre Anzahl vermehrt fich vielmehr alle Tage. Sie find nackt, und nur die Frauen bedecken einige Theile. — Bey allem fröhlichen Muth find fie gefund: wird aber von ihnen jemand krank; fo umgeben drey bis vier Weiber feine Wohnung, und machen, fo lange er lebt, ein beftändiges und gräfsliches Geheul. — Ihre ganze Arzeneywiffenfchaft beftehet darin, dafs ein Zauberer rund um den Kranken bläft, um damit die Krankheit wegzublafen [k]; oder fie machen es wie die Chiquiten, welche durch ihre Chupadores, welches Amt

k) Geogr. en natuurkundige Berichten. 3. Deel. p. 145.

Amt gemeiniglich ein Cacique verſiehet, nach geſchehenem Fragen: ob nicht der Patient etwa ein Stück Hirſchfleiſch, oder ein Stück von einer Schildkröte weggeworfen habe? den Patienten ſaugen laſſen, und wenn der Chupador dies eine Zeitlang gethan, ſo wirft er zuletzt eine ſchwarze Materie aus dem Munde, gleichſam als wenn er dieſe heraus geſogen habe, und verſichert nun: jetzt ſey das Gift aus dem Körper weggeſchafft, und die Seele des beleidigten Thieres, welche an dieſer Krankheit ſchuld ſey, könne nun nicht weiter ſchaden [l]).— Ich überlaſſe es gern andern, ſich bey dergleichen Erzählungen, die von keinem Nutzen ſind, zu verweilen, und gehe zu erheblichern Dingen über. —

Von Peru.

Peru iſt ohne Widerrede die höchſte bewohnte Gegend in der Welt. Denn wenn auch gleich ein groſser Theil dieſes Reichs, das am Meere gelegen iſt, nicht viel über die Meeresfläche erhaben iſt; ſo iſt doch ein weit gröſserer Theil dieſer Landſchaft um 4536½ Varas [m]) höher als jenes Land am Meere, und dieſe ganze Gegend begreift weitläuftige, volkreiche und alſo bewohnte Landſchaften, ja Königreiche in ſich, zwiſchen welchen weit ausgedehnte Wüſteneyen zu finden ſind. Aber dies ſind noch lange nicht die höchſten Gegenden; ſondern die groſse Bergkette, welche man Cordilleras nennt, ſcheinen gleichſam neue Berge zu ſeyn,

l) A. a. O. S. 159.

m) 7680 Varas machen eine ſpaniſche Meile aus.

seyn, die auf die andern, von denen wir jetzt gesprochen haben, gesetzt sind, und sich daher in den Wolken verlieren. Sie sind noch um 2100 Varas höher als die erst benannten Berge, und also völlig 6600 Varas über die Meeresfläche erhöhet. — Das niedrige Land hat sandigten, aber auch hin und wieder lehmigten Boden. Das hohe Land hat ebenfalls an vielen Orten Sand, grosse Klüften an diesen, an andern aber Wüsteneyen; dicke Walder und fruchtbaren Boden. Es dehnt sich, wie das niedrige, von Norden nach Süden aus, welche Richtung auch die hohen Cordilleras haben *n*).

Die grösten Flüsse in der Welt, als der Amazonenfluss, Orinoko und Platafluss, haben diesen Bergen ihren Ursprung zu verdanken. — Am Wasser kann daher dies Land keinen Mangel leiden. — Die Temperatur der Luft ist nach der Verschiedenheit eines jeden Landstriches und seiner Erhöhung, auch sehr verschieden. — Die niedrige Gegend ist wärmer als die erhöhete, und diese nicht so kalt als die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten und unbewohnbaren Gipfel der Berge, auf welchen es die bekannten französischen Akademiker, Condamine und Bouger, wegen Stürme, Schnee und Kälte, nicht lange aushalten konnten. Bouger *o*) beschreibt das Wetter auf dem Pichinga als sehr veränderlich: oft entstand nach einer mäfsigen Wärme die grimmigste Kälte, und viele von ihren Leuten verfielen darüber in den Scorbut. Aber ehe sie noch diesen Berg bestiegen hatten, mufsten sie, an ihrem Körper,

n) Ulloa a. a. O.

o) Memoires de l'academie roy. de Paris. 1744.

per, manches Ungemach erfahren. Einige wurden engbrüſtig; andere warfen Blut aus; noch andere wurden ohnmächtig. — Man hat dieſe Zufälle von der verdünnten Luft hergeleitet: aber die Zufälle verſchwanden, wenn ſie ſich entweder ausruheten, oder wenn ſie ritten. Es ſcheint daher, daſs dies alles mehr eine Folge der Ermüdung und der angeſtrengten Kräfte geweſen ſey, als der verdünnten Luft: indeſs half doch das Ausruhen dem Sauſſüre nicht, als er den Mont Blanc erſtieg, wie wir unten hören werden. —

Das Volk, welches um die Cordilleras wohnt, wird von eben dieſem Verfaſſer als höchſt träge und faul beſchrieben. Sie hucken den ganzen Tag, und ſtehen kaum von ihrer Stelle auf: — bot man ihnen Geld an; ſo ſagten ſie: ſie hätten keinen Hunger. —

Wir wollen jetzt das übrige bewohnte hohe Land von Peru betrachten. — Durchgängig iſt das Clima in dieſem Theile ſehr gemäſsigt, ſo daſs man weder über Kälte noch über Hitze zu klagen Urſache hat. Condamine *p*) hat darüber ziemlich genaue Beobachtungen angeſtellt. Aus deſſen Tabellen gehet hervor, daſs es hier ſelten nur um etwas wärmer iſt, als in Paris; ja daſs zuweilen die Hitze geringer ſey. —

Auf der am Meere gelegenen Ebene herrſcht das ganze Jahr durch ein Südoſtwind, der mit Gewalt alle Dünſte vertreibet, ſo daſs hier faſt kein Regen fallen kann. Der höhere Theil von Peru aber iſt mehreren Abwechſelungen unterworfen, daher auch geſunder; indeſs fällt doch auch hier ſelten

p) Memoires Cit. de Anno 1736.

ſelten Regen, und es iſt der Himmel faſt durchgängig lieblich grau: an einigen Orten, als z. B. zu Lima, welches in einem ſehr angenehmen Thale liegt, iſt die Luft zwar gemeiniglich mit Dünſten angefüllt, indeſs regnet es doch daſelbſt nie. Daher machen dieſe nebſt den Südwinden die Stadt geſund. Die umliegende Gegend von Lima hat weniger Dünſte und weniger kalte Winde, und iſt daher auch nicht ſo geſund *q*). — Die einzige Unbequemlichkeit von Lima, ſind die häufigen Erdbeben. — Es wollen ſo gar einige verſichern, daſs es in Lima ſo trocken ſey, daſs ein naſs gemachter Degen in der Scheide keinen Roſt annehme. — Dieſe Stadt hat überdem Ueberfluſs an allen Lebensmitteln, und das Brod iſt von beſonderer Güte. Hier erfordert aber das Brodbacken auſserordentlich viele Mühe und Fleiſs, und es wird für eine der ſchwerſten Strafen angeſehen, wenn jemand zum Brodbacken verdammt wird *r*). Ich vermuthe aber, daſs dies nur Vorgeben fauler Leute ſey, denen alle Arbeit zu ſchwer fällt. Man bäckt ja in Lima keinen weſtphäliſchen Pumpernickel, und doch habe ich niemand hier klagen hören, daſs ihm dieſe Arbeit zu ſchwer ſey. — Das Kalbfleiſch, welches in Lima gegeſſen wird, wird erſt auf den kalten Bergen den trocknen Winden ausgeſetzt, damit es gefriere und trocken werde; dann ſchickt man es nach Lima hin, wo es ſich lange gut erhält. —

Alle dieſe erwähnten Wohlthaten ſcheint aber die Natur an ein undankbares Volk verſchwendet zu haben. Denn nirgends geht die Zügelloſigkeit und

q) Richard a. a. O.

r) Allgem. Hiſtorie der Reiſen, 11. Band.

und Lüderlichkeit weiter als eben hier. — Man zählt hier, ſagt Frezier *s*), an die 600 Häuſer, die nichts als Freudenmädchen enthalten: — alle Geſpräche der Einwohner betreffen nur Materien, die niemand, ohne ſchaamroth zu werden, anhören kann. — Unter den Krankheiten muſs man daher die Venusſeuche zuerſt nennen, womit ganze Städte angeſteckt ſind, und wovon niemand ein Geheimniſs macht. Hier erſcheint aber dieſe Krankheit in ihrer mildeſten Geſtalt, und ſie iſt nicht hinderlich, um dabey ein hohes Alter erreichen zu können. Einige alte Weiber nehmen auch gemeiniglich nur die Cur dieſer Krankheit über ſich, und laſſen aus Saſſaparille, Pappeln und einigen andern Kräutern einen Trank gebrauchen. Daneben läſst man ein Fontanell applicíren, worauf man ſein gröſstes Vertrauen ſetzt: daher trägt faſt ein jeder ein ſolches Ding. Wenn Perſonen ſich begegnen, ſo iſt nicht die Frage nach dem wechſelſeitigen Befinden, ſondern wie Fuentes beſchaffen ſey, wovon auch ein jeder, ohne Zurückhaltung, Nachricht giebt. Nach dem Ulloa *t*) herrſcht zweytens unter der ärmern Claſſe von Menſchen diejenige Krankheit, welche man Chapetonade, oder das ſchwarze Erbrechen nennt: — hiemit iſt oft eine Raſerey, die bis zum Tode dauert, verbunden. —

Das Schweinefleiſch hält man in Peru für eins der geſundeſten, und räth es ſo gar in Krankheiten an *u*). — Es ſcheint aber doch nicht an je-

s) Allgem. H. d. R. 15. B. S. 488.

t) Cartheuſer l. c. p. 127.

u) Thiery a. a. O. S. 147.

ner Krankheit ſchuld zu ſeyn. — Einige Winde, beſonders die kalten Nord - oder Nordoſtwinde, mögen Antheil an den Krankheiten dieſes Orts haben. Denn wenn dieſe regieren, ſo wird die ganze Stadt mit Huſten befallen, den man Pechangeras nennt; und wenn man denn auch hitzige Getränke trinkt, ſo wird man doch nicht erwärmt [x]). — Der Tetanus und Opiſtothonus ſind hier gleichfalls gemeine Uebel [xx]). — Unter den Weibern zu Lima findet man den Mutterkrebs, nach Moſely, oft [y]). — Einige haben behaupten wollen, daſs man in Peru vor Zeiten gewohnt geweſen ſey, um der Unzucht vorzubeugen, die vom Celſus beſchriebene Infibulation anzuwenden, woran aber der berühmte Blumenbach [z]) zweifelt. — Die Landeseinwohner ſind von mittler Statur, muskulös, ſtark, ohne Bart und ohne groſse Empfindlichkeit gegen Schmerz, wie alle Indianer. — Viele von ihnen erreichen 100 und mehrere Jahre. Keine Krankheit iſt unter ihnen tödtlicher als die Blattern, welche alle 8 oder 9 Jahre zu kommen pflegen. Auch Fleckfieber, ſagt Ulloa [a]), ſind nicht ungewöhnlich; ſeltſam iſt aber ihr Verfahren dabey. Sie rücken das Bette des Patienten nahe ans Feuer, und ſetzen ein Gefäſs mit Chika angefüllet, neben ihm. Beyde, die Hitze des Feuers und des Fiebers, nöthigen ſie zum öftern Trinken. Es brechen

x) Ebendaſelbſt aus den Voyage au Perou.

xx) Allgemem. Hiſt. der Reiſ. 9. B. S. 422.

y) Allgem. Litterat. Zeit. vom Jahr 1789. Monat Auguſt. —

z) Med. Bibliothek, 2. Band. 4. Stück. S. 597.

a) Allg. Hiſt. der Reiſen, 9. Band. S. 314.

chen darauf entweder die Flecken aus, oder der Patient ſtirbt, welches wohl oft der Fall ſeyn wird. — Vom Salz ſind die Peruaner beſonders groſse Freunde, und ſie können ganze Klumpen davon verſchlucken [b]). — Viele abergläubiſche und zum Theil grauſame Gewohnheiten findet man von dieſer Nation aufgezeichnet, wovon ich nur einige wenige anführen will. Die Creolen ſind ſehr von Amuletten, worin ſie ihr ganzes Vertrauen ſetzen, erbaut: — ſie behängen ihre Kinder mit ganzen Bündeln ſolcher Sachen. — Die Cuchunaer, ein Volk in Peru, beſaſsen, nach Condamine's Bericht, ein langſam tödtendes Gift. — Die Perſon wurde davon ganz entſtellt, und in einen kraftloſen, aber zugleich ſchmerzhaften Zuſtand, der nur erſt ſpät ſich in den Tod endigte, verſetzt. — Inka Mayta verbot es aber [c]). — Die Peruanerinnen und Creolinnen zeichneten ſich aber auch von jeher durch Erfindungen, ihre körperliche Reitze zu erhöhen, und noch mehr durch ſtandhaftes Betragen bey der Entbindung, wie auch durch Sorgfalt bey ihrer Kinderzucht aus. — Die Creolinnen gebrauchten Spiesglas; die Peruanerinnen aber Zinnober zur Schminke. — Sie wuſsten auch aus einigen Specereyen ein Pflaſter, welches ſo weiſs als Milch war, zu verfertigen: dies legten ſie neun Tage lang auf das Geſicht: nach dieſer Zeit war die Haut ganz zart und rein, und das Geſicht hatte eine blühende lebhafte Farbe. —

Kam die Zeit der Niederkunft heran; ſo lieſs eine ſolche Perſon niemand zu ſich kommen, der

b) A. a. O. S. 315.
c) A. a. O. 15. B. S. 390.

ihr hülfreiche Hand hätte leiſten können, weil man dies für einen Schimpf hielt. — Gebahr ſie Zwillinge, ſo hielt man dies für ein groſses Wunder: man bekrönte ſie mit Blumen, trug ſie öffentlich durch die Straſsen; man tanzte um ſie her, und ſtimmte zum Lobe der Mutter und ihrer Fruchtbarkeit Lieder an. Ein neu gebohrnes Kind wurde gleich mit kaltem Waſſer gewaſchen: auſserdem beſprützte die Mutter das Kind oft mit kaltem Waſſer zur Stärkung: dies that ſie entweder mit dem Munde oder mit einer Sprütze. — Die Arme wurden nicht gewickelt, indeſs hatten ſie doch eine Art Wiege, welches eine Bank mit vier Beinen war. Die Mütter nahmen nie ihre Kinder auf den Arm; ſondern machten ein Loch in die Erde, worin ſie es aufgerichtet bis an den Schoos ſetzten. — Den Kindern gab man nur dreymal des Tages, des Morgens, Mittags und Abends zu trinken, und öfterer nicht: ſie lieſsen lieber das Kind ſchreyen, als daſs ſie ihm öfterer die Bruſt gereicht hätten. — Denn, führten ſie zur Urſache an, vom vielen Saugen rührt das Erbrechen der Kinder her, und ſie werden auch zu gefräſsig. — Zu mehrerer Beſtätigung ihrer Meynung führten ſie das Beyſpiel der Thiere an, welche nur zu gewiſſen beſtimmten Zeiten ihren Jungen die Bruſt reichen. Ammen wurden gar nicht gehalten; es ſey denn, daſs beſondere Umſtände es erheiſchten. — So lange eine Mutter ſtillte, enthielt ſie ſich alles Umgangs mit ihrem Manne, weil ſie davon Krankheiten befürchtete. Vor der Entwöhnung wurden dem Kinde keine andern Speiſen gegeben, weil man erfahren haben wollte, daſs dieſe die Milch verdürben. — Zwey ganzer Jahre lang gab man den Kindern die Bruſt; bey dem

Ent-

Entwöhnen wurden grofse Feſte und Feyerlichkeiten angeſtellt. — Nach und nach führte man die Kinder zur Arbeitſamkeit und zum harten Leben an. — Den Huren ſchnitt man die Haare ab. — Kranken Kindern, die noch an der Bruſt lagen, gab man Urin zu trinken, und man wuſch ſie auch damit. — Das abgefallene Ende des Nabelſtrangs hob man ſorgfältig auf, um es einem kranken Kinde zu geben, daran zu ſaugen. — Bey heftigen Kopfſchmerzen liefs man zwiſchen den Augenbraunen zur Ader. Auch bedienten ſie ſich eines gewiſſen Laxierpulvers, das von einer Wurzel kam, welche mit einer Rübe viele Aehnlichkeit hatte; darauf ſetzten ſie ſich in die Sonne; — ehe es würkte, griff es den Körper heftig an, und es erfolgte Brechen und Laxieren zugleich; dann aber bekamen ſie wieder Appetit. — Waren ſie bereits würklich krank; ſo bedienten ſie ſich deſſen nicht, ſondern erwarteten alles von der Natur und von einer guten Diät. — Noch weniger gebrauchten die Inkas irgend etwas. — Denn ſie ſahen die Zufälle einer Krankheit für Boten von der Sonne, ihrem Vater, an, welcher, wie ſie ſagten, ihren Sohn zu ſich rufen liefs, damit er mit ihm in ſeiner Geſellſchaft im Himmel ausruhen möchte. — Dies hielt ſie ab zu mediciniren [d]). —

Die durch ihre Goldminen ſo berühmten Bergwerke von Potoſi ſind wahre Mördergruben. Viele tauſend Menſchen bringen darin ihr Leben elendiglich zu, und viele von ihnen kommen vor ihrem Tode nicht wieder an das Tageslicht [e]) — täglich kom-

d) Allgem. Hiſtor. d. R. 15. B. S. 488—557.
e) Zöllner und Lange a. a. O.

men darin durch Schwefeldämpfe und durch das Einſtürzen groſser Maſſen einige ums Leben. Dieſe Menſchen würden es nicht aushalten können, wenn ſie nicht beſtändig Cocca kaueten und vom Paraguaykraute tränken [f]). — Ein anderer Schriftſteller [g]), der aber die Sache gewiſs übertreibt, glaubt hier den Urſprung der Venusſeuche zu finden. indem er ſie von den vielen Mühſeligkeiten, denen die Indianer in den Bergwerken ausgeſetzt ſind, herleitet. — Der berühmte Robertſon [h]) verſichert, daſs die Bergwerke von Peru und Mexiko das Land entvölkerten; daſs darin oft ſo viele Menſchen ſtürben, daſs man ſie kaum begraben könne, und die Geyer in einer ſolchen Anzahl angeflogen kämen, um ſich an den Leichen zu ſättigen, daſs die Sonne dadurch verdunkelt würde. — Peru liefert uns herrliche Arzeneymittel, als die Contrajerva; die Cascarille; die Vanille; das elaſtiſche Harz, und beſonders die gelbe Chinarinde, die auf den Bergen um die Stadt Loxa, und auf der Gebirgskette, die ſich auf 30 Meilen nach Mittag, und eben ſo weit nach Mitternacht erſtreckt, ſo wie auch auf den Bergen um Cuenza einzeln wächſt.

f) Reiſe nach Buenos-Ayres und Potoſi, im 6ten Bande der Hamburg. Samml.

g) Boſſü Reiſe nach Weſtindien, Frankfurt und Leipz. 1771.

h) Geſchichte von Amerika, 2. Theil. Leipzig 1777.

Zweyter Abschnitt.

Länder auf der nördlichen Halbkugel.

Von Mexiko.

Wenn man von Panama aus bis nach Californien; von da nach Sonora, und wieder von Carthagena bis zum Mississippiflufs eine Linie ziehen wollte; so würden diese spanischen Besitzungen viele tausend Quadratmeilen ausmachen, und nach dieser grofsen Ausdehnung und verschiedenen Begrenzung und Lage mufs die Beschaffenheit des Bodens und des Clima's auch sehr verschieden seyn. Ein grofser Theil davon hat nach Westen hohe Berge, welche mit den Cordilleras zusammen hängen, nur dafs sie nicht so hoch sind; nach Osten liegen diese Länder an dem mexikanischen Meerbusen, und diese sind sehr niedrig *i*), und kaum über die Meeresfläche erhaben; dies trift vorzüglich Honduras, Jucatan, Carthagena und mehrere Länder, die alle den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt sind; — Sümpfe und Moräste sind hier häufig, besonders bey Vera Crux: — doch giebt es hier auch viele sandigte Gegenden, in welchen beständig ein feiner Staub herumgetrieben wird. — An fruchtbarem Boden ist ferner kein Mangel, und an vielen Orten gedeihen allerley Früchte wohl, und es

i) Ulloa a. a. O.

bringt auch das Land manche herrliche Arzeneymittel, als Jalappe, Mechoakanne und dergleichen mehr hervor. —

Einige über den Wendecirkel hinaus gelegene Länder haben Mangel am Regen, und ſind daher ſehr dürre: hingegen werden die am Meerbuſen nahe gelegenen Länder jährlich mit ſchrecklichen Stürmen; Fluthen; Ungewitter und Regengüſſen heimgeſucht, und dann tritt die ungeſunde Jahreszeit ein. Eine Menge *k*) groſser, raubgieriger Seehunde, die ſich in die Häfen drängen, und eine finſtere dicke Wolke, die mit Donner und Blitz langſam aus Süden gezogen kömmt, ſind die ſchrecklichen Vorboten der ungeheuren Ueberſchwemmungen und Regengüſſe, die wenig Tage darauf vom Himmel ſtürzen, und die die ganze Oberfläche des Landes mit Waſſer bedecken. Dieſe Regen ſchwellen durch ihre lange Dauer die vielen Flüſſe dermaſsen auf, daſs das Seewaſſer auf verſchiedene Meilen davon verſüſst, und faſt 10 Meilen weit von der Küſte ſchlammigt wird. Zu bewundern iſt es daher nicht, daſs die meiſten an der See und an den Flüſſen gelegenen Städte und Häfen nicht allein ungeſund, ſondern den Europäern ſo gar tödtlich ſind, indem einige von den Bergen ſo ſehr eingeſchloſſen ſind, daſs ihnen aller Zugang der Winde fehlt. — An dieſen Oertern würde das Seewaſſer in kurzer Zeit ſelbſt faul, und den Fiſchen zu einem Gifte werden, wenn es nicht durch gewiſſe Winde in ſtarker Bewegung erhalten würde. — Von dieſer ſtehenden und faulen Luft werden die Leute, wenn ſie ein paar Tage ſich hier aufgehalten haben, plötzlich mit heftigem

k) Lind a. a. O. S. 105.

gem Brechen, Kopfſchmerzen und Faſeln angegriffen, und in zwey oder drey Tagen geht der ganze Körper in Fäulniſs, und die aufgelöſste Maſſe des Bluts dringt durch alle Schweiſslöcher heraus. — Nicht allein die Küſten ſind ſo ungeſund, ſondern man hat auch bemerkt, daſs die periodiſchen Regen und Seuchen, die ſie begleiten, an den heiſsen, ſumpfigen, holzigen oder unbearbeiteten Oertern auf dem feſten Lande weit heftiger ſind, als auf den umliegenden Inſeln. — (Lind. —) Selbſt der Regen hat an einigen Orten *l*) üble Eigenſchaften, indem er den Körper auſserordentlich erkältet, und wie ſchwerer Hagel, z. B. in Guaxaka, auf die Haut fällt. — Wenn ferner Ungeziefer von allerhand Art ein ungeſundes Clima bezeichnen; ſo läſſet die Menge derſelben, die man davon allhier findet, an der Schädlichkeit dieſes Landſtriches nicht zweifeln. — Denn, wo man ſich hin wendet, findet man dieſe in unzählbarer Menge. —

Panama *m*) iſt voller Schlangen; Carthagena voll von Fledermäuſen, und in Portobello wimmelt's von Kröten, — ſo wie in Guatimala von Eidexen *n*). — Die Hitze iſt in dieſem Landſtriche keinesweges, einige Oerter ausgenommen, wo keine Winde hinkommen können, unerträglich. Denn da auſser den nördlichen Winden am meiſten die Oſtwinde regieren, ſo bringen dieſe doch keinesweges, ob ſie gleich die heiſsen Länder Aethio-

l) Thiery de Monoville Reiſe nach Guayaka in N. S. Leipz. 1789.

m) Pauw l. c.

n) Don Joſeph d'Eloſo.

thiopiens durchreiſet ſind, groſse Hitze mit, weil ſie vom Atlantiſchen Meere bereits eine ſtarke Abkühlung erfahren haben. Dazu kömmt die Nachbarſchaft des groſsen Meerbuſens, und die häufigen Regen, welche alle zur Abkühlung vieles beytragen. Es iſt demnach dieſer Strich Landes nicht ſo heifs, als man, nach ſeiner Breite zu urtheilen, vermuthen ſollte. — Volkreich kann man heutiges Tages dies Land auch nicht nennen. Denn was hier die ungeſunde Luft nicht wegrafft, das bringt leider! die ſpaniſche Regierung um. — Alles Volk leidet hier den gewaltſamſten Druck, und man erlaubt ihnen nicht, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die ihnen die Vorſehung zu ihrer Erhaltung verliehen hat. Nur ein Beyſpiel. Zu Jucatan e) gerathen die Cocosnüſſe überaus wohl; ſie dienen den Unterthanen nicht allein zu ihrem Unterhalt, ſondern man bedient ſich auch jetzt derſelben, anſtatt des Geldes. — Aber die Regierung hat auf die Anpflanzung dieſes ſo nützlichen Baums ein ſtrenges Verboth gelegt. — Induſtrie zu befördern, ſtreitet mit ſpaniſcher Weisheit: — man ſucht lieber den Leuten den Werth ihres Landes zu verbergen: — wenige kennen daher ihre eignen Produkte. — Zu Vera Crux z. B. fand Thiery de Monoville viel Jalappenwurzel: aber dies war ihnen unbekannt: man liefs die Wurzel, nicht ohne groſse Koſten, von Xalappa kommen; — auch wuſsten viele Einwohner in Neuſpanien nicht einmal recht, wo die Cochenille wachſe. — Bey ſo bewandten Umſtänden entſteht im Lande des Ueberfluſſes nicht ſelten Hungersnoth. — Es ſind noch nicht viele

e) Thiery de Monoville a. a. O.

viele Jahre verfloſſen, ſagt der eben angeführte Verfaſſer, daſs wegen Hunger und Elend an die 40000 Menſchen in Jucatan umgekommen ſind. Rechne man die an vielen Orten befindliche ungeſunde Luft hinzu, und das Elend, das ſo viele tauſend Menſchen in den Bergwerken, wie oben aus dem berühmten Robertſon iſt angeführet worden, leiden; ſo wird man aufhören, ſich zu verwundern, daſs auf dieſer groſsen Erdfläche überhaupt an Spaniern, Indianern, Meſtitzen und Negern nicht mehr, als eine Million Menſchen wohnen *p*). — Zu den Zeiten des Montezuma war die Bevölkerung gewiſs weit zahlreicher, daher kommen jetzt mehrere durch ſpaniſchen Geitz, als durch ungeſunde Luft, um. —

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht wollen wir einige Oerter ſelbſt näher betrachten. Die Stadt Mexiko ſelbſt iſt geſund *q*), da indeſs la Vera Crux eine ſchlimme Luft hat. Faſt nicht beſſer ſteht es mit der Feſtung St. Juan, die unter dem 12ten Grad N.B. liegt. Dieſe ſpaniſche Feſtung ſollte im Jahr 1780. von den Engländern eingenommen werden. Man ſchickte zu dem Ende aus Jamaika 1800 Mann dahin: zu allem Unglück kamen aber die Truppen zu ſpät an; die regnigte Jahreszeit, die auch hier, wie in allen tropiſchen Ländern ſtatt findet, vereitelte den wohl angelegten Plan, und die ganze Expedition muſste aufgegeben werden, nachdem von der ganzen Mannſchaft 1500 durch Krankheiten aufgerieben waren: von allen kehrten nur 300 wieder zurück. — Es waren meiſt bösartige Wechſelfieber, in

p) A. a. O.

q) Lind a. a. O.

in denen man mit der China vorſichtig umgehen muſste [r]).

Die engliſchen Beſitzungen in dem Meerbuſen von Honduras und an der Küſte Morosquillo ſind zwar nicht ſehr geſund, jedoch ſind ſie in Vergleichung mit denen am Carpentersfluſſe und Rio Morte, oder Todesfluſs, geſund zu nennen. Denn dieſer letztere wurde von den Spaniern wegen des Wegſterbens aller derer von ihrer Nation alſo genennt, die zu verſchiedenen Zeiten verſucht hatten, ſich dabey niederzulaſſen. — Guayaquil iſt ſeiner Sümpfe, Moräſte und vielen Inſekten wegen gleichfalls voller ſchädlichen Dünſte [s]). — An vielen andern Orten ziehet ſich das Meereswaſſer in die Teiche und Gruben des feſten Landes; vermiſcht ſich mit dem ſüſsen Waſſer, und geräth daſelbſt in Fäulung: — man gebraucht eine groſse Anzahl Menſchen dazu, um durch Canäle dies Waſſer abzuleiten, und bey dieſer Arbeit verfallen viele in das nachher zu beſchreibende Fieber [t]). — Das Clima von Guaxaka iſt zwar nicht ungeſund, denn hier giebt es nicht viel Moräſte; aber die Nächte ſind, im Vergleich mit der Tageshitze, ſehr kalt: wenn man ſich daher des Abends in der freyen Luft hinlegt; ſo werden alle Glieder ſteif und unbeweglich: auch hier verurſacht der Regen, der wie Hagelkörner fällt, eine empfindliche Kälte, und ſchadet leicht [u]). —

Eine

r) Moſely a. a. O. S. 93.

s) Richard a. a. O.

t) Chappe d'Auteroche Reiſe nach Californien.

u) Thiery de Monoville a. a. O.

Eine der gröfsten Beſchwerden des Mexikaniſchen Clima's verurſachet eine Art Floh (Pulex penetrans), die man Nigen nennt. Sie halten ſich am häufigſten an ſumpfigen Gegenden auf, daher findet man ſie auch am gewöhnlichſten in der Gegend von Vera Crux. — Gemeiniglich dringt dies Inſekt durch die Haut der Hände und Füſse bis ins Fleiſch, wo es ein heftiges Jucken verurſachet. Es wickelt ſich dies Thier in eine kleine runde Blaſe ein, von der Gröſse einer Erbſe, und legt darin ſeine Eyer. Man muſs durch einen geſchickten Schnitt dies ganze Gehäuſe wegnehmen. Zerdrückt man es aber auf eine ungeſchickte Weiſe, ſo wird die ganze Blaſe mit den Eyern und den daraus nachher entſtehenden Inſekten angefüllt, woraus ein tödtlicher Brand zu entſtehen pflegt. — In dieſem Falle iſt man denn gezwungen, das ganze Stück Fleiſch wegzunehmen. Die Indianer werden, weil ſie mit bloſsen Füſsen gehen, am meiſten davon befallen: die vielen Narben, die ſie an den Füſsen haben, ſind davon Beweiſe; ſie ſind auch bey der Operation am geſchickteſten, und verſtopfen ſo gleich die Oeffnung mit Talg, um damit das Hineindringen des Waſſers, welches von tödtlichen Folgen ſeyn ſoll, zu verhindern *). Auch Frezier ſahe dieſe Nigen in Peru. — Die Einwohner von Mexiko zeichnen ſich nicht allein durch ihre Armuth und Unwiſſenheit — denn in Guaxaka weiſs man kaum, wie ſchon oben angemerkt worden, daſs hier die Cochenille gefunden werde, — vor andern aus; aber ſie ſind auch, ihrer Unſauberkeit wegen, berühmt, welches ſie in ihren Speiſen, Wohnungen und Kleidern bezeugen:

x) Chappe d'Auteroche a. a. O.

gen: — daher mufs man die Hautkrankheiten, die mit dem Ausfatz Aehnlichkeit haben, und die man zu Oriffava und andern Orten findet, herleiten y). — Vielleicht nehmen auch die böfen Fieber deshalb eine fchlimmere Wendung. — Denn an den oben angeführten ungefunden Oertern find Fieber und Bauchflüffe nicht allein gemein, fondern auch den Europäern fehr gefährlich; befonders aber ift das fogenannte gelbe Fieber, woran felbft Chappe d'Auteroche ftarb, und auch das fchwarze Erbrechen, das nach der Landesfprache Matlazahualt genannt wird, die Geiffel von Mexiko. Diefe Krankheit hat man hier zuerft 1736 verfpürt, wo fie ein Drittel der Einwohner wegnahm. Im Jahr 1761 ftarben noch mehr. Denn in der Stadt Mexiko allein ftarben hieran und an den Blattern 25000 Seelen z). Es charakterifirt fich diefe Krankheit durch eine fchnelle Auflöfung des Bluts, das daher aus Nafe und Mund dringt, und womit ein fchwarzes Erbrechen verbunden gehet, auch noch durch andere tödtliche Zufälle. Vor Zeiten glaubte man, dafs diefes Fieber zuerft durch ein Schiff von Siam nach Weftindien gekommen fey, weshalb es auch von vielen das Siamfche genannt wird: — allein der berühmte Lind a) glaubt in der Natur des Clima's und in der Lebensart vieler neu angekommenen Europäer dazu den Grund, an Ort und Stelle felbft zu finden. Denn fo wohl die warme feuchte Luft, als auch das unmäfsige Trinken geiftiger Getränke, und die darauf folgende Erhitzung des Körpers

in

y) Thiery de Monoville a. a. O.
z) Chappe d'Auteroche a. a. O.
a) A. a. O. S. 108.

in der Sonne, können es, ohne Anſteckung, verurſachen. — Das ſchwarze Brechen macht nicht ſo ſehr das Weſen der Krankheit aus, als es vielmehr nur für einen Zufall deſſelben anzuſehen iſt. — Alle Ausleerungen grober Feuchtigkeiten ſind dabey ſehr gefährlich, und man hat Beyſpiele, daſs Menſchen, die wegen eines andern Zufalls entweder Ader gelaſſen, oder eine Purganz eingenommen hatten, in dieſe Krankheit verfallen ſind [b]). — In Mexiko iſt ferner die Waſſerſucht, womit auch Dampier befallen wurde, eine gemeine Krankheit [c]). —

Die Nahrungsmittel ſollen in dieſem Lande dem Körper nicht diejenige Stärke geben, welche man davon erwartet. Thomas Gage verſichert, daſs er an ſich erfahren habe, daſs man in Mexiko, nach einer genommenen guten Mahlzeit, die aus Hammel-, Ochſen- oder Ziegenfleiſch und dergl. beſtand, nach drey Stunden ſchon wieder Hunger empfinde, und daſs man Gefahr laufe, in eine Ohnmacht zu verfallen, wenn man nicht bey Zeiten Chocolade oder Zwieback von neuem zu ſich nehme [d]). So verhält es ſich aber wahrſcheinlich im innern trocknern Theile des Landes nicht, und es iſt wahrſcheinlich, daſs hier aus den Nahrungsmitteln mehr Stärke geholt werden könne. Denn die wilden Mexikaner, die weiter im Lande hinein wohnen, ſind meiſt alle ſtarke und geſunde Leute. — Da ſie viel und oft rohes Fleiſch eſſen, ſo ſind ſie ſelbſt grauſam [e]). — Ihre Kinder

b) Chappe d'Auteroche a. a. O.
c) Thierys Erfahrungen, S. 35.
d) Thiery a. a. O. S. 149.
e) Falkoner a. a. O. S. 245.

Kinder werden ſchon von Jugend auf hart erzogen, und müſſen allezeit mit entblöſstem Kopfe gehen. Man legt ſie in den Wiegen mit den Füſſen höher, als mit dem Kopf, den man gegen einen Sandbeutel anſtemmet, damit er ſich platt drücke, weil ſie dieſe Form des Kopfs für Schönheit halten *f*). Sie wickeln auch den ganzen Körper des Kindes durch ſtarke Binden zuſammen. — Jede Mutter war bey den alten Mexikanern verbunden *g*), ihr Kind vier Jahre lang ſelbſt zu ſtillen. Während dieſer Zeit muſste ſie allezeit von einerley Speiſe leben, und ſie durfte auch ihrem Manne nicht beywohnen. Trug es ſich zu, daſs eine Amme aus Noth angenommen werden muſste, ſo unterſuchte man vorher ſorgfältig die Beſchaffenheit der Milch: — man lieſs davon etwas auf den Nagel eines Fingers laufen. Blieb die Milch darauf, ihrer Dicke wegen, ſtehen, ſo wurde ſie angenommen. — Die Kinder, die mehr heran gewachſen waren, wurden zur Schule geſchickt, wo ſie in der Religion zwar Unterricht erhielten, übrigens aber muſsten ſie ſich in gymnaſtiſchen Spielen und Tanzen fleiſsig üben: — die ganze Erziehung zielte auf Abhärtung des Körpers ab. — Ferner muſsten ſie auf harten Brettern ſchlafen; zu anderer Zeit bekamen ſie nur wenig Speiſe, und wieder oft muſsten ſie ſich ſtark bewegen. — Die Mädchens wurden aber ganz anders erzogen, und durften nicht aus dem Hauſe gehen. In Krankheiten that man nun wohl das nicht, was man thun ſollte. — Es beſtand die ganze Cur in Opfern, Wall-

f) Adairs Nachrichten von den Amerikaniſchen Indianern.

g) Allgem. Hiſtorie d. R. 13. B. S. 592.

Wallfahrten und abergläubiſchen, ja oft grauſamen Ceremonien, die man zu Ehren ihres Götzen Vitzliputzli anſtellte. — Und wenn ſie denn auch noch Hülfsmittel anwendeten, ſo waren ſie nur ſelten der Natur der Krankheit angemeſſen. Blatterpatienten ſteckte man ehemals, und auch noch jetzt, oft in warme Bäder, und viele verlieren ſelbſt darin ſchon ihr Leben. — (Man vergleiche hiemit, was unten von den ruſſiſchen warmen Bädern geſagt werden wird.) — Ueberhaupt leidet dieſe Nation den meiſten Verluſt an Blattern und Maſern [h]), ſo wie Augenzufälle, wegen des vielen Sandes und Staubes, ſehr gemein ſind. —

Zu den einheimiſchen Arzeneymitteln gehören die Eidexen, die die Indianer zu Guatimala häufig gebrauchen. Sie wenden ſo wohl die, ſo auf den Bäumen, als die auf den Mauren ſich aufhalten, ohne irgend eine Diät dabey zu beobachten, an: ſie eſſen die Eidexen ſo warm mit dem Blute. Don Joſeph d'Eloſo [i]), ein ſpaniſcher Geiſtlicher zu St. Jean Amatian, einem nahe bey Guatimala gelegenen Dorfe, ſahe, wie die dortigen Indianer ein im höchſten Grad veneriſches Mädchen blos durch roh gegeſſene Eidexen heilten, und rettete nachher dadurch einen von allen dortigen Aerzten ſchon aufgegebenen Freund, welchem ein fürchterliches veneriſches Geſchwür beyde Lippen und einen Theil des Halſes weggefreſſen, und die Carotis entblöſst hatte. Dieſer bekam ſchon am dritten Tage, da er doch erſt drey Eidexen gegeſſen hatte, allgemeine Hitze, äuſserſt

h) Chappe d'Auteroche a. a. O.

i) Michaelis med. pr. Bibl. 1. Th. S. 320.

äuſserſt ſtarke Schweiſse, und einen copiöſen gelblichen Speichelfluſs: der Geſtank des Geſchwüres war ſchon ſehr gemindert. Nach fünf Eidexen war das Uebel geheilet. Den Eidexen werden, nachdem ſie ausgeweidet und abgezogen ſind, Kopf, Schwanz und Füſse abgeſchnitten, und der Rumpf zu ein bis drey Stücken täglich roh und noch ganz warm gegeſſen. — In verſchiedenen Ländern Europens hat man damit nachher Verſuche angeſtellt, und es wird verſichert *k*), daſs Herr Aepli ſolche mit Nutzen in einer ſcirrhöſen und gangrenöſen Hodengeſchwulſt gebraucht habe. —

Wir erhalten aus Mexiko die Ipecacuahna; die Contrajerva; die rothe China aus St. Fe; die Vanille; den Sabadillſaamen; die Cochenille; den Liquidambar; den Storax liquida; das Tacamahac; das Gummi Carannä und dergl. mehr. Aus Honduras kömmt das Campechenholz; das Gummi Guajacum, und aus der Provinz Tolu der tolutaniſche Balſam.

Von Weſtindien.

Ich rechne hierhin die groſsen und kleinen Antillen, wie auch die Bahamasinſeln. —

Die mediciniſche Conſtitution dieſer weſtindiſchen oder Zuckerinſeln iſt nach ihrer Gröſse, Lage und inneren Beſchaffenheit ſehr verſchieden, ob

k) Ueber den Nutzen und den Gebrauch der Eidexen. Ueberſetzt von J. Römer. Leipzig 1788.

ob sie gleich vieles in Ansehung der Witterung mit einander gemein haben. Unter den grosen Antillen, als Cuba, Hispaniola und Jamaika ist keine recht gesund zu nennen, weil sie annoch zu viele dicke Wälder, stehende Seen und Moräste haben, und daher vom Winde nicht gereiniget werden können. Unter den kleinen Antillen sind einige, als z. B. Barbados, so gelegen, dass sie vom heilsamen Seewinde leicht bestrichen werden können, die daher auch vorzüglich vor andern, die der Wind nicht so leicht treffen kann, weil sie mehr westwärts liegen, Inseln unter dem Winde genannt werden; und diese sind auch vorzugsweise gesund. — Die innere Beschaffenheit derselben endlich; indem einige annoch viele dicke Wälder haben, wovon bereits andere zum Theil befreyet sind; einige häufigen Stürmen, Orkanen und Erdbeben vor anderen ausgesetzt sind, und endlich einige reich an gutem Wasser sind, welches andern gänzlich fehlt, verursachet ebenfalls grosen Unterschied. — Auch mus die mehrere oder geringere Erhöhung über die Meeresfläche auf die Beschaffenheit des Clima's einen grosen Einflus haben. Cuba *l*) z. B. ist nur wenig über die umgränzende See erhöhet, und leidet leicht Ueberschwemmung; indem andere Inseln hergegen, als z. B. Jamaika, St. Thomas, St. Croix mit vielen Bergen angefüllet sind *m*). —

Bey allen diesen Verschiedenheiten kommen aber alle diese Inseln in vielen Stücken mit einander überein. Der Boden ist bey den meisten von gu-

l) Ulloa a. a. O.

m) G. A. Oldendorps Geschichte der Mission. Barby 1777.

ter Beſchaffenheit, ſelten ſandigt: mit vielem Holz, wo man es nicht ausgedünnet hat, ſind ſie alle bewachſen: die Ufer ſind mit dickem Graſe und Geſträuche beſetzt; Sümpfe und Moräſte ſind überall, und daher ſind ſie ſo wohl zum Zucker- als Reiſsbau mehr oder weniger geſchickt. Am Regen iſt auf keiner derſelben Mangel, und man kann faſt ſagen, daſs es auf den Antillen ſieben Monate lang, wo nicht täglich, doch wöchentlich regne, — da es hergegen in den übrigen Monaten ſehr trocken zu ſeyn pflegt; daher iſt man gewohnt, das Jahr, hier zu Lande, in die trockne und naſſe Zeit einzutheilen, und weil die Regengüſſe nicht in allen Monaten gleich ſtark ſind, ſo wird die regnigte Zeit wieder in den kleinen und den groſsen Regen vertheilt. — Erſterer dauert von der Mitte des Mays bis zu Ende Juny; letzterer hebt aber vom July an, und dauert bis zu Ende des Novembers *n*). Dieſe Regen dauern nicht in einem fort; ſondern oft nur wenige Stunden, ſind aber heftig. — Vom December bis in die Mitte des Mays währt die trockne Zeit: — ſie iſt aber auch zuweilen mit Regengüſſen verbunden, doch ſelten. Das Barometer zeigt in dieſer Weltgegend, nach dem Zeugniſs des Hillary, wenig Veränderung. Zu Barbados ſtand es gemeiniglich unveränderlich zwiſchen 29,8 und 29½ Grad. Nur einmal ſahe er es bis auf 29,6 Grade fallen, und er hielt dies eben ſo ſehr für eine auſserordentliche Erſcheinung, als das Steigen deſſelben im Jahr 1756 im Februar, und 1757 im May, da er es auf

n) Gilb. Blane von den Krankheiten der Seeleute. Marburg 1788. Hillary von den Krankheiten zu Barbados. Oldendorp a. a. O.

auf 30 Grade ſteigen ſahe. — Die Hitze betreffend, ſo iſt ſie, das ganze Jahr durch, ſehr groſs und für einen neu angekommenen Europäer faſt unerträglich: — er ſchwitzt hier ſchon im Hauſe bey offnen Thüren und Fenſtern; er muſs oft fünf- bis ſechsmal des Tages reine Wäſche anlegen, und er kann es in der Sonne, wo kein Windzug iſt, kaum eine halbe Stunde aushalten. — Eiſen, das eine Zeitlang in der Sonne gelegen, wird ſo heifs, daſs faſt beym Berühren davon Blaſen entſtehen. — Die gröſste Hitze wird im September und October verſpürt, weil der Himmel alsdann ohne Wolken iſt; da in den vorhergehenden Monaten, wenn die Sonne im Zenith ſtehet, die Wärme durch Wolken und Oſtwinde gemäſsigt wird. Die Hitze des Tages fängt des Morgens um acht Uhr an, und ſteigt und fällt mit der Sonne. Der Empfindung nach ſind die Nächte kalt, indeſs zeigt doch das Wärmemaaſs weder in den Tages- noch Jahreszeiten groſse Verſchiedenheiten. Hillary fand es zu Barbados in den früheſten Morgenſtunden nie unter 70 Grade Fahrenh. Thermom., vielmehr ſtand es in allen Monaten, und ſelbſt im Jänner, welcher der kälteſte von allen iſt, einige Grade höher, und gemeiniglich zeigte es auf 80 Grade. Ueber 87 Grade kömmt es nie, ſelbſt in den heiſſeſten Monaten nicht, vielmehr ſteht es alsdenn um ein paar Grade niedriger, weil die Regengüſſe abkühlen. Die Hitze wird hier daher nie ſo groſs als in Nordamerika, maſsen oft zu Neuyork das Therm. bis auf 90 Grade ſteigt *). Die Urſachen hievon ſind leicht zu finden. Denn erſtlich wird es auf den Inſeln nie ſo heifs, als auf dem feſten Lande,

*) Blane a. a. O.

und dann kühlen die Seewinde stark ab: endlich so erfolgen die Stürme, die hier so gewöhnlich sind, in den heifsesten Monaten, im Auguſt, September und October. Da mit diesen zugleich vieler Regen vom Himmel herabstürzt, so muſs auch dadurch die Luft abgekühlt werden. Man hat auch bemerkt, daſs diejenigen Inseln, wo man die Wälder auszuhauen angefangen hat, als z. B. zu Barbados, nicht so heifs als andere sind. — Hitze mit Feuchtigkeit verbunden ist der menschlichen Natur in allen Welttheilen zuwider. — Zu bewundern ist es daher nicht, daſs jene naſse Zeit auch zugleich die ungesunde Zeit; die trockne aber die gesunde Jahreszeit in Westindien ausmache. Während der letztern hört man nicht viel von Krankheiten, da die naſse Jahreszeit hergegen reich an allen körperlichen Uebeln ist. — Dies ist auch die Ursache, warum Mosely den Europäern. die nach Westindien reisen wollen, den Rath giebt, ihre Reise so einzurichten, daſs sie zur trocknen Jahreszeit hier ankämen. Sie laufen nemlich alsdann nicht so leicht Gefahr, in die Landeskrankheiten zu verfallen, denen sie nicht leicht entgehen, wenn ihre Ankunft zur naſsen Jahreszeit erfolgt. Die Landeseinwohner sind Caraiben, deren Anzahl sich aber sehr verringert hat; Europäer, Negern und solche, die aus Vermischung der vorigen entstanden sind. — Die Caraiben führen eine mit den übrigen wilden Amerikanern übereinstimmende Lebensart, und haben alles das Gute und Schlimme, was von jenen gesagt ist, an sich. Sie leben, ohne Ackerbau, von Fischfang und Jagd: übrigens bestehet ihre gewöhnlichste Kost aus Cassabi: — sie sind gewöhnlich gesund und stark. Jedoch fehlt es unter ihnen

nen gar nicht an Krankheiten, deren Anzahl aber immer mehr und mehr zunimmt, je nachdem sie, seit der Besitznehmung ihres Landes von den Europäern in bedrängtere Umstände gerathen, oder, durch böse Beyspiele geleitet, schwelgerischer geworden sind. Dadurch sind ihnen viele vorher unbekannte Krankheiten zu Theil geworden. — Im Gegentheil wird es aber auch sehr wahrscheinlich, dass die Caraiben zu Terra firma diejenigen gewesen, die den Europäern die Venusseuche mitgetheilt haben; wenigstens kann man nicht mit Zuverlässigkeit beweisen, dass diese Krankheit, vor der ersten Rückkunft des Columbus aus dem neu entdeckten Welttheile, in Spanien bereits vorhanden gewesen sey. — Die Bemühungen eines Henslers, dieses zu beweisen und jenes zu widerlegen, sind zwar ehren- und verdienstvoll; jedoch scheinen mir die ihm entgegen gesetzten Gründe annoch zu wichtig zu seyn, um ihm meinen völligen Beyfall zu geben. Uebrigens gehört dieser Streit nicht hierhin. Indeis gestehe ich gern, dass die Girtanersche Meynung *p*) mir bis jetzt auch nicht genug thue. Dieser gelehrte Mann führt aus dem Americus Vespucci an, dass die Weiber der wilden Amerikaner gewohnt gewesen wären, ihren Männern, um sie zum Beyschlaf zu reitzen, giftige Insekten an die Zeugungstheile zu setzen, welche von dem Stich derselben stark angeschwollen, ja so gar zuweilen brandig geworden und abgefallen wären. Hierin glaubt Herr Girtaner den ersten Ursprung der Lustseuche in Amerika zu finden. —

p) Chr. Girtaners Abhandlung über die venerische Krankheit. M. s. die Allgem. Litterat. Zeit. vom J. 1789. M. Jun.

Aber warum hört man von dieser Gewohnheit jetzt nichts mehr? Sind auch wohl die amerikanischen Weiber würklich so wollüstig? Durften sie auch wohl jemals so etwas wagen? Doch ich gehe weiter. —

Vermöge ihrer Lebensart sind die Caraiben allen Abwechselungen der Witterung blos gestellt; sie müssen oft ganze Nächte in Wäldern und an der See zubringen. Daher sind die Verkältungen und das Gliederreisen bey ihnen sehr häufig *q*). — Oft haben sie Ueberfluss an Speisen, und dann sind sie sehr gefräsig; zu einer andern Zeit aber müssen sie oft lange Hunger leiden, oder sie füllen ihren Magen mit unverdaulichen Sachen an; daraus entstehen nun Unverdaulichkeiten und diejenige Colik, welche nach ihnen die caraibische genannt wird *r*). Sie kömmt in vielen Stücken mit der Colik von Poitou überein, und endigt sich, wie diese, in eine Lähmung der Gliedmasen. Die Zufälle sind aber, im Verlauf der Krankheit, fast die nemlichen, welche Sydenhamm bey der galligten oder hysterischen Colik beschrieben hat.— Starke Erhitzungen durch Sonne, Bewegung oder spirituöse Getränke, und darauf erfolgte Erkältung; besonders aber auch Misbrauch der Liebe, führen gröstentheils zu dieser Krankheit. Junge blutreiche Menschen, zwischen 20 und 30 Jahren, werden daher am meisten damit befallen. Auch verschont sie nicht Europäer, wenn sie sich ähnlichen Ursachen blos stellen, zumal wenn sie mit den hitzigen Negerweibern sich zu oft vermischen.

Von

q) Oldendorp a. a. O.

r) Mounson Smith de colica apud incolas Caribienses endemia. Leid. 1717.

Von den Caraiben könnte man noch manche Gebräuche anführen, als dafs sie kein Salz gebrauchen; dafs sie den Kopf ihrer Kinder spitz zudrücken [s]); dafs sie ihre Todten nicht eher begraben, bis sie vorher selbige besichtiget, und sich von der Würklichkeit des Todes überzeuget haben [t]); dafs sie den Sitz der ersten Seele im Herzen, die minder wichtigen Seelen aber (denn sie nehmen deren mehr als eine an) in den übrigen Pulsadern setzen [u]); ich will mich aber bey deren Erzählung keinesweges verweilen, sondern nur noch anführen, dafs, so wie ihre Begriffe fast von allen natürlichen Sachen verstellt und mangelhaft sind, sie es vorzüglich in Ansehung der Krankheiten sind. Sie glauben, dafs alle Krankheiten vom Einflufs eines bösen Geistes herrühren, daher sind Zauberer fast immer allein ihre Aerzte: überall sieht man Gauckeleyen, und wird noch etwas gebraucht, so sind es Schweifstreibende Mittel [x]). —

Der berühmte Blumenbach [y]) macht uns von einem caraibischen Schädel folgende Beschreibung. Die Stirn ist zurück gedrückt: die Augenhöhlen sehr weit, gleichsam aufwärts gewandt, indem die Lamina orbitalis des Stirnknochens sehr abhängig ist. Daher ist der Abstand des Thränenknochens vom Sulco supra orbitali sehr grofs. Die Scheitelknochen ragen weit seitwärts hervor. Die Nasenknochen sind sehr lang. Die Krone der

s) Allgem. Hist. d. Reisen, 16. Band. S. 344.

t) Ebendaselbst 17. Band. S. 481.

u) Ebendaselbst 17. B. S. 488.

x) Oldendorp a. a. O.

y) Decas Collectionis etc.

Schneidezähne hat die Gestalt eines Cylinders, der von der hintern Seite schief abgekürzt ist, und eine längligte Furche hat. Die Verschiedenheiten der Stirn und des Scheitels sind wahrscheinlich Folgen der Pressung, welche die Menschen an den Köpfen ihrer Kinder machen.

Die zweyte Nation, die die Inseln bewohnt, sind Europäer: dies sind entweder neue Ankömmlinge, oder sie haben bereits mehrere Jahre in diesem Lande gelebt. Die neuen Ankömmlinge sind entweder gar nicht willens in diesem Lande zu verweilen, und landen nur Geschäfte halber, und entfernen sich alsdann wieder, oder sie suchen hier ihr Glück zu machen. Allen Erfahrungen zufolge ist das westindische Clima den neuen Ankömmlingen am nachtheiligsten, besonders wenn sie zur feuchten Jahreszeit anlanden: wahrscheinlich deshalb, weil ihr Körper nicht für ein so heisses Clima gemacht ist, und ihre Haut härter und dichter ist, als der Landeseinwohner ihre, daher sie denn von den schädlichen, aus der Luft eingesogenen Theilen nicht so viel ausdünsten als diese [z]). Die schädliche Würkung dieses Clima's erfolgt oft sehr geschwind, oft in einer Nacht, besonders wenn man sich, während derselben, in freyer und etwas kalter Luft aufgehalten hat. Man erlaube mir, dass ich hier eine kleine Ausschweifung mache, und von demjenigen rede, was sich zuzutragen pflegt, wenn das Schiffsvolk irgendwo ans feste Land anlandet, oder sich nur an den Küsten verweilet. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, dass auf einem bisher gesund gewesenen Schiffe gleich Krankheiten ausbrechen, wenn einige

z) Joann. Moultrie de Febre maligna biliosa Americæ ex Edit. Baldingeri. Longosaliſſae 1768. p. 11.

nige Soldaten oder Matrosen am Lande gewesen sind, um Holz oder Wasser zu holen, wenn sie auch nur eine Nacht auf dem Lande zugebracht haben. Man lese nur die Schriften eines Lind, Moultrie und Blane, und die Londner Bemerkungen, so wird man hievon Beyspiele genug finden. Blane klagt in seinem schätzbaren Werke sehr über die gewöhnliche Art Wasser zu holen, wobey die Fässer des Nachts bewacht werden müssen: er zeigt aus der Erfahrung, dass die Nachbarschaft der Landluft dem Schiffsvolke oft nachtheilig sey, und dass man es an dem mehr oder weniger Krankseyn desselben merken könne, ob sie um die Länge einiger Schiffstaue näher oder weiter vom Lande entfernt seyn, zumal wenn die Winde eine Sumpfluft herbey führen können. — Ja, es behalten viele vom Lande aufs Schiff gebrachte Sachen, als z. B. frisches Holz, das aus einer sumpfigen Gegend gekommen ist, ihre ansteckende böse Eigenschaften noch eine Zeitlang nachher bey, und sie können fast die nemliche Würkung hervorbringen, als wenn die Leute die Landluft selbst eingeathmet hätten. — Blane sahe einmal ein Beyspiel, dass einige Leute auf seinem Schiffe mit einem galligten, intermittirenden Fieber heimgesucht wurden, welches keine Schiffskrankheit ist: er konnte davon keinen andern Grund finden, als weil frisches Holz auf das Schiff war gebracht worden. Da Matrosen so leicht in das gelbe Fieber verfallen; so wird es auch daher von den Franzosen Fievre de Matellote genannt. Lind [a]) führet andere, die Schädlichkeit des Anlandens ebenfalls beweisende Exempel an. Ein Capitain gieng mit 12 seiner Leute auf der Insel Do-

a) A. a. O. S. 129.

Dominico ans Land, um Holz zu schlagen: in wenig Tagen wurden sie aber durch Krankheiten, woran auch einige starben, daran weiter verhindert. An einem andern Ort [b]) sagt er: es giebt unzählige Beyspiele, dass Europäer, wenn sie zur regnigten Zeit Holz gefället haben, des Morgens krank geworden, und vor Nachts schon todt gewesen sind. — Es hat jährlich [c]) vielen tausend Seeleuten das Leben gekostet, wenn sie zur Nachtzeit frisch geschlachtetes Fleisch vom Lande geholt haben. Oft erzeugt die Land- und Sumpfluft schon alle die eben angeführten Zufälle, wenn sich Leute in einem offenen Kahn, zur Nachtzeit, nur den feuchten und sumpfigen Oertern nähern [d]). Bey Tage nemlich geben die sumpfigen Ufer einen Gestank wie faules Aas von sich, und es entsteht oft gleich ein Erbrechen vom blossen Geruch derselben; des Nachts aber verbreiten sie den unangenehmen Gestank eines neulich aufgeräumten Grabens, und die Luft ist dabey rauh und kalt: — der Gesundeste verfällt davon in einen Fieberfrost [e]). So ergieng's Mosely selbst auf Jamaika: und zu Terrazine, bey den pontinischen Sümpfen, ist dies eine gewöhnliche Erscheinung.

Man siehet demnach hieraus, dass die Ufer eigentlich die schädlichsten Oerter sind. — Diejenigen, die Landeinwärts gehen, und sich des Nachts in den Häusern aufhalten, werden also nicht so leicht krank. Es verstreicht oft eine geraume

b) Seite 130.
c) Ebendaselbst S. 131.
d) Ebendaselbst S. 132.
e) Ebendaselbst S. 134. 135.

raume Zeit, ohne dafs sie vom Clima angegriffen werden. Einmal pflegt aber hier die Natur ihre Rechte geltend zu machen, und es kömmt äufserst selten jemand ganz frey davon. Die Heftigkeit der Krankheit richtet sich aber alsdann sehr nach der jedesmaligen Jahreszeit, da der Europäer ankömmt; nach seinem Alter; nach seiner vorher und anjetzt geführten Lebensart. —

Trift seine Ankunft zur schlimmen Jahreszeit, so wird er eher befallen, und die Krankheit ist auch schlimmer, als wenn er in den trocknen Monaten gelandet wäre. — So viel möglich richte man es daher so ein, dafs man die Regenmonate vermeide. Der junge Fremdling überstehet gemeiniglich die Krankheit, welche als ein Reinigungsmittel der Natur angesehen werden mufs, wegen mehrerer Biegsamkeit seiner festen, und wegen milderer Beschaffenheit seiner flüfsigen Theile, viel leichter als der Alte, wenn sich auch beyde keine Diätfehler zu Schulden kommen lassen. Jedoch ist immer Gefahr dabey, — besonders wenn es fette Leute sind. — Ist aber einmal die Krankheit überstanden — (dafs aber selbige von vielen überstanden werde, siehet man an der grofsen Anzahl Blanken, die auf allen Inseln wohnen); so hat sich die Natur zu dem ungewohnten Gange gleichsam bequemt: man ist nunmehr fast naturalisirt, und man kann, bey einer vernünftigen Diät, alt werden *f*).

Das unvorsichtige Betragen der Europäer, und ihre Unmäfsigkeit sind aber gemeiniglich an den schlimmen Ausgängen ihrer Krankheiten am meisten

f) Oldendorp a. a. O. S. 233 und 234.

sten schuld. Blane sahe verschiedene Officiere krank werden, weil sie sich in der Sonne eine gar zu starke Bewegung zu Pferde gemacht hatten; und andere, weil sie auf der Erde geschlafen hatten. — Mosely untersagt den neu angekommenen Europäern alle heftige Bewegungen, besonders das Jagen: ihre Kleider sollen nicht zu heifs seyn, aber auch nicht zu dünn. Kleider von Seide oder Cattun seyen, sagt er, nicht hinreichend, um gegen die abwechselnde Witterung zu schützen: das beste sey ein dünnes tuchenes Kleid. Ein Mensch, der seinen Körper in Westindien gegen die brennende Sonnenhitze nicht schützt, kann zwar in kurzer Zeit viel Geld verdienen; ein Kuhhirte z. B. verdient wohl in einem Jahre 25 Pistolen, aber unter 10 hält es kaum einer aus *g*). — Noch schlimmere Folgen ziehen die hitzigen Getränke nach sich. — Moultrie *h*) sagt: Die Matrosen werden deshalb am meisten krank, weil sie eine schwelgerische Lebensart führen. — Schrecklich ist folgendes Beyspiel. — Sieben Engländer wurden eins, binnen kurzer Zeit $7\frac{1}{2}$ Ohm Rum auszuleeren. Kaum waren drey Wochen verstrichen, als schon 7 Ohm ausgetrunken und sechs von ihnen begraben waren. Der 7te starb noch, ehe das letzte halbe Ohm zu Ende war *i*). — Wer einmal an das heifse Clima gewöhnt ist, und keinerley Excesse begehet, wird fast alle Jahre durch einen juckenden Ausschlag auf der Haut, den man the prickly Heat nennt *k*), von den bösen Säften ge-

g) Hannöversches Magazin v. J. 1771.

h) A. a. O.

i) Hannöversches Magazin a. a. O.

k) Moultrie p. 8. Oldendorp a. a. O.

gereiniget. — Durch ein kaltes Bad geht der Ausschlag leicht zurück, und dann erregt er schlimme Zufälle. — Hillary hielt diesen Ausschlag für die Effera und Sudamina der Alten: doch dieser Meynung ist Mosely nicht zugethan. —

Die dritte Nation, welche in Westindien lebt, sind die Negern aus Afrika, — aus einem noch heissern Clima. — So wie die Sachen jetzt noch stehen, ist, so wohl bey der Ueberfahrt dieser armen Menschen von einem Welttheile nach dem andern, als auch bey deren Behandlung in Westindien, fast alles darnach eingerichtet, sie sämmtlich, wenn sie nicht von so fester Natur wären, um ihre Gesundheit, ja selbst um ihr Leben zu bringen. — Man vertheilt *l*) oft 5 bis 600 Sclaven, auf ihrer Reise von Guinea nach Westindien, in drey verschiedene Verschläge oder Behältnisse eines Schiffes, wovon jedes Behältnifs nur 5 Fuss hoch ist: — diese Höhe wird noch durch eine Queerschicht in zwey Räume getheilet: — nun legt oder packt man das arme Negernvolk so dicht in diesen nur drittehalb Fuss hohen Verschlägen an einander, wie die Brode in einem Backofen, dass es unmöglich wird, mehr hinein zu schieben: — Die Luft wird hier erstickend heiss, und ein Europäer kann es bey ihnen nicht eine Stunde lang aushalten: — man bringt sie nur um den andern Tag aufs Verdeck, um frische Luft zu schöpfen. — Zu bewundern ist es daher nicht, wenn unter diesen Menschen bösartige Fieber, ja das Kerkerfieber selbst oft ausbrechen: — oft stirbt auch

l) Nichol im 9. Stück der Sprengelschen Beyträge.

auch die Hälfte von der Ladung, und es gehet kein Tag hin, wo man nicht, unter ſolchen Umſtänden, Todte hätte. — Denn wenn auch jene Fieber nicht ausbrechen, ſo ſtirbt doch eine groſse Anzahl der Negern aus Furcht, weil ſie ſich einbilden, daſs man ſie in dem Lande, dem man ſie zuführt, freſſen werde. — Dies hat daher menſchlicher geſinnte europäiſche Nationen [m]) bewogen, einige alte Negern, als Matroſen, mitzunehmen, die ſich den neuen verſtändlich machen können. — Die Negern aus Afrika ſind gegen jede Kälte äuſſerſt empfindlich: man hat Beyſpiele, daſs ihnen auf ihrer Reiſe nach Weſtindien die Hände erfroren ſind: auch in Nordamerika iſt ihnen die Kälte nachtheilig; ſie verlieren daſelbſt ihre glänzend ſchwarze Farbe der Haut, und ſie nimmt eine dunkle ungeſunde ſchwarzbraune Farbe an; ſie werden daſelbſt bald alt, und die Vermehrung ihres Geſchlechts iſt nur ſehr geringe [n]). — Die Nahrungsmittel eines Negers auf einem Schiffe, die aus Mais und andern Sachen beſtehen, mögen dem Tadel wohl nicht ſo ſehr unterworfen ſeyn, als die ihnen zugemeſſene Portion Waſſer, die nur aus 24 Unzen beſteht, die jeder Sclave täglich bekömmt — dies iſt gewiſs zu geringe [o]). — So bald die Negern gelandet ſind, werden ſie, in Anſehung ihrer Geſundheit, genau unterſucht: man verlangt einen Mann ohne alle Fehler: Sclavenhändler verſtehen ſich daher auf die Semiotik ſehr

m) Die Portugieſen. M. ſ. Hannöverſch. Magazin v. J. 1787.

n) Nichol a. a. O.

o) Iferts Reiſe nach Guinea u. ſ. w. Kopenhagen 1788.

sehr gut, und ich habe irgendwo gelesen, dass der grosse Boerhaave die Kennzeichen eines ganz gesunden Menschen von Sclavenhändlern erlernt hätte. — Viele Fehler sucht man beym Verkauf zu verbergen: diejenigen aber, welche in die Augen fallen, setzen den Werth eines Sclaven gleich herunter. — Ein fehlender Zahn z. B. macht den Sclaven um zwey Reichsthaler weniger werth *p*). Indess werden doch dem Käufer nur 24 Stunden Zeit gelassen, um zu untersuchen, ob der Mensch gesund sey oder nicht *q*). Der erhandelte Sclave wird nun auf eine empfindliche Weise bezeichnet: man drückt ihm nemlich ein glühend heifs gemachtes silbernes Blech, auf welches die Anfangsbuchstaben des Besitzers gelöthet sind, auf irgend einen Theil des Körpers, den man vorher mit Olivenöl gerieben hat *r*). — Will der Eigenthümer eines Sclaven nicht gegen seinen eignen Vortheil handeln; so muss er für die Erhaltung der Gesundheit desselben Sorge tragen. — Daher hält man die neugekauften Neger Anfangs gut: man schiert ihnen den Kopf; reibt ihnen den Leib mit Palma Christi: man befeuchtet das Mehl, welches ihnen zur Speise gereicht wird, mit Olivenöl; man giebt ihnen oft, aber zur Zeit nur wenig Speise auf einmal; man lässt sie oft baden; hierauf nimmt man eine kleine Aderlass vor, und giebt ihnen eine Abführung; besonders aber verhütet man, dass sie kein Salz, auch keine hitzigen Ge-

p) Isert a. a. O.

q) Fermins Reise durch Surinam. Potsdam 1782.

r) Ebendaselbst.

Getränke bekommen *s*). — Freylich dauert diese Zeit nicht lange, sondern sie werden bald mit der Peitsche zur Arbeit getrieben. — Hier zeigt es sich bald, was dies Volk vermöge; wozu ein Mensch Kraft habe, und was er alles leiden könne. — Zum Erstaunen ist es anzusehen, wie sie nicht allein in einer Hitze von einigen 90 Graden, in der Sonne arbeiten, sondern wie sie es auch darin einen ganzen Tag aushalten können, ohne den Kopf zu bedecken *t*). — Freylich fliefst alsdenn bey einigen der Schweifs wie durch ein Sieb ab, und die Stelle, wo sie arbeiten, wird davon ganz nafs *u*); — da hergegen andere, ohne zu schwitzen, alles ertragen können *x*). — Ueberhaupt ist es ausgemacht, dafs sich die Negern in einem heifsen Clima besser als in einem kalten befinden, und dafs auch da ihre Vermehrung stärker ist *y*). Bey den Negern *z*) haben alle Theile des Haupts, die zur Zermalmung der Speisen bestimmt sind, Beifsmuskeln, Zähne und Backenknochen, mehrere Stärke als bey den Europäern. Ihre Köpfe sind gröfser, das Gehirn aber kleiner, fester und spröder; es sind die Nerven des Gehirns viel dicker und gröber, als man sie sonst in gut organisirten Körpern antrift. Die Haut der Negern ist viel dicker, und vielleicht eben deswegen weicher und sammetartiger anzufühlen als an den Weifsen, und wenn zehn Schläge hinreichen, die Haut eines Euro-

s) Allgem. Historie der Reisen, 17. Band. S. 438.

t) Chalmer a. a. O. Oldendorp a. a. O.

u) Chalmer a. a. O.

x) Oldendorp a. a. O.

y) Nichol a. a. O.

z) Man sehe Sömmering.

Europäers zu zerreifsen, so sind kaum 50 bis 60 im Stande, eben diese Würkung in einem Neger hervorzubringen. In Ansehung der Verdauungskräfte können es die Negern mit allen reifsenden Thieren aushalten; wenigstens freffen sie Löwen, Schlangen, Tiger, rohes und stinkendes Fleisch, wie es die Ungeheuer in den libyschen Wüsten nur immer thun können. Schrecklich mufs daher die Behandlung der Europäer seyn, weil Tausende von diesen gesunden und starken Leuten dem Tode jährlich ein Raub werden. Man überladet sie nicht allein mit der schwersten Arbeit, sondern man entzieht ihnen auch alle Erfrischungen *a*). Nie giebt man ihnen Milch oder frisches Fleisch: — sondern ihre ganze Nahrung bestehet in Maitz und einigen Gemüsen; dabey bekommen sie, aber nur selten, etwas von thranigten und eingesalzenen Fischen: noch seltener wird ihnen vom eingesalzenen oder eingepöckelten Schweine - oder Rindfleisch, von der schlechtesten Gattung, etwas gegeben: — dabey ist ihr Getränke Wasser aus den Teichen. — Nichts können aber die Negern weniger ertragen als Regen: — diesem sind sie aber oft, zu ihrem grofsen Nachtheile, ausgesetzt: sie helfen sich aber damit, dafs sie sich im Seewasser baden, oder man giebt ihnen Brantewein oder gewärmten Palmwein *b*). —

Die Weiber *c*) der Negern, Mulatten und Mestitzen haben, während der Schwangerschaft, so

a) Nichol a. a. O.

b) Beyträge zur Völker- und Länderkunde von Sprengel. 5. Th. S. 272.

c) Fermin a. a. O.

dicke Bäuche, als wenn sie mit zwey Kindern schwanger giengen. — So wohl Schwangerschaft als Niederkunft laufen bey ihnen glücklich ab. Geht es aber mit der letztern nicht geschwind genug zu, so werden sie sehr ungeduldig. Mosely kannte eine Sclavin, die mit einem schlechten Messer an sich selbst den Kaiserschnitt verrichtet hatte. Die Operation lief nicht allein glücklich ab; sondern sie wollte sie so gar bey einer zweyten Schwangerschaft wiederholen. — Ihre Kinder kommen weiss zur Welt, nur sieht man den Geschlechtstheilen die zukünftige Farbe an. — Oft werden diese Sclaven ihres Lebens ganz überdrüssig; sie verschlucken alsdann gestossene Kohlen, Pfeifen, Erde, Kreide, Asche und Tobak — worauf allerhand schlimme Zufälle, und zuletzt die Wassersucht erfolgen. — Können sie Brantewein habhaft werden; so sind sie in dessen Genuss unersättlich: — gleichwohl aber sind sie dem gelben Fieber nicht so sehr wie die Europäer unterworfen, und sie können die faulen Ausdünstungen der Ufer und Moräste besser ertragen, als jene [d]). — So bald sie aber krank werden, verliert sich die schöne schwarze Farbe [e]). — Für Ansteckung haben sie [f]), wie es scheint, weniger Empfänglichkeit als andere: doch muss man mit dem Gebrauche des Queckssilbers bey ihnen [g]) sehr vorsichtig seyn, weil ihr Blut, wie man sagt, ohne dem schon sehr aufgelöset ist. — In wie fern aber so wohl die Bemerkung ihres aufgelöseten Bluts, als die, dass das

d) Moultrie l. c.

e) Pauw l. c.

f) Michaelis med. pr. Bibliothek, 1. B. S. 152.

g) Ebendaselbst S. 26.

das Queckſilber würklich das Blut auflöſe, gegründet ſey, entſcheide ich hier nicht. — Ihre Nerven, wie ſchon oben bemerkt worden, ſiud ſehr unempfindlich, ſo daſs ſie wichtige Operationen mit Standhaftigkeit aushalten können; indeſs ſind ſie doch aber auch ſehr reitzbar, welches aus ihrer groſsen Geneigtheit, in den Tetanum zu verfallen, hervorzuleuchten ſcheint [h]). — Es geſellet ſich bey ihnen, dieſer Krampf zur geringſten Wunde; folgt leicht auf Verkältung, und wenn ſie naſs werden. Der Rauch in ihren Hütten, Verkältungen und Unreinlichkeit ſind ſchuld, daſs ihre Kinder davon ſo oft weggerafft werden. Alle bisher angewandte Mittel ſind fruchtlos geblieben, und das Begieſsen mit kaltem Waſſer hilft auch nicht [i]). — Weiſse werden von dieſem Uebel nicht ſo leicht befallen. — Ferner ſind die Negern dem Magenweh ſehr unterworfen [k]), welches, ihrer ſchlechten und unverdaulichen Speiſen wegen, nicht zu bewundern iſt. — Die Zunge wird dabey weiſs, und es überfällt ſie ein unüberwindlicher Schlaf; ſie werden matt und unfähig zur geringſten Arbeit. Sie haben Ekel für alles Angenehme, aber Hang zu gewürzhaften und geſalzenen Sachen. Ueberhaupt kann man anmerken, daſs der Menſch in jedem heiſsen Clima einen Abſcheu vor Sachen habe, die keinen Geſchmack beſitzen; hergegen erträgt man, wie Moſely [l]) ſagt, die gröſsten innerlichen

h) Moſely. Man ſehe Allgemeine Litteratur-Zeitung v. J. 1789. Monat Auguſt.

i) Man vergleiche hiemit dasjenige, was Bajon von Cayenne ſagt.

k) Hannöverſches Magazin v. J. 1787.

l) A. a. O. S. 51.

Reitze ohne Nachtheil. Daher rührt die grofse Sehnfucht in diefen Ländern nach gefalzenen Speifen, nach Pfeffer und Gewürz, womit die Natur diefe Climate fo reichlich verfehen hat. — Oft ift aber auch der Hang zu den Gewürzen eine Folge der befondern Lebensart. Die Creolinnen *m*) z. B. trinken faft nichts als Waffer; führen eine fehr unthätige Lebensart; genieffen nichts als Pflanzenkoft und Früchte; kurz, lauter folche Sachen, die Säure verurfachen. Diefe rohe Diät macht es nothwendig, dafs fie zu ihrem Schaden eine zu grofse Menge Pfeffer zu ihren Speifen fetzen müffen. Sie verfallen endlich in die Unverdaulichkeit; die Beine befällt eine Gefchwulft, und nur wenige entrinnen dem Tode. — Aber auch Würmer, und befonders der Bandwurm, find unter den Negern gemein *n*). — Den Ausfatz, den man auch nicht felten fiehet, leitet man von der Mufca leprae her *o*). — Andere *p*) nennen ihn den fchwarzen Scorbut, und diefer foll mit der Elephantiafi indica überein kommen: — mit diefem ift ein Nafengefchwür, das nicht immer venerifcher Art ift, und welches die Negern den Kanker nennen, verwandt, weil es eine Art Ausfatz ift. — Die gemeinfte Krankheit von allen ift aber die Framboefia *q*) — eine Art venerifcher Pocken, womit alle befallen werden; — doch find fie im nörd-

m) A. a. O. S. 67.

n) Chalmer a. a. O.

o) Vogels neue medic. Bibliothek, 8. B. S. 90.

p) James Adair im 11ten Bande der Sammlung auserlefener Abh. für pr. Aerzte.

q) Löfflers Bemerkungen im 2. Bande des Archivs der praktifchen Arzeneyk. Leipz. 1785.

nördlichen Amerika, weil es daſelbſt kälter iſt, und die Sclaven europäiſche Speiſen genieſsen, ſeltener als im ſüdlichen Amerika und auf den Antillen. Es giebt deren drey Arten. Die erſte iſt der rechte Iaws-Ausſchlag. Dieſer erſcheint Anfangs wie Warzen: darauf wird der Ausſchlag ſchwammigt; es flieſst eine ſcharfe Jauche heraus, welche die geſunden Theile angreift, und dieſe Krankheit iſt durch den Beyſchlaf anſteckend. Auch die ſo genannten Jawsfliegen verbreiten das Gift: — einige halten die Jaws für veneriſch: — ſie ſind auch erblich. Die Merkurialmittel ſind hierin nützlich, wie auch die Saſſaparilla, welche die Sclaven deshalb hochſchätzen. Will der Ausſchlag nicht erfolgen, ſo müſſen diaphoretiſche Mittel angewendet werden. Erfolgt er nicht; ſo wirft ſich das Gift auf die Augen, Ohren, Lungen und Knochen, und macht Blindheit, Taubheit, Zehrung, Waſſerſucht und Knochengeſchwüre. — Die zweyte Art heiſst die Mutter-Jaws: — der Ausſchlag iſt einzeln, gröſser, Erdbeerförmig und bleibt gemeiniglich allezeit da. Die dritte Sorte heiſst Crabbe oder Fuſs-Jaws: — dieſe findet man am häufigſten bey den Sclaven, die unter den Fuſsſohlen dicke Schwielen und tiefe Furchen haben, in welchen ſich oft fremdartige Materie hinein ſetzt. Haben dieſe Menſchen Diſpoſition zu den erſten Arten Jaws, ſo entſtehen daraus recht bösartige Geſchwüre, die den kalten Brand drohen. Die zweyte Art Jaws ſchlägt am häufigſten im Geſichte aus *r*); ihre Geſchwüre freſſen auch leicht die Knochen an: Fieber geht ſelten damit gepaart, und der Appetit verliert ſich

r) Hannöv. Magaz. v. J. 1787.

auch nicht: aber es ſind Schmerzen in den Beinen da. — Der Ausbruch der Jaws dauert gemeiniglich drey Monate lang. Während dieſer Zeit nährt man die Sclaven mit Reiſs ohne Fett und Butter: auch giebt man ihnen nur Reiſswaſſer zu trinken. Man hält ſie zur Bewegung an, damit ſie gut ausdünſten: den Beſchluſs der Cur macht man durchs Bad. — Man hat nicht leicht ein Beyſpiel, daſs ein Neger oder eine Negerinn mehr als einmal in ihrem Leben von dieſer Krankheit befallen ſey, vorausgeſetzt, daſs das erſte Uebel gehörig aus dem Körper geführet worden. — Bemerkenswerth iſt es noch, daſs Europäer, wenn ſie auch noch ſo vielen Umgang mit den Negern haben, dennoch nie angeſteckt werden. Selbſt Kinder, die von Negerinnen geſäuget werden, bleiben frey. — Das weitere von den Jaws verſpare ich bis zu der Beſchreibung von Cayenne. —

Endlich verdient noch angemerkt zu werden, daſs ſich viele neuangekommene Sclaven in Weſtindien dadurch den Tod, oder doch eine ſchwere Krankheit zuziehen, weil ſie die giftige Manihock, die in Afrika ganz unbekannt iſt, von der geſunden und ihnen allein bekannten, nicht zu unterſcheiden wiſſen [s]). — Sie ziehen ſich dadurch oft ein ſchleuniges Ende zu: — wohl zubereitet wird aber aus dieſer giftigen Pflanze ein gutes Brod gemacht, ſo wie man auch ſelbſt aus dem Safte derſelben eine gute Sauce zu machen weiſs. — Die Blattern ſind für die Negern eine überaus gefährliche Krankheit, wie wir unten hören werden, wo auch von ihren Heilmitteln die Rede ſeyn wird. — Indeſs

s) Iferts Reiſen a. a. O.

Indeſs behauptet ein berühmter Mann *t*) hievon das Gegentheil, und zwar deshalb, weil die Neger mehr Vegetabilien als die Europäer genöſſen, ſollen bey ihnen die Blattern gelinder ſeyn. —

Es iſt nun noch übrig, daſs ich von denjenigen Krankheiten, womit alle bisher abgehandelte Nationen, es mögen Indianer, Europäer oder Negern ſeyn, obgleich die eine Nation häufiger als die andere, befallen werden, etwas umſtändlicher ſpreche. — Die Europäer müſſen jede Unvorſichtigkeit, die ſie in dieſem heiſsen Clima begehen, wenn ſie auch ſchon an die Luft gewohnt ſind, weit theurer als in ihrer Heimath bezahlen. — Die Hauptquellen der Krankheiten ſind Verkältungen; übermäſsige Bewegung in der Sonne; zu häufiger Genuſs der gar zu kühlenden Früchte, beſonders aber auch der hitzigen. — Moſely *u*) ſagt: die Mortalität der Europäer ſtehet mit der Quantität des Rums im Verhältniſs, die ſie genieſſen. — Verkältungen: — obgleich das hieſige Clima in vielen Gegenden ſehr wenigen Veränderungen der Hitze und Kälte unterworfen iſt, indem bey den kälteſten Tagen im Winter, das Thermometer kaum um 6 Grade nach Fahrenh. niedriger ſtehet, als bey den heiſseſten im Auguſt *x*), ſo ſind doch hier die Menſchen zu empfindlich, als daſs ſie nicht jede Wetterveränderung, wenn ſie auch noch ſo gering iſt, an ihrem Körper merken

t) Wilſon Abhandlung vom Einfluſs des Clima's auf Pflanzen und Thiere, aus dem Engliſchen. Leipzig 1781.

u) A. a. O.

x) Moſely a. a. O.

könnten. Steht das Wärmemaafs auf 72 Grad: so zittert man hier schon am ganzen Leibe. — Auf einem Berge in Jamaika, der der blaue Berg heifst, zeigt das Thermometer nur 68 Grad, und des Nachts bey einem Nordwinde nur 42 Gr.: aber man glaubt auch, dafs es hier kein Menfch aushalten könne. Hieraus ist also abzunehmen, wie leicht Verkältungen bey denen möglich sind, die sich der Nachtluft blos stellen, — oder die von einem erkältenden Platzregen überfallen werden. — Ein junger Menfch [y]) kam auf den Einfall, an einem warmen Märztage die Haare abzufchneiden: er fchor sich den Kopf, und gieng ohne Nachtmütze zu Bette: unterdeffen veränderte sich das Wetter; die Nacht wurde kühl, und am andern Morgen fand man ihn ftarr. — Es giebt aber auch (und dies führe ich an, damit wir die Unterfchiede recht mögen kennen lernen) einige Gegenden in Weftindien, die grofse Wetterveränderungen leiden, wo das Thermometer in einer halben Stunde 30 Grade fällt [z]). — Dabey ist oft die Luft zugleich feucht, und unendlich häufig entfteht daraus der Tetanus. — Müffen sich die Soldaten häufig nächtlichen Verkältungen blos ftellen, und kommen fie dazu nach einer ungefunden Gegend, fo wird die Sterblichkeit unter ihnen fehr grofs. Es mufsten im letzten amerikanifchen Kriege 1800 Mann auf eine Expedition ausgehen, die, der oben angeführten Umftände wegen, mifsglückte: — es wurde alles weggerafft, und es blieben ihrer nur 380 am Leben [a]). — Will

y) Chalmer a. a. O.

z) Michaelis med. pr. Bibl. 1. B. S. 229.

a) Mofely a. a. O.

Will man von der Schädlichkeit der unterdrückten Ausdünſtung einen natürlichen Grund angeben; ſo muſs man bedenken, daſs in den heiſsen Ländern durch die ſtarke Ausdünſtung auch dasjenige weggehen muſs, was ſonſt durch die Lungen abgehen ſollte. Hier in Weſtindien geſchiehet dies aber, wegen der in der Luft vorhandenen groſsen Menge Phlogiſtons, nur ſehr mangelhaft. Bleibt nun dieſes nach einer unterdrückten Tranſpiration ganz zurück; ſo entſtehen allerhand Zufälle, und ſelbſt Fäulung daraus. — Der gar zu häufige Genuſs der Vegetabilien iſt in dieſem Lande gleichfalls ſchädlich. — Es entſtehen daher nicht allein Ruhren, einige Arten Fieber; ſondern auch beſonders häufig der Scharbock und Geſchwüre. — Man hat ſonſt geglaubt, daſs die vegetabiliſche Koſt in heiſſen Ländern vorzugsweiſe geſund ſey: — die Erfahrung ſpricht aber dieſer Behauptung nicht immer das Wort. — Vielmehr zeigt dieſe, daſs in warmen Gegenden [b]) der Genuſs der vegetabiliſchen Koſt allein ſo ſehr ſchwäche, daſs öfters von der ſchwachen und langſamen Bewegung der Säfte Fäulniſs entſtehe. In dieſem Falle folgt auf jede, auch die kleinſte Verletzung, ein Geſchwür, aus welchem eine dünne, ſaure und faule Feuchtigkeit abflieſst; die ſtockenden Feuchtigkeiten erzeugen überdem Beulen, die aufbrechen und ſchwären; auch den Körper, ſo lange ſie flieſsen, geſund erhalten. Man hat dieſen Zuſtand des Körpers den vegetabiliſchen Scharbock, es ſey mit welchem Grunde es wolle, genannt. — Sehr häufig leiden die Negern in Weſtindien, denen man die Vegetabilien am zuträglichſten hält, an die-

b) Wilſon a. a. O. S. 107.

diesem Uebel. — Je mehr man sie daher mit dergleichen Früchten füttert, je schlimmer werden sie. Die Kranken haben dagegen eine besondere Begierde zu Fleisch, zu absorbirenden und andern Sachen: giebt man ihnen daher Pöckelfleisch und gesalzene Fische, so wird ihr vermeyntlicher Scharbock gehoben, und es legt sich bey ihnen jene Neigung zu Fäulnisbringenden Sachen *c*). Hillary sagt zwar: dass der Schweiss, auch von gesunden Personen, in Westindien so gesalzen und scharf sey, dass er wie mit Wasser vermischtes Hirschhornsalz schmecke, und dadurch sucht er die grosse Neigung zur Fäulung zu beweisen. Allein Mosely *d*) versichert, dass er diese Bemerkung nie wahr befunden habe: sondern es hat der Schweiss, sagt er, vielmehr eine nähere Verwandschaft mit dem Essigdunst: und es sind bey Personen von nicht galligter Leibesbeschaffenheit, alle flüssige Ausleerungen mit einer sauren Schärfe geschwängert, und der Schweiss ist so sauer, dass die Krankenzimmer insgemein recht stark nach Säure riechen. — Die Eingebohrnen auf den französischen Inseln trinken, ausser ihrer kalten, sauren vegetabilischen Diät, so viele Limonade, dass sie nicht selten plötzlich mit einem völligem Mangel der Esslust und der Verdauung befallen werden; worauf eine allgemeine Schwäche des ganzen Körpers folgt, von welcher sie nie wieder genesen. — Auch Chalmer spricht von Säure in Carolina, als der vornehmsten materiellen Ursache der dortigen Krankheiten. Auf Verkältungen und auf unzeitigen oder übermässigen Genuss der saftreichen

c) Wilson a. a. O. S. 109.
d) A. a. O. S. 68.

chen Vegetabilien folgen oft Durchfalle und Ruhren [e]), weil Säure, Schwäche, und vielleicht auch Fäulung, wegen zurückgehaltenen Phlogistons, zum Grunde liegen. — Die Ruhr [f]) erscheint, und tödtet in Westindien mehr in ihrem chronischen als hitzigen Zeitraume. In ungesunden Gegenden aber und zur ungesunden Jahreszeit artet die Ruhr, besonders beym Schiffsvolk, leicht in die Cholera aus, wie davon viele traurige Beyspiele beym Rouppe und andern vorhanden sind [g]). — Diese Krankheit ist gemeiniglich fauligter Art, sonst ist die reine Ruhr in Westindien gemeiniglich entzündlicher Natur, worin Aderlässe, keinesweges aber Vomitive nützlich sind [h]); und da oft unterdrückte Ausdünstung daran allein schuld ist, so sind Antimonialmittel allen andern vorzuziehen. — Ferner gehören, nach Moselys Bemerkungen, die schleichenden Nervenfieber auf den Antillen eigentlich zu Hause. —

Die allergefährlichste und fast gemeinste Krankheit in diesem Welttheile ist aber das gelbe oder Siamsche Fieber, welches auch das Fieber mit dem schwarzen Erbrechen genannt wird, und dessen bereits oben Meldung geschehen. — Es befällt dies Fieber am häufigsten Leute, die erst kürzlich aus Europa gekommen sind; oder solche, die grobe Fehler in der Lebensordnung machen. Es wird die Krankheit leicht epidemisch, besonders wenn Kriege eine grosse Anzahl fremde Menschen nach

e) Lind a. a. O. S. 165.
f) Blane a. a. O.
g) Lind a. a. O. S. 116.
h) Mosely a. a. O.

nach diesem Welttheile hinziehen, und solche zur ungesunden Jahreszeit anlanden. Es hat die Krankheit drey verschiedene Stadia *i*), wovon jeder mehrere oder wenigere Tage, nach der dabey vorhandenen Gefahr, begreift. — Im ersten Zeitraume, der ein bis zwey Tage dauert, ist der Puls klein, hart und veränderlich; die Augen sind entzündet; die Zunge trocken; grosser Durst, Durchfall und Beängstigungen: das Blut ist aufgelöst, — und das Fieber heftig. — Der zweyte Zeitraum kündiget sich durch die gelbe Farbe der Augen, des Gesichts und Urins an: das Fieber wird gelinder; der Puls weicher; es sind gelbligte Durchfälle; eine reine Zunge; allgemeine Schweisse u. s. w. da. Oft dauert diese Periode nur wenig Stunden. Nun folgen die schrecklichsten Auftritte: — der Patient fängt an Blut zu schwitzen; es läuft ihm aus Nase und Mund; er bricht dickes schwarzes Blut aus; verfällt in Raserey und stirbt, vom Anfang der Krankheit an gerechnet, oft in 24 Stunden; oft auch erst in drey oder vier Tagen. — Die Zergliederung *k*) zeigt Entzündung des Magens und der Eingeweide, und viele mit Galle gelb gefärbte Stellen. — Die Leichen bleiben verschiedene Stunden nach dem Tode warm, und Menschen, die sich in der Nähe derselben befinden, werden leicht angesteckt. —

Es hat diese Krankheit vieles mit den entzündlichen Fiebern gemein, aber noch mehr mit den fauligten. Daher haben auch viele Aerzte kein Bedenken getragen, solches für fauligter Art auszu-

i) Moultrie a. a. O.
k) Moultrie l. c. p. 6.

zugeben, als Moultrie, Hillary, Lind und der berühmte Selle *l*), und ſie rathen an, dieſe Krankheit wie ein fauligtes Gallenfieber, mit Säuren, Tamarinden und gelinden Clyſtieren zu behandeln; alle Brechmittel aber zu vermeiden. Ein anderer Schriftſteller *m*) widerſpricht aber dieſen Verfaſſern gänzlich, indem er es für den möglichſt höchſten Grad der Entzündung hält, und es zum Cauſus zählt: er läugnet die Fäulnifsartige Beſchaffenheit gänzlich: — Seine Cur geht daher auf ſtarke Aderläſſe bis zur Ohnmacht, auf Bäder, Laxiermittel und Spiesglasmittel hinaus. — Vielleicht giebt es in dem Siamſchen Fieber Fälle, wo dieſe antiphlogiſtiſche Methode auch ſtatt findet: — unmöglich kann ſie es aber in allen haben. So wie ſie der berühmte Rouppe *n*) beſchreibt, war ſie gewifs mehr fauligter als entzündlicher Art. — Moultrie verwirft ferner das Aderlaſſen nicht gänzlich, ſchränkt es aber ſehr ein. —

Nachdem ich nun hinreichend von den auf den Zuckerinſeln gewöhnlichen Krankheiten geredet; ſo muſs ich auch derer Meldung thun, die hier ſehr ſelten ſind. Hierhin gehört zuerſt das Tollwerden der Hunde. — Moſely ſagt: in 50 Jahren habe man auf keiner der Inſeln davon etwas gehört, auſser daſs 1783 zu Jamaika und Hiſpaniola die Wuth unter den Hunden faſt epidemiſch gewüthet habe. Oldendorp *o*) berichtigt die-

l) Rudimenta pyretologiae methodicae. Berolini 1768. p. 256.

m) Moſely a. a. O.

n) Lind a. a. O. S. 116.

o) A. a. O. S. 83.

diesen Umstand in etwas; er sagt: in Westindien geworfene Hunde werden nie toll, aber wohl Hunde, die aus kältern Ländern dahin gebracht worden. — Allem diesem widerspricht aber dasjenige völlig, was Hillary *p*) davon anführt, indem er sagt: dass die Hundswuth auf den westindischen Inseln so häufig vorkomme, dass man sie eine unter dem Hundegeschlecht endemische Krankheit nennen könne; auch führt er verschiedene Beyspiele von toll gewordenen Hunden, und von den übeln Folgen, die auf den Biss derselben entstanden waren, an. — Die Schwindsucht ist auch eine Krankheit, von der man behaupten wollen, dass sie in Westindien unbekannt sey. Mosely rechnet sie unter die ganz seltenen. Nach Wilsons *q*) Voraussetzung kann aber die Luft auf den Zuckerinseln den Lungensüchtigen nichts weniger als günstig seyn, weil sie zu viel Phlogiston enthält: — sie ist auch überhaupt, wenn sie erscheint, schnell tödtlich. — Ein angesehener Schriftsteller *r*) führt aber eine Bemerkung an, die die Unschädlichkeit dieser Luft nicht allein beweiset, sondern so gar ihre heilsamen Kräfte darthut: — man schickt, sagt er, in Westindien die Negern, die man für schwindsüchtig hält, in die Zuckersiedereyen, um denjenigen Dunst einzuathmen, der in solcher Menge aus den Pfannen aufsteigt, dass er durch die gebildete Wolke die ganze Werkstätte verdunkelt. — Sie werden darin binnen zwey Monaten gewiss hergestellt. — Ein anderer angesehe-

p) A. a. O. S. 290.

q) A. a. O. S. 141.

r) Raullins Abhandlung von der Lungensucht. Jena 1784. S. 42.

sehener Schriftsteller *s*) stimmt hiermit völlig überein. — Grant sagt nemlich: er habe seine schwindsüchtigen Patienten seit einigen Jahren nach Westindien, und zwar nach Jamaica, Antigoa und andern Zuckerinseln geschickt, und habe erfahren, dass von allen nur einer gestorben sey; die übrigen seyn besser geworden, oder haben doch grosse Erleichterung verspürt. Endlich gehört die Krätze in Westindien nicht zu Hause *t*).—

Nachdem ich bisher eine allgemeine Betrachtung über Westindien und den dort vorkommenden Krankheiten angestellet habe: so will ich noch kürzlich anführen, wie diejenigen sich zu verhalten haben, die daselbst gesund zu bleiben wünschen. Man halte sich *u*) bey der Hitze still; knöpfe sich nicht unbedachtsamer Weise los, noch weniger lege man die Kleider unvorsichtig ab; man sitze nicht in einem Luftzug; ist man nass geworden, so trinke man eine Tasse Thee, nehme ein Fussbad, und begebe sich zu Bette; überhaupt gewöhne man sich an, früh zu Bette zu gehen; man schlafe hinreichend lange; man gebrauche nicht viele saure Sachen; mehr gebratenes Fleisch; leichte Gemüse; etwas Claretwein; selten Punsch; Rum mit Wasser vermischt, ist, wenn er mässig getrunken, und das Wasser nicht mit zu vielem Rum übersetzt wird, das heilsamste Getränke, weil der Rum das Wasser verbessert, und die Ausdünstung befördert. — Desto schädlicher ist aber zu vieler Rum. —

Nun-

s) Grants Beobachtungen. Leipz. 1775.

t) Blane a. a. O.

u) Mosely a. a. O.

Nunmehro will ich kürzlich von den vornehmſten Inſeln reden.

Die Inſel Cuba *x*) iſt an ihren Ufern ſehr niedrig, und in ihrer Mitte ſind nur geringe Berge. Dieſer niedrigen Lage wegen iſt dieſe Inſel vielen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt; hat an vielen Orten Sümpfe und groſse Wälder; — ſie gehört daher keinesweges zu den geſunden Inſeln. — Die Framboeſia und das gelbe Fieber richten hier vieles Unheil an *y*). — An den Blattern ſtarben hier einsmal binnen ſechs Monaten 60000 Menſchen *z*). Der geſundeſte Ort auf dieſer Inſel iſt Havanna, weil ihn die Nordwinde abkühlen *a*): — er leidet aber doch Mangel am guten Waſſer *b*). — Fleiſch von Schweinen und Schildkröten iſt hier das gemeinſte, und man hält es nicht für ungeſund *c*). — Dagegen iſt aber der Verkauf derjenigen Fiſche, welche man Ciquatos nennt, ſtrenge verboten, weil auf deren Genuſs diejenige Krankheit, die man Ciquatera nennt, zu erfolgen pflegt: dies Uebel beſteht in einem Ekel, heftigen Schmerz der Gelenke und Glieder; der Patient wird bleich; es erfolgt eine Abnahme und Erſchlaffung des ganzen Körpers: — man hält dafür, daſs der Genuſs der giftigen Manzinelle den Fiſchen dieſe böſe Eigenſchaft geben ſolle *d*). — Auch hat man ſchon ſeit

x) Ulloa a. a. O.
y) Cartheuſer l. c.
z) Pauw l. c.
a) Thiery de Monoville, a. a. O.
b) Lind a. a. O. S. 120.
c) Thierys Erfahrungen, S. 147.
d) Frankens medic. Policey, 3. Band.

seit einigen Jahren den Aussatz zu Havanna zu verspüren angefangen: es ist für die Aussätzigen bereits ein Hospital, welches an die 150 enthält, worunter aber auch einige Venerische sind, angelegt worden *e*). —

Die Insel Domingo ist in den meisten Gegenden hoch und an der Westseite steil *f*). — Aus dieser Ursache, zu welcher sich noch der häufige Ostwind und die vielen Regen gesellen, ist die Hitze nicht ganz unerträglich: — indess ist aber auch die Luft beständig warm und feucht, wodurch Fäulung und das Schimmlichwerden sehr befördert wird. Eisen rostet vom Abend bis Morgen, und Brod ist, des Schimmels wegen, nach zwey Tagen nicht mehr zu gebrauchen *g*). — In diesem Lande erschlaffen alle Geistes- und Körpervermögen, besonders die Nerven, und nur derjenige allein, sagt Richard, der in einer gänzlichen Unthätigkeit lebt, den ganzen Tag in Hangmatten zubringt, nur isst, wenn ihn der Hunger treibt, kann alt werden, und selbst die Venusseuche ist ihm nicht nachtheilig. — Es herrscht hier eine die Nerven angreifende Krankheit, von den Spaniern Spasimo genannt. Die Theile, so davon angegriffen worden, ziehen sich zurück und verkürzen sich; das Blut stockt; das Athemholen wird beschwerlich: — nur einige Schwarzen sind daran gestorben, und man hat kein Beyspiel, dass Franzosen damit befallen worden *h*). — Ohne Zweifel ist Verkältung, welcher

e) Thiery de Monoville a. a. O.
f) Ulloa a. a. O.
g) Richard a. a. O.
h) Ebendaselbst.

die Schwarzen mehr als die Weifsen ausgesetzt sind, an diesem, die zum Leben gehörigen Theile, angreifenden Krampfe schuld. — Uebrigens sind die hitzigen und Faulfieber; die Ruhr; das Gallenfieber; die Framboesia; die Venusseuche und der Aussatz hier gewöhnliche Krankheiten *i*). — Leogane, eine den Franzosen gehörige Stadt, liegt morastig, und ist daher ungesunder, als eine andere zu Domingo *k*). — Noch schlimmer ist Cap françois *l*), welches in einem Thale zwischen Morästen, am Fusse eines hohen steilen Berges liegt, der die Stadt zur Hälfte umgiebt, und durch Concentrirung der zurückgeworfenen Sonnenstrahlen eben so unausstehlich als die Luft schädlich macht: das Wasser ist dazu schlecht. — Hieraus entstehen oft sehr bösartige epidemische Fieber von fauligter Art, besonders auch die brandige Bräune. Eine solche Epidemie wurde dadurch einsmals gehoben, dafs man zehn Tonnen Kalk in einen benachbarten Morast warf. —

Auch an vielen andern Orten der Insel Domingo findet man solche schädliche Moräste, und nur selten hat man da gutes Wasser. Die Feuchtigkeit der Luft verdirbt auch oft das Mehl, so dafs man selten gutes Brod haben kann *m*). — Alle diese Gegenden werden oft mit Fiebern befallen: auch

i) Cartheuser, Richard, Lind.

k) Richard a. a. O.

l) Dazillle Observations sur les Maladies des Climats chauds. Paris 1785. M. s. Allg. Litter. Zeit. v. J. 1786. Monat Sept.

m) Lafosse. M. s. Allg. Litter. Zeit. vom J. 1788. Monat November.

auch herrſcht hier faſt immer der Keichhuſten; nichts aber übertrift die Allgemeinheit der Venusſeuche. — Man hat hier Afterblattern, die viele Aehnlichkeit mit unſern Spitzpocken haben: ſie enthalten Eiter, und laſſen ſo gar oft Narben nach: — es fehlt ihnen aber das Eiterungsfieber. — Um der Ausbreitung der wahren Blattern vorzubeugen, hat man an einigen Orten Blatterhäuſer angelegt, wohin man die Patienten ſchickt. — Lafoſse berichtet uns auch, daſs der Trismus und Tetanus unter den Negerkindern oft erkünſtelte Krankheiten wären, indem die grauſamen Eltern an dem übriggebliebenen Stück des Nabelſtranges zupften, auch wohl mit einer Nadel in die Fontanell des Kindes ſtächen. Nach eben dieſem Verfaſſer ſteht das Thermometer auf Domingo nie unter 13 Grad des Reaumürs; auch nie über 35 ſolcher Grade. — Gemeiniglich ſteht's im Schatten auf 28½ Grad. —

Weil die Spanier gemeiniglich ſehr mäſsig leben; ſo bleiben ſie auch zu Domingo geſund; ja viele von ihnen erreichen ein hohes Alter. Die geſundeſten Oerter ſind St. Jaques, Cotny und Bacque [n]). —

Die Inſel Jamaica beſteht aus einem ſich hoch erhebenden Kettengebürge; ihre Küſte auf der Südſeite iſt niedrig und flach, und wird durch Platzregen überſchwemmt; die weſtliche Seite und die nach Norden iſt auch niedrig; die Mitte der Inſel und die öſtliche Seite aber hat hohe Berge [o]). — Da es alſo in Jamaica niedrige und hohe

n) Moſely a. a. O.

o) Ulloa a. a. O.

Gegenden giebt; ſo iſt leicht einzuſehen, daſs die geſunde Beſchaffenheit der Inſel an verſchiedenen Orten ſehr verſchieden ſeyn müſſe. Eben ſo verſchieden iſt auch die Hitze. In den niedrigen Gegenden ſteigt wohl das Fahrenheitiſche Thermometer auf 98 bis 110 Grade; da es hergegen auf den Gebürgen lange nicht ſo hoch ſteigt. — Vielmehr ſind die Seiten dieſer Berge gemäſsigt und kühl *p*). Ohnweit dieſer Berge liegen Spaniſh Town und Kingſton. Indeſs ſind dieſe doch nicht ſo geſund als jene eben gemeldete gemäſsigte Gegenden, welche zum Aufenthalte der Neuangekommenen, damit ſie ſich an das Clima gewöhnen möchten, wie auch für Kranke, die dahin gebracht werden müſsten, dienen ſollten *q*). Die Hitze ſteigt in dieſen Gegenden des Tages nie über 70 Grad und fällt nicht unter 54 Grad. — Moſely ſagt: man ſollte die Soldaten nach ſolchen Anhöhen, und nicht in die Städte verlegen. Da nun die Gegenden, die nahe an einem Sumpf liegen, eine ganz ungeſunde Luft verbreiten; ſo iſt nicht zu bewundern, wenn Tod und Untergang daſelbſt der menſchlichen Natur drohen. Es überfällt einem ein Fieberfroſt, wenn man die Gegenden des Nachts nur bereiſet. Viele traurige Beyſpiele hat man auch bereits davon, wenn man hier lange verweilet. Es wurde im Jahr 1741 *r*) bey Greenwich auf Jamaica ein ſchönes Lazareth angelegt; allein die Schädlichkeit der Luft zog Ruhren und Faulfieber herbey; das Blut floſs aus allen Adern; aus Wechſelfiebern wurden bösartige: von 15000 Mann

p) Lind a. a. O. S. 194.

q) Ebendaſelbſt.

r) Blane a. a. O. Lind a. a. O. S. 166.

Mann starben, binnen zwey Monaten, der 7te Theil. Nicht viel besser ergieng es den Schiffen des Admirals Rodney, die bey Port Royal im Hafen lagen, und von woher oft des Nachts Leute ans Land giengen, um Holz zu fällen: die über Moräste streichenden Winde äusserten hier ihre volle Wuth *s*). — Jamaica gehört also mit Recht zu den ungesunden Inseln, und diese ungesunde Beschaffenheit würde noch gröser seyn, wenn nicht die Winde regelmäsig alle Mittage von der See und des Nachts vom Lande herstrichen und die Luft reinigten und abkühlten: — man nennt sie dieser ihrer guten Eigenschaft wegen auch den Dokter. Dem ohnerachtet bleibt doch Jamaica mit vielen andern Inseln das Grab der Europäer. Von 100 Personen, die nach dieser Insel gereiset waren, lebten, nach Verlauf von 4 Jahren, annoch drey Familien *t*). — Nach Haygarths Berechnung stirbt daselbst jährlich von 5 eine Person *u*). — Nur ein Leichenstein zu Kingston sagte: dass eine Frau 73 Jahr alt geworden sey; da die übrigen hergegen fast alle zwischen 30 und 40 Jahren hinsterben *x*). Fast alle 5 Jahre wird die ganze Anzahl der auf Jamaica lebenden Weissen begraben *y*). —

Was die Krankheiten selbst anbetrift; so sind es die oben genannten Fieber und Ruhren, wodurch die meisten weggerafft werden. — Besonders

s) Blane a. a. O.

t) Hannöversches Magazin vom Jahr 1771.

u) Todens Bibliothek, 8. B.

x) Schlötzers Briefwechsel, 29. Heft.

y) Lind a. a. O. S. 9.

erſcheint das gelbe Fieber in Jamaica unter mehr als einer Geſtalt, indem es bald fauligt galligter, oft aber auch entzündlicher Art iſt, worin die antiphlogiſtiſche Methode in ihrem ganzen Umfange nützlich iſt: in ſolchen Fällen hat man von Blutſtürzungen Nutzen geſehen [z]). — So lange ſich Joh. Sloane [zz]) hier aufhielt, herrſchten epidemiſche Wechſelfieber von aller Art.

Auf den bisher abgehandelten drey Inſeln giebt es, gegen Hoffmanns Verſicherung, keine beſonders giftige Thiere: es giebt hier zwar einige Schlangen, aber ihr Biſs iſt nicht tödtlich [a]).

Die Jungfer-Inſeln St. Thomas, St. Jean und St. Croix [aa]) ſind bergigt, hin und wieder mit dicken Büſchen bewachſen; an Flüſſen und Quellen iſt Mangel: — man hat daher kein anderes trinkbares Waſſer als Regenwaſſer, welches aber erſt nach einem Monate getrunken werden kann: — es bleibt auch an vielen Stellen in den Klüften Regenwaſſer ſtehen, welches mit einer blauen Haut überzogen iſt: nachdem man aber dieſe weggenommen hat, iſt das darunter befindliche Waſſer ganz gut. — Dieſe Inſeln ſind oft den Orkanen ausgeſetzt, die man aber um ſo viel ſeltener bemerkt, je häufiger im Sommer die Winde regiert haben, die alſo hier von groſsem Nutzen ſind. — Vom December bis May iſt die dürre Zeit, jedoch

fallt

z) Carl Blucke. Man ſehe Erlanger Zeitungen vom J. 1773. S. 745.

zz) Sloane von den Krankheiten in Jamaica. Augsburg 1784.

a) Moſely a. a. O.

aa) Oldendorp a. a. O. S. 74.

fällt im December und Jänner zuweilen Regen: die kleinen und grofsen Regen verhalten ſich, wie bereits oben gemeldet worden. Da es aber nicht anhaltend regnet, ſo dauert auch nur das kalte Wetter, ſo lange es regnet. — Im September und October iſt die Hitze am gröſsten; in den vorigen Monaten verdunkeln Wolken die Sonne, und die Oſtwinde mäſsigen die Hitze noch mehr. Um acht oder neun Uhr Morgens hebt der Wind an und ſteigt mit der Sonne. — Durch alle dieſe Natureinrichtungen wird das Land bewohnbar, und die Hitze gemäſsigt, die auch bereits ſchon abgenommen hat, ſeitdem man die Wälder ausgehauen. — Im Februar fallen ſo gar kalte Nächte vor, und man iſt alsdenn den Verkältungen ſehr blos geſtellt; ein tuchener Rock iſt daher oft bey Tage nicht zu heifs, — denn man muſs Kleidung und Wohnung nach der Hitze einrichten. — Die Nahrungsmittel der Einwohner ſind, auſser Schaaf- und Schweinefleiſch, allerhand ſaftige und kühlende Gewächſe: ſonſt genieſset man Jams, Batatten und Caſſabi. — Die Luft iſt hier gemeiniglich ſehr feucht, daher auch jedes Metall dem Roſten ſehr ausgeſetzt iſt. — Jedoch ſind die Faulfieber hier nicht ſo häufig, als auf einigen andern Inſeln. — Hier findet man die Tſchicken, ein ganz kleines Inſekt in der Gröſse eines Sandkorns, welches ſich unter die Nägel der Füſse eingräbt, daſelbſt in einen kleinen Beutel, von der Gröſse einer Erbſe, ſeine Eyer legt, ſehr häufig. — Anfangs empfinden die Patienten ein heftiges Jucken; ſo bald aber die Jungen ausgekommen ſind, höhlen ſie die Gegend aus; es entſtehen groſse Geſchwüre; oft der kalte Brand, oder das Fleiſch fällt von den Beinen. Die Negern verſtehen ſich trefflich

darauf, den Beutel auszugraben, und wenn dies geſchehen, ſo beſtreichen ſie die Wunde mit Tobaksaſche und Ohrenſchmalz. — Die Inſel St. Thomas iſt bergigter als St. Croix, die eigentlich nur hohe Hügel hat, und da ihr viele hohe Berge anderer Inſeln nach Oſten hin liegen, die ihr Wind und Regen rauben, ſo kömmt auf St. Croix kein ſo häufiger Regen, und die Hitze giebt der von Guinea nicht viel nach [b]). — Uebrigens iſt die Inſel überall wohl angepflanzt, und an Piſang, Bananen, Cokos, Jams und Caſſaven iſt kein Mangel. —

Die Inſel Antigua leidet groſſen Waſſermangel, und man iſt genöthiget, ſolches von den benachbarten Inſeln gegen Wein oder Rum einzutauſchen, daher die armen Negerſclaven nur ſelten trinkbares Waſſer erhalten [c]). — Die mehreſten Aerzte [d]) halten ſie daher für ſehr ungeſund, obgleich Richard ſie geſund nennt. — Blutflüſſe, beſonders das Blutharnen und der Leberfluſs ſind hier unter den Negerſclaven ſehr gemeine Uebel [e]). — Auch die Inſel St. Euſtatius zählt man zu den ungeſunden [f]). — Beſſer iſt aber St. Chriſtoph, wo eine reine und geſunde Luft iſt [g]). — Die Inſel Gua-

b) Iſerts Reiſen a. a. O.

c) Allgem. Litteratur-Zeit. vom Jahr 1789. Monat October.

d) Lind a. a. O. Blane a. a. O.

e) Adair im 11ten Bande der Samml. auserleſener Abhandl. f. p. A.

f) Lind a. a. O.

g) Lind und Oldendorp a. a. O.

Guadeloupe iſt an der Seeſeite bergigt [h]), und hat einen rauchenden Vulkan; übrigens giebt es hier viele niedrige, ſumpfige Stücken Landes, welches die Franzoſen Baſſe Terre nennen [i]). — Das Land iſt mit herrlichen Gärten geziert, welche allerhand Früchte, als Erbſen und Artiſchocken, in Menge hervorbringen: auch hat man hin und wieder das beſte Waſſer. Auf dieſer Inſel verſpürt man zuweilen Erdbeben, worauf Raupen und allerhand häſsliches Geſchmeiſs, als Fliegen und Käfer, zu folgen pflegen [k]). — Man trauet daher hier den herrlichſten Früchten nicht, und hält ſie für ungeſund [l]). — Auch den Zucker hält man für ſchlecht [m]). — Ganz ungeſund muſs die Inſel doch nicht ſeyn: denn Iſert ſahe daſelbſt einen Mann von 91 Jahren. — Den Ausſatz findet man hier ziemlich häufig [n]). —

Die Inſel Dominico iſt an den meiſten Orten waldigt und ungeſund: indeſs wohnen doch an den Seiten der Hügel verſchiedene franzöſiſche Familien ſehr geſund, und bleiben von den gewöhnlichen Wechſel- und andern Fiebern frey [o]). — Uebrigens ſind hier die Krankheiten, wie die Herren Poiſſonier Deſperrieres und Poupet

h) Iſert a. a. O.

i) Lind a. a. O. S. 104.

k) Pauw l. c. Richard a. a. O.

l) Richard und Oldendorp a. a. O.

m) Iſert a. a. O.

n) Ritter Michaelis Moſaiſches Recht, 4. Band. S. 252.

o) Lind a. a. O. S. 186.

pet Desporten *p*) versichern, von der grösten Heftigkeit. — In Ansehung der gesunden Beschaffenheit von Martinique ist man nicht einig. Isert sagt: es sey hier zwar feucht, aber doch gesund; auch Lind hält diese Insel für gesunder als Domingo; eben so auch Richard: aber Mr. de Chanvalon *q*) macht hievon eine ganz andere Beschreibung: hier ist die Natur, sagt er, in den Krankheiten so eilfertig, dass, wenn man sich der Krankheit nicht in dem Augenblick, wo sie sich meldet, bemächtiget, sie sich auf einmal entwickelt, und das mit einer Heftigkeit, die die Arzeney nicht mehr überwältigen kann, sondern alles ist verloren. Man macht es alsdann mit einem Kranken wie mit einem brennenden Gebäude, wovon man einen Theil aufopfert, um nur das Gerüste davon zu erhalten; es wird ihm in 24 Stunden 15 bis 18mal Blut gelassen, und in der Zwischenzeit werden andere Mittel gebraucht. So bald jemand krank wird, finden sich Arzt, Notarius und Beichtvater zugleich ein. — Hier dringt oft das Blut in dem Fieberanfall durch alle Gänge der Haut, wie der Schweiss, und dennoch lässt man 15 bis 16mal zur Ader !!! Die Blattern, Masern und Fleckfieber sind pestartig. —

Auch wird diese Insel von Ameisen sehr geplagt; — man hat in Frankreich *r*) auf die Entdeckung eines Mittels, diese Insekten zu vertilgen, eine Belohnung von 1 Million Livres gesetzt. —

So

p) Beym Bajon. Erster schrieb: Traité des fièvres de l'Isle de St. Dominique. Letzterer: Histoire des Maladies de St. Dominique.

q) Voyage à la Martinique. p. 76.

r) Zimmermanns zoologische Naturgeschichte.

So wohl dieſe Inſel, als St. Lucia, haben viele Schwefelminen. Dieſer und anderer Urſachen wegen nennt Fabri *s*) die Inſel Lucia ſehr ungeſund. Blane aber ſagt: hier ſey die Luft ſehr rein. — Auf der Inſel St. Vincent wird die Stadt Kingſton durch einen angrenzenden Sumpf ſehr ungeſund gemacht. — Da aber durch Abwäſſerung dem Uebel abgeholfen werden kann, ſo ſteht zu hoffen, daſs der Ort dermaleins geſunder werden könne *t*). — Die Inſel Grenada und die Grenadinen ſind bis jetzt, der vielen Sümpfe und Wälder wegen, annoch ſehr ungeſund *u*). —

Obgleich der berühmte Lind *x*) der Inſel Tabago, ihrer ungeſunden Beſchaffenheit wegen, nicht das Wort redet; ſo verſichert doch Oldendorp *y*), daſs dieſe Inſel, deren Boden fruchtbar, und hin und wieder ſandigt iſt, von den caraibiſchen die geſundeſte ſey. Hiemit kömmt auch der Bericht des Capitain Poynz *z*) überein, der ſie auch für geſund hält, weil gelinde, aber allgemeine Winde, die bey Sonnenaufgang von der See, des Nachts aber von den Felſen und Gebürgen kommen, die Hitze mäſsigten und die Luft reinigten. — Die Inſel Curacao hat ſich von jeher der Geſundheit ſehr nachtheilig bewieſen *a*). — Die Luft iſt oft nebeligt, feucht und heiſs. — Das gelbe Fieber und Ruhren würgen hier viele Menſchen. — Auſser

s) Handbuch der neueſten Geographie. Halle 1787. S. 470.
t) Lind a. a. O. S. 103.
u) Lind a. O. S. 168.
x) A. a. O. S. 103.
y) A. a. O. S. 4.
z) Hannöver. Magaz. v. J. 1782.
a) Lind a. a. O.

Auſser den Musquitos, deren Stich kleine Knoten und Geſchwulſt hervorbringt, giebt es auf verſchiedenen Inſeln giftige Schlangen, unter denen die Corallenſchlange die giftigſte iſt. Nach deren Biſs ſchwillt der Körper auf, und das Blut ſtrömt aus allen Werkzeugen der Sinne [b]).

Die bisher abgehandelten kleinen antilliſchen Inſeln ſind Inſeln unter dem Winde, da Barbados eine Inſel im Winde iſt [c]). Ich werde daher von dieſer Inſel theils deshalb etwas umſtändlicher reden, theils auch darum, weil wir über dieſe Inſel eine weitläuftige und ſchätzbare Beſchreibung beſitzen [d]). —

Die Wichtigkeit dieſer Inſel hat den Engländern Gelegenheit gegeben, auf die Verbeſſerung der geſunden Beſchaffenheit derſelben allen Fleiſs und Aufmerkſamkeit zu verwenden. Man hat die Wälder weggehauen oder doch verdünnet, und die Sümpfe zum Theil ausgetrocknet. Dieſer Umſtand, vereinigt mit ihrer natürlichen Lage, haben ſie zu der geſundeſten aller bisher abgehandelten Inſeln gemacht, worin Lind, Richard und Blane übereinſtimmen. Vorzüglich ſind einige Hügel ſehr geſund. — Dieſe hohe Lage und ihre trockne Luft geben ihr dieſe Vorzüge. — Die Jahreszeiten folgen hier ziemlich regelmäſsig auf einander: — weder das Barometer noch Thermometer zeigen das ganze Jahr durch groſse Abwechſelungen. Nie ſteigt das letztere über 87 Grade; viel-

b) Ulloa und Moſely.

c) Fabri a. a. O. S. 468.

d) Hillary Beobachtungen über die Veränderungen der Luft auf Barbados. Leipz. 1776.

vielmehr ſteht es in den meiſten Monaten etwas niedriger. Jedoch vermehren Windſtille und Südluft die Hitze nicht wenig, ſo wie hergegen Regen und Nordwinde Kälte bringen. Dergleichen Abwechſelungen, ob ſie gleich nie über 17 Grad betragen, verurſachen aber ſo gut hier als in Europa Verkältungen. Moſely ſagt: ſteht das Thermometer auf 72°, da es ſonſt auf 80° zu ſtehen pflegt, ſo zittert man ſchon am ganzen Körper. Man theilt übrigens ſo gut hier als überall auf den Zuckerinſeln das Jahr in die trockne und feuchte Jahreszeit ein, und es iſt auch hier die trockne Zeit die geſunde; die naſſe hergegen die ungeſunde Zeit. — Daſs aber doch Barbados überhaupt geſunder als andere der Antillen ſey, zeigt das hohe Alter an, welches einige hier erreichen, indem man Beyſpiele von 100jährigen Perſonen hat.

Witterung und Krankheiten verhalten ſich in regelmäſsigen Jahren gemeiniglich folgendermaſsen: Der Jänner iſt gemeiniglich trocken und kühl. — Das Thermometer ſteht zwiſchen 70 und 80 Graden. Dieſer Monat iſt geſund: es herrſchen jedoch Catarrhe, Hals- und Lungenentzündungen; auch wohl einige Nervenfieber. — Bey dieſer Gelegenheit verdient angemerkt zu werden, daſs die entzündlichen Krankheiten hier ſo ſelten nicht ſind, wie man wohl vermuthen ſollte. Hillary [e]) fand für ſehr dienlich, 24 Unzen Blut auf einmal zu laſſen.

Auch der Februar, weil er trocken und kühl iſt, iſt geſund. — Es entſtehen die vorhin gemeldeten Krankheiten und der convulſiviſche Huſten. —

Nicht

e) A. a. O. S. 140.

Nicht viel iſt der März von den vorigen Monaten verſchieden: — es herrſchen oft entzündliche Krankheiten, und beym Aderlaſs zeigt ſich alsdenn eine Speckhaut auf dem Blute. — Die Nervenfieber gleichen denen in England. — Der Tetanus und Opiſtothonus ſind nicht ſeltene Uebel.—

Im trocknen und wärmern April ſteigt das Thermometer bis auf 85 Grad: — noch herrſchen Hals- und Lungenentzündungen, wie auch Rheumatismen. Auch ſieht man wohl anhaltende remittirende Fieber. —

Der meiſte Theil des Mays iſt trocken, nachher kommen Platzregen: — das Thermometer ſteht wie im vorigen Monat: — auch nicht ſchlimmer in Anſehung der Geſundheit. — Selbſt die Nervenfieber werden durch den Regen vertrieben, aber noch dauern die entzündlichen Krankheiten fort, und es geſellet ſich zu ihnen der Schlagfluſs. —

Im Anfang, oder in der Mitte, oder am Ende des Junius kommen Platzregen und Ueberſchwemmungen: — dies befördert das Wachsthum der Pflanzen ſehr: — man genieſst jetzt viele ſaftige Pflanzen: der Neger wird oft durchnäſst: — die Hitze iſt zwiſchen 76 und 86 Grad. Die entzündlichen Krankheiten werden jetzt ſeltener: finden ſie ſich aber dennoch, wie im Jahre 1757 *f*) ein, ſo ſind ſie viel heftiger als ſonſt, und man muſs ſtarke Aderläſſe vornehmen. — Man giebt überdem alle Stunden ein Pulver, welches aus einem Quentchen Salpeter und 15 Gran Salmiak

f) A. a. O. S. 140.

miak *g*) beſteht, in einem Bruſttrank, zu dem Minderers Geiſt gegoſſen worden. Mittlerweile, da die Ausdünſtung mehr und mehr unterdrückt wird, bekommen die Säfte, die vorher einen ſtarken Trieb nach der Bruſt gehabt hatten, mehr Richtung nach den Eingeweiden, woraus Durchfall, Ruhren und Cholera entſtehen; auch findet ſich hin und wieder die Colik von Poitou ein, und die Kinder bekommen Schwämmchen: jedoch gehört dieſer Monat noch zu den geſunden. —

Julius. — Der Regen nimmt zu und die Hitze bleibt: daher iſt dieſer Monat ungeſunder als der vorige. — Es geſellen ſich zu den gemeldeten Krankheiten Schlagflüſſe; convulſiviſcher Huſten; beſonders das gelbe Fieber. — Die Ruhr iſt gemeiniglich noch entzündlich. —

Der Auguſt kömmt mit dem vorigen, in Anſehung des Regens und der Hitze überein, und nur in ſeltenen Jahren, als 1753, pflegt er trocken zu ſeyn: — noch immer dauert die entzündliche Conſtitution fort; es leiden vorzüglich das Darmfell und die Eingeweide, wodurch die Ruhr gefährlich wird, zumal da der Puls gemeiniglich dabey klein und hart zu ſeyn pflegt, der ſich aber, nach geſchehenem Aderlaſſen, erhebt: — es herrſchen ferner remittirende Fieber, die man aber nicht zur völligen Intermiſſion bringen kann.

g) Ich erwähne, nicht ohne Urſache, dieſer Medicamente, damit man ſehen könne, daſs auch in Weſtindien die antiphlogiſtiſche Methode zuweilen ſtatt finde. Chalmer und Rowley ſcheinen ſie zu allgemein zu verwerfen. — Hillary hat doch auch Gewicht. —

kann. — Auſser der Ruhr herrſcht auch die Eſſera [b]), und die Augenentzündung. —

Der September iſt wohl nie ohne Regen, und die Hitze bleibt noch wie vorhin. Es dauern Ruhren, Entzündungen des Darmfells und der Eingeweide fort, wovon ſich oft die Natur durch einen heilſamen Durchfall befreyet. Mit der Ruhr verbindet ſich ein remittirendes Fieber, das auch wohl ohne Ruhr iſt. — Die Gichtmaterie, welche ſich jetzt oft auf die Eingeweide verſetzt, wird durch kleine Doſen von Ipecacuanha und Theriak davon zurück geleitet.

Der October iſt meiſt allezeit naſs und kühl; indeſs iſt er auch wohl feucht und warm; auch wohl zuweilen trocken. Die Hitze ändert ſich demnach in gewiſſen Jahren. — In dem kalten und feuchten Monate entſtehen epidemiſche Catarrhe, die zu Pleureſien ſich neigen: auch ohne dem kommen dieſe Krankheiten oft allein. — Das catarrhaliſche Fieber geſellet ſich nun auch zu den Ruhren, die jetzt noch häufiger werden: — desgleichen Gicht: — es zeigen ſich eintägige Fieber, die ordentlich intermittiren, welches hier eine ungewöhnliche Erſcheinung iſt: — jedoch fehlt hier der ziegelartige Bodenſatz, ehe die Criſis völlig vorhanden iſt. — Die wahren Tertian- und Quartanfieber, die noch auf den unbebauten übrigen antilliſchen Inſeln gefunden werden, ſiehet man hier nicht; ſie müſsten denn von andern Orten hergebracht ſeyn: aber das anhaltende remittirende und das gelbe Fieber ſind dafür deſto häufiger. —

Der

b) Man ſehe, was ich hiervon aus Moſely angeführt habe.

Der November iſt gemeiniglich auch noch feucht und kühl. Das Thermometer ſteht zwiſchen 74 und 85 Grad. Dieſer Monat pflegt ziemlich geſund zu ſeyn. Es herrſchen einige catarrhaliſche und entzündliche Fieber: — das Blut begiebt ſich mehr nach dem Kopf: — es ſind halb dreytägige Fieber nicht ſelten: man kann ſie aber ſelbſt durch Ausleerungen zur Intermiſſion bringen. —

Der December iſt bald trocken, bald naſs, und es ſtellen ſich noch oft ſtarke Regengüſſe ein. Das Thermometer ſteht zwiſchen dem 73 und 82ten Grad. Dieſer Monat iſt geſund. Jetzt hören auch die heftigen Entzündungen und Ruhren vom vorigen Monat auf. —

So iſt der Verlauf der Krankheiten zu Barbados das ganze Jahr durch.

Giebt man auf alles, was hier geſagt worden iſt, genau Acht; ſo findet man dadurch ein paar Stellen des Hippocrates in ſeinem Buche von der Luft, Waſſer u. ſ. w. beſtätiget. Am erſten Orte ſagt er: Wenn es den Winter über dürre und Nordluft giebt, der Frühling aber bey der Südluft regnigt iſt, ſo muſs der Sommer nothwendig reich an Fiebern werden, und Augenentzündungen verurſachen. Denn wenn plötzlich eine erſtickende Hitze, da der Boden von dem Regen des Frühlings und von der feuchten Südluft noch naſs iſt, einfallt: ſo wird unfehlbar, theils von dem naſſen und warmen Erdreiche, theils von der brennenden Sonne, und weil bey den Leuten der Leib weder verſtopft, noch das Gehirn ausgetrocknet wird, eine doppelte Entzündung entſtehen. Denn

es iſt unmöglich, daſs in einem ſolchen Frühlinge der Körper mit ſeinem Fleiſche nicht durchaus angefeuchtet werden ſollte; ſo daſs darüber alle, und beſonders mit Schleim erfüllte Leute, in hitzige Fieber verfallen. Es müſſen ſich ferner bey ſehr ſaftreichen Mannsperſonen, wie bey den Frauenzimmern Ruhren äuſsern. Inzwiſchen kann man doch hoffen, daſs alles das nachlaſſen, und es einen geſunden Herbſt geben werde, wenn ſich mit dem Anfange der Hundstage, Regen und kühle Luft einſtellen, und die Hundstagswinde wehen.

An einem andern Orte ſagt er: Iſt der Sommer bey der Südluft regnigt, und der Herbſt gleichfalls; ſo muſs der Winter ungeſund werden, und wahrſcheinlich giebt es bey ſchleimigten Perſonen, und bey denen, die ſchon über 40 Jahre alt ſind, hitzige Fieber; bey galligten Naturen aber Seitenſtechende Fieber und Lungenentzündungen. So weit Hippocrates. —

Hillary ſahe zuweilen von den vorigen einige Abwechſelungen entſtehen. So z. B. ſahe er *i*) 1757 das anhaltende remittirende Fieber ſich in ein ordentliches intermittirendes tägliches verwandeln. — Fieberverſetzungen ſind zu Barbados auch nicht ſelten: — man ſieht auch wohl critiſchen Ausſchlag: — ja oft critiſche Schweiſse; ſo endigte ſich 1757 im December ein allgemeines Entzündungsfieber am 5ten Tage durch den Schweiſs: im Jahr 1756 ſahe man dies am 9ten Tage in einem remittirenden Fieber: eben ſo im nemlichen Jahre im May, und im October 1752. Hillary ſahe ferner am 14ten Tage critiſche Schweiſse

i) A. a. O. S. 154.

Schweiſse ausbrechen im Julius 1754 und 1756, wie auch im September 1756. Am 19ten Tage erfolgte das nemliche im März 1754. Endlich am 21ten im Jahre 1752 im November, u. ſ. w.

Der Fieberfroſt iſt zu Barbados gemeiniglich kurz, doch hat man auch Beyſpiele, daſs er drey bis vier Stunden angehalten. —

Auſser den bisher abgehandelten Krankheiten verdienen noch einige andere, die an die Jahreszeiten ſo ſehr nicht gebunden ſind, wie die vorigen, beſonders beſchrieben zu werden. Die vornehmſte von allen iſt jene Drüſenkrankheit, oder Elephantiaſis, die in einer unförmlichen und dem Fuſse eines Elephanten nicht unähnlichen Dicke der Beine beſteht, die dieſer Inſel beſonders eigen iſt *k*). — Die Haut wird dick, hart, feſt, knorpelartig; es entſtehen Riſſe und Spalten darin, aus welchen beſtändig eine Feuchtigkeit flieſst. — Es werden die Flieſswaſſerdrüſen beſonders angegriffen, daher wirft ſich die Geſchwulſt leicht auf die Hoden und den Hodenſack. — Vor dieſer Geſchwulſt gehen Fieberbewegungen jedesmal vorher; oft verſchwindet ſie für eine Zeitlang, kömmt aber mit den wiederholten Fieberanfällen jedesmal wieder zum Vorſchein: endlich bleibt ſie ſtehen, nimmt an Gröſse und Dicke immer zu, ohne der Geſundheit übrigens ſehr zu ſchaden. Man hat Beyſpiele von Patienten, die 20 Jahre daran gelitten hatten. — Bey einem abgenommenen Fuſse war die Haut an einigen Stellen zwey Zoll

 dick.

k) Hillary. — Desgleichen Hendy und Rollo über die Drüſenkrankheit in Barbados. Fr. a. M. 1788.

dick. — In Anſehung des Urſprungs dieſer Krankheit ſind die Aerzte nicht völlig einerley Meynung. — Aus Arabien ſtammt dies Uebel, ſagen die angeführten Aerzte, nicht her: weil es mit dem arabiſchen Ausſatze wenig Aehnlichkeit hat: — nur Clarke allein hat in Cochem ein Uebel gefunden, welches mit dem jetzt beſchriebenen viele Uebereinſtimmung hat. — Allein hierin irret ſich doch Hillary; denn in Abyſſinien hat Brüce, wie wir unten hören werden, eine ähnliche Krankheit gefunden. Gemeiniglich waren aber auch andere Theile, beſonders das Angeſicht, zugleich mit angegriffen. Es ſcheint daher dieſes Uebel nur eine Abart des knolligten Ausſatzes der Araber zu ſeyn, und der berühmte Hensler *l*) trägt kein Bedenken, zu glauben, daſs dieſer Ausſatz durch den Sclavenhandel über Afrika nach Weſtindien ſey gebracht worden. — Man findet dieſe Drüſenkrankheit, oder das Knollbein, keinesweges auf allen Antillen; ſondern nur allein auf denjenigen, wo die Luft, verhältniſsmäſsig, durch Wegräumung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe, oder auch wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, rein, trocken und geſund iſt. Dies iſt nun der Fall zu Antigua, zu Havanna, und beſonders zu Barbados: — man findet ſie daher hier, und vorzüglich auf der letzten Inſel, am häufigſten. — Es iſt auch die Krankheit hier nicht älter als etwa 80 Jahre: — denn da vorher Barbados eben ſo wild, als alle andere Inſeln war, ſo wuſste man hievon nichts. — Ein noch anderer Beweis von dem bisher Geſagten iſt dieſes: ein Menſch, der

l) Ph. Gabr. Hensler vom abendl. Ausſatze u. ſ. w. Man ſehe Blumenbachs med. Bibl. 3. B. S. 379.

der mit der Drüſenkrankheit zu Barbados behaftet iſt, wird davon befreyet, wenn er ſich nach Tabago begiebt, wo die Luft lange nicht ſo rein, noch ſo trocken iſt, als zu Barbados. — Einige haben die Urſache in den Speiſen und dem Waſſer geſetzt. — Was aber das Waſſer anbetrift; ſo kann dieſes nicht ſchuld ſeyn, weil man zu Barbados reines, gutes, trinkbares Waſſer hat, welches auch ſeit der Entſtehung der Krankheit nicht ſchlechter geworden iſt. Die gewöhnlichen Speiſen können es auch nicht ſeyn, weil man ſo gar an den Pferden eine ähnliche Krankheit bemerkt hat. Zwar erhielten die Negern in vorigen Zeiten ſchlechte Nahrungsmittel, als in Fäulung gerathene Fiſche; eingeſalzenes Fleiſch u. d. gl. m. Heutiges Tages verſorgt man die Sclaven, auf den engliſchen Inſeln wenigſtens, beſſer als ehemals. Man giebt jedem derſelben [m]), bis auf die Negerkinder, 3 Maaſs Mehl und 6 Heeringe wöchentlich. — Auch erhalten ſie oft Syrup und Waſſer: — kurz, ihr Zuſtand iſt nicht ſo elend, wie ihn Ramſay und andere geſchildert haben. Man hat alſo bey Entdeckung dieſes Uebels auf mehrere Umſtände zu achten; und da lehrt denn die Erfahrung, daſs mehrere davon befallen werden, die in hitzigen Getränken ausſchweifen, als die viel Waſſer trinken. Es ſcheint auch ferner, daſs den Negern dadurch das Uebel zu Theil wird, weil ſie oft unvorſichtig genug ſind, nach vorhergegangener Erhitzung, die Nacht entblöſst unter freyem Himmel zuzubringen, oder doch bey offnen Fenſtern zu ſchlafen [n]). Gleichwohl bleibt aber doch die wahre Urſache verborgen. —

m) Sprengels Beyträge u. ſ. w. 5ter Theil. S. 273.
n) Hendy und Rollo a. a. O.

Jetzt komme ich auf die übrigen in Barbados befindlichen Krankheiten. Hierhin gehört eine neue und chroniſche Art Schwämmchen, ohne Fieber, die bald Mund, bald Magen angreifen; den Appetit rauben; einen Durchfall verurſachen, oft Jahre lang anhalten, und endlich langſam tödten. Die Schwämmchen ſind viel kleiner, als die gewöhnlichen; gerathen nicht in Eiterung, ſondern enthalten eine ſcharfe lymphatiſche Materie: — Antimonialmittel, alcaliſirtes Queckſilber, Guajakum und Serpentaria mit Kampher zeigten ſich hierin nützlich *o*). — Ferner gehört die Nyktalopie hier und auf den übrigen Zuckerinſeln faſt zu Hauſe *p*). — Die Töpfercolik hergegen, welche hier ehemals ſo häufig war, findet man jetzt ſeltener. —

Zuletzt komme ich auf einen Umſtand, der in den neuern Zeiten vielem Widerſpruch unterworfen geweſen iſt. Es fragt ſich nemlich: hat der Mond in Weſtindien auch auf Krankheiten Einfluſs oder nicht? Der berühmte Lind war Anfangs ein ſtarker Vertheidiger dieſes Einfluſſes: in ſpätern Zeiten nahm er aber ſeine Meynung wieder zurück; er ſchreibt die periodiſchen Erſcheinungen den feuchten Ausdünſtungen zu *q*). St. Jackſon *r*) glaubt aber durch häufige Erfahrungen überzeugt zu ſeyn, daſs allerdings der Mond, ſo wohl wenn er voll, als auch wenn er im Neulichte iſt, ſtarke Fieberbewegungen hervorzubringen

o) Hillary a. a. O. S. 342.
p) Ebendaſelbſt. S. 353.
q) Litteratur-Zeitung v. J. 1788. Monat Junius.
r) Ebendaſelbſt.

gen im Stande sey: man bemerkt davon schon die Würkung acht Tage vorher. — Griffith Hugues [s]) hat bemerkt, dafs zu Barbados der Wahnsinn und Tollheit, zur Zeit des vollen Monds, weit heftiger als in kalten Ländern sey. — Wilson [t]) ist nicht allein auch dieser Meynung, sondern er führt auch Beyspiele an. — Besonders sind alsdenn die Wechselfieber schwer zu heben. — Dies sind, meiner jetzigen Einsicht nach, Beweise genug, um von der Richtigkeit dieser Einwürkung überzeugt zu seyn, — ohne mehrere Zeugen aufzurufen [u]). — Jedoch kann ich den berühmten Macquet nicht verschweigen, der zu Zierikzee [x]) oft gesehen hat, dafs die wassersüchtigen Patienten beym Vollmond am meisten geschwollen sind. —

Aus dem vorhin Gesagten geht hervor, dafs es in Barbados Krankheiten gebe, die auf den andern Inseln entweder gar nicht, oder doch wenigstens selten sind; so wie, im Gegentheil, die übrigen Inseln von manchen Krankheiten häufig heimgesucht werden, die man in Barbados nur dem Namen nach kennt. — Hierhin gehören besonders die Wechselfieber, die so häufig auf Jamaica sind, und die durch den Gebrauch der Chinarinde zu ordentlichen Intermissionen gebracht werden können [y]). Diese sind nun zu Barbados nicht so häufig. —

s) Wilson a. a. O. S. 22.
t) Ebendaselbst.
u) Joh. Sloane in der angeführten Schrift, führt davon S. 42. ebenfalls Beyspiele an. —
x) Nachricht zu den Verhandlungen. p. 155.
y) Joh. Sloane von den Krankheiten in Jamaica. Augsburg 1784. S. 120.

Einige Krankheiten gehören eigentlich in Weſtindien nicht zu Hauſe, und werden von den Negern aus Guinea mitgebracht. Hierhin gehört, auſser den Jaws, wovon ſchon oben geredet iſt, die Vena medinenſis oder der Dracunculus, welches ein langer fadenartiger Wurm unter der Haut iſt, von dem man glaubt, daſs er durch den Genuſs des ſchlechten Waſſers hervorgebracht werde, und auf deſſen Cur, welche in einem langſamen und vorſichtigen Auswickeln dieſes Thieres beſteht, die alten Neger und Negerinnen ſich gut verſtehen. — Ein neuerer Schriftſteller [z]) zieht aber die bisherige Meynung in Zweifel, und ſcheint das Uebel für eine Art der Luſtſeuche zu halten: daher iſt auch der ätzende Sublimat bey ihm das beſte Mittel. — Wir werden an einem andern Orte mehr hievon ſprechen. —

Auch die verſchiedene Lebensart der Weiſsen und der Negern in Weſtindien bringt eine nicht geringe Verſchiedenheit in dem Verlauf der nemlichen Krankheit oft hervor. Man ſiehet dies in keiner Krankheit deutlicher, als in den Blattern. Denn obgleich dieſe Krankheit vielen Negern tödtlich iſt; ſo hat man doch bemerkt, daſs viele von ihnen, die faſt nur allein von Vegetabilien leben, beſſer davon kommen, als die Weiſsen, die viel Fleiſch eſſen [a]). — Auch hat man Negerkinder mit dem beſten Erfolg eingeimpft; — von 250 ſtarb nur eins. —

Die-

z) Schöler Diſſ. ſiſtens obſervationes ſuper morbis Surinamenſium. Goetting. 1781.

a) Wilſon a. a. O. S. 142.

Diejenigen, die nach Westindien reisen, haben viel zu beobachten, wenn sie gesund bleiben wollen. Der ersten Revolution der Natur, dem Seasoning, einem Fieber, wovon bereits oben gesprochen worden, entgehen sie zwar selten, doch können sie durch kluges Verhalten diese Krankheit sehr vermindern. — Sie müssen nicht allein alle Unmäfsigkeit vermeiden, sondern auch die Nachtluft, wie auch alle Verkältung und besonders den Regen verhüten. Wird man ja nafs; so mufs man sich entweder in Salzwasser baden, oder sich mit einem Tuche reiben, das in Salzwasser getaucht worden [b]). —

Die Kleider sollte man jedesmal nach der Witterung einrichten, und in den heifsen Monaten leichte Kleider, wie in Ostindien tragen [c]). — Vor allen mufs man die sumpfigen, stinkenden und mit Wäldern bewachsenen Gegenden meiden, und sich nach den höhern Oertern und Seiten der Gebürge begeben, wo die Luft rein ist. Fast auf jeder Insel findet man dergleichen Zufluchtsörter, sagt Lind: — auf Barbados sind's die Highlands; in Antigua der Monk-Hill; auf Dominico giebt es ebenfalls dergleichen Gegenden; so wie man sich dieselbe, durch Wegräumung der Wälder, auf den übrigen verschaffen könnte [d]). —

Diejenigen aber, welche sich an ungesunden Orten und mit Holzfällen nothwendig abgeben müssen, sollten den Rath eines Linds befolgen; sie müssen ihren Speichel nicht verschlucken, den Mund

b) Oldendorp a. a. O. S. 135.
c) Hillary a. a. O.
d) Lind a. a. O. S. 193.

Mund fleifsig mit Essig ausspülen; ihre Nasenlöcher mit Carpey verstopfen, der mit camphorirtem Esig befeuchtet worden; Fieberrinde, Knoblauch und Rhabarber, mit Branntewein aufgegossen, des Morgens nehmen; den Kopf mit einem Tuche bedecken, der mit Essig befeuchtet worden u. dergl. mehr *e*).

Ferner muss man alle stark ausleerende Mittel, besonders starke Brech- und Laxiermittel sorgfältig meiden: das hiesige Clima verträgt adstringirende Mittel, als Alaun, Kupfervitriol dagegen besser *f*). — Junge Kinder, wie denn auch hier gewöhnlich geschieht, muss man nicht zu früh an die Luft bringen, sondern wenigstens einige Tage lang im Zimmer halten *g*). — Doch diesem Rathe, wie wir unten bey Cayenne hören werden, widerspricht Bajon. — Die Mannschaft eines Schiffes, die sich aufs Land begiebt, leidet gemeiniglich viel: — es vermindern sich aber gemeiniglich die Uebel, ausser der Ruhr, so bald das Schiff wieder in See gegangen, und eine Kreuzfarth angestellet hat *h*). Wenn Patienten, die am Aussatz danieder liegen, glücklich genug sind, sich in einer Gegend zu befinden, wo das Franzosenholz an den Bächen stehet, woraus sie zu trinken pflegen, so hört oft das Uebel davon auf *i*). —

Da

e) Lind a. a. O. S. 136.

f) Adair im 11ten Bande der Samml. auserlesener Abhandl. f. p. A.

g) Richard a. a. O.

h) Lind, Blane a. a. O.

i) Kleine Reisen, Lektüre für Reise-Dilettanten, 5. B. 1788.

Da auch die Bahamas-Inseln zu den westindischen Inseln gerechnet werden; so verdient nur blos bemerkt zu werden, dafs sie, wie die Bermudischen, sehr gesund sind; deshalb reisen oft Kranke hierhin, um durch die heilsame Luft wieder zu ihrer Gesundheit zu gelangen [k]). —

Vom Atlantischen Meere und von den Krankheiten zur See überhaupt.

Viele tausend Menschen bringen einen grofsen Theil ihres Lebens auf dem Meere zu, und wird ihnen dasselbe gleichsam zum Wohnplatz, welcher nach seiner, vom Lande verschiedenen Beschaffenheit und nach andern damit verbundenen Umständen, auf die Gesundheit und Krankheit dieser Menschen einen grofsen Einfluss hat: daher verdient das Weltmeer nicht mit Unrecht in diesem Werke besonders abgehandelt zu werden.

Das Atlantische Meer wird fast von allen Nationen am meisten befahren, und dieses mag daher statt anderer hier den Namen hergeben. — Indefs werden wir doch noch an einem andern Orte von den Krankheiten zur See nach Ostindien besonders handeln. Hier aber erst das Allgemeine. —

Um kurz zu gehen, und alles Weitläuftige zu vermeiden, gebe man auf folgende Stücke Achtung. Erstlich auf die Seeluft. — Diese ist feuch-

k) Brüce Nachrichten von seinen Reisen. Leipzig 1784.

feuchter; gemäſsigter; reiner und ſchwerer als die Landluft [l]). Das erſte wird niemand in Zweifel ziehen: daher iſt ſie geſchickt, die ſtraffen Faſern zu erweichen, und Rigidität, die durch Hitze in dem heiſsen Clima verurſacht wird, zu verhindern. — Daſs ſie gemäſsigter als die Landluft ſey, iſt auch nicht zu bezweifeln: weder Hitze noch Kälte empfindet man hier ſo ſtark als auf dem Lande. — Rein iſt ſie aus mehr als einer Urſache. — Hier fehlen Sümpfe, Moräſte und Wälder; es verſchluckt das Meer, nach Iggenhauſens Bemerkungen, vielmehr das Phlogiſton, und macht dadurch die Luft rein: nach aller Wahrſcheinlichkeit entbindet ſich auch ſo gar aus der See eine neue reine Luftart und eine ſubtile Säure: — das erſte kann man, ſeit der neulich gemachten wichtigen Entdeckung; ich meyne die Verwandlung des Waſſers in Luft; nirgends häufiger als hier vermuthen. — Das ſchnelle Roſten des Eiſens und das Ammoniacalſalz, welches ſich bildet, wenn man Tücher, die vorher in eine Lauge von Potaſche getaucht worden, alsdann an die Luft ausgebreitet hat, machen das andere, die Säure nemlich, wahrſcheinlich. — Dieſe Salzſäure widerſteht der Fäulung, ſtärkt die Lungen und den ganzen Körper; — ſo wie die neu erzeugte Luft das wahre pabulum vitae iſt [m]). —

Schwer

l) G. Forſter de aëre marino. 1787.

m) Ich denke, hierin liegen doch wohl keine irrige oder falſche Begriffe. — Daſs hier aber nicht alles geſagt ſey, was darüber geſagt werden könnte, weiſs ich ſehr gut: aber hier iſt nicht der Ort, in das Feine der Phyſik zu gehen. —

Schwer ist die Seeluft auch, — weil das Land oft viel höher als die See ist. — Dieser vermehrte Druck auf der Oberfläche des Körpers befördert den Umlauf aller Säfte, und ist von grosem Nutzen. — Selten bemerkt man ferner zur See eine Windstille, sondern hier ist die Luft in beständiger Bewegung, und die bereits gebrauchte Luft wird von einer neuen verdrängt. —

Alle diese Umstände geben demnach der Seeluft Vorzüge, die die Landluft selten besitzt. — Der Seemann athmet also eine gesunde Luft. — Alle Reisende und Aerzte sind hierin völlig einig. — Ein Schiff reisete von England kränklich ab, wurde aber zur See gesunder *n*). — Die Mannschaft eines holländischen Schiffes, welches 1751 *o*) zu Curacao landete, und die mit der Ruhr und gelbem Fieber befallen wurde, erholte sich merklich, so bald solches wieder in See gieng. Wenn von zweyen Schiffen, die nach einem ungesunden Lande gehen, das eine von der Küste hinreichend entfernt bleibt, während dem dass sich das andere derselben nähert; so ist der Unterschied deutlich. Das erste bleibt gesund, das andere selten. — Blane sagt: die Entfernung von der Küste um die Länge eines Schifftaues, macht schon einen grosen Unterschied. — Oft entsteht *p*) zu Portsmouth eine Seuche, wenn zu Spithead alles gesund ist. — Als zu Cadix das gelbe Fieber wüthete, wovon alle ergriffen wurden, die von den Schiffen ans Land giengen; so blieben hergegen alle die gesund, die die See nicht verliesen *q*). —

Als

n) Blane a. a. O. S. 38.
o) Lind a. a. O. S. 111.
p) Lind a. a. O. S. 147.
q) Lind a. a. O.

Als zu Penſacola 1765 eine böſe Seuche alle diejenigen wegraffte, die auf das Land giengen; ſo blieben die Mannſchaften von den Kriegsſchiffen, die eine Meile weit vom Ufer lagen, ganz verſchont *r*). — Von vier Schiffen, die nach dem Gambiafluſs zu ſegelten, blieb nur dasjenige geſund, welches ſich dem Ufer am wenigſten näherte *s*). —

Endlich ſo beweiſen die Reiſen des unſterblichen Cook, daſs man Jahre lang zur See geſund bleiben könne. —

Wenn aber nicht alle Seereiſen mit ſolchem Glücke vollendet werden, wenn hergegen Krankheiten auf dem Schiffe oft einreiſsen; ſo ſind daran vielerley Urſachen ſchuld. — Die Gegend kann es ſeyn. — Denn nur diejenige iſt die beſte, wo die Paſſatwinde wehen *t*); — wo aber Windſtille herrſcht, iſt es allezeit ungeſund. Eben ſo ſind die Gegenden, wo viele Stürme; Regengüſſe; groſse Hitze und groſse Kälte herrſchen, ungeſund. — Oder die Schuld liegt am Schiffe, und dieſes kann auf vielerley Weiſe fehlerhaft ſeyn; weil es entweder zu groſs iſt, oder weil es verhältniſsmäſsig mit zu vielen Menſchen angefüllet iſt; oder weil die Materie, woraus das Schiff gezimmert worden, ſchlecht iſt, oder endlich wegen anderer ſchädlichen Einrichtungen auf demſelben. — Mit ganz groſsen Schiffen geht es wie mit ganz groſsen Städten, die allezeit ungeſund ſind. — Auf drey Fregatten, die eben ſo viel Matroſen faſſen, als ein Kriegesſchiff, giebt's nie ſo viele Kranke,

r) Ebendaſelbſt. S. 149.

s) Ebendaſelbſt S. 150.

t) Blane a. a. O.

Kranke, als auf letztern *w*). — Die Luft ist demnach auf den Fregatten allezeit besser, als auf Kriegesschiffen von vielen Canonen. — Dass auf einem Schiffe, welches verhältnissmässig mit zu vielen Menschen angefüllet sey, ein Kerkerfieber ausbrechen könne, beweiset Nichol *x*) mit den Sclavenschiffen. — Man könnte mehrere Beyspiele anführen, aber sie würden überflüssig seyn. —

Die Materie des Schiffs kann auch an Krankheiten Antheil haben. — Ein Schiff war aus Holz gezimmert, das vorher in Salzlauge gelegen hatte, und dies blieb immer ungesund *y*). — Die spanischen aus Cedernholz verfertigten Schiffe sind die besten: auch ist das Beschlagen mit Kupfer, der Reinlichkeit wegen, nützlich *z*). — Es ist auch oft daran gelegen, ob ein Schiff neu oder alt sey. — Ein neues Schiff ist frey von Ansteckung; da hergegen einem alten Schiffe ein Gift anhängen kann, das es jeder, auch der gesundesten Equipage, mittheilt *a*). —

Nun giebt es noch vielerley Einrichtungen auf dem Schiffe, deren umständliche Erwähnung zu weitläuftig seyn würde. Ich bemerke nur einige. — Es ist nicht gleichgültig, sagt Blane, wo das Feuer auf dem Schiffe sich befindet; derjenige Ort ist der beste, der den meisten Zug verschafft. — Die Canonenlöcher zuzustopfen, ist nicht

w) Blane a. a. O. S. 39.
x) Man sehe oben Nichol.
y) Blane a. a. O. S. 58.
z) Ebendaselbst.
a) Ebendaselbst.

nicht rathſam: — am ſchlimmſten iſt es, Unreinlichkeit, Unordnung und Trägheit zu dulden, da hergegen Zugluft und Reinlichkeit, unabläſsige Beſchäftigung der Leute u. d. gl. m. auf einem Schiffe Haupterforderniſſe ſind, um geſund zu bleiben. — Die Franzoſen fehlen hierin am meiſten. —

Drittens liegt die kranke Beſchaffenheit eines Schiffes oft an der Mannſchaft, die ſich darauf befindet. — Matroſen und Soldaten, die zur See ſchon lange gedient haben, bleiben gemeiniglich, weil ſie bereits an die Lebensart, Diät und Ordnung, die auf dem Schiffe herrſcht, gewohnt ſind, geſunder als Neuangeworbene [b]). — Bleibt das Schiff mit einerley Mannſchaft, wenn es auch nicht die geſundeſte iſt, beſetzt; ſo gewöhnen ſich die Leute an einander, und es greifen nicht ſo leicht Krankheiten um ſich, als wenn eine alte und neue Equipage vermiſcht wird, beſonders wenn die neue von einem ungeſunden Ort, als z. B. aus Gefängniſſen kömmt [c]). Aber auch, dem Anſcheine nach, geſunde Leute, können auf ein Schiff Krankheiten bringen, die vorher nicht da waren. Blane führt das Beyſpiel des genommenen franzöſiſchen Schiffes, Ville de Paris, an, deſſen Equipage kaum auf ein engliſches Schiff vertheilt war, als ſchon Krankheiten ausbrachen. —

Nicht gleichgültig iſt ferner die Lebensart der Leute auf dem Schiffe. Behalten die Recruten ihre ſchmutzigen und unreinen Kleider an; werden ſie nicht erſt gewaſchen und gebadet, ſo verbrei-

b) Blane a. a. O. S. 53.

c) Ebendaſelbſt S. 50.

breiten sie leicht allerhand Uebel, welche ebenfalls erfolgen, wenn diese Leute eine schwelgerische Lebensart führen. — Besonders kömmt es darauf an, was für eine Lebensart diese Leute vorher geführet, und ob sie freywillig oder gezwungen in den Dienst gehen. Unten bey Holland werden wir ein Beyspiel aus Thunberg anführen, wo er eine böse Epidemie beschreibt, die sich unter den Soldaten der ostindischen Compagnieschiffe 1771 äusserte, weil sie meist alle von Seelenverkäufern, von denen sie elend gehalten, und zum Theil wider ihren Willen zum Dienst gezwungen worden waren, herbeygeführet worden waren. Wie vieles hier ferner auf gesunde Nahrung, angemessene Kleider und gute Getränke ankomme, wusste der berühmte Weltumsegler Cook am besten, indem er durch eine bessere Einrichtung dieser Punkte seine Leute gesund erhielt. — Er verbesserte vieles. — An der Stelle des Baumöls gab er Zucker; anstatt des oft schlechten Wassers, Malztrank: er führte das Sauerkraut und viele andere nützliche Einrichtungen ein. — Aber diese Vorsicht gebraucht man nicht immer; sondern man bringt oft Früchte und Speisen aufs Schiff, die nicht gehörig getrocknet sind, und daher leicht verderben [d]. — Die Officiere, besonders der Capitain und Steuermann, verkürzen sehr oft, auf eine ganz unerlaubte Weise, einem Soldaten oder Matrosen die Löhnung, oder geben ihnen die bewilligten Mundportionen nicht ordentlich, sondern so wie es ihr Vortheil mit sich bringt. So verhält es sich wenigstens, nach dem Thunberg [e], oft auf den holländischen,

d) Pagès Reise um die Welt. Frankf. und Leipzig 1786.

e) Reise. S. 91. 1. Theil.

nach Oſtindien ſegelnden Schiffen. Da bekommen die Leute nur alle 5 oder 6 Wochen Oel, Citronenſaft, Tamarinden, Käſe u. dergl., welches ihnen doch alle Wochen ausgetheilt werden ſollte. Dies hat zur Folge, daſs ſie entweder davon auf einmal zu viel genieſsen, oder daſs es ihnen verdirbt, oder daſs es ihnen geſtohlen wird. —

Eben ſo iſt es auch mit der Waſſerportion beſchaffen, die den Leuten, wie wir unten bey den Sclavenſchiffen ſehen werden, oft zu klein gemacht wird. — Wem leuchtet es nicht ein, daſs dies alles wichtige Krankheitsquellen ſind, die doch wenigſtens zum Theil verhütet werden könnten, wenn der Wuchergeiſt die Officiere nicht oft ſo ſehr beſeelte? Ungerechter kann man aber, meines Bedünkens, mit keiner Menſchenclaſſe umgehen, als eben mit den Matroſen und Soldaten, die ſo ſchon viel zu erdulden haben, und ſich mit ſchlechter Koſt behelfen müſſen. Dieſe müſſen wir auch etwas näher kennen. Auf einem holländiſchen Compagnieſchiffe bekömmt jeder von der Beſatzung an Eſsig, Oel, Salz und Pfeffer, ſo viel als er gebraucht: wöchentlich aber erhält er ein halbes Pfund Butter, und viertehalb Pfund Brod. Dienſtags wird für jeden ein Pfund Speck ausgetheilt; Donnerſtags eben ſo viel Fleiſch; Freytags Stockfiſch; Sonntags Erbſen und Fleiſch; die übrigen Tage aber werden Grütze, Erbſen und Bohnen ausgegeben. Manchmal werden auch Kartoffeln, rother Kopfkohl, Lauch, Zwiebeln, Merrettig, gelbe Wurzeln bisweilen mit, bisweilen ohne Speck und friſches Fleiſch gegeben. — Auſſerdem ertheilt die Compagnie noch Citronenſaft, Tamarinden u. d. gl. Auch läſst ſie es nicht an

Klei-

Kleidungsſtücken, als grobes Tuch, Strümpfe u. d. gl. fehlen: mithin bezeigt ſich die Direction ſehr menſchenliebend: aber die Capitains ſind nicht ſelten von einer ganz entgegengeſetzten Geſinnung. —

Daſs es zur See eben ſo gut auf die Witterung ankomme, als auf dem Lande, iſt gewiſs. Lang dauerndes feuchtes Wetter z. B. diſponirt mehr zu Krankheiten, und beſonders zum Scorbut, als trocknes Wetter. — Beym Blane findet man davon Beyſpiele. — Bey groſser Kälte können epidemiſche Fieber entſtehen, weil dann alle Luftlöcher verſtopft ſind, und die Luft nicht gehörig gereinigt werden kann *f*). — Bey einem Sturm bricht bald dieſe, bald jene Krankheit, beſonders das Seefieber aus, und vermehrt andere Krankheiten *g*). —

Es kömmt weiter darauf an, nach welcher Weltgegend das Schiff ſegelt, oder woher es kömmt. — So lange ein Schiff im Hafen liegt, herrſchen mehr Fieber als Ruhren; zur See mehr Ruhren als Fieber *h*). — Geht ein Schiff ſchnell aus einem kalten Clima in ein heiſses; ſo entſtehen Coliken, Müdigkeit und Scorbut *i*). — Giebt es bereits Fieberpatienten auf dem Schiffe; ſo kömmt es darauf an, ob mit der Hitze zugleich Feuchtigkeit verbunden iſt, oder nicht. In dem erſten Falle nimmt die Gefahr zu. Iſt aber die Luft trocken und wehen günſtige Winde; ſo hört auch wohl die vorhandene Epidemie auf. Die Seuche,

f) Blane a. a. O. S. 191.

g) Ebendaſ. S. 52 und 27.

h) Ebend. S. 102.

i) Pagès a. a. O.

welche auf den Schiffen, worauf Thunberg [k]) ſich befand, ſeit dem Anfange der Reiſe ausgebrochen war, und wo faſt beſtändig 150 Mann krank lagen, die auch faſt alle ſtarben, hörte in dem heiſſen Clima auf. — Geht aber ein Schiff aus einem heiſsen in ein kaltes Land; ſo kommen auch Scorbut, Ruhren und entzündliche Krankheiten zum Vorſchein. Schiffe, die aus Weſtindien nach Nordamerika ſegelten, bemerkten weniger Fieberpatienten; die chroniſche Ruhr nahm ab, und ſie nahm dafür eine hitzige Geſtalt an. — Als aber die Schiffe nach Weſtindien wieder zurück kehrten; ſo wurden auch die Ruhren wieder chroniſcher Art [l]). — Eigentlich inflammatoriſche Krankheiten kennt man zur See nicht: — die Gallenfieber hat man auch nicht, es ſey denn, daſs die Mannſchaft am Lande geweſen; auch giebt's kein kaltes Fieber, wofern nicht das Waſſer faul iſt, oder friſches Holz gebrannt worden. Man findet zwar wohl einige Spuren vom gelben Fieber: aber zum Ausbruch kömmt es nicht, ſo lange das Schiff zur See bleibt. — Endlich ſind das Aſthma und Lungenbeſchwerden höchſt ſeltene Zufälle; entſteht aber letzteres Uebel; ſo iſt es ſchnell tödtend [m]). — Es bleibt alſo gewiſs, daſs die Seeluft geſund ſey. Auch iſt ſie an dem Scorbut an und vor ſich nicht ſchuld [n]). — Weil aber hier oft Feuchtigkeit mit Kälte verbunden iſt, ſo wird dadurch die Ausdünſtung unterdrückt. — Dieſe, verbunden mit der ſchlechten Koſt, Kleidung und Lebens-

k) A. a. O. S. 87.

l) Blane a. a. O. S. 117.

m) Ebend. S. 22. 61. und 70.

n) Wilſon a. a. O. S. 129. Lind a. a. O. S. 155.

Lebensart der Seefahrer, können endlich das Uebel hervorbringen. — Alſo Nebenumſtände, die aber oft unvermeidlich ſind, bringen nur eigentlich die Krankheit hervor *o*). So entſtehen auch oft bey ſtiller und warmer Witterung Faulfieber und Ruhren; bey Sturm und Kälte aber der Scharbock. — Ein Schiff, das aus einer friſchen kalten Gegend in eine naſſe warme kömmt, bekömmt viele Kranke, die über Schwere, fliegende Schmerzen, Kopfweh und verlorne Eſsluſt klagen. — Die nach dem Südpol hinreiſen und geſchmolzenes Eis trinken, bekommen geſchwollene Drüſen am Halſe *p*). Auch giebt es hin und wieder giftige Fiſche, als eine Sparusart, von deren Genuſs Menſchen krank werden, und woran ſelbſt ein Hund ſtarb *q*). — Nach dem berühmten Rouppe *r*) richten ſich auch die Seekrankheiten nach den Jahreszeiten. Im Frühlinge hat man entzündliche, anhaltende Wechſelfieber; catarrhaliſche Krankheiten; Ohrengeſchwülſte und Durchfälle; im Sommer Ruhren, und wenn dann ein Schiff aus einem warmen Clima in ein kaltes kömmt; ſo erheben ſich allerhand Fieber, Ruhren und Scorbut. —

Um den Krankheiten zur See vorzubeugen, pflegt auf wohl eingerichteten Schiffen, wie z. B. auf den holländiſchen *s*), verordnet zu ſeyn, daſs die

o) Aaskow Diarium medicum navale, beym Tode 2. B. der Bibl.

p) Forſters Bemerkungen a. a. O.

q) Ebendaſelbſt. S. 560.

r) De morbis navigantium.

s) Thunberg a. a. O. S. 89.

die Luftpumpen ſtets im Gange ſeyn ſollen; daſs genau Acht gegeben werde, daſs die, welche das Saufen lieben, nicht am Tage ſchlafen und des Nachts ſaufen; daſs beſtändig ein Segel vom groſſen Maſte in die groſse Oeffnung des Schiffes herabhange, um friſche Luft ins Schiff hinunter zu bringen; daſs ſich die Leute bey gutem Wetter auf dem Verdecke aufhalten; daſs man alsdenn auch die Laden und Kiſten, wie auch Hangmatten heraufbringe, lüfte und während der Zeit das Schiff rein machen, mit Wacholderbeeren und angezündetem Schieſspulver durchräuchere, und alles mit Eſsig beſprenge. Man hält die Leute ferner an, daſs ſie ſich oft waſchen und reinigen; daſs ſie ihre Kleider und Hemden oft trocknen und abwechſeln. Man hat es auch gern, daſs ſie ſich auf eine erlaubte Weiſe beluſtigen. —

An Krankenwärtern, und an guter Wahl der Speiſen, ſo weit es ſich auf einem Schiffe thun läſst, fehlt es nicht, und die ſchlimmſten Patienten erhalten oft von des Capitains Tiſche Suppe u. dergl.

Was nun das Verhalten zur See bey den Krankheiten ſelbſt anbetrift; ſo wäre davon vieles zu erwähnen, wenn hier dazu der Ort wäre. — Gegen das läſtige Erbrechen, um wenigſtens davon etwas zu ſagen, welches in den erſten 14 Tagen, bey einer Seereiſe von der ungewohnten Bewegung des Schiffes einzutreten pflegt, iſt nichts dienlicher, als ſich des vielen Getränkes zu enthalten; dafür aber Magneſia zu nehmen, und auf dem Verdeck zu bleiben [t]). — Indeſs iſt doch auch die ſchwanken de

t) Rowley beym Murray im 3ten Bande der Bibl.

kende Bewegung eines Schiffes in verſchiedenen andern Krankheiten nützlich. So ſucht ein neuer Schriftſteller, mit Namen Smith *u*), zu beweiſen, daſs die Geneſung der Schwindſüchtigen zur See, nicht der Seeluft, ſondern der ſchwankenden Bewegung eines Schiffes zuzuſchreiben ſey: er hat die Seeluft vielmehr einer böſen und den Lungen nachtheiligen Eigenſchaft wegen, im Verdacht, und tadelt den Aufenthalt ſolcher Perſonen an den Seeküſten. — Als ich dieſes las, fiel mir ein, was Cicero irgendwo ſagt: es ſey nichts etwas ſo Abgeſchmacktes, das nicht irgend ein Philoſoph, denen man auch Aerzte beyfügen kann, ſchon behauptet hätte. — Denn was von den Küſten gilt, kann nicht von der offenen See gelten, wo Iggenhouſs, durch Hülfe eines Eudüometers, mehrere Reinheit der Luft als auf dem Lande gefunden hat *x*). — Die Fieberhitze muſs auch wegen der kältern Beſchaffenheit dieſes Elements gemäſsigt werden; endlich ſo ſcheinen die Lazarethſchiffe, die man in den neuern Zeiten mit groſsem Nutzen angelegt hat, wie auch die ſchwimmenden Faktoreyen, den groſsen Vortheil der Seeluft ſelbſt genugſam zu beweiſen *y*). —

Vielleicht ſtehen auch folgende Bemerkungen vom Seewaſſer hier nicht am unrechten Orte. Sparrmann fand das Seewaſſer aus einer Tiefe von 60 Faden zwar ſtärker und ſalziger, als das Waſſer auf der Oberfläche des Meers; allein er fand es rein ſalzigt, und es hatte nicht die Wi-

u) Blumenbachs med. Bibliothek, 3. B. 1. St.

x) G. Forſter de aëre marino.

y) Lind S. 175. und Blane a. a. O.

derlichkeit, die das obere Meerwaſſer an ſich hat. Dieſes beſtätiget auch Pet. Joh. Bladh z), der damit viele Verſuche angeſtellet hat. — Er meldet auch, daſs die Bauern, von den Scheeren in Oſtbotnien, welche die Seehundsjagd treiben, und zu dem Ende im Frühjahr nach dem botniſchen Meerbuſen reiſen, und dem Treibeiſe verſchiedene Wochen u. Monate folgen, vermittelſt eines an einer langen Stange befeſtigten Eimers aus der Tiefe des Meers oft Waſſer zu ſchöpfen pflegen, um ihren Durſt damit zu löſchen, weil ſie es friſcher und beſſer als anderes Waſſer, als z. B. Schneewaſſer, gefunden. Zweytens, ſo hat man darüber geſtritten, ob auch beym Gefrieren des Seewaſſers Salz mit ins Eis trete. Der Abt D. Mann hat darüber in dem kalten Winter 1776 viele Verſuche angeſtellt, und gefunden, daſs das in Eis verwandelte Seewaſſer wenig oder gar kein Salz in ſich enthalte, und daſs eine ſcharfe Lauge zurück bleibe. Setzt man dieſe Lauge aber einer noch ſtrengern Kälte aus, ſo bildet ſich wiederum Eis, das ziemlich viel Salz enthält a). —

Da ich auch noch von den Krankheiten zur See auf Reiſen nach Oſtindien reden werde; ſo verſpare ich das weitere bis dahin.

z) Crells chemiſche Annalen, 1. B. 1784. S. 48.

a) Crell die neueſten Entdeckungen in der Chemie, II. Th. S. 127.

Von den Inſeln des grünen Vorgebürges.

Dieſe Inſeln ſind meiſt alle ungeſund. — Die ſchlimmſte von allen iſt St. Jago; die Hitze iſt hier ſehr groſs, und wird noch durch die über die Wüſte kommenden Winde vermehrt. — Die Landeseinwohner ſind zwar an dieſes Clima gewohnt; aber die Portugieſen, die bey ihrer erſten Beſitznehmung von der Schädlichkeit der hieſigen Luft keinen Begriff hatten, muſsten ihre Erfahrung theuer bezahlen, zumal da ſie allen Nachtheil, den ſie an ihrer Geſundheit litten, blos von den Nahrungsmitteln herleiteten, welches ſie daher zu einer verkehrten Behandlung der Krankheiten führte. — Sie legten eine Stadt am ſchlimmſten Orte der Inſel, nahe bey einem Moraſte an, und nun wurde ihre Niederlage täglich gröſser: — ſie lieſsen ferner in allen Krankheiten eine Menge Blut flieſsen, um dadurch der Natur Raum zu verſchaffen, aus den Landesſpeiſen neues Blut zu bereiten; aber dadurch wurden ſie nicht gerettet [b]). — Noch jetzt ſehen die Portugieſen hier mager und elend aus [c]). — Mit den meiſten übrigen Inſeln iſt es nicht viel beſſer beſchaffen: nur die Inſeln St. Antonio und Nicolai ſind erträglich. — Auf dieſen Inſeln regnet es ſelten; es fallen aber oft, nach Sonnenuntergang, trockne Dünſte, die groſſen Schaden anrichten; daher trägt man hier

b) Lind a. a. O. S. 5.

c) Portlock und Dixons Reiſen. S. 24—29.

hier Mützen, die bis auf die Schultern reichen. Hawkins verlor hier viele Leute, und 1639 soll hier die Pest gewüthet haben [d]). —

Von Senegal, Gambia, Nigritien und Nubien.

Der anjetzt abzuhandelnde Strich Landes ist von ganz Afrika der breiteste; er hält 70 Grade oder beynahe 1000 deutsche Meilen. Es giebt darin, so weit es bekannt ist, gar keine Seen, auch nur wenig Flüsse, als den Senegal und Gambia; aber desto mehr Sandwüsten und Berge; am Wasser ist daher oft grosser Mangel, wie auch an Salz; einige Gegenden sind dennoch aber sehr fruchtbar, besonders diejenigen, welche in der Nähe des Senegalflusses gelegen sind, der jährlich aus seinem Ufer tritt, und die benachbarte Gegend unter Wasser setzt. — Es giebt hier in Senegal viele und grosse Wälder, in welchen der Mimosenbaum, von dem das Gummi arabicum kömmt, häufig wächst. — An den Küsten giebt's Moräste, die oft mit dickem Schilf bewachsen sind, aus welchen viele phlogistische und stinkende Dünste hervor steigen. — Die Jahreszeit wird so wohl hier als in Westindien in die trockne und nasse eingetheilt. — Auf das Barometer [e]) hat hier die Witterung wenig Einfluss, auch ändert sich das Thermometer nicht sehr stark — ausser wenn ein Tor-

[d]) Richard a. a. O.

[e]) Michaelis med. pr. Bibl. 1. B. S. 151.

Tornados, welches ein heftiger Sturm mit empfindlicher Kälte ist, regieret, wo denn das Wärmemaafs des Reaumür um 6 bis 7 Grade fällt *f*). — Die Hitze ist überhaupt zu Senegal gröfser, als in Westindien, und wenn der Himmel in den Sommermonaten nicht bewölkt wäre, und keine Regen fielen; so könnte es hier kein Mensch aushalten. Denn im November, wo die Regen bereits nachlassen, steht das Thermometer des Fahr. gemeiniglich auf 90 Grade und nie unter 64: im December hält es gemeiniglich 86 Grade, und im Jänner steht es auf 75 derselben *g*). — Lind *h*) giebt die Hitze noch höher an, nemlich zu 93 Graden, und Adanson *i*) versichert, dafs sie zuweilen bis auf 120 Grade steige. Seine Kammer war so heifs als eine Badstube; Pech und Theer wurden flüfsig; in einer Stunde war ein Ey wie gekocht, und dies alles geschah im November. Im Auguft, wenn die Hitze im Verhältnifs zunähme, würde kein Geschöpf hier leben können. Die Hitze wird noch an einigen Orten durch eine gänzliche Windstille vermehrt, wie dies z. B. zu Rufillo, welches zwischen den Inseln des grünen Vorgebürges und der Insel Goree liegt, der Fall ist *k*). — Die vier Regenmonate machen hier eigentlich die ungesunde Zeit aus. — Denn während der übrigen trocknen Zeit steigen so viele schädliche Dünste in die Luft, dafs die darauf folgen-

f) I. P. Schotte von einem schwarzgalligten Faulfieber in Senegal. Stendal 1786.

g) Ebendaselbst. S. 32.

h) Lind a. a. O. S. 43.

i) Adansons Reisen nach Senegal.

k) Richard a. a. O.

genden Regen nicht anders als ungesund seyn können. — Für nichts scheuen sich, besonders die Mulatten, mehr, als vom Regen durchnäßt zu werden. Geschieht es, so springen sie so gleich in See- oder Salzwasser; auch baden sie sich niemals, ob dies gleichwohl täglich zweymal geschiehet, im Flußwasser, das vom Regen aufgeschwollen ist *l*). — Von allen Regen ist aber der erste der schädlichste. — Denn wenn dieser die Haut berührt, so entstehen darauf allerhand Flecken und Ausschläge, welche der letztere nicht hervorbringt: welches daher vermuthen läßt, daß die vielen giftigen Pflanzen und Thiere, während der trocknen Zeit, eine Giftmaterie in die Luft schicken *m*), die mit dem ersten Regen niederfällt. — In den acht trocknen Monaten ist die Erde fast ganz verschlossen; nur selten erscheint ein Regen, und nur wenig Laub sieht man auf den Bäumen; vom November bis Junius, welches die trockne Zeit ausmacht, ist alles dürre; da hergegen vom Julius bis October die Regenmonate gezählt werden. So bald sich nun die Wolken vom Regen entledigen, bekömmt alles in wenig Tagen ein anderes Ansehen, und die Bäume werden sehr geschwind belaubt. — Die Regen öffnen dann den Schooß der Erde, und es steigen fast mephitische Dünste, besonders an den Küsten, in die Höhe. — Die Luft wird erstickend heiß, stinkend, und so voller phlogistischer Theile, daß man nicht ohne Lebensgefahr den Fluß Gambia hinauf fahren darf *n*). — Es

l) Lind a. a. O. S. 46.

m) Allgem. Historie der Reisen.

n) Lind a. a. O. und Zöllner und Lange in den wöchentlichen Unterhaltungen, 1. B. Berlin 1786.

Es ſcheint, als empfände man die Hitze in dieſer Weltgegend heftiger, als anderswo: wenigſtens Schotte [o]) konnte bey einer Hitze von 85 Graden nicht ſchlafen, wenn er auch nackt, bey offnen Fenſtern und Thüren im Bette lag. — Aber hieran waren auch zum Theil die Musquetoes, eine beſchwerliche Art Mücken, ſchuld. — Die naſſe Jahreszeit verbreitet in der Luft ſo viele Feuchtigkeit, daſs alles in kurzem beſchlägt und roſtig wird. — Jetzt regieren auch die Tornados am häufigſten. Die trockne Jahreszeit wird nur durch die Winde erträglich gemacht, wovon einige Seewinde ſind. — Indeſs kömmt der Wind auch zuweilen aus Oſten, und dann entſteht eine neue Unbequemlichkeit. Es führt nemlich dieſer Oſtwind einen überaus feinen Staub, von brauner Farbe herbey, welcher den Himmel bewölkt, und der nach und nach herunter ſinkt, und oft eine Linie dick alles bedeckt. Dieſer Wind und Staub trocknen alle Sachen, die ſie berühren, auf eine auſserordentliche Weiſe, aus. Gieſst man Waſſer auf den Fuſsboden eines Zimmers; ſo iſt dies in einem Augenblick verſchwunden; alles Holzwerk und alles Getäfelte ſpringt von einander, und bekömmt groſse Spalten; ſelbſt die Haut des Menſchen erhält Riſſe; dabey iſt nichts weiter als ein Nebel in der Luft zu bemerken. — Die Ausdünſtung wird erſtaunlich vermehrt: — will man Waſſer ſehr kalt haben; ſo füllet man einen Schlauch mit Waſſer an, und hängt ihn ſo, daſs er von dieſem Winde getroffen werden könne [p]). — Zu allen dieſen Unbequemlichkeiten kömmt nun noch der

o) A. a. O. S. 81.
p) Schotte a. a. O. S. 4. u. f. w.

der Mangel an gutem Waſſer an vielen Orten, als z. B. auf der Inſel Lewis, und zu Galam, wo die Negern meiſt Brackwaſſer, d. i. halbſalzigtes und ſchlammigtes Waſſer, zumal in den trocknen Monaten trinken müſſen. Da ſich nun hierin Salz befindet; ſo iſt dieſes Getränke dieſen Leuten theils deswegen ſchädlich, weil es an und vor ſich ungeſund iſt, theils auch deshalb, weil die Negern von Galam gar kein Salz gewohnt ſind [q]), woraus Scorbut und andere Krankheiten entſtehen. — Es erhellet demnach aus dem bisher Geſagten, daſs dieſe Küſte von Afrika, beſonders Senegal und Gambia, höchſt ungeſund ſeyen, wie viele tauſend Europäer, die daſelbſt geſtorben ſind, haben erfahren müſſen [r]). — Die Krankheiten, die hier wüthen, greifen nicht ſo ſehr die Einheimiſchen, die viele Buttermilch gebrauchen, und an die Luft gewohnt ſind, an, als Fremde und Soldaten, deren Koſt gröſstentheils aus Fleiſch und Fiſchen beſtehet, weil es hier, beſonders auf der Inſel Lewis, ſo ſehr an Gemüſen, als Citronen und Ananas fehlt. Man kann nur Tamarinden haben [s]). — Auch entlediget ſich die Natur, bey den Negern, der ſchädlichen Materie auf mehr als eine Weiſe. Erſtlich ſchwitzen oder tranſpiriren ſie weit ſtärker als die Weiſsen. Denn wenn ſie ſich auch täglich zweymal baden; ſo hat dennoch ihre Ausdünſtung einen ſehr ſtarken und widerlichen Geruch [t]). — Zweytens, ſo färben ſich ihre Hemden weit ſtärker als bey den Europäern: ſie ſind faſt immer gelb, wel-

q) A. a. O. S. 96.
r) Lind a. a. O. S. 51.
s) Schotte a. a. O. S. 85.
t) A. a. O. S. 111.

welches zu beweiſen ſcheint, daſs ſich die Natur auch dadurch von einer galligten Materie befreyet habe [u]). — Drittens ſo entſteht bey ihnen, zur trocknen Jahreszeit, eine Cholera, ohne Fieber und ohne ſchlimme Zufälle [x]). — Zur naſſen Jahreszeit hergegen kommt bey ihnen gemeiniglich ein Ausſchlag auf der Haut zum Vorſchein, welcher ebenfalls von guter Würkung iſt, und der ſich nur dann ſchädlich bezeigt, und wohl gar ein Faulfieber erregt, wenn er zurück tritt [y]). — Weiter ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daſs die tingirende ſchwarze Materie, die ſich bey dieſen Leuten im Rete Malpig. befindet, ihnen ſehr nützlich ſey. Endlich ſo ſcheinen die Geburtstheile eigentlich dazu beſtimmt zu ſeyn, um ſcharfe Theile aus ihrem Körper zu führen, welches ohne Beſchwerden geſchiehet, wenn dieſe Theile nur rein gehalten werden. Geſchieht dies aber nicht, ſo entſtehen an denſelben, ohne Beymiſchung irgend eines veneriſchen Gifts, allerley böſe Geſchwüre — wodurch der Ausſpruch des Celſus, wenn er ſagt: „aeſtate vlcera, cum in caeteris quibusdam partibus, tum maxime obſcoenis oriri ſolent", gerechtfertiget wird. — Um nun zu verhindern, daſs ſich hier nichts Unreines anſetzen möge, wird die Beſchneidung ſo wohl bey dem männlichen als weiblichen Geſchlechte vorgenommen [z]). — Entledigt ſich aber die Natur von dieſen Feuchtigkeiten nicht recht, ſo bleiben die Negern

u) A. a. O. S. 112.

x) A. a. O. S. 114.

y) A. a. O. S. 108.

z) Schotte a. a. O. S. 103.

Negern allerley Krankheiten ausgesetzt; sie bekommen entweder Geschwüre an den Geburtstheilen, oder an andern Stellen. Eben so nach zurückgetretenem Ausschlag entsteht ein Fieber; oder endlich, wenn die Cholera zur nassen Zeit eintritt; so gesellet sich Fieber dazu [a]). —

Die Krankheiten, denen die Europäer hier unterworfen sind, herrschen nicht alle Jahre im gleichen Grade, sondern nur vorzüglich in den Jahren, wo zu vieler Regen gefallen ist. Diese Krankheiten sind aber Wechselfieber; nachlassende Gallenfieber; Durchfälle, und besonders das vom Schotte [b]) so genannte schwarzgalligte Erbrechen. — Das Gallenfieber verdient, seiner Bösartigkeit wegen, das siamsche, und der gelben Farbe wegen, womit die Patienten befallen werden, das gelbe genannt zu werden. Es kündigt sich diese Krankheit durch einen Languor, Schwindel und geringen Frost an; das Gesicht ist missfarbig; man bemerkt darin allerhand Zuckungen; die Augen werden roth, und entzünden sich; sind glänzend, und stehen aus ihren Höhlen heraus. — Die Patienten empfinden schwere Hitze in der Herzgrube; es erfolgt ein Brechen von gelber, auch wohl oft grüner Galle, die fettigter Art ist, oben auf schwimmt, und sich nicht vermischt: das Brechen hört darnach nicht auf, weil es von krampfigter Natur ist, vielmehr wird es immer damit ärger, und die Materie, die ausgeworfen wird, nimmt eine schwarze Farbe an, wie Kaffeesatz. — Viele sterben bereits am 2ten, 3ten oder 4ten Tage.

a) A. a. O. S. 103—114.
b) A. a. O. S. 41.

Tage. Die den 7ten erreichen, kommen noch wohl durch. — Schotte [c]) beſchreibt eine von ihm 1778 beobachtete Epidemie von dieſer Art. — Von 96 Europäern, die auf Lewis waren, blieben nur 30 übrig, welche ſämmtlich in Zeit von drey Monaten weggerafft wurden, und von den Uebriggebliebenen ſtarben nachher noch viele am Durchfall und andern Krankheiten. — Brechmittel ſcheinen zwar im Anfange zu erleichtern, und eine Remiſſion zu verurſachen, die aber ſelten über einige Stunden dauert, wo denn die Zufälle wieder heftiger werden. Alsdenn bringt ein zweytes Brechmittel keinen Nutzen, ſondern ſchadet vielmehr; auch iſt das Aderlaſſen kaum im Stande, eine minutenlange Erleichterung zu bringen. — Wo aber gleich nach genommenem erſten Brechpulver zur China und andern ähnlichen Mitteln gegriffen wird, da verſpürt man nicht ſelten guten Nutzen [d]). —

Gemeiniglich iſt ein Tornados vor einer ſolchen Epidemie hergegangen. Lind [e]) erzählt einen Fall, wo durch einen Tornados eine groſse Anzahl Soldaten und zwey Drittel der Weiber auf einmal krank wurde. — Nie iſt der Fall ſchlimmer, als wenn dieſer auf eine Windſtille folgt, oder wenn der Wind einen entblöſsten Körper getroffen. — Da die Waſſer von Senegal, mit denen Lind Verſuche angeſtellt hat, von allen die ſchlimmſten ſind; ſo ſiehet man auch hieraus, warum dieſes Fieber in andern nach Norden gele-

c) A. a. O. S. 41 u. f. w.

d) Lind a. a. O. S. 54. 55.

e) A. a. O. S. 47.

genen Oertern von Guinea, als z. B. zu Sierra Leona, nicht so wüthet. — Das Senegalsche Wasser verbreitet einen häfslichen Geftank: dennoch konnte Lind durch ein Vergröfserungsglas keine Würmer oder Inſekten darin entdecken. —

Das einzige Mittel, ſeine Geſundheit zu dieſer ungeſunden Jahreszeit zu erhalten, beſteht darin, daſs man ſich in einem Schiffe, ſo lange als dieſe böſe Zeit dauert, aufhalte, weil die See der nächſte und ſicherſte Zufluchtsort iſt *f*), — der ſicherer und beſſer iſt, als Sierra Leona, Goree, Dixcoven, Sucondee, Corſo und andere Oerter, die theils oft entlegen, und doch ſo ganz ſicher nicht ſind, obgleich beſſer als Lewis. — Eine andere Beſchwerde verurſachen noch die Marignons (pulex pipiens), welche hier von allen Inſekten die ſchlimmſten ſind. Sie durchdringen *g*) die dickſten Zeuge, und mit ihrem Stiche verurſachen ſie ein heftiges Brennen in der Haut. — Die Vena medinenſis gehört ebenfalls hier zu Hauſe. —

Während der trocknen Jahreszeit ſind die meiſten Menſchen geſund, und man bemerkt ſelbſt von dem oben beſchriebenen trocknen Nebel keiden Schaden, vielmehr werden wir unten zeigen, daſs er geſund ſey. — Die Negern klagen alsdann wohl oft über einſeitiges Kopfweh, wogegen ſie aber auch Rath wiſſen, indem ſie die Stirn mit einer lebendigen Kröte reiben *h*). —

Bisher

f) Lind a. a. O. S. 150.
g) Adanſon a. a. O.
h) Adanſon a. a. O.

Bisher haben wir eigentlich nur die Küſten betrachtet, und die Krankheiten beſchrieben, denen die Europäer unterworfen ſind. — Jetzt wollen wir dieſe Gegend verlaſſen, und weiter in das groſse, wüſte, höher gelegene und mit vielen unbekannten Völkern bewohnte Reich, ſo weit mir davon die neueſten Nachrichten bekannt worden ſind, dringen. — Man nennt gemeiniglich dies Land Nigritien. — Es wird ſolches von zwey verſchiedenen Nationen bewohnt, nemlich von Mohren und Negern. Die Mohren [i]) ſtammen wahrſcheinlich von den Mauren ab, ſind vermuthlich aus der Barbarey bis hierhin vorgedrungen; ſind Mahomedaner, und bewohnen das linke Ufer des Senegalfluſſes, woſelbſt ſie ein nomadiſches Leben führen; viele Kameele und andere Thiere unterhalten; an den fruchtbarſten Gegenden dieſes Ufers ſich am längſten aufhalten; und aus ihren Wäldern das Gummi holen, womit ſie einen anſehnlichen Handel treiben. — Sie ſind ſchön von Wuchs, und ſtark von Körper; ihre Farbe ſoll, wie einige, z. B. Schotte, ſagen, brandgelb; nach andern aber [k]) weiſs ſeyn; denn ſie leben unter Zelten von Kameelshaaren. Sie ſind überaus mäſsig; zerſchneiden ihr Fleiſch in langen Riemen; laſſen es an der Sonne dörren, da es ſo trocken wie eine Darmſaite wird; aus dieſen kochen ſie nachher Bouillon; auch genieſsen ſie gedörrete Heuſchrecken mit Butter; am häufigſten aber

i) Beyträge zur Völker- und Länderkunde von I. R. Forſter und Sprengel, 1. Th. S. 45. Man ſehe auch Cuhns Sammlung merkwürdiger Reiſen ins Innere von Afrika. Leipz. 1790. 1. Theil.

k) Beſchreibung von Nigritien, S. 115 u. f. w. in Cuhns Samml.

Datteln. — Die ärmern Mohren aber leben oft ganz allein von Gummi, das ſie in Milch zerlaſſen. —

Das rechte Ufer des Senegalfluſſes hat ein ganz anderes Geſchlecht Menſchen. Hier wohnen die Negern, von denen es unendlich viele Stämme giebt. Die Hauptſtämme ſind erſtlich die Fulas, oder Fuhls, die längſt dem Senegalfluſſe wohnen. Dieſe ſind muhamedaniſcher Religion, und ſtehen unter einem Oberhaupte; dieſe Negern ſind, gegen die Gewohnheit anderer, ſehr arbeitſam, und treiben daher ſelbſt Ackerbau; haben Reiſs im Ueberfluſs, und weben baumwollene Zeuge; ihr Körper iſt wohl gebildet, nur iſt ihre Haut nicht völlig ſchwarz. —

Ein anderer Stamm, der ganz nahe am Ausfluſſe des Senegalfluſſes, an deſſen ſüdlichen Seite wohnt, heiſst die Wulufs oder Jalofs. — Dies ſind die ſchönſten aller Negern: ihre Haut iſt ſo ſchwarz wie Ebenholz; ſie ſind Mahomedaner oder Chriſten; haben einen ſchönen Gliederbau. — Bey dieſen Völkern iſt die Hitze am allergröſsten. —

Eine dritte Art Negern iſt der Stamm der Mandingos, die 20 Grade öſtlich von den Fuhls und Wulufs entfernt wohnen. Sie ſind durchgängig häſslich und mit platten Naſen verſehen. — Alle dieſe und mehrere Stämme bewohnen die Königreiche Brack, Hamet, Bambuck, Mandingo und mehrere andere. — Das Königreich Brack iſt ſehr fruchtbar, und bringt Mais und Hirſe als die Hauptnahrung der Neger, in Menge hervor. — Längſt der Küſte iſt das Land ſandigt; weiter aber davon giebts Hügel, Berge und thonartigen Boden.

Ueber-

Ueberall wachſen die groſsen dicken Adanſone, oder Baobabs; die Gummi tragenden Mimoſen; verſchiedene Hirſenarten; Mais; Kaſſawa; Jams; Bataten; Angurien; Ananaſſe; Piſangs; Pomeranzen; Appelſinen; Feigen; Granatäpfel; Dattelpalmen; ſchwarzer langer Pfeffer; Ingwer; Schalotten und viele andere Früchte mehr. — Das Königreich Bambuck *l*), welches die berühmte Goldgrube Natakon enthält, iſt ebenfalls ein überaus fruchtbares Land, wo das Stroh ſechs Schuh hoch über einen Reuter und ſein Pferd hinaus ragt: es giebt hier zwar viele unbebauete Länder, ſie werden aber alle von unzähligen Quellen getränkt, und von Heerden Hornvieh geweidet. — Die Einwohner ſind ſchön von Geſtalt, und geſund von Leibe; ſie bauen Hirſe, Mais und andere Früchte, und weben ſich aus Baumwolle ſchöne Tücher. Jene oben benannten Bäume und Früchte findet man auch hier, beſonders aber die Tamarinden; eine beſondere Art Erbſen, die ſie mit Hirſe vermiſcht eſſen. Es giebt hier auch weiſse oder Veitsbohnen. Da alſo dieſes Land, auſser ſeinen unerſchöpflichen Goldminen, Ueberfluſs an Quellen; an Flüſſen; an fruchtbarem Boden, an Schlachtvieh und genieſsbaren Früchten hat, ſo kann man es für eins der ſchätzbarſten in ganz Afrika halten.

Was die Nahrungsmittel der hieſigen Neger ſelbſt anbetrift; ſo findet man, daſs ſie Milch, und beſonders Buttermilch, über alles lieben: die Butter genieſsen ſie ſo wenig, wie den Honig, den man in Bambuck in groſser Menge hat. Mit der

l) Beyträge a. a. O. 13. Theil. S. 60.

Butter beſchmieren ſie ihren Leib, und den Honig wenden ſie an, um daraus ein Lieblingsgetränke, welches ſie Besdu nennen, zu verfertigen, welches ſehr berauſchend iſt. — Die Beſalbung mit Butter vermehrt, nach ihrer Verſicherung, die Kräfte. — Aus Hirſe machen ſie ein Gericht, das ſie Kusku nennen, wozu ſie Fleiſchbrühe gebrauchen — und es mit Fleiſch eſſen. — Aus türkiſchem Korn wird ein ähnliches Gericht bereitet. — Hitzige Gewürze lieben ſie ſehr, aber an Salz haben ſie alle groſsen Mangel, ob ſie es gleich gern genieſsen. Die davon etwas habhaft werden können, tragen es in einem Beutelchen an dem Hals. — Fleiſch eſſen die Negern eben nicht viel [m]: — doch will ihnen die europäiſche Koſt wohl ſchmecken, nur leiden ſie vom beygemiſchten Salz leicht Schaden. — Von Natur ſind faſt alle Negern faul und träge, und ſcheuen jede Arbeit, — wozu ſie auch ihr fruchtbarer Boden eben nicht ſehr auffordert. — Das heiſse Clima wecket hier den Geſchlechtstrieb ſehr früh auf, und es iſt nichts ſeltenes, ein Mädchen von 12 Jahren ſich verheyrathen ſehen. Ohne Widerrede bringt hier die Natur mehr Mädchen als Knaben zur Welt [n]. — Moore kannte am Gambia einen Neger, der allein ein ganzes Dorf beſetzt hatte, und darin er mit ſeinen 100 Weibern, ihren Kindern und einigen Sclaven wohnte. — Unter den Gebohrnen, in dieſer Breite, verhalten ſich die Mädchen zu den Knaben, wie 4 zu 1.

Von

m) Iſert a. a. O.

n) Forſter in der Anmerkung zu Schottens Bericht von Senegal, in den angeführten Beyträgen. Desgleichen Brüces Reiſen, Leipzig 1790. S. 332.

Von den Krankheiten der Negern habe ich schon oben, da die Rede von den westindischen Sclaven war, und vorhin bey Senegal gesprochen, und es bleibt mir demnach nur wenig nachzuholen übrig. — Eine ihrer beschwerlichsten Krankheiten, womit aber die wohlhabenden Neger mehr als die andern befallen werden, sind Fleischbrüche von ungeheurer Gröfse *o*). — Man findet sie unter den Bambaras, im Lande Galam, am häufigsten; auch einzeln findet man sie unter den Mandingas im Königreich Barrah. Man hat Beyspiele, dafs ein solcher Fleischbruch wohl einen halben Centner gewogen. Schotte sahe einen, der 18 Zoll im Durchmesser und 2½ Fufs lang war; er hatte sich bereits vor 23 Jahren an den Geilen zuerst geäufsert. — Bey diesem Uebel sind übrigens die Menschen gesund, und die Vornehmen unterlassen darum das Reiten nicht; vorn am Sattel ist eine hölzerne Schale befestiget, worin sie alsdenn das Gewächs legen. — Dies Uebel scheint erblich zu seyn, findet sich aber vor dem 30ten Jahre nicht ein. — Dann mögen auch die hitzigen Gewürze, als der spanische Pfeffer und andere, die hier von den Reichen so viel gebraucht werden, zur Erzeugung dieses Zufalls, viel beytragen. — Barbot, der dieser Brüche ebenfalls Meldung thut, leitet sie vom Palmwein her. — Aufserdem sind Nabelbrüche, wegen der schlechten Behandlung des Nabels, hier gleichfalls häufig; auch wahre Leisten- und Hodensackbrüche sind nicht selten. Gewifs trägt das viele Salben und Schmieren mit Butter, Oel u. d. gl. hierzu

o) Blumenbachs med. Bibliothek, 2. B. 4. St.

p) Allgem. Historie der Reisen, im 2. Band.

vieles bey. — Man findet auch wohl unter ihnen Durchfall und Seitenſtechen: übrigens ſind die Leute ſehr geſund, und wenigen Krankheiten unterworfen. — Denen, die an Colik und Durchfall leiden, giebt man das Gummi von der Mimoſa in Milch zerlaſſen, wovon Brüe *q*), der Colikſchmerzen hatte, die beſte Würkung an ſich ſelbſt erfuhr, nachdem alle Mittel, die von ſeinem Chirurgo waren angewandt worden, vergeblich verſucht worden. — Auch dieſer Verfaſſer verſichert, daſs die Mohren auf ihren langen Reiſen, mitten durch die Wüſte Sara, oft von nichts anders als von dieſem Gummi lebten. — Dieſe Wüſte iſt nichts weniger als ungeſund. Denn es rühmt Barbot die geſunde Luft derſelben, und meldet uns, daſs man Kranke aus der Barbarey oft hierhin ſchickt, um dieſe geſunde Luft zu athmen. — Auch vom Poiret *r*) wird uns verſichert, daſs oft Caravanen von 3 bis 400 Arabern von Tunis aus, mitten durch die Wüſte bis nach Guinea zögen, um Sclaven zu holen, und daſs ſie wohl mehrere Jahre auf dieſer Reiſe, wenn ihnen nur kein beſonderes Unglück begegnet, geſund zubrächten; ſie lebten ſehr genügſam, behölfen ſich oft viele Tage lang mit einigen Kugeln, die aus etwas Mehl und Waſſer gemacht worden — und in deren Ermangelung vom Gummi allein. — Jetzt kehre ich aber zu den Negern wieder zurück. —

Die Jaloffer ſind ſehr tückiſch und bösartig; ihre Pfeile ſind ſehr giftig, und ſie tödten, wofern die Stelle nicht gleich ausgeſchnitten wird, in kurzer

q) A. a. O.
r) Reiſen in die Barbarey oder Altnumidien. 1789.

kurzer Zeit [s]); indeſs ſoll man glücklicher Weiſe, durch einen Zufall, ein beſonderes, alaunartiges, Salz [t]) entdeckt haben, welches zu einem Quentchen innerlich und äuſserlich genommen, das Gift der Pfeile unkräftig machen kann. — Ich zweifle aber an der Richtigkeit. —

Die Männer der Mandigoer ſind ſehr wollüſtig und geil, da hergegen die Weiber deſto enthaltſamer ſind. — Um das Liebeswerk deſto heftiger treiben zu können, ſo genieſsen ſie verſchiedene reitzende und Urin treibende Kräuter; wovon aber oft der Erfolg der iſt, daſs ihre Beine ſo dick, wie die Lenden werden [u]). Die Weiber laſſen aber ihre Männer nicht ihnen beywohnen, ſo wenig während der Schwangerſchaft, als auch nicht ſo lange ſie ſtillen, und dies dauert oft drey bis vier Jahre [x]). — Bey ihrer Niederkunft verlangen dieſe Weiber nie einigen Beyſtand, und ſie halten es für eine groſse Schande, der Schmerzen wegen zu ſchreyen. Nach der Entbindung begeben ſie ſich ſo gleich mit ihrem Kinde in ein Bad, und dies wiederholen ſie nachher alle Tage; ſo daſs das Kind täglich drey- bis viermal in kaltem Waſſer gebadet wird, worauf ſie den Rücken, die Lenden, Knie, Hüften, Nacken und Ellnbogen mit Palmöl ſtark reiben, und dies bis ins neunte Jahr fortſetzen. Uebrigens bekümmern ſie ſich um ihre Kinder wenig; laſſen ſie auf der Erde liegen oder herum

s) Bibliothek der Geſchichte der Menſchheit, 1. Band. S. 191.

t) Brüe im zweyten Bande der Allg. Hiſtor. d. R.

u) Bibliothek a. a. O. S. 203.

x) A. a. O. S. 205.

herum kriechen. Bey dieſer Lebensart giebt's lauter ſtarke ued geſunde Kinder unter ihnen. — Eben dieſes Volk hält ſtark auf die Jungfrauſchaft; breitet, während der erſten Brautnacht, ein weiſſes Tuch auf dem Bette aus, und hält damit, am andern Tage, einen ſolennen Umgang in der Stadt. — Abergläubiſch ſind die Mandigoer endlich zum höchſten. Keiner wird, nach ihrer Meynung, krank, oder ſtirbt, oder es ſind Hexen daran ſchuld. — Daher behängen ſie ſich mit Amuletten, welche Grisgris heiſsen, oft in ſolcher Menge, daſs mancher davon 30 Pfund zu tragen hat y). —

Es werden dieſe Negern von verſchiedenen Krankheiten, als den Pians; der veneriſchen Seuche; dem Fadenwurm u. mehrern Uebeln heimgeſucht, wogegen ſie auch eigne Mittel haben. Da dieſe aber nicht weſentlich von den Krankheiten und Hülfsmitteln, die man zu Sierra Leona oder an der Goldküſte hat, unterſchieden ſind; ſo verſpare ich dies bis zur Abhandlung dieſer Länder, um nicht eine Sache zweymal zu erwähnen. —

Die Länder Nigritiens oder Aethiopiens, welche weiter hin nach Morgen, um einige hundert deutſche Meilen weit von der Küſte Senegals und Gambia entfernt, gelegen ſind, haben, wegen ihrer groſsen Ausdehnung, ſehr verſchiedenen Boden. — Selbſt die Wüſte Sara iſt nicht von einerley Beſchaffenheit. — Ein Scherif, der von Marokko bis nach Senega durch dieſe Wüſte gereiſet war, berichtet z) Folgendes: in den erſten zehn

y) A. a. O. S. 203—265.
z) Beyträge zur Völker- und Länderkunde, 1. Theil. S. 50.

zehn Tagen von Senegal aus, träfe man, auf der Rückreise, böse Völker an; dann stiefs man in 10 andern Tagen auf gar keine, und während 10 anderer Tage gieng man schon durch etwas civilisirte Nationen. — Ja in dieser ungeheuern Wüste trift man, nach seinem Bericht oft kleine, wohl cultivirte und mit Wasser wohl versehene Gegenden an. — Ein grofser Theil dieser Wüste [a]) ist nackend und blos, und es heulen immer fürchterliche Winde darin, die mit dem Sande ihr Spiel haben, auch den Reisenden fürchterlich werden; besonders ist der Mangel des Wassers in solchen Gegenden das schlimmste. Oft bessert sich aber auch der Boden unvermuthet: man findet Land, das mit wohlriechenden Kräutern, besonders solchen, die mit unserm Thymian viele Aehnlichkeit haben, besetzt ist; es giebt so gar einige sehr fruchtbare Stellen, wo man Heerden von einigen tausend Schaafen, Ziegen und Kühen auf der Weide antrift. — Die Hitze ist in dieser Wüste ebenfalls nicht überall von gleicher Heftigkeit. In der Nähe der Sandhügel ist sie aber versengend heifs, wegen der Reflexion der Lichtstrahlen. —

Je weiter man sich von der Wüste Sara nach Süden und Osten entfernt, je ungleicher wird der Boden. — Es wechseln Berge mit Thälern ab; man findet grofse Wälder, Moräste, Sandwüsten, aber nur einen bekannten Flufs, den Nigerflufs. — Die vornehmsten Länder sind Tombuctoo, Caschna, Bornou und Fetzan. — Die Berge in Aethio-

a) Geschichte der Unternehmungen der brittischen Gesellscha[illegible] zur Entdeckung des Innern von Afrika, im 2ten Theile der Cuhnschen Sammlung u. s. w.

Aethiopien müſſen erſtaunlich hoch ſeyn, weil Ludolph ſagt [b]): die Alpen und Pyreneen wären nur wie Hügel gegen dieſe Berge anzuſehen. — Der Nigerfluſs flieſst ſchneller als ein Schiff im Strome [c]). — Er tritt jährlich aus ſeinen Ufern, und überſchwemmt die ganze umliegende Gegend. Er erhält ſeine Schnelligkeit von dem Fall, den ihm, bey ſeinem Urſprung, die hohen Berge geben: die engen Thäler, worin er eingeſchloſſen iſt, vermehren dies noch anſehnlich; und die Ueberſchwemmung wird durch die periodiſchen Regen verurſachet. — An undurchdringlichen Wäldern und ſtehenden Moräſten iſt hier ebenfalls kein Mangel. — Der Boden iſt an vielen Stellen fett, und trägt gute Früchte. — Das Jahr theilt ſich auch hier in die trockne und naſſe Zeit. Die letztere fängt in der Mitte des Aprils an, und dauert bis zum October. — Der Regen, oder vielmehr der Platzregen, tritt mit fürchterlichen Winden aus Süden, und mit heftigen Ungewittern ein, und dies dauert oft neun Tage lang, während welcher Zeit ſich die Einwohner in ihren Hütten eingeſchloſſen halten: nachher kommen ſolche heftige Regengüſſe nicht weiter. — Die Hitze iſt beym Platzregen und Südwinde am heftigſten: um nicht zu erſticken, legt man naſſe Tücher auf den Mund. — Mit dem October fängt die trockne Zeit an; die Hitze legt ſich; die Luft wird ſanft; das Wetter iſt beſtändig helle; des Morgens empfindet man ſo gar eine unangenehme Kühle. — Ja, wenn die Winde von den Bergen herkommen;

b) Aethiopiſche Geſchichte; m. ſ. Richteri opuſcula, Tom. I. p. 283.

c) Geſchichte der Unternehmungen u. ſ. w. a. a. O.

men [d]); ſo iſt es in Aethiopien kühler wie in Europa. —

Die Königreiche Caſchna und Bornou kommen in Anſehung des Clima's ziemlich mit einander überein [e]); nur ſind die periodiſchen Regen in Bornou heftiger als in Caſchna. — Man findet übrigens in beyden Ländern hohe Berge; Thäler; Wälder; Moräſte, dürre Sandwüſten, aber auch viel angebauetes Land. — Beſonders zeichnet ſich die Provinz Kanem in Bornou an Reichthum, Schönheit und Ueberfluſs an Vieh vor allen andern aus. Die Landeseinwohner leben zum Theil in Städten, zum Theil in ſchlechten Hütten, und es treiben von ihnen viele Viehzucht und Ackerbau: die Kleidung der Einwohner beſtehet gemeiniglich nur aus einem blauen baumwollenen Hemde; viele Arme ſind aber ganz nackend. — Was die Nahrungsmittel dieſer Völker anbetrift; ſo ſcheint aus der Beſchreibung des Strabo [f]) hervorzugehen, als wenn ſie am meiſten von Heuſchrecken lebten, die ihnen durch Winde zugeführet würden. Ich ziehe dieſe Nachricht um ſo weniger in Zweifel, da wir ſchon oben gehört haben, daſs Völker an der Küſte von Senegal ein gleiches thun. — Indeſs leben ſie hievon nicht allein. — Sie bauen [g]) türkiſchen Weitzen, Reiſs, Saubohnen, welſche Bohnen, verſchiedene Wurzelarten, u. ſ. w.; ſie haben auch Trauben, Aprikoſen und vielerley andere Früchte. — Während daſs ſo viele vom Acker-

d) Ludolph a. a. O.

e) Geſchichte der Unternehmungen a. a. O.

f) Geographia l. c. p. 1118.

g) Geſchichte der Unternehm. a. a. O.

Ackerbau leben; führen viele andere in der Wüſte Tibeſti ein Hirtenleben; eſſen Milch und wohnen in Zelten von Kuhhäuten. — Was die Natur und die Dauer des Körpers dieſer Aethiopier angehet; ſo ſagt Strabo an dem oben angeführten Orte, daſs ihr Körper nicht allein klein ſey, ſondern daſs ſie auch kein hohes Alter erreichten, und daſs wenige das 40ſte Jahr überſtiegen. — Herodot [h]) nennt im Gegentheil die Aethiopier Makrobios, Kalliſtos, Megiſtos, welches ſo viel bedeutet, daſs ſie nicht allein alt würden, ſondern auch ſchön und groſs wären. — Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. — Was die Krankheiten dieſer Völker anbetrift; ſo weiſs ich davon ſehr wenig mitzutheilen. — Sie richten ſich nach der Beſchaffenheit des Clima's, der Lebensart und der Einrichtung dieſer Völker.

Der erſtickende Wind in den Wüſten hat ſchon viele tauſend Menſchen umgebracht: man erinnere ſich nur an des Cambyſes Heer, das aus 50000 Mann beſtand, und das durch einen Sturmwind aus Süden mit Sand bedeckt wurde [i]). — Es hält in dieſer Wüſte gewiſs oft ſchwer, Lebensunterhalt zu bekommen, und es müſſen ſich die armen Einwohner oft kümmerlich behelfen, die nur froh ſind, wenn ſie Heuſchrecken erhalten können. Dieſes Mangels wegen iſt ihr Körper mager, zart, klein, und ſie ſind deshalb auch mehrern Krankheiten unterworfen, als die Einwohner von Caſchna und Bornou, welche weit geſunder und ſtärker ſind: — es laſſen ſich daher obi-

h) Richteri opuſcula l. c.
i) Hannöverſches Magazin vom Jahr 1780. St. 42.

obige, dem Scheine nach, widerſprechende Berichte eines Strabo und Herodots wohl mit einander vereinigen: man muſs nur annehmen, daſs Strabo von den Völkern in der Wüſte ſpricht; Herodot aber von den Völkern in Fetzan, Caſchna und Bornou. — Diejenigen Aethiopier demnach, die oft Mangel leiden; aus Noth verfaulte Sachen genieſsen, und Heuſchrecken eſſen, verfallen ſehr leicht in den Ausſatz [k]). — Strabo ſagt: es wüchſen Würmer in den Geſchwüren, die ſich bey ihnen erzeugten. —

So unfreundlich ſich auch dieſe wüſten Landſchaften ihren Bewohnern bezeigen, ſo nützlich mögen indeſs dieſelben doch auch ſeyn. Richard [l]) ſagt: man muſs dieſe ungeheuer groſse Sandwüſten mit den Marktplätzen einer Stadt vergleichen; je gröſſer dieſe ſind, deſto beſſer iſt es: denn dadurch werden Luftzüge hervorgebracht. — Hier iſt es alſo, wo die Natur im Groſsen für ein ganzes Land, als Afrika iſt, wohlthätig ſorgt. —

Wegen der warmen und feuchten Luft ſoll nach der Verſicherung des Cartheuſers, Mariti, Zimmermanns und anderer auch die Peſt hier in Aethiopien oft gefunden werden. Leo Afrikanus ſagt: ſie komme im September [m]). Nun führet aber Winthringam [n]) aus dem Leo Afri-

k) God. Wilh. Schilling Diſſ. de Lepra. — Cartheuſer l. c.

l) A. a. O.

m) Percivals Bemerkungen über die Bevölkerung von Mancheſter, im 3. Bande der Samml. für pract. Aerzte.

n) A. a. O. S. 80.

Afrikanus und aus dem Purchas, die ich beyde nicht beſitze, das Gegentheil an. Denn nach ihnen ſoll in Numidien in 100 Jahren nur einmal und im Lande der Negern noch niemals die Peſt zum Vorſchein gekommen ſeyn. — Ich kann es auch nicht wohl glauben, weil uns ſonſt der Sclavenhandel ſchon längſt darüber Auskunft würde gegeben haben. —

Nach dem Plinius ſoll ein Strich Landes, welcher aber? das weiſs ich nicht, in Aethiopien durch Scorpionen einsmalen ganz verwüſtet worden ſeyn, ſo daſs die Einwohner die Flucht haben nehmen müſſen. —

Gegen den Haut- oder Fadenwurm gebraucht man in der Aſche gebratenen Knoblauch, den man aufs Geſchwür legt *o*); ſo wie man den Urin mit Sand vermiſcht für ein ſicheres Mittel, äuſserlich gebraucht, gegen giftige Pfeile hält *p*). —

Doch wir verlaſſen die bisher betrachteten Länder, und wenden uns nach Fetzan, welches mehr nördlich liegt, und mit Oberegypten faſt einerley Breite hat. — Fetzan *q*) liegt in der Wüſten, wie eine Inſel im Ocean; dies Land iſt flach und eben, aber mit hohen Gebürgen umgeben: — es beſtehet aus vielen fruchtbaren Provinzen, welche aber auch oft durch dürre Sandfelder getrennt werden. Ehemals muſs das Land noch weit blühender geweſen ſeyn, als jetzt, weil man noch oft auf Ueberbleibſel alter Städte und Ci-

o) Göttingiſche gel. Anzeigen v. J. 1779. St. 153.

p) Geograph. en Natuurkundige Berichten l. c. T. 3.

q) Geſchichte der Unternehmungen u. ſ. w.

Ciſternen ſtöſst; indeſs findet man noch jetzt verſchiedene groſse Oerter, als Mourzouck, welches die Hauptſtadt dieſes Königreichs iſt; Menderah, Hiats, Ganat und mehrere andere. — Dieſe Oerter werden meiſt von Ackersleuten und Hirten bewohnt; doch hat man auch darin Kaufleute, Geiſtliche und Beamten. In jeder Stadt wird Markt gehalten, worauf Obſt, Fleiſch und Getreide verkauft wird. — Regen iſt in Fetzan ſo unbekannt als in Oberegypten; deſto häufiger aber Thau. Vom April bis zum November iſt die Hitze groſs, und in den Sandwüſten, beſonders beym Süd- und Südweſtwinde ganz erſtickend, ſo daſs ſie auch den Vögeln tödtlich werden kann. — Man findet zu Mourzouck nicht allein einen Fluſs, ſondern auch gutes Waſſer, ſo wie auch die übrigen Städte mit Ciſternen, worin Waſſer enthalten iſt, verſehen ſind. — In Fetzan hat man allerley Vieh, als Kühe, Schaafe, Ziegen und Kameele, welche zur Nahrung dienen, und von denen Milch gewonnen wird; an Früchten, als an Datteln, Gerſte, türkiſchem Weitzen, Kürbiſſen, Gurken, Feigen, Granatäpfeln, Aprikoſen und allerley Geflügel iſt kein Mangel. — Zum Getränke dient Waſſer und Palmwein. — Die Einwohner haben auch Salz. — Sie ſind wohl gebauet, ſchlank, aber nicht ſtark; man bemerkt vielmehr eine gewiſſe Schwäche an ihnen; dabey ſind ſie auch träge und unthätig. — Es fehlt hier nicht an Krankheiten; die vornehmſten ſind faule und Entzündungsfieber; im Sommer heftige Kopfſchmerzen, und Rheumatismen: — auch ſind hier die Blattern ſehr häufig und böſe. — Aerzte giebt's von Profeſſion zu Fetzan nicht; mehr verrichten alte Weiber deren Geſchäfte: — gegen Kopfweh wird Aderlaſs und

Schröpfen gebraucht; gegen Gliederſchmerzen das warme Bad: in Verrenkungen und in langdauernder Steifigkeit wird das glühende Eiſen angewandt; auſserdem noch kräftige Oele und ſtärkende Kräuter. — Zwiſchen Tripolis und Fetzan iſt der Thau ſo unſchädlich, daſs die Caravanen des Nachts ohne Zelter ſchlafen können. —

Alle dieſe Länder machten ehemals Libyen aus. Von dieſen Libyern berichtet uns Herodot r), daſs ſie ſich nicht ſo reinlich hielten, als die Egyptier; daſs ſie aber demohnerachtet geſund und ſtark wären, weil ſie die Gewohnheit hätten, ihren Kindern mit dem vierten Jahre die Adern am Kopfe und an den Schläfen zu brennen, um dadurch den Flüſſen und dem Schnupfen den Zugang zu verwehren. — Da ſie aber viel Ziegenfleiſch aſsen, wurden ſie oft mit der Fallſucht heimgeſucht s). — Jetzt liegen in den libyſchen Wüſten die Pſilli begraben, und viele anſehnliche Städte ſind mit Sand bedeckt t). —

r) Rahns Gazette de Santé, 3. Jahrgang.

s) Hippocrates de morbo ſacro.

t) Richard a. a. O.

Von Oberegypten.

Oberegypten hat, in Anſehung ſeines Bodens, mit Nubien und Abyſſinien mehrere Aehnlichkeit, als mit Niederegypten, von dem ich oben umſtändlich geredet habe. Ohne alſo von dem vorher Geſagten etwas zu wiederholen, verbinde ich hier Oberegypten mit Nubien, Abyſſinien und dem Lande Sennar. — Nemlich der Boden von allen dieſen Ländern, die ich eben nahmhaft gemacht habe, iſt gröſstentheils mit ſehr hohen Gebürgen, welche eine Gebürgskette ausmachen, die mitten durchs Land von Norden nach Süden ſtreichen, verſehen. Zur Rechten, nach Oſten, am rothen Meere liegt die thebaiſche Wüſte; zur Linken, nach Weſten, die Wüſte von Nubien. Dieſe Berge *u*) beſtehen nicht aus gemeinem Geſtein, ſondern aus einer harten Steinart, als Porphyr, Granit, Alabaſter, Baſalt und Marmor. Hier findet man mehr Porphyr und Marmor, als je zur Erbauung der groſsen Städte Alexandrien, Memphis, Theben und vieler anderer, iſt gebraucht worden. — Doch behält dieſe Bergkette nur bis zum 13ten Grad die beſchriebene Richtung, indem ſie ſich, beym weitern Fortgang nach Süden, in mehrere Arme theilt, wodurch alſo in Abyſſinien weit mehr Berge, als in Nubien und Oberegypten entſtehen. — Aber auch in Egypten und Nubien iſt es nicht eine Reihe von Bergen, die von Norden nach Süden ſtreicht;

u) Jam. Brüce's Reiſen zur Entdeckung der Quellen des Nils u. ſ. w. Leipzig 1790.

ſondern es ſind zwey in paralleler Linie neben einander herlaufende Gebürge. — In dem dazwiſchen befindlichen Thale haben die Nord - oder eteſiſchen Winde die Oberherrſchaft. Die Hitze iſt auf dieſen Bergen ſehr gemäſsigt; zuweilen iſt's ſo gar kalt: — deſto gröſser iſt aber die Hitze in den Thälern, beſonders in den Wüſten. — In der Wüſte Thebaida, oder derjenigen, die nach dem rothen Meere hin liegt, da, wo man, nach dem Brüce *), keinen Baum, kein Buſchwerk, kein Gras, keine Creatur, nicht einmal Eidexen und Schlangen findet; wo kein Waſſer, weder ſüſses noch ſalziges quillt; wo die Vögel die Luft als ein Gift zu fliehen ſcheinen; in dieſer Gegend der Anachoreten iſt die Hitze ſo groſs, daſs 2 Stöcke, die man eine halbe Minute lang gegen einander reibt, ſchon Feuer fangen. Eben ſo iſt es mit der Wüſte Nubiens beſchaffen *). —

Regen fällt in Oberegypten und in dem gröſsten Theile Nubiens faſt gar nicht. Aber deſto häufiger hat man ihn vom 16 Grad Norderbreite an bis zur Linie *). Es theilt ſich nemlich in den meiſten Ländern, die ſo wohl nördlich als ſüdlich von der Linie um 16 Gr. entfernt ſind, wie ſchon mehreremale erwähnt worden, das Jahr in die trockne und naſſe Zeit. — Hier in dem nördlichen Theile von Egypten und Abyſſinien, der unter dieſer Breite liegt, geſchiehet dieſe Abwechſelung mit dem wichtigen Unterſchiede, daſs es auf der weſtlichen Seite der oben gemeldeten Bergkette

x) A. a. O. S. 224.
y) Richard a. a. O.
z) Brüce a. a. O.

kette vom November bis in den April faſt unaufhörlich regnet, da hergegen, um dieſe Zeit, auf der öſtlichen, nach dem rothen Meere hin gelegenen Gegend, gutes Wetter, ohne allen Regen, bemerkt wird. — So bald aber im April auf der Weſtſeite dieſe Regen aufhören, fängt im May an der öſtlichen Seite das Regenwetter an, welches bis zum October hin fortdauert. — Dieſe Regengüſſe führen eine beſondere Unbequemlichkeit für die hier wohnenden und ein bloſses Hirtenleben führenden Völker mit ſich: es pflegt ſich nemlich an den Orten, wo es regnet, eine gewiſſe Fliege, Zimb genannt, einzufinden, welche die Kameele und andere Thiere anfällt, und ſie heftig durch einen gleichſam giftigen Stich verletzet [a]).

Um dieſer Unbequemlichkeit des Regens und der Gefahr, das Vieh durch den Zimbſtich zu verlieren, ſind dieſe Völker gewohnt, mit ihren Heerden dieſe Gegend alsdann zu verlaſſen, und nach einer andern ſich hin zu begeben, wo ſie von dieſen Uebeln frey ſind. Daher ziehen ſie, ſo bald ſich der Regen einſtellt, nach den entgegengeſetzten Bergen, wo trocknes Wetter iſt: aber da ſich auch hier nach einigen Monaten der Regen, und mit ihm die Fliege einſtellt, ſo müſſen ſie auch dieſe Gegend bald wieder verlaſſen. —

Die Landeseinwohner, die wir jetzt etwas näher kennen lernen müſſen, haben ſich ſo wohl von alten Zeiten her, als noch jetzt, durch ihre Lebensart, Gewerbe, Wohnungen, Wiſſenſchaften und Namen unterſchieden. Einige bewohnten die Berge; andere die Thäler; einige, und zwar

a) A. a. O. S. 434.

eine grofse Anzahl von ihnen, führten ein Hirtenleben; da andere in Städten wohnten. — Einige legten ſich auf den Ackerbau; andere auf Wiſſenſchaften, beſonders Aſtronomie. — Die älteſten Völker, von denen man Nachrichten hat, hieſsen Cuſhiten. Dies waren diejenigen Bewohner Abyſſiniens, die aus Egypten gekommen waren. Sie behielten theils ihren Aufenthalt diſſeits der tropiſchen Regen auf den Bergen und Ebenen. Sie wählten dieſe Gegend ihrer Fruchtbarkeit wegen, und weil ſie hier von der Fliege Zimb nicht verfolgt wurden. Nur ein paar Städte, als Meroë und Axum wurden von ihnen angelegt; die meiſten übrigen Einwohner lebten aber in Höhlen, die ſie ſich, mit erſtaunlicher Mühe, in den Marmorfelſen gehauen hatten, und die die jetzigen Cuſhiten noch bewohnen. —

Troglodyten hieſsen aber diejenigen Cuſhiten, welche mehr nach Süden hin gezogen waren; ihren Hauptſitz zu Sofola hatten, wo es Silber- und Goldminen gab. — Dieſe gaben ſich daher mit der Handlung ab, während daſs die nördlichen Cuſhiten zum Theil Buchſtaben erfanden, und zum Theil, ihres heitern Himmels wegen, ſich auf die Aſtronomie legten. — Ferner giebt es in Abyſſinien Juden, welche Fataſchas heiſsen. Noch heutiges Tages nennt man einen gewiſſen Stamm der Cuſhiten, die ebenfalls in Höhlen wohnen, Schangallas. — Zuletzt müſſen wir noch die Berbers, oder die Hirten nennen, die faſt auf allen Bergen und Thälern von Oberegypten, Nubien und Abyſſinien gefunden werden. — Dieſe Hirten oder Gallas waren Sabbäer, d. h. ſolche, die Sonne, Mond und Sterne anbeteten. — Sie hiel-

hielten ſich vor Zeiten am meiſten in der Südgegend, bey Atbara und Beja auf: — muſsten aber alle Jahre, des Regens und der Fliege Zimb wegen, den Ort verändern. Wenn es nemlich auf der Weſtſeite, wie bereits geſagt worden, regnete; ſo begaben ſie ſich nach der Oſtſeite, am Ufer des rothen Meers; und wenn es in Oſten regnete, ſo zogen ſie nach Weſten. Jetzt haben ſie ſich hauptſächlich mehr nach Norden hin begeben. — Wir werden von dieſen Völkern unten umſtändlicher reden: vorerſt aber Oberegypten betrachten.

Oberegypten iſt demnach ein bergigtes, ödes und ſehr wenig bewohntes Land, in dem nur die Ufer des Nils fruchtbar ſind: daher kommen auch hierhin die Araber 100 Meilen weit, um für ihr Vieh Weide zu ſuchen.

Es gehet demnach hieraus hervor, daſs die Araber von jeher mit den Egyptiern viele Gemeinſchaft gehabt; ſie haben alſo von ihnen den knolligen Ausſatz (Lepra arabum), von dem man von jeher geglaubt hat, und noch glaubt [b]), daſs er Egypten zum Mutterlande haben ſolle, und der ſich dadurch von dem weiſsen Ausſatze der Griechen (Leuce), der in allen ſeinen Stufen immer weiſs bleibt, und den uns die moſaiſchen Bücher nur allein beſchrieben haben, unterſcheidet, daſs er in der Haut nicht allein, wie in dem weiſsen Ausſatze, eine ſtarke Umwandlung und Zerſtörung der Fetthaut, da alle öligte Theile in Speck geliefern, oder in einen Kleber ſich umſchmelzen, hervorbringt, ſondern daſs er auch eine ganze Ungeſtaltheit des Geſichts, des ganzen Körpers und Knollen an den

b) Hensler a. a. O.

Gelenken und Gliedmaſsen, nebſt Verzerrungen derſelben u. d. gl. m. verurſachet, — leicht erhalten können. —

An Städten iſt dies Land arm: indeſs iſt Achnim einer der anſehnlichſten Oerter: — dieſe Stadt iſt aber ſehr ungeſund. Denn es flieſst nicht allein ein unreiner Canal durch dieſelbe, ſondern es wird auch das Waſſer von vielem Buſchwerk eingeſchloſſen: — überdem ſäet man hier viel Weitzen. Aus dieſer Urſache haben die Menſchen allhier ein gelbes und ſehr kränkliches Anſehen. Brüce c) ſahe hier ſchwangere Weiber von 11 Jahren: — ſie ſahen aber im 16ten Jahre ſchon älter aus, als Weiber von 60 Jahren in England.— Jedoch hatten die Männer ein beſſeres Anſehen. — Zu Syene, einer andern Stadt in Oberegypten, leiden die meiſten Menſchen an Augenzufällen, und es giebt auch viele Blinde unter ihnen: hieran ſind die heiſsen, über die nubiſche Wüſte herſtreichenden, Winde ſchuld. Nicht allein Brüce, ſondern auch ſeine ganze Geſellſchaft, empfanden an den Augen gleichfalls Schmerzen. —

In den Höhlen, die in Marmorfelſen gehauen ſind, lebt jetzt ein den Zigeunern nicht unähnliches lüderliches Geſindel, die Troglodyten, von denen ich aber vor der Hand keine nähere Nachricht mittheilen kann. — Auch die Nubier machen noch ein meiſt unbekanntes Volk aus. Richard ſagt: es ſey in Nubien, der brennenden und trocknen Hitze wegen, nicht ſo geſund, als in Abyſſinien: es herrſchen hier oft heftige Orkane. Brüce erfuhr dies auf ſeiner Zurückreiſe. Denn

c) A. a. O. S. 157.

Denn bald ſahe ſich die Geſellſchaft durch bewegliche und pyramidenförmige Sandſäulen, die der Wind zuſammengetrieben hatte, in Lebensgefahr; bald wurden ſie bedrohet, vom Winde Samiel in dieſer Wüſte erſtickt zu werden; ja einmal wüthete ein Wirbelwind ſo heftig, daſs er ein Kameel in die Höhe hob. Die Nubier ſind nicht ſo groſs als die Abyſſinier, und unter ihnen ſind die Giaches ein grauſames Volk. Regen fällt in Nubien eben ſo wenig als in Oberegypten, und das Nilwaſſer iſt auch hier das einzige Getränke. In Oberegypten giebt es Menſchen, die täglich eine gewiſſe Quantität Salz deshalb zu ſich nehmen, um deſto mehr Nilwaſſer trinken zu können [d]): einige trinken wohl in einem Tage drey Eimer voll davon, ohne allen Schaden; im Sommer befördert es unmerklich die Ausdünſtung, ſo wie es im Winter den Urin treibt. Indeſs können doch nur diejenigen, die in der Nähe des Nils wohnen, von dieſem heilſamen Getränke, von dem Maillet behauptet: daſs es unter den Waſſern das ſey, was der Champagner unter den Weinen iſt, Gebrauch machen: die zu weit davon entfernt wohnen, müſſen mit ſchlechtem Waſſer aus einem Ziehbrunnen vorlieb nehmen. Aber dieſe ſind denn auch vor dem Stein nicht ſicher; ſo ſahe Brüce [e]) einen Scheriff in Oberegypten, der zwar jetzt nahe am Nil wohnte, der aber dennoch am Stein danieder lag. Indeſs hatte er vor ſeinem 27ten Jahr kein Nilwaſſer getrunken, und er empfand auch jetzt würklich von dieſem Waſſer ſchon Erleichterung.—

Da

d) Maillets Beſchryvinge van Egypten, aus dem Franz. Haag 1737.

e) A. a. O. S. 290.

Da die Hitze allhier in den Thälern und den Wüſten unausſtehlich ſeyn würde, wenn man den Körper nicht dagegen zu ſchützen ſuchte; ſo beſchmiert man den Körper, beſonders das Geſicht mit Oel *f*): — die Reichen halten ſich aber in ihren kühlen Wohnungen des Tages zu Hauſe, und genieſsen des Nachts die Kühlung in Kähnen auf dem Waſſer. — Da es aber hieran in den Wüſten, wie an den meiſten Lebensbedürfniſſen, der ſengenden Hitze wegen, fehlt; ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie verdickt die Säfte und wie verrückt das Gehirn ſolcher Leute werden muſs, die ſich dazu allein mit Andachtsübungen oder vielmehr Schwärmereyen beſchäftigen. — Ein ſolches Leben führen die coptiſchen Chriſten, die das Kloſter des heiligen Antonius, das in der thebaiſchen Wüſte, zwiſchen Suez und Coſſir, liegt, bewohnen: ſie eſſen ſchlechtes ſchwarzes Brod mit Linſen und Leinöl: — es fehlt ihnen ſo gar an gutem Waſſer; denn der einzige im Kloſter befindliche Brunnen iſt ſalzigt *g*). — Es giebt daher hier viele milzſüchtige, ſchwarzgalligte und verrückte Leute unter ihnen.

Hier iſt es, wo von jeher, wie Zimmermann *h*) ſagt: tiefe Melancholie und geiſtlicher Wahnwitz ihren Sitz hatten; wo ihre Aſceten ſich ſelbſt, aus übertriebener Heiligkeit, entmannten, und wo ſich die Jungfern ſchämten ihrer Weiblichkeit. Nur die gar zu groſse Sonnenhitze gab zu dieſen Begriffen der Entkörperung und

f) Maillet l. c. p. 60.

g) Maillet l. c. p. 36.

h) Von der Einſamkeit, 1. Theil. S. 240.

und der Entmannung Gelegenheit; daher auch die chriſtliche Kirche gezwungen wurde, durch poſitive Geſetze dem Abhacken eines nützlichen Glieds Einhalt zu thun. Hier iſt es auch, wo jene Ausſprüche des Hippocrates *i*) ihre völlige Beſtätigung erhalten, die folgendermaſsen lauten: Iſt ein Sommer, in dem die Nordluft herrſcht, trocken, der Herbſt aber bey der Südluft regnigt; ſo müſſen wahrſcheinlich den Winter über Kopfſchmerzen und Brand im Gehirn vorkommen. Wenn hergegen der Sommer bey der Nordluft trocken, und es weder die Hundstage über, noch auch mit dem Anfang des Herbſtes regnigt wäre: — ſo wird er galligten Perſonen am allernachtheiligſten ſeyn: weil ſie dabey ſehr „austrocknen, und hitzige und langwierige Fieber, trockne „Augenentzündungen, und einige die Schwer„muth bekommen.“ Denn der dünnſte Theil der Galle verzehrt ſich, und vertrocknet, der dickſte und ſchärffte bleibt zurück. —

Doch ich kehre zu den Copten zurück; dieſe beobachten noch viele alte Gebräuche der Egyptier; z. B. ſie eſſen kein Schweinefleiſch; ſie haben vielmehr einen Abſcheu dagegen: im April und May wird auch von ihnen gar kein Fleiſch, wohl aber Fiſche gegeſſen.

Auch die jetzigen Egyptier haben, wie ihre Vorfahren, nach den verſchiedenen Krankheiten, beſondere Aerzte: einige ſind für die Augen, andere für die Ohren; wieder andere für Blattern u. ſ. w. beſtimmt *k*).

Nach-

i) Von der Luft, Waſſer u. ſ. w. S. 419.

k) Maillet l. c. p. 228.

Nachdem ich nun hinreichend von Oberegypten und Nubien geredet; ſo wende ich mich nach Sennar und Abyſſinien.

Von Sennar und Abyſſinien.

Beyde Königreiche *l*) ſind bergigt, waldigt, und unter den tropiſchen Regen gelegen. Sennar hat aber mehr Sandwüſten, weniger Städte und Menſchen als Abyſſinien, welches viele der anmuthigſten Gegenden; viele fruchtbare Ländereyen; viele bewohnte Oerter; eine groſse Menſchenzahl und vielerley Nationen, die in Sitten und Gebräuchen ſehr von einander unterſchieden ſind, beſitzt. In Abyſſinien iſt ſelten Waſſermangel; es wird das Land auſser durch den periodiſchen Regen, von vielen Flüſſen getränkt, unter denen der Nil der Hauptfluſs iſt, der in dieſem Lande ſeinen Urſprung hat. Sennar hergegen hat auſser den Regengüſſen, keinen andern Fluſs, als den Nil allein. Die Luft iſt in Abyſſinien nicht von einerley Beſchaffenheit: auf den höher gelegenen Revieren und auf den Bergen iſt ſie ſehr rein, und hier iſt auch die Hitze ſehr gemäſsigt: man lebt hier ſehr geſund: zwiſchen den Bergen aber und in den niedrigen Ländern iſt der Boden oft ſumpfigt; hier ſtockt die Luft; die Hitze iſt oft unerträglich, und hier fehlt es, beſonders zur naſſen Jahreszeit, faſt nie an Seuchen, die in bösartigen Fiebern beſtehen: die fruchtbarſte und angebaue-

l) Brüce im 2. 3. und 4ten Band ſeiner Reiſen.

gebaueteſte Provinz Abyſſiniens, Dembea, welche am See Tzana liegt, leidet von dieſem Fieber faſt alle Jahre, vom März bis Michael, einen groſsen Verluſt an Menſchen. So bald ſich aber die periodiſchen Regen einſtellen; ſo verſchwindet die Krankheit eben ſo geſchwind [m]), wie die Peſt in Egypten, wenn der Thau fällt. — Auch in einem Dorfe, das nahe an dem Fluſs Tacazé lag, traf Brüce [n]) ein ähnliches Fieber an, das man hier das brennende nennte. Es fängt allezeit mit Schauer, Kopfſchmerz; Drücken in den Augen, und Neigung zum Erbrechen an, worauf eine brennende Hitze folgt; es endiget ſich ſchon oft am dritten Tage mit dem Tode. In der letzten Periode ſchwillt der Leib gewaltig auf; die Geſichtsfarbe iſt gelb, und wird faſt ſchwarz, und nach dem Tode erfolgt die Fäulung ſo geſchwind, daſs man die Leichen faſt ſchon in der folgenden Stunde begraben muſs. Dieſes Fieber fängt an zu wüthen, ſo bald nach dem erſten Regen die Sonne hervorbricht, oder alsdann, wenn noch Regen und Sonnenſchein mit einander abwechſeln: es hört aber auf, wenn im Julius und Auguſt die Erde vom Waſſer völlig geſättiget iſt: indeſs ſtellet es ſich im September wieder ein, und dauert bis zum November, wo es ſein völliges Ende nimmt. So giebt es noch mehrere dergleichen ſumpfige Gegenden, die alle ungeſunde Eigenſchaften an ſich haben, ob ſie gleich ſonſt ſehr fruchtbar ſind.

Unter andern Naturprodukten trift man den Kaffeebaum hier in ſeiner ſchönſten Zierde häufig an.

m) Brüce 2. B. S. 261.

n) A. a. O. 4. B. S. 22.

an. Es wächſt aber derſelbe auch auf Bergen. Denn Kaffa, wovon jener Baum ſeinen Namen hat, iſt ein bergigtes und geſundes Land. Von Kaffa bis zum Nil trift man dieſen Baum häufig, bald auf Höhen, bald auf Niederungen an. —

Nirgends in der Welt kann man deutlicher den Unterſchied gewahr werden, den die Farbe der Haut von der verſchiedenen Sonneneinwürkung leidet, als hin und wieder in Abyſſinien. Zum Beyſpiel diene die Provinz Narea, welche die ſüdlichſte von allen iſt. — Sie iſt hoch gelegen, wird von allen Winden frey beſtrichen, und genieſſet eine gemäſsigte Luft; es ſind daher die Einwohner nicht einmal ſo dunkel von Farbe, als die Sicilianer und Neapolitaner: hergegen iſt die Ebene, worin Narea liegt, niedrig, ſumpfigt und voll ſtehender Waſſer. Die Hitze ſteigt hier zu einer auſserordentlichen Höhe; es haben aber die hier wohnenden Gallas eine ſo ſchwarze Farbe, als die Negern nur immer haben können *o*). Dieſe Gallas ſind heidniſche Völker, die ſo wohl ſüdlich als weſtlich von Abyſſinien liegen; ſie bewohnen groſse Wüſteneyen, aber auch mit die fruchtbarſten und angenehmſten Diſtrikte. Sie ſind muthig und tapfer, daher werden die abyſſiniſchen Städte und Dörfer oft von ihnen geplündert. Sie würden gewiſs bereits das ganze Land unterjocht haben, wenn ſie ſich nicht vor den Blattern fürchteten. Denn zu verſchiedenen Zeiten haben ſie ihre Ueberfälle theuer bezahlen müſſen. Oft ſind ganze Provinzen von ihnen durch die Blattern verheert worden, die ſie ſich auf ihren Streifereyen von den Abyſſiniern geholt hatten.

Da

o) A. a. O. 2. B. S. 308.

Da dieſe Gallas auch oft unermeſsliche Wüſten durchreiſen müſſen, ehe ſie an die abyſſiniſche Gränze kommen; ſo verſehen ſie ſich auf dieſen langen Reiſen nur allein mit pulveriſirtem Kaffee, den ſie mit Butter vermiſcht zu Kugeln rollen, die ſie in einem ledernen Sack mitnehmen. Eine ſolche Kugel hat gemeiniglich die Gröſse einer Biliardskugel, und eine einzige Kugel dient ihnen oft für den ganzen Tag: ſie verſichern aber auch, daſs ſie daraus mehr Stärke und Nahrung erhielten, als wenn ſie ein groſses Stück Brod, oder ein Gericht Fleiſch zu ſich genommen hätten.

Was für Krankheiten dieſe Völker unterworfen ſind, iſt mir unbekannt; viele von ihnen ſcheinen aber doch eine ungeſunde Gegend zu bewohnen. Denn ihre Kühe haben eine beſondere Krankheit, wovon man wohl kein ähnliches Beyſpiel anführen kann: ihr Körper zehrt nemlich nach und nach ab; hergegen nehmen Kopf und Hörner zu: der Umfang der Hörner wird ſo groſs, daſs wohl in jedem Horn ein Eimer Waſſer Platz findet *p*). —

Eine andere nach Abyſſinien gleichfalls gehörige und zugleich wilde Nation ſind die Schangallas. Sie bewohnen die fruchtbarſten Gegenden, die zwiſchen dem 12ten und 13ten Grade gelegen ſind. Der Boden iſt feucht und ſehr waldigt; daher iſt auch hier die Hitze ſehr groſs. In den 6 Regenmonaten, wo man keine Sonne ſieht, ſteht hier das Thermometer im Schatten auf 100 Grad Fahrenh. *q*).

Acker-

p) A. a. O. 4. B. S. 108.

q) A. a. O. S. 489.

Ackerbau treiben die Schangallas nicht; ſondern ſie leben von der Jagd und ihrem Viehe. Im Winter wohnen ſie in Klüften und Höhlen: im Sommer aber wohnen ſie in den Wäldern; an den Flüſſen und Seen. Sie machen ſich aus Baumzweigen Zelte oder Lauben [r]), die ſie mit Häuten bedecken. Ihre Nahrungsmittel ſind äuſserſt ſchlecht. Sie leben faſt allein von Schlangen, Elephanten, Büffelochſen, Löwen, Krokodillen und den Meerpferden, die ſie in den ſchattigten, mit Schilf und Bäumen ſtark bewachſenen Ufern der Seen antreffen. Wenn ſie eins oder das andere von beſagten wilden Thieren erlegt haben; ſo ſchneiden ſie das Fleiſch in daumendicke Streifen, die ſie an die Bäume hängen und an der Sonne trocknen. Auf dieſe Weiſe bereiten ſie ihren Wintervorrath zu, den ſie in ihren Höhlen alsdann aufbewahren. Wenn ſie von dieſem ganz ausgetrockneten Fleiſche Gebrauch machen wollen; ſo wird es erſt ſtark geklopft, und darauf entweder gekocht oder in der Aſche gebraten. Die Schangallas ſind auch groſse Freunde von Heuſchrecken, die ſie entweder friſch oder getrocknet verzehren. Es giebt auch einige Schangallas, deren meiſte Nahrung in Strauſseneyern [s]) beſtehet. Von dieſen verſchiedenen Nahrungsmitteln erhielten dieſe Völker von den Alten verſchiedene Namen. Sie hieſsen Rhizophagi, Elephantophagi, Acridophagi, Strutiophagi und Agridophagi. Die Schangallas wurden auch Macrobii [t]) genannt: man irret ſich aber, wenn man glaubt, daſs ſie die-

r) A. a. O. S. 539.
s) A. a. O. S. 541.
t) A. a. O. S. 556.

dieſen Namen von ihrem hohen Alter, das ſie erreichen, erhalten hätten. Man kann eben nicht ſagen, daſs ſie älter als die Gallas würden: ſie wurden aber deshalb Macrobii genannt, weil ſie nicht, wie andere wilde Völker, die grauſame Gewohnheit hatten, ihre Alten zu tödten: ſondern man gönnet ihnen das Leben, ſo lange als es Gott und ihre Feinde thun. Allein von den Abyſſiniern haben ſie groſse Nachſtellungen zu erdulden: denn man gehet in Abyſſinien eben ſo gut auf die Schangallasjagd, als auf Elephanten - und Löwenjagd. Werden ſie nun überfallen, welches allezeit nur des Sommers geſchieht; ſo ſtreitet die ganze Familie mit aller Tapferkeit oft für das Schickſal eines einzigen Mitgliedes: daher ſuchen die Schangallas die Familien ſo zahlreich wie möglich zu machen. Jede Frauensperſon bewirbt ſich daher um einen Mann, wenn er auch ſchon mit mehrern Frauen verſehen iſt, damit ſie, zu Zeit der Gefahr, des Beyſtandes verſichert ſey. —

So bald die tropiſchen Regen ſich einſtellen, welches der hieſige Winter iſt; ſo begeben ſie ſich mit ihren Nahrungsmitteln nach ihren Höhlen, wo ſie vor allen Nachſtellungen ſicher ſind. —

Die Kleider der Schangallas ſind faſt von gar keiner Bedeutung: denn ſie gehen faſt ganz nackt: die Weiber ſind ſehr fruchtbar; gebähren ſehr früh, oft ſchon im 10ten oder 11ten Jahre, und haben ſehr leichte Niederkunften. Gleich nach der Entbindung waſchen ſie ſich und gehen zu ihren Geſchäften. Das Kind binden ſie auf eine Baumrinde feſt, und hängen dieſe Wiege an einen Aſt von einem Baume, damit ihm weder Schlangen noch Ameiſen ſchaden können. Die Brüſte der

ſchangalliſchen Weiber ſind auſserordentlich ſchlapp und lang; ſie hängen ihnen bis an die Knie herunter. — Die Fruchtbarkeit hört hier früh auf: denn nach dem 22. Jahre bekömmt ſelten eine Frau ein Kind mehr. — Die Haut der ſchangalliſchen Weiber und Mädchen iſt, ob ſie gleich in einem ſo heiſsen Clima wohnen, dennoch kalt anzufühlen [u]), und Brüce pflichtet deshalb weder Büffon, noch dem Lord Kaimes bey, die die Negerinnen für ſo geil hielten, weil er der Meynung iſt, daſs die Hitze den Körper zu ſehr ſchwäche.

Man würde nicht aus Abyſſinien nach Sennar kommen können, wenn nicht ein ſchmaler Strich Landes, der die dicken Wälder der Schangallas trennet, vorhanden wäre. Dieſer hohle und ſchmale Strich heiſst Kolla, und ein hier befindlicher abyſſiniſcher Ort wird Ras el Feel genannt, wovon ich unten noch mehr reden werde. —

Während der Regenzeit ſchieſst das Gras in den ſchangalliſchen Wäldern erſtaunlich geſchwind in die Höhe; ſo bald aber die Regen zu Ende ſind, verſengt die Sonne auch wieder dieſe Zierde des Erdbodens. Alsdann pflegen die Schangallas das Gras wohl anzuzünden, welches ſich in kurzer Zeit weit ausbreitet. Das Feuer verzehrt nicht allein ganze Flächen, ſondern entlaubt auch alle Bäume, und findet faſt nirgends einen Aufenthalt: ſelbſt in den Flüſſen nicht. Denn da das Waſſer in den Flüſſen ſich bald verläuft, ſo trocknen ſie von der Sonnenhitze bis auf den Grund ein, und laſſen viele brennbare Materialien zurück. Dieſe ergreift

u) A. a. O. S. 552.

ergreift nun auch das Feuer, welches der Richtung des Stroms folgt. In einer groſsen Entfernung zur See ſcheinen dieſe Flüſſe nun zu brennen: dies hat, wie Brüce ſagt, den Hanno in ſeinem Periplus verleitet, zu glauben, daſs es in Abyſſinien brennende Ströme gäbe.

Aber das Abbrennen der Felder und Wieſen hat noch einen andern ſchädlichen Umſtand zur Folge: die Luft bekömmt nemlich alsdann eine erſtickende Hitze. —

Was die eigentlichen Abyſſinier anbetrift; ſo ſind das, im Vergleich mit den Gallas und Schangallas, ſehr civiliſirte und cultivirte Völker, die in ſchönen Städten und Dörfern wohnen, worin ein Ueberfluſs von allerley Lebensmitteln iſt. Es fehlt hier weder an Obſt, noch Korn, noch Vieh. Von den Körnern wird hier Reiſs und Dorra am meiſten genoſſen: was das Fleiſch anbetrift; ſo iſst man es am liebſten, wenn es noch warm iſt und vom Blute raucht; roh wird es gegeſſen, und dem lebendigen Thiere wird es von den Knochen abgelöſet. Nichts ſetzt ihrer Lüſternheit nach dieſer blutigen Mahlzeit Schranken: kein Aechzen; Stöhnen; Brüllen kann ihre harten Herzen erweichen, oder ihnen gegen dieſe Grauſamkeit einen Abſcheu erregen. Man hat dieſe Sache bisher bezweifelt, aber nach Poncet *) hat Brüce als Augenzeuge dieſe die Menſchlichkeit entehrende Thatſache, leider! beſtätigt. — Poncet ſahe rauchendes Ochſenfleiſch zu Gondar an des Königs Tafel eſſen, und

*) Poncets Reiſe nach Ethiopien in den Jahren 1698 bis 1700. M. ſ. die geographiſche en natuurkundige Berichten. 3te Deel. p. 9.

Brüce hat ſolchen Mahlzeiten oft beygewohnt, und ſie auch beſchrieben. Nach dem Poncet eſſen ferner die Abyſſinier dieſes Fleiſch mit einer Sauce begoſſen, die aus Ochſengalle zubereitet worden: dadurch ſoll nicht allein das Fleiſch ſchmackhafter werden; ſondern auch leichter zu verdauen ſeyn. Noch eines andern Gerichts thut dieſer Verfaſſer Meldung, das aber ſeinen Widerwillen gegen ihre Speiſen völlig vermehrte. Sie nehmen, ſagt er, das grüne noch unverſehrte Kraut aus dem Magen eines geſchlachteten Ochſen; vermiſchen es mit klein geſchnittenem Fleiſch; gieſsen die oben beſchriebene Sauce aus Galle darüber, und verzehren es.

Dies iſt eine kleine Skizze von einer abyſſiniſchen Mahlzeit, welche ſie noch unter die Barbaren herabzuſetzen ſcheint. Indeſs bekennen ſie ſich doch zur chriſtlichen Religion, und zwar zur alexandriniſchen Kirche. Freylich reimt ſich ihr grauſames Verfahren mit dem Viehe ſehr ſchlecht mit den Grundſätzen der Chriſtus-Religion: wer aber die Macht der Gewohnheit und der Vorurtheile kennet, wird ſeinen Haſs, den er etwa deshalb gegen ſie gefaſst hat, in Mitleiden verwandeln. Es giebt gewiſs auch unter ihnen, wie Brüce erfahren hat, edel denkende Seelen.

Was die Kleidungen der Abyſſinier und aller Ethiopier anbetrift; ſo beſteht ſie aus Baumwolle, welches auch in dieſen heiſsen Ländern, wo man ſo viel ſchwitzt, die angemeſſenſte Bedeckung iſt. — Um indeſs den Körper noch mehr gegen die Eindrücke der Hitze zu beſchützen; ſo gebraucht man faſt überall Fettigkeiten, womit man den Körper beſchmiert; einige nehmen dazu Kameelfett.

Ich

Ich habe bereits oben bemerkt, daſs Abyſſinien eine hohe Lage habe und deshalb geſund ſey: auch Gondar, die Hauptſtadt von ganz Abyſſinien, und Beladalla gehören hierhin, wie auch die ganze Provinz Sire. Beladalla zeichnet ſich vor andern aus; hier iſt es ſehr gemäſsigt; der Boden iſt ſehr fruchtbar; überall ſiehet man Tamarindenwälder und Felder mit Dorra, aus welchem Brod und Bier bereitet wird. Seiner Fruchtbarkeit wegen heiſst es Beladalla, welches, wie P o n c e t ſagt, das Land Gottes heiſst.

Die Witterung iſt in Abyſſinien ohngefähr folgendermaſsen beſchaffen:

Im Januar und Februar fällt faſt gar kein Regen; es iſt aber der Himmel oft mit Wolken bedeckt. Das Thermometer ſtehet zu Gondar alsdenn gemeiniglich zwiſchen 56 und 72 Gr. des Fahrenh.

Der März führt viele Wolken herbey; man hört es oft donnern; Regen fällt ſelten, wohl aber Hagel von der Gröſse einer Kirſche. Die Hitze iſt groſs, und ſteigt oft bis zu 110 Gr.

Der April iſt nicht viel vom März unterſchieden; es giebt dicke Wolken; aber auch oft Sonnenſchein, und nicht ſelten Wind, wobey die Wolken ſehr ſchnell vorbey ziehen. Die mittlere Thermometerhöhe iſt zwiſchen 65 und 90 Gr.

Der May iſt ebenfalls abwechſelnd, und es fällt nur ſelten Regen: die Wolken erſcheinen ſchwer beladen, und das Thermometer zeigt auf 74 Grad und darüber.

Im Juny ſiehet man viele und ſchwere Wolken; es fallen auch ſtarke Regengüſſe (Poncet merkt an, daſs die meiſten einem Wolkenbruch ähnliche Regengüſſe, die in Abyſſinien bemerkt werden, des Nachts fielen), und Donner; die mittlere Hitze iſt 64 Gr.

Julius — dicke ſchwere Wolken; einige Regengüſſe. Die Hitze 59 bis 64 Gr.

Auguſt — aus dicken Wolken ſtarke Regengüſſe. Das Therm. 56 bis 60 Gr.

September — meiſt dunkel, ſtarke Wolken, oft ſtarke Regengüſſe. Gegen Ende des Monats klärt es ſich zuweilen auf. Das Thermom. wie im vorigen Monat.

October — mit Wolken bezogene Luft, oft noch Regen; aber auch Sonnenſchein. Das Thermometer zwiſchen 59 und 69 Gr.

November. — Die Wolken nehmen ab. Die Hitze zwiſchen 59 und 71 Gr.

December — noch heller wie im vor. Monat; faſt gar kein Regen; die Hitze wie vorhin. —

Obige Wetterbeobachtungen hat Brüce gröſstentheils zu Gondar angelegt, welches eine hohe Lage hat. In den niedrigen Gegenden iſt die Hitze gewöhnlich viel gröſser; zu Ras el Feel, oder in dem hohlen Weg zwiſchen den ſchangalliſchen Bergen, ſtand das Thermometer im März auf 114 G.. Gleichwohl fiel ihm dieſe Hitze nicht beſchwerlich zu ertragen; oft war ihm eine weit geringere Hitze in Syrien, Arabien, und beſonders in den Städten am rothen Meere, der erſticken-

ckenden Dünſte wegen, beſchwerlicher zu erdulden *y*). So z. B. war die gröſste Hitze, die das Thermometer zu Maſnah *z*), das am rothen Meere liegt, zeigte, nur 93 Gr.; und des Morgens um 4 Uhr 82 Gr.; allein ſeiner Empfindung nach war es hier heiſser als zu Ras el Feel. Maſnah iſt daher auch viel ungeſunder, als Gondar oder als irgend eine abyſſiniſche Stadt, die erhöhet liegt. Denn ſo wohl zu Maſnah, als in den meiſten am rothen Meere gelegenen Oertern, herrſcht ein hitziges Fieber Nedad, das oft am 3ten Tage ſchon tödtlich iſt. Erreicht ein Menſch den 5ten Tag, ſo kömmt er gemeiniglich durch: die beſte Cur beſtehet aber darin, daſs man ihm nicht allein viel kaltes Waſſer zu trinken giebt; ſondern man begieſst ihn auch damit im Bette, und wenn er trocken wird; ſo wiederholt man es.

Die Beſchneidung *a*) iſt in Abyſſinien nicht allein bey Knaben, ſondern auch bey den Mädchen eingeführt. Dieſe Operation gründet ſich, zumal bey letztern, nicht blos auf hergebrachte Gewohnheit, ſondern ſie iſt auch, wegen gar zu groſser Hervorſtehung der Clitoris, die dem Beyſchlaf hinderlich ſeyn würde, ganz nothwendig. Die catholiſchen Miſſionarien, die im vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts bey den Abyſſiniern in groſsem Anſehen ſtanden, widerſetzten ſich der Beſchneidung beym weiblichen Geſchlecht, weil ſie dies für überflüſſig und heidniſch anſahen. Es blieben auch würklich einige Mädchen unbe-

y) A. a. O. 4. B. S. 13.
z) A. a. O. 3. B. S. 34.
a) A. a. O. 3. Band. S. 347.

ſchnitten: da ſie aber heranwuchſen, waren ſie zum Beyſchlaf ungeſchickt; die Miſſionarien muſsten es daher, mit Erlaubniſs der Cardinäle de propaganda fide, zugeben. —

Die Abyſſinier ſind gröſstentheils ſtarke und geſunde Menſchen: es erreichen auch viele von ihnen ein hohes Alter. Ras Michael, der Held Abyſſiniens, der in 43 Schlachten Ueberwinder geweſen war, genoſs in ſeinem 73ten Jahre noch alle Kräfte, die ein neuer Feldzug erforderte. Aber in den niedrigen Gegenden, wie bereits oben angeführt worden, bringen Faulfieber jährlich eine Menge Menſchen ums Leben. Hierhin gehören, auſser den oben bereits angeführten, die Landſchaften Sirè [b]) und Waldubba. Es würden aber wahrſcheinlich weniger Menſchen ſterben, wenn man den Patienten die friſche und freye Luft erlaubte, und ſie weniger heiſs hielte. Aber leider! iſt auch dieſe üble Gewohnheit hier vorhanden [c]). — Dergleichen Fehler begehet man auch bey den Blattern, die dadurch ſehr bösartig werden. Dieſe Krankheit hat ſich von Abyſſinien, obgleich Sarkone [d]) daran zweifelte, über Egypten und andere angränzende Länder weiter verbreitet. Indeſs war ſie doch in Arabien eher als in Abyſſinien. Brüce [e]) ſagt: im Jahr 356 war ſie ſchon in Arabien: denn als die Abyſſinier in dieſem Jahre Mekka belagerten; ſo äuſserte ſich unter ihrer Armee dieſe Krankheit mit einer ſolchen

b) A. a. O. 3. B. S. 153 und 177.
c) A. a. O. S. 209.
d) Erlanger gel. Zeitungen v. J. 1774.
e) A. a. O. 1. B. S. 558.

chen Wuth, daſs davon viele ein Opfer wurden: mithin kamen die Blattern aus Arabien in alle Weltgegenden, und auch nach Abyſſinien.

Das Nilwaſſer wird auch in Abyſſinien als ein Heiligthum verehrt, und man gebraucht es als Heilmittel in verſchiedenen Krankheiten; beſonders hält man es bey der Quelle, die zwey engliſche Meilen über der Oberfläche des Meeres liegt, als ein untrügliches Mittel gegen die Hundswuth; zumal wenn es des Morgens nüchtern getrunken worden.

In der Nachbarſchaft der Nilquelle wohnen verſchiedene wilde Völker, die meiſt allein von Krokodillen und Meerpferden *f*) leben. Dieſe Leute haben, dieſer ihrer ſchlechten Nahrung wegen, einen unerträglichen Geſtank an ſich; ſie ſehen ſehr blaſs aus; haben eine elende Farbe, und ſind ſehr hager und mager; die meiſten von ihnen ſterben an einer Läuſekrankheit: ſie ſind auch ſo ſehr verachtet, daſs ſich ein Abyſſinier für verunreiniget hält, wenn er nur einem ſolchen Menſchen aus Waito (ſo heiſst der Wohnort) angerührt hat. —

Ehe ich Abyſſinien verlaſſe, muſs ich noch der Elephantiaſis, die auch hier ſo gar ſelten nicht iſt, ſo wie ſie Herr Brüce beſchreibt, Meldung thun. Das Geſicht bleibt bey ihnen gemeiniglich ganz geſund; die Augen ſind munter und feurig. Das Haar behält ſeine natürliche Beſchaffenheit und Farbe; ſelbſt die Barthaare fand Brüce, bey einem hohen Grade dieſer Krankheit, von natürlicher Farbe. Der Appetit iſt gut, und der Puls weicht

f) A. a. O. 3. B. S. 401.

weicht nicht viel vom natürlichen Zuſtande ab: Durſt aber quält die Patienten beſtändig. Von Anſteckung weifs man hier nichts: Kinder von ausſätzigen Eltern geboren, fand er auch allezeit von dieſer Krankheit verſchont, ob ſie gleich kein geſundes Anſehen hatten. Vor der Mannbarkeit bricht dies Uebel nicht aus. — (Dieſer Umſtand könnte zur Erläuterung dienen, warum die Araber, wie ich ſchon an einem andern Orte geſagt habe, die Caſtration dagegen empfohlen haben.) Der Hauptſitz der Krankheit iſt vom Knie bis unter die Knorren. Das Bein iſt wie zu einer dicken Walze angeſchwollen, und die Haut durch cirkelförmige Riſſe, wie in ſchmale Reifen, abgetheilt, deren tiefe Zwiſchenfugen wie aus rohem Fleiſche beſtehen, und beſtändig eine groſse Menge Jauche ausſchwitzen; die Geſchwulſt tritt unten ſo weit über den Fuſs, daſs man nur ohngefähr einen Zoll von dieſem vorne zu ſehen kriegt. Dieſe Unform, die harſche Haut und die ſchwärzliche Farbe ſolcher Beine, geben ihnen Aehnlichkeit mit der Elephanten ihren, und daher kommt wohl der Name der ganzen Krankheit. —

Das Königreich Sennar beſtehet meiſtentheils aus Sandwüſten. Die ſchönen Tamarindenwälder Abyſſiniens trift man hier nicht mehr an. Das Land iſt auch niedriger, und daher ungeſunder als Abyſſinien. Indeſs ſtöſst man doch auf einige fruchtbare Gegenden; ſo iſt z. B. das Land Serkin g), das an Abyſſinien gränzt, gut beſchaffen: auch Belled-Ullah iſt fruchtbar, weil hier noch die tropiſchen Regen fallen; desgleichen die am Nil

g) A. a. O. 2. B. S. 466 bis 471.

Nil gelegenen Länder von Barabra bis Dongola, indem man durch die Kunſt das Waſſer auf die Felder leitet; endlich ſo iſt der Boden von der Stadt Sennar ſelbſt ſo fruchtbar, daſs er 300fältige Früchte bringen ſoll [h]). —

Betrachtet man die übrige umliegende Gegend von Sennar, während der tropiſchen Regen; ſo ſollte man ſie alle für eben ſo herrlich und reitzend als nur die ſchönſten Provinzen in Holland ſeyn können, halten. Denn gegen Ende Auguſts ſtehen alle Felder grün, und die Dorra zeigt ſich herrlich. Kaum aber haben die Regen aufgehört, ſo verwelkt in kurzer Zeit das Gras, und die Dorra kann ſchon eingeſammlet werden. Die Felder bekommen wieder einen traurigen Anblick; alles Schöne verſchwindet; die Teiche trocknen aus, und fangen an zu ſtinken; kurz, das verbrannte Nubien iſt wieder da mit allen Schrecken ſeiner giftigen Winde; ſeines beweglichen Sandes und der glühenden Windſtöſse. —

Weiter von Sennar giebt es noch ſchrecklichere Wüſteneyen: dergleichen iſt die Wüſte Selima [i]), in der man 45 Tagereiſen zubringt, ehe man nach den ethiopiſchen Fürſtenthümern Dar-Fowr, Dar-Selé und Bargima gelangt, wo Negern wohnen, die noch von den tropiſchen Regen getroffen werden. Auch muſs man Wüſteneyen paſſiren, ehe man zum Königreich Gingiro kömmt, wo noch heut zu Tage Menſchen geopfert werden. Poncet reiſete noch durch eine andere Wüſte, Bahjuda genannt; ſo wie Brüce durch

h) A. a. O. 4. B. S. 471.
i) A. a. O. 2. B. S. 465.

durch die Wüſte um Teawa. In allen dieſen Sandeinöden iſt Waſſer, und zwar gutes Waſſer, das ſeltenſte. Man trift zwar zuweilen Quellen, deren Waſſer aber ſo ſchlecht iſt, daſs ein Menſch bey deſſen Genuſs ſein Leben einbüſsen kann. Brüce [k]) hatte zu Teawa die traurige Gelegenheit, dies zu ſehen, indem zwey ſeiner Reiſegefährten, nachdem ſie aus einer ſchlechten Quelle getrunken hatten, ſo gleich ihren Geiſt aufgaben. — Es iſt daher für Reiſende durch die Wüſten ein wichtiger Umſtand, daſs ſie ſich mit leicht fortzubringenden Lebensmitteln, und beſonders mit Waſſer, auf mehrere Tage, wie auch mit Salz oder Salpeterſpiritus, ſeines groſsen Nutzens wegen, verſehen. Das beſte Nahrungsmittel, das ſich am leichteſten fortbringen läſst, beſtehet [l]) in pulveriſirtem Brod aus Dorra, welches man in Ziegenfellen, in Form von Eyerkuchen, ſtark zuſammenpackt. Wenn man dieſe Kuchen kocht; ſo quellen ſie wohl ſechsmal ſo groſs, als ſie vorher waren, auf, und haben einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack. Mit dem Waſſer geht es aber ſo leicht nicht zu. Man thut dieſes in Schläuche, die man Girbas nennt, und die künſtlich zuſammengenähet ſeyn müſſen. Ehe man ſie aber mit Waſſer füllt, muſs man ſie, im Fall ſie trocken ſind, inwendig mit Oel, und auswendig, beſonders die Näthe, ſtark mit Theer einſchmieren. Auf dieſe Weiſe werden ſie waſſerdicht, und laſſen ſich auf Kameelen gut fortbringen. — Es hält ſich das Waſſer in dieſen Schläuchen einige Tage lang gut: es iſt aber oft eher verzehrt, ehe die Reiſenden auf neue

k) A. a. O. S. 352.
l) A. a. O. S. 551.

neue Quellen ſtoſsen, und unter dieſen kummervollen Umſtänden müſſen ſie dann oft ein Kameel ſchlachten, und aus deſſen Magen das darin befindliche ganz klare Waſſer, (denn ein Kameel kann, nach der beſondern Einrichtung ſeines Magens, für 10 und mehrere Tage auf einmal Waſſer zu ſich nehmen) zur Stillung ihres Durſtes trinken. — Die Lage ſolcher Menſchen iſt in einer Wüſte, wo kein Baum einigen Schatten giebt, um ſo viel trauriger, da die Hitze von 111 bis 119° ſteigt *m*). — Sennar und ſeine Wüſten ſind demnach mit zu den heiſeſten Ländern in der Welt zu zählen. — Indeſs kann man doch, wie Brüce *n*) anmerkt, keinesweges nach dem Thermometer jedesmal die Würkung genau beſtimmen, die die Hitze auf die Empfindung unſers Körpers hat. Das Thermometer kann ſehr hoch ſtehen, und wir empfinden dennoch die Hitze nicht ſehr ſtark; es kann aber auch einen mittlern Stand haben, und es iſt uns dabey die Hitze unerträglich. Eine ſolche Verſchiedenheit hat auch die Hitze auf die Farbe des Körpers. Es giebt unter dem 13ten und 14ten Grad der N. B. ſchwarze Menſchen; da es um 10 Gr. weiter nach Süden oft ganz weiſse giebt, wie z. B. die Gallas. Sennar liegt zwar um einen Grad weiter nach Norden, als Gondar; allein der Unterſchied der Hize iſt bey der gleichwohl ſchiefern Richtung der Sonnenſtrahlen erſtaunlich groſs. Denn es iſt wohl um 50 Grad in Sennar heiſser als zu Gondar. —

Es hängt die Hitze und Kälte, die wir an einem Orte empfinden, nicht ſo ſehr von ſeiner Breite,

m A. a. O. S. 352. und 551.
n) A. a. O. S. 484.

Breite, als von ſeiner erhöheten oder niedrigen Lage ab; dann kommen auch Dünſte und andere Umſtände in Erwägung. Wenn das Thermometer z. B. zu Loheia im glücklichen Arabien auf 90° ſteht; ſo glaubt man ſchon zu erſticken; da es hergegen zu Sennar blos warm iſt, wenn das Thermometer auf dieſem Grade ſteht.

Man kann demnach die verſchiedenen Grade der Hitze und Kälte beſſer durch das Gefühl als durch Inſtrumente beſtimmen. Man ſagt zu Sennar, es iſt kalt, wenn einer, der völlig gekleidet iſt und ſich ruhig verhält, empfindet, daſs er Feuer bedarf: es iſt kühl, wenn einer, der gekleidet und ruhig iſt, empfindet, daſs er überall, oder an gewiſſen Theilen mehr Bedeckung leiden könne, als er zur Zeit hat. Es iſt gemäſsigt, wenn er in ſolcher Kleidung und Ruhe kein ſolches Bedürfniſs gewahr wird, wobey er ſich mäſsig bewegen und auſser dem Zimmer aufhalten kann, ohne zu ſchwitzen: es iſt aber warm, wenn eben dieſer Mann bey ruhigem Verhalten ſchon ſchwitzt: es iſt höchſt warm, wenn jemand bey der geringſten Bewegung ſehr ſtark ſchwitzt: es iſt ſehr heiſs, wenn ein Mann bey dünner und faſt gar keiner Kleidung ſehr ſchwitzt, ob er gleich völlig in Ruhe iſt: es iſt auſserordentlich heiſs, wenn einer bey ruhigem Verhalten im bloſsen Hemde ſchwitzt, und ihm jede Bewegung ſauer wird, wenn ihm die Kniee ſo ſchwach ſind, als nach einem Fieber: es iſt unerträglich heiſs, wenn alle Kräfte fehlen, wenn Neigung zur Ohnmacht, Spannung in den Schläfen, als wenn eine Schnur um den Kopf gebunden wäre, empfunden wird. Die Stimme wird unter dieſen Umſtänden ſchwach, und der

Kopf

Kopf ſcheint einem, dem Gefühle nach, gröſser geworden zu ſeyn. Zu Sennar iſt das feinſte Gewand von Neſſeltuch ſchon zu warm.

So lange das Thermometer zwiſchen dem 70ten und 78 Gr. nach Fahrenh. ſteht, iſt es hier kühl: vom 79ten bis zum 92ten Gr. iſt es gemäſsigt; mit dem 92ten Grad fängt erſt die Wärme an. — Aber was vermag nicht die Gewohnheit! Als Brüce bey 116 Gr. auf ſeinem Zimmer, bey einem nackten und ruhigen Verhalten, vor Hitze zu ſchmelzen glaubte, ſahe er die Negern mit groſser Anſtrengung ein Haus einreiſsen. —

In den verſengenden Sandwüſten trift man zuweilen Quellen an, und dann auch wohl ein Dorf von Arabern: aber dieſe ſehen alle ſehr elend aus; wenn nun gar die Quelle verſiegt, oder wenn die Hitze einmal ungewöhnlich groſs geweſen iſt; ſo kommen wohl alle Einwohner um. In dem Dorfe Gerigana °) ſahe Brüce nur die Knochen von allen Einwohnern, die auf dieſe Weiſe umgekommen waren. Einer ſolchen Hungersnoth ſind die unter Zelten wohnenden Araber, weil ſie jährlich zur dürren Zeit, ſich mit ihrem Vieh nach den Ufern des Nils begeben, nicht unterworfen. Es ziehen nemlich jährlich groſse Caravanen dieſer Araber nahe bey der Stadt Sennar vorbey, die dem Könige von Sennar keinen geringen Tribut erlegen müſſen. Sie müſſen aber ihre Weideplätze wieder verlaſſen, ſo bald ſich die Fliege Zimb einſtellt.

Die

°) A. a. O. S. 352.

Die Landeseinwohner von Sennar leben von der Frucht Jujube; von Dorra; von Schweinen, die sie braten, und in der Stadt Sennar ist ausser obigem auch Weitzen, Reis und Kameelfleisch die gewöhnliche Speise. Die Armen essen Hirse, woraus sie Brod und Mehl machen: die Vornehmen machen daraus Pudding, den sie mit Milch geniesen. Rindfleisch, das schönste in der Welt, ist hier, kömmt aber selten zu Markte. — Da es an Flüssen fehlt; so haben sie kein anderes Wasser, als das, so aus den Ziehbrunnen kömmt.

Vielleicht ist die Stadt Sennar der ungesundeste Ort in der ganzen Welt, obgleich der Boden so fruchtbar ist, dass er kaum seines gleichen hat. Beydes kömmt von seiner sumpfigen Beschaffenheit her. — Vorerst so bleibt kein hier gebohrnes Kind p) im Leben, sondern sie sterben alle. Es würde daher die Stadt bald völlig ausserben, wenn nicht von andern Orten jährlich ein starker Zufluss von freyen Menschen und Sclaven den Abgang wieder ersetzte. Aber das hiesige Clima ist auch den meisten Thieren tödtlich. Man kann hier kein Pferd, keinen Esel, keinen Maulesel, keine Hühner am Leben erhalten, auch sterben die geworfenen Jungen ebenfalls alle. Selbst Löwen, welches man mehrere male versucht hat, können es hier nicht aushalten. Will man Hunde, Katzen, Schaafe und Rinder erhalten; so muss man sie wenigstens alle Jahre zur Zeit der tropischen Regen nach einem gesundern Orte bringen. Sonst kann man auch gar keine Jungen von ihnen ziehen: denn die Mutterthiere werfen in Sennar nie Junge. —

Die

p) A. a. O. S. 471.

Die Häuſer haben hier eine ſehr ſchlechte Einrichtung: ſie ſind nicht allein aus Lehm gemacht, ſondern ſie ſind auch oben dazu platt. Bey den häufigen Regen dringt demnach das Waſſer leicht in die Häuſer. — Iſt es nicht zu bewundern, daſs es an einem ſo ungeſunden Orte noch geſunde Menſchen giebt? Gleichwohl, ſagt Brüce, ſind die Männer hier in der Stadt ſtark und auffallend groſs; jedoch erreichen wenige ein hohes Alter, welches er aber nicht ſo ſehr von der ungeſunden Luft, als von ihrer ausſchweifenden und ſchwelgeriſchen Lebensart herleitet. — Denn es iſt ein gottloſes Geſindel. —

Die Hitze iſt hier drückend heiſs; daher kleiden ſich die Einwohner in blaue ſuratiſche Zeuge: am Mittage laſſen ſie ſich einige Eimer Waſſer über den Leib gieſsen, und ſchmieren ſich darauf einmal des Tages mit Kameelfett, welches die Haut vor Ausſchlag bewahren ſoll: des Nachts ziehen ſie auch ein mit Fett beſchmiertes Hemde an, und ſchlafen auf einer gegerbten Bullenhaut. Der König von Sennar ſalbte ſich täglich mit ſtinkendem Elephantenfett das Haupt, und verſicherte Brücen, daſs dies ſtark mache, und die Haare bewahre, daſs ſie nicht roth würden. Der Geſtank der Elephantenbutter wurde nachher durch eine Salbung von Zibeth und andern ſtark riechenden Sachen verdrängt, wo nicht erhöhet. —

Die Krankheiten zu Sennar ſind erſtlich Dyſenterien, die um ſo viel gefährlicher ſind, wenn ſie mit der Regenzeit ſich einſtellen: gemeiniglich begleitet die Ruhr ein intermittirendes Fieber, worin die Chinarinde das bewährteſte Mittel iſt, weil dieſe Rinde hier anfangs purgirt. —

Oft findet man unter ihnen Epilepsien und scirrhöse Lebergeschwulsten, die da vielleicht von den vielen Verkältungen, von dem Salben und Wasserbegiefsen herrühren. Unter den Arabern, die in Zelten wohnen, und nur Wasser aus den Ziehbrunnen trinken, sind Steinschmerzen gewöhnlich. — Die Venusseuche ist ganz allgemein, nur ist sie selten gefährlich, noch weniger wird dadurch ein Geschlecht im Heyrathen gehindert. Schwitzen und Enthaltsamkeit hilft gewifs. — Die in Abyssinien so gewöhnliche schlimme Krätze, die sich der Elephantiasis nähert, findet man hier nicht. Die Blattern machen hier eigentlich keine endemische Krankheit aus. Oft bleiben sie 12 bis 15 Jahre aus: aber dann sind sie sehr tödtlich. — Man hat hier eine Art von Blatterkaufen, die die Weiber nur allein zur trocknen Jahreszeit ausüben [q]: gemeiniglich bekommen die Kinder nicht mehr Blattern, als sie gekauft haben. — Auf viele Krankheiten scheint hier der Mond einen offenbaren Einfluss zu haben. —

Schätze, aber wohl dankbare Herzen, kann sich der Arzt in diesem Welttheile durch sein Prakticiren nicht erwerben. Brüce [r]) mufste auf Verlangen der Königin von Abyssinien einen fremden Mann in die Cur nehmen. Dazu war er zwar willig, aber er fand sich auch zugleich genöthigt, diesen Mann mit zwey Bedienten in sein Haus zu nehmen, und sie obendrein mit allem Nöthigen, selbst mit Speisen und Getränken, zu versehen. Als der Mann wieder hergestellt war, blieb er noch eine Zeit lang bey ihm; äufserte aber doch oft

q) A. a. O. S. 486.
r) A. a. O. S. 4. 5.

oft Verlangen, wegreiſen zu können. Brüce fragte endlich, was ihn zurück halte, da er ſeine Geſundheit wieder erhalten habe? worauf dieſer ihm erwiederte, daſs er nur auf die Kleider warte, die ihm von ſeinem Arzte noch zukämen. Brüce ſahe ſich alſo in die Nothwendigkeit geſetzt, dieſem Manne mit ſammt ſeinen Bedienten auf ſeine Koſten auch Kleider anzukaufen; worauf er dann, unter Verſicherung, daſs er ihm, wenn er einmal in ſeiner Heymath ihn beſuchen ſollte, ähnliche Freundſchaftsproben erwiedern würde, abreiſete. So befremdend und unangenehm auch dieſer Vorfall dem Brüce vorkam; ſo nützlich war er ihm doch auf ſeiner weitern Reiſe. —

Als Poncet reiſete, muſsten ſich die Caravanen jedesmal zu Gerri in Sennar eine Zeit lang aufhalten, und man ſchrieb ihnen eine Quarantaine, aus Furcht für den Pocken, vor: dadurch ſuchte man nemlich dieſe Krankheit von Sennar entfernt zu halten. Eine ſolche Unterſuchung wird jetzt, wie Brüce *) berichtet, nicht mehr vorgenommen, weil die Handlung hier in Verfall gerathen iſt. Es wäre aber zu wünſchen, daſs man eine ſolche Vorſorge in Anſehung der Peſt ausübte, warum man ſich aber wenig bekümmert. —

Wenn jemand in der Wüſte von dem Simoon, d. i. von dem giftigen Winde, ergriffen wird; ſo erfolgen Schläfrigkeit; Kopfſchmerz; Mattigkeit und Entkräftung: man empfindet einen auſserordentlichen Durſt und groſse Trockenheit im Munde: in dieſen Fällen thut der Salpeterſpiritus, mit Waſſer vermiſcht, die beſten Dienſte: es folgt

*) A. a. O. 2. B. S. 467.

aber auch häufig eine Engbrüſtigkeit darauf, die oft viele Jahre lang anhält. Brüce behielt ſie zwey Jahre lang, und wurde erſt durch die Bäder von Poretta in Italien davon geheilet [t]). —

Von den am rothen Meere gelegenen Oertern, wie auch einiges vom ſüdlichen Arabien.

Ob ich gleich bereits oben von verſchiedenen am rothen Meere gelegenen Oertern, wie auch von Arabien geſprochen habe; ſo bleibt hier doch noch einiges aus Brüce nachzuholen übrig. — Ich fange mit dem Lande Goſen in Egypten, welches auf der Oſtſeite des Nils lag, an. — Dies Land, welches eigentlich das Hirtenland bedeutet, wurde vom Nil nicht überſchwemmet, weil es hoch lag [tt]). — Die Küſten des rothen Meeres ſind zwar überhaupt ungeſund, aber die öſtlichen ſind doch noch ſchlimmer als die weſtlichen. — Denn die Ufer ſind theils ſumpfig, theils iſt auch die Hitze faſt unausſtehlich, daher ſind die meiſten Oerter ſehr ungeſund. Zu dieſen Städten gehört zuerſt Jambo, welches zwar an und vor ſich fruchtbar iſt, aber die Hitze ſteigt hier auf 91 Grad. — Ihre Einwohner ſind von allen Arabern die wildeſten, und halten ſich häufig in der Wüſte Tehama auf, wo es nie regnet [u]). — Etwas beſſer iſt Raback, wel-

t) A. a. O. 4. B. S. 560.

tt) Brüce a. a. O. 1. Theil. S. 280.

u) A. a. O. S. 349.

welches unter dem 22ſten Grad N. B. liegt; denn hier fehlt es nicht ganz am Waſſer, und ſelbſt Waſſermelonen gerathen hier gut. — Jidda iſt aber vorzüglich, der vielen ſtinkenden Teiche wegen, höchſt ungeſund, auch gränzt dieſer Ort an den unfruchtbarſten Theil von Arabien. Das Thermometer ſteht hier auf 97 Gr. *x*). — Nichts beſſer iſt Konfodah, das faſt noch ſchlimmer als Jidda iſt. Ob es gleich unter dem 19ten Grad liegt, ſo kennt man hier dennoch keinen Regen. Das Waſſer iſt daher hier vorzüglich ſchlecht, und man hat faſt kein anderes Fleiſch, als Ziegenfleiſch. — Auch Djezan, welches unter dem 16ten Grade liegt, iſt ungeſund: die Einwohner ſind allerley Fiebern ſehr unterworfen. — Loheia, welches unter dem 15ten Grad liegt, hat einen ſehr ſalzigten Boden, und man empfindet an den entblöſsten Beinen ein beſtändiges Stechen; der Schweiſs flieſst faſt ohne Aufhören; daher pflegt man mit Henna (Liguſtrum aegyptiacum) die Hände zu färben, welches auch den Schweiſs zurück hält. — Die Hitze iſt hier erſchrecklich. — Am niedrigſten ſteht das Thermometer bey S. S. O. Winde auf 81, am höchſten auf 99 Grade *y*). —

Die Inſel Dahalac, im rothen Meere, iſt dagegen gemäſsigter und geſunder, theils weil die Nordwinde ſie abkühlen, theils auch weil die Einwohner ſehr mäſsig leben. — Sie ſind Fiſcher, und erbauen Dorra, oder Mohrhirſe; eſſen Milch; ſie ſind aber ſo faul, daſs ſie oft in einem ganzen Jahre kein Brod haben: — gleichwohl ſind ſie

x) A. a. O. S. 338.
y) Brüce a. a. O. S. 359.

geſund: über 60 Jahre kömmt aber hier nicht leicht jemand. — Der Regen fällt vom December bis zum Februar; während dieſer Zeit muſs aufs ganze Jahr Waſſervorrath geſammlet werden, welches man in ſchmutzigen, aber prächtigen und von den Perſern ehemals erbauten Ciſternen bewahret *). —

Der ſüdliche Theil von Arabien verdient, im Vergleich der übrigen Theile deſſelben, mit Recht das glückliche genannt zu werden, weil hier Ueberfluſs an allem iſt. — Wenn daher in den wüſtern und ſchlechtern Gegenden Arabiens, als z. B. zu Jidda, der Mann nur eine Frau unterhalten kann; ſo können die Männer in dem blühenden Theile Arabiens dagegen drey bis vier Weiber wohl nähren. — Freylich begnügen ſich die reichen Araber mit dieſer Anzahl nicht, und viele unterhalten in ihrem Seraile weit mehrere. — Es ſcheint aber, aus doppelter Urſache, in Arabien erforderlich zu ſeyn, mehr als eine Frau zu nehmen. Erſtlich deswegen, weil die Weiber hier zu Lande weit eher verblühen, als in vielen andern Gegenden. Selten iſt hier eine Frau noch fruchtbar, wenn ſie bereits 20 Jahre erreicht hat; die eigentliche Zeit der Zeugung dauert nur vom 11ten bis zum 20ſten Jahre. — Wie würde es demnach mit der Bevölkerung allhier ſtehen, wenn ein Mann nur eine Frau unterhielte? — Einen zweyten Grund, warum hier mehr als eine Frau für den Mann beſtimmt iſt, ſcheint die Natur ſelbſt durch das Verhältniſs, welches zwiſchen den männlichen und weiblichen Geburten in den heiſſen Climaten ſtatt findet, anzugeben; maſsen hier weit

*) A. a. O. S. 396.

weit mehr Mädchen als Knaben gebohren werden [a]). — Beyspiele, die dies beweisen können, sind hier gar nicht selten. — Der Iman von Sana hatte 88 Kinder und darunter nur 14 Söhne. — Ein anderer, ein Priester des Nils, hatte 70 Kinder, und darunter 50 Töchter. —

Da ich übrigens von den Krankheiten Arabiens bereits oben geredet habe, und sie auch mit denen von Ostindien, von denen unten weiter die Rede seyn wird, übereinkommen; so breche ich hiemit ab, und merke nur noch die wunderbare Vorsorge der Natur an, die sie für jedes Clima getragen hat. -- Den Einwohnern von Ostindien gab sie Pfeffer und andere der Fäulniss widerstehende Mittel; da sie hergegen den Bewohnern Arabiens Myrrhen, Weyhrauch und andere Räucherwerke, als Vorbauungsmittel, verliehen hat.

Von demjenigen Theile Ostindiens, welcher Bengalen, Decan und andere damit verbundene Länder begreift.

Die verschiedene Lage, Nachbarschaft und Beschaffenheit des Bodens, die man in den oben gemeldeten Ländern antrift, machen es nothwendig, dass wir von den vornehmsten Provinzen dieser Gegend zuerst insbesondere reden, und nachher dasjenige, im Allgemeinen, von Ostindien

a) A. a. O. S. 332 u. f. w.

vorbringen, was ſo wohl von dieſen Ländern, als von Indoſtan, von dem wir bereits gehandelt haben, Arzeneykundiges geſagt werden kann. —

Schon der Boden von Bengalen iſt verſchieden: der nördliche Theil deſſelben, welches Nepan begreift, iſt voller Berge, die im Winter, und ſelbſt auch, zum Theil, im Sommer, wie die benachbarten Boutanſchen, mit Schnee bedeckt ſind [b]).— Die Hitze iſt alſo hier ſehr gemäſsigt; die Luft dabey rein und geſund. Der öſtliche Theil gränzt an Burma oder Brama, das voller Waldungen iſt; wo man viel Tihkholz, das zum Schiffbau gebraucht wird, findet. — Gegen Süden gränzt es ans Meer. — Ueberhaupt iſt zwar Bengalen ein herrliches fruchtbares Land; jedoch ſind die nach Süden gelegenen Provinzen am beſten bebauet und am fruchtbarſten. Denn hier iſt das Land niedriger, ſumpfiger, und zum Bau des Reiſses, welcher hier die vornehmſte Speiſe ausmacht, auch geſchickter. — An Flüſſen iſt hier kein Mangel. — Denn, auſser dem Ganges und Buramputer, giebt es noch der kleinern Flüſſe viele andere. — Das Waſſer des Ganges, der jährlich aus ſeinen Ufern tritt, wird ſeiner Güte und anderer Urſachen wegen, in ganz Indien für ein Heiligthum gehalten. — Die Küſten ſind voller Salz, und werden zum Salzbau benutzt: — auch fehlt's hier nicht an Moräſten und Wäldern. Luftwaſſer oder Regen [c]) giebt's vom Junius bis zum October faſt ununterbrochen; ſie ſind einem Platzregen oft ähnlich: — daraus entſtehn oft

b) Forſters und Sprengels Beyträge, 3. Theil. S. 146.

c) Clarke.

oft Ueberſchwemmungen und Moräſte. — Die übrigen Monate machen die trockne Zeit aus. — Was die Hitze anbetrift; ſo richtet ſie ſich nach den verſchiedenen Monaten, oder vielmehr nach den Winden, die alsdenn herrſchen. Im Auguſt zum Beyſpiel iſt die Luft ſchwül und erſtickend heifs, weil ſelten ein kühler Wind weht. — Dagegen begleiten in den übrigen Regenmonaten ſtarke Stürme die jetzt zur Zeit fallenden Platzregen. — Dieſe Winde ſind faſt immer vom März bis zum September weſtlich, und thun der Geſundheit eben ſo grofsen Dienſt als der Schiffahrt, wo ſie unter dem Namen der Monſon bekannt ſind. — Die trockne und heifse Zeit dauert vom April bis Juny; da hergegen die kalte Zeit vom Ende Novembers bis zum März währet. — Zu gewiſſen Zeiten iſt es hier erſtaunlich heifs: — man ſchätzt den höchſten Grad auf 120° nach dem Fahrenh. *d*). —

Die Haupt- und Reſidenzſtadt von ganz Bengalen, Calkuta, iſt auch zugleich die ungeſundeſte. Sie liegt am Fluſs Huglei, nicht weit vom Ganges; die Gegend iſt niedrig, und kann leicht unter Waſſer geſetzt werden; der Boden iſt ſumpfigt; in der Stadt ſelbſt giebts Salzteiche, die zum Baden gebraucht werden, und drey engliſche Meilen von der Stadt iſt eine grofse Salzwaſſerlache, die mit der See in Verbindung ſteht. — Bey heftigem Regen giebt's hier demnach oft Ueberſchwemmungen. So bald aber dieſer vorüber iſt; ſo trocknet die Lache aus, und hinterläſst im Grunde Mudder, Schleim, kleine Krebſe und andere Fiſche, die bald bey der Hitze in Fäulung gehen, und die ſchäd-

d) Richard a. a. O.

ſchädlichſten Ausdünſtungen verurſachen. Dazu kömmt, daſs die Ufer der Flüſſe mit Bäumen und Geſträuchen ſtark bewachſen ſind. — Die Stadt iſt zwar groſs, und zählt an die 600,000 Menſchen, aber ſie iſt ſchlecht gebauet; die Straſsen ſind krumm und ungepflaſtert; die meiſten Häuſer ſind elende Hütten aus Bambusrohr verfertigt, und ſo niedrig, daſs man kaum aufrecht darin ſtehen kann *e*). Die Wohnungen der Vornehmen *f*) ſind freylich beſſer eingerichtet; ſie haben, auſser der Geräumigkeit noch den Vortheil, daſs ſie auch kühl ſind; denn überall läſst man der Luft freyen Zugang. Daher iſt in jedem Hauſe ein gewölbter Gang, der auf Säulen ruht. Zwiſchen den Säulen ſind Vorhänge von Segeltuch befeſtigt, die oft mit Waſſer angefeuchtet werden. — Das hier herrſchende Fieber wird Puckerfieber genannt, und iſt von fauligter Art: es befällt am meiſten die Mannsperſonen. Aber auſser dieſem Fieber leiden auch viele an ſchleichenden Krankheiten, als Gelbſucht und Magenſchwäche, wovon nur wenige frey ſind. Das engliſche Frauenzimmer leidet ſehr an Nervenſchwäche und Gallſucht. Es giebt auſser Calcuta noch mehrere ungeſunde Oerter in dieſer Gegend: aber Colpi iſt einer der ſchlimmſten.

Die Lebensart der Indianer, oder der Indoſtaner, iſt hier eben ſo beſchaffen, wie bereits oben beſchrieben worden. So mäſsig viele von dieſen leben; ſo üppig und verſchwenderiſch ſind die in Dienſten von der oſtindiſchen Compagnie ſtehenden Europäer. — Ihre Häuſer ſind voll von Sänften-

e) Forſter und Sprengel a. a. O.

f) Clarke a. a. O.

tenträgern, Läufern, Thorheiten u. d. gl. mehr. Da ist keiner, der nicht seinen Huccadabar, d. i. denjenigen, der die Pfeife Tabak stopft, oder seinen Banian, d. i. einen solchen, der die häuslichen Angelegenheiten besorgte, hätte. — Da also die Anzahl der Bedienten so grofs ist; so kann man sich leicht vorstellen, was es für ein Gedränge geben müsse, wenn irgend ein Vornehmer, als z. B. der Gouverneur, ein Gastgebot giebt. Jeder Gast bringt alsdann seine ganze Suite Bedienten mit, die ihm bey der Tafel aufwarten müssen *g*). Der erste Dubash nimmt unmittelbar hinter seinem Herrn Platz, und theilt von da aus den übrigen Bedienten, die alle, so wie sie im Range auf einander folgen, bis ans Ende des Speisezimmers hinter ihm stehen, des Herrn Befehle mit.

Diese lächerliche Mode macht, nebst dem Speisedampf, in diesem schon heifsen Clima, die Luft im Zimmer erstickend beklommen. —

Hier wird stets geschwelgt: — aber dafür werden auch die armen Unterthanen tyrannisirt, und die Indüstrie derselben zu Grunde gerichtet. — Kömmt nun noch Mifswachs hinzu, so entsteht leicht Hungersnoth; wovon man vor einigen Jahren ein trauriges Beyspiel sahe, indem an die vier Millionen Menschen dadurch weggerafft wurden. — Demohnerachtet bleibt Bengalen noch sehr volkreich, und zählt nahe an die 12 Millionen Menschen. — Der höhere Theil von Bengalen, besonders Nepal, geniefst eine gute Gesundheit; aufserdem giebt's noch mehrere ziemlich gesunde Oerter allhier. — Aber die niedrigen, an der Küste des Meeres gelegenen Gegenden,

g) Hannöv. Magazin v. J. 1790. 14. St.

genden, können ſich deſſen nicht rühmen. — Ihre ungeſunde Beſchaffenheit ſteigt und fällt mit der Menge des gefallenen Regens. Denn iſt der häufig; ſo entſtehen ſtarke Ueberſtrömungen des Ganges, welche, wie ſchon angemerkt worden, von nachtheiligen Folgen ſind. — Unter den hier herrſchenden Krankheiten [b]) ſind die faulen nachlaſſenden Fieber und die Ruhr die ſchädlichſten und beſchwerlichſten. — Sie herrſchen zur naſſen Jahreszeit, beſonders im Auguſt, und halten bis zum November an. Im Anfange iſt das Fieber mit der gröſsten Gefahr und Bösartigkeit verknüpft: es rafft die Kranken oft binnen 12 Stunden weg. Im Auguſt ſind die Remiſſionen faſt unmerklich; im October werden ſie aber deutlicher, und ſo wie ſich das kalte Wetter einſtellt, unterſcheidet ſich dieſes Fieber durch nichts von dem kalten Fieber in ſeiner regelmäſsigen Art. Zu dieſer Zeit fängt auch die faule Ruhr zugleich mit dem Fieber an zu herrſchen. Im Anfange iſt es faſt unmöglich, dieſe zwey Krankheiten, die oft vereinigt ſind, von einander zu unterſcheiden, und was noch ärger iſt, ſo geſchieht es oft, daſs, wenn das Fieber gehoben, und der Kranke an Beſſerung iſt, derſelbe alsdann von der Ruhr ergriffen wird. Beyde, ſo wohl Fieber als Ruhr, haben, wenn ſie hartnäckigt ſind, eine gleich groſse Neigung, ſich in Verſtopfungen des Unterleibes, und beſonders in tödtliche Geſchwülſte und Verſchwärungen der Leber zu endigen. — Dieſe Krankheiten rafften im Jahre 1770, wegen Reiſsmangel, 80000 Eingebohrne und 1500 Europäer weg. — Bey der naſſen und kränklichen Jahreszeit iſt die Ungewiſs-

b) Clarke a. a. O.

gewifsheit des Lebens in Bengalen ſo groſs, daſs es oft geſchieht, daſs man von einem Bekannten, der ſich bey völliger Geſundheit befand, des Abends Abſchied nimmt, und am folgenden Morgen hört man ſchon, daſs er die Nacht geſtorben ſey [i]). Dagegen iſt die kühle und angenehme Jahreszeit vom December bis März ganz geſund. — In dieſen trocknen Monaten leiden die Europäer nur an der Cholera und Durchlauf. —

So wie in Weſtindien, eben ſo hat auch der Mond in Bengalen einen ſtarken Einfluſs auf die Krankheiten. Denn bey groſsen Mondsveränderungen [k]) und bey Mondfinſterniſſen machen die Fieber leicht Rückfälle. Solchen Perſonen ſteht daher zu rathen, an jedem Voll- und Neumond einige Doſen Chinarinde zu nehmen. Auch Balfour [l]), der ſich auf Erfahrung beruft, verſichert, daſs ſo wohl der erſte Anfall, als die Rückfälle der dortigen intermittirenden Gallenfieber immer auf die drey vor dem Mondswechſel vorhergehenden oder darauf folgenden Tage fallen. —

Da die Neigung zur Fäulung in den ungeſunden Gegenden Bengalens ſo ſehr groſs iſt; ſo hat man ſich, in Anſehung des Aderlaſſens, ſehr vorſichtig in Acht zu nehmen. — Clarke [m]) ſahe deutlich, daſs nicht allein unzeitiges Aderlaſſen das bengaliſche Sumpffieber, welches in den meiſten Stücken mit dem Kerkerfieber übereinkömmt, herbey gelocket hatte, ſondern er bemerkte auch an

i) Man ſehe Clarken a. a. O.

k) Lind a. a. O. S. 77.

l) Michaelis med. pract. Bibl. I. B. S. 328.

m) S. 88—90.

an drey Patienten, die mit dieſem Fieber befallen waren, die ſchlimmſten Folgen davon. — Dieſe Fieber ſind aber, weiter ins Land hinein, lange nicht von ſolcher Heftigkeit; auch ſind ſie dort, ſelbſt zur Regenzeit, nur ſelten. Chandernagor z. B. und Chiaſura, franzöſiſche und holländiſche Beſitzungen, ſind von ſolcher geſunden Beſchaffenheit, daſs man von dieſen Fiebern hier nichts erfährt.

Auch der Genuſs der Fleiſchſpeiſen iſt in den ſumpfigen Gegenden und faſt in ganz Bengalen, nicht ſehr zu billigen. Matroſen, die lange nichts als Fleiſch genoſſen haben, werden, wenn ſie ans Land kommen, ſehr leicht davon befallen. — Die eigentlichen Hindoſtaner, weil ſie ſich aller Fleiſchnahrung enthalten, ſieht man hergegen ſehr ſelten an dieſen Fiebern erkranken.

Die Ruhr iſt die zweyte hier ſehr gewöhnliche Krankheit. Sie iſt gemeiniglich von fauler Art, und hat ein nachlaſſendes Fieber, von dem ſie oft nur Symptom iſt, zur Begleitung. — Selten ſieht man dieſe Krankheit hier anders als in ihrer hitzigen Geſtalt, und ſie tödtet oft ſchon am vierten oder fünften Tage [n]). — Queckſilbermittel, die man auf Coromandel gegen die Ruhr gebraucht, würden hier von der ſchlimmſten Würkung ſeyn [o]).

Die Blattern ſind ferner in Bengalen oft bösartig; aber zum Glück der Menſchheit iſt die Inoculation derſelben ſchon ſeit undenklichen Zeiten daſelbſt eingeführet worden. — Sie geſchieht hier auf

n) Clarke a. a. O. S. 152.

o) Lind a. a. O.

auf zwey verſchiedene Arten *p*). — Man macht entweder mit einer Nadel einige Cirkelritzen in die Haut, reibt friſchen Eiter herein, und bedeckt ſie mit Charpie; oder man vermiſcht von dem Eiter etwas mit Zucker, und giebt es den Patienten zu verſchlucken. Von beyden ſoll einerley Würkung entſtehen; dennoch aber zieht man die erſte Methode der zweyten vor. — Um das Fieber zu erregen, läſst man ſie in einer Tonne kalt baden.

Dies iſt die Curart, die die Eltern ſelbſt bey ihren Kindern anwenden, und nicht die der bengaliſchen Aerzte, deren Wiſſenſchaft vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt wird *q*), und die auf vieler Erfahrung beruhet, aber von aller Theorie entblöſst iſt. Ihre meiſten Getränke beſtehen aus Sandelholz, Ingwer, Cyperwurzel, Ninſe u. ſ. w. In hitzigen Fiebern geben ſie nicht viel zu trinken, ſondern man giebt dem Patienten einige Schnitte von einer Frucht, Bollwa genannt, die einer Gurke ähnlich iſt, zu kauen, ſo wie man es bey uns mit Citronenſcheiben macht.

Bahar, welches auch zu Bengalen gehört, iſt, ſeines groſsen Opiumhandels wegen, berühmt. Man hat ausgerechnet, daſs jährlich an die 600,000 Pfund davon ausgeführet werden *r*). Die Indianer können hieſelbſt dieſen Saft eben ſo wenig ent-

p) Matty. M. ſ. im Hannöverſchen Magazin v. Jahr 1770.

q) Huhn obſerv. nonnullae med. chir. in India orientali collectae. M. ſ. Erlanger Zeitung vom J. 1774. S. 176.

r) Todens med. chir. Bibl. 4. B.

entbehren, als die Perſer und Türken. Als im Jahre 1771 in Bengalen eine allgemeine Hungersnoth herrſchte, haben viele Unglückliche durch deſſen Gebrauch die ſchmerzhafte Empfindung des Hungers zu ſtillen geſucht, und ſind unvermerkt ein Raub des Todes geworden.

Das groſse und mächtige Reich der Maratten iſt bis jetzt faſt noch unbekannt. Im innern, vorzüglich öſtlichen Theile deſſelben giebt es erſtaunliche Wüſteneyen und undurchdringliche Wälder von Thikholz; auch werden Demantengruben hier gefunden. Der mittlere und weſtliche Theil iſt ſehr bergigt. — Eben ſo iſt es mit dem eigentlichen Decan und Golconda beſchaffen. — Wegen Hitze des Clima's iſt die körperliche Entwickelung hier ſehr ſchnell. Method *s*) ſahe hier Frauen von 12 Jahren im Kindbette liegen. — Bliebe nun die Fruchtbarkeit etwa nur bis ins 40. Jahr; ſo müſste dies Land auſserordentlich zahlreich an Menſchen werden: allein nun hören die Weiber oft ſchon im 20ten auf, Kinder zu gebähren, wodurch alſo das Verhältniſs mit kältern Ländern erhalten wird. Da man ferner die männlichen Kinder in Golconda ſo häufig verſchneidet, ſo daſs man im Jahr 1659, da ſich hier Tavernier aufhielt, an die 22000 Verſchnittene zählte; ſo kann man jährlich eher auf Verluſt als auf Gewinn rechnen. In Golconda treibt man mit dieſen Halbmenſchen einen ordentlichen Handel, und verkauft ſie an die Türken und Perſer. —

Da Golconda etwas hoch gelegen iſt; ſo iſt es ſo ziemlich geſund; am Regen iſt kein Mangel: der Weſt-

s) Allgem. Hiſtorie der Reiſen, 10. B. S. 564.

Weſtwind, der im May regiert, macht es hier nur erſtickend heiſs [t]). —

In Krankheiten läſst man hier gemeiniglich an der Zunge zur Ader. Einſtmalen [u]) wurde auch dem Könige von Golconda ein ſolcher Aderlaſs von ſeinen Aerzten angerathen. Man beſtimmte auch das Gewicht ganz genau, nemlich 8 Unzen. Einem europäiſchen Wundarzte fiel dieſe Operation zu Theil: er traf das Gewicht des gelaſſenen Bluts genau, und erhielt dafür eine reiche Belohnung, da er hergegen, ſagt Tavernier, Gefahr lief, den Kopf zu verlieren, wenn er auch nur ein Quentchen Blut mehr hätte laufen laſſen.

Auch kennt man die Länder des verſtorbenen Hyder Aly's bis jetzt zu wenig, als daſs man davon eine Beſchreibung geben könnte. So viel weiſs man [x]) indeſs, daſs eine ſehr hohe Bergkette von Norden nach Süden mitten durch das Land Myſore laufe, und ſelbiges, unter dem Namen Gauls, durchſchneide. Indem dieſe Gebürge bis an die Spitze von Carnatic fortlaufen, ſo trennen ſich dadurch nicht allein Coromandel und Malabar von einander, ſondern ſie tragen auch zu der abwechſelnden Witterung, die hieſelbſt ſtatt findet, alles bey. — Der bemeldeten Gebürge wegen iſt kein Mangel an Flüſſen in allen dieſen Ländern. — Am Regen kann es ebenfalls nicht fehlen, weil dies Land ſich unter der Breite der tropiſchen Regen befindet. Im Innern muſs es auch, aus ähnlichen

t) Richard a. a. O.

u) Allgem. Hiſt. d. R. 10. B. S. 538.

x) Forſter und Sprengel a. a. O. Desgleichen Sprengels Taſchenbuch a. a. O.

Urſachen, beſonders der hohen Berge wegen, ſehr gemäſsigt ſeyn, und da der Boden ſehr fruchtbar iſt; ſo könnten die Menſchen hier Ueberfluſs an allem haben, zumal da die eigentlichen Hindus ſehr viel auf Anbau eines wüſten Ackers, und Anpflanzung nützlicher Bäume halten. — Aber indem auch hier alle Groſse nach Oberherrſchaft ſtreben, und ſich unabhängig zu machen ſuchen; ſo wird der Unterthan überall gedrückt, und in Armuth verſetzt. Es ſind faſt ganze Länder, als z. B. Carnatic, dadurch verwüſtet worden. — Ueberall wachſen in dieſem ſüdlichen Theile von Oſtindien herrliche, ſaftreiche, aber auch hitzige Gewächſe, als z. B. Cocosnüſſe, Pfeffer, Cardamomen u. d. gl. mehr. Reiſs, als die Hauptnahrung der hieſigen Landeseinwohner, giebt's auch in Menge. — Die bergigten und waldigten Länder von Madure, in dem ein wildes räuberiſches Volk lebt, mögen hieran wohl Mangel leiden, aber dies erſetzt die Natur vielleicht auf eine andere Weiſe. —

Die Lebensart der Indoſtaner iſt ſehr einfach, und der Geſundheit angemeſſen. — Beſonders zeichnen ſich hierin die tapfern und kriegeriſch geſinnten Maratten aus, welche das in Oſtindien ſind *y*), was in Europa an den Schweitzern bewundert wird, mit denen ſie viele Aehnlichkeit haben. — Sie ſind nicht allein in ihren Kleidungen, ſondern auch in ihren Speiſen ſehr einfach; begnügen ſich mit Reiſs und Hülſenfrüchten, verabſcheuen alles Fleiſch; trinken nichts als Waſſer. Jedoch lieben ſie den Rauſch, wozu ſie eine Art Hanfft, welches Bang heiſst, wählen. — Oft ver-

y) Richard a. a. O.

verfertigen sie ein berauschendes Getränke auf folgende Art. Sie lösen Bang, Opium und Assa fötida in einer beliebigen Feuchtigkeit auf, und trinken es. — Bey dieser einfachen Lebensart, und bey dem Genuss der reinen Bergluft, geniessen die Maratten eine gute Gesundheit. Indess geht doch unter ihnen ein Ausschlag im Schwange, welches eigentlich Geschwüre sind, die sich an den Handen und auch an andern Theilen des Körpers einstellen, und die man daselbst Sarnas nennt [z]). Pages selbst wurde damit befallen, und es fielen ihm die Nägel von vier Fingern ab: indess wurde er doch durch den Gebrauch der Bäder im Seewasser davon befreyet. —

Mit den Maratten kommen die Bojaden, d. h. solche, die mit Ochsen umher ziehen, überein; sie leben ebenfalls simpel, und sind starke, gesunde Leute [a]). — Ihre Weiber gebähren auf der Reise. Auch der nördliche Theil von Golconda kömmt seiner trocknern, höhern, kältern, und folglich gesundern Lage wegen, mit dem Lande der Maratten überein. Ihre Einwohner leben den Tatarn nicht unähnlich.

Den mittlern Theil von Golconda besitzet eine Völkerschaft der Mongolen, die sich durch die weibliche Schönheit, so man unter ihnen findet, auszeichnen. Im südlichen Theil von Golconda aber regnet es häufig, und die Hitze ist hieselbst sehr grofs, dennoch ist das Land, weil es hoch

z) Pages Voyage autour du Monde. Paris 1782. p. 267.

a) Voyage par Mr. Anquetil du Perron. Paris 1771.

liegt, geſund, und nicht wenig Indianer erreichen hier 100, ja 120 Jahre [b]). — Selbſt Bombay und Surate [c]), welche an der weſtlichen Küſte des Marattenlandes liegen, genieſsen eine gemäſsigte Wärme, weil ſich daſelbſt erfriſchende Land- und Seewinde, ſechs Monate lang, oder vom October bis zu Ende März einfinden, wobey die Luft zugleich trocken iſt; hergegen vom April bis October fällt vieler Regen. Während dieſer Zeit ſind die Europäer vielen Fiebern und Bauchflüſſen, welche letztern die gewöhnlichſte Krankheit ſind, ob ſie gleichwohl nicht ſo ſchädlich als in Bengalen und Batavia ſind, unterworfen. Auch zeigt ſich in Bombay die Cholera oft; es ſind ferner die ſo genannten Barbiers, eine Art Lähmung, welche die Glieder, und oft die Werkzeuge der Sprache angreift, und womit ein Unvermögen, ſelbige zu bewegen, gepaart gehet, nirgends häufiger als hier (ſ. unt. S. 585) — Dieſe Krankheit entſteht, wenn man ſich den kalten Landwinden im Januar und Februar ausſetzt. Sie iſt ſehr hartnäckigt, und wird ſelten gehoben. Das beſte Mittel iſt die Rückkunft des wärmern Wetters, oder das veränderte Clima, auch Seereiſen. Desgleichen ſind zu Surate die Nabelbrüche ſehr gemein [d]). Was die Curart der Cholera, oder, wie auch dieſe Krankheit ſonſt genannt wird, Mort de chien, anbetrift; ſo ſoll man ſie durch das Brennen der Fuſsſohlen hier heben [e]). — Thevenot [f]) meldet uns, daſs man

zu

b) Richard a. a. O.

c) Clarke a. a. O. S. 26.

d) Anquetil du Perron l. c.

e) Allgem. Hiſt. der R. 10. B. S. 38.

f) Deſſen Reiſen.

zu Diu in Guzerate den beſten Cobraſtein aus gebrannten Wurzeln und Erden mache, welcher das ſicherſte Mittel gegen den Biſs der Schlangen ſeyn ſoll; Ferner, daſs man zu Amedabad ein Lazareth für kranke Vögel errichtet habe. Hier in Guzurate hat ſich vorzüglich die Sekte der Geber oder Feueranbeter niedergelaſſen, die, auſser vielen andern Sonderbarkeiten, auch dieſe hat, daſs ſie ihre Todten nicht zur Erde beſtatten, ſondern ſie ſetzen ſelbige auf hohe ringsherum eingezäunte Bäume, wo ſie von den Raubvögeln gefreſſen werden *g*). —

Die Inſel Bombay war ehemals ſehr ungeſund. Seitdem man aber, durch Anlegung eines Dammes, das Austreten der See verhütet, und alſo einen Salzmoraſt weggeſchafft hat; beſonders auch ſeit dem Verbot, daſs niemand ſeine Cocosnuſsbäume mit verfaulten Fiſchen düngen darf, iſt ſelbige weniger nachtheilig geworden *h*). —

Wenn man dieſe Küſte nach Süden verfolgt; ſo gelangt man nach Goa, welches kein ungeſunder Ort iſt *i*). — Wendet man ſich aber nach der Oſtküſte von Bengalen, Decan und Golconda; ſo trift man daſelbſt Maſulipatam *k*) und die Circars an. —

Maſulipatam hat auf der einen Seite einen Moraſt, auf der andern einen ſalzigen Sumpf, worin

g) Sullivans Reiſen eines morgenländiſchen Philoſophen. Leipzig 1787.

h) Lind a. a. O. S. 79.

i) A. a. O. S. 80.

k) Forſters und Sprengels Beyträge, 3. Th. S. 1.

Meerſalz gemacht wird; der Boden iſt eine unfruchtbare ſumpfige Heide, in der man nicht einen Fuſs tief graben kann, ohne ſogleich auf Waſſer zu kommen; nicht weit vom Orte ergieſst ſich ein Fluſs ins Meer. — Nach der Seite der Maratten hin iſt ein 50 engliſche Meilen groſser Wald. Waſſer und Brennholz iſt endlich zu Maſulipatam auch nicht zu haben, ſondern muſs von der Inſel Divy geholt werden. — Alle dieſe Umſtände machen dieſen Ort höchſt ungeſund. Kranke Perſonen begeben ſich daher nach Ivugurdur, woſelbſt man auch ein Lazareth angelegt hat. —

Auf der Inſel Divy iſt die Luft rein, und das Waſſer, 6 Monate lang, fürtrefflich; in den andern 6 Monaten iſt es aber ſalzigt. Der Krisnahfluſs bringt das ſüſse Waſſer nur bey deſſen Ueberſchwemmung. — Es liegen noch mehrere fruchtbare und geſunde Oerter in dieſer Gegend, von denen ich nur Devracotta und Narſapur nennen will. —

Was das nördliche Circars anbetrift; ſo wird dies Land durch die periodiſchen Ueberſchwemmungen des Krisnahfluſſes und Ganges ſehr fruchtbar gemacht. — Dieſe Ueberſchwemmung iſt aber von einer beſondern Art. Sie dauert gemeiniglich nur acht Tage lang, wodurch das Waſſer Zeit gewinnt, theils in den trocknen Boden zu ziehen, theils zu verlaufen: nach dieſer Zeit folgt eine neue Ueberſchwemmung, und dies dauert ſo eine Zeit lang fort. Das Land hat viel Thikholz; ob das Land aber geſund ſey oder nicht, finde ich nicht angezeigt.

Laſſen wir jetzt die malabariſche Küſte, von Goa an bis zum Cap Comorin, betrachten. Es

gränzt

gränzt dieſe Küſte nach Weſten an den arabiſchen Meerbuſen; nach Oſten aber iſt ſie nicht weit von den oben beſchriebenen Gatesgebürgen, die bis zur Spitze des Cap Comorin fortlaufen, entfernt. — Dieſe Lage hat auf die Geſundheit der Menſchen groſsen Einfluſs. Denn erſtlich wehen, wie an der ganzen oſtindiſchen Küſte, vom März bis zum September, Weſtwinde, die man auch unter dem Namen des Weſtpaſſats kennt. Da dieſer Wind übers Meer kömmt, ſo bringt er auch hier den Regen; es ſind demnach oben benannte Monate, Regenmonate. — Da die Winde vom September an öſtlich zu werden anfangen; ſo fängt auch um dieſe Zeit die ſchöne heitere Witterung auf Malabar an. — Da aber die Berge dieſer Küſte ſo nahe liegen; ſo kommen auch beſtändig, ſelbſt zur trocknen Zeit, Windſtöſse, die mehr wie kühl ſind, von dieſen Bergen herab. — Durch dieſe Lage wird Malabar zu einem ſehr gemäſsigten und faſt immer grünenden Lande, wo man Ueberfluſs an allen herrlichen Früchten hat. — Indeſs verurſachen doch dieſe kalten Winde bey unvorſichtigen Perſonen manches Uebel. Das gewöhnlichſte *l*) iſt eine Art Lähmung, die man Barbiers nennt, und die man nirgends häufiger, als auf der Küſte von Malabar findet. Dieſe Lähmung trift hauptſächlich die niedrige Claſſe von Europäern, die, wenn ſie betrunken ſind, öfters den Landwinden ausgeſetzt, in der freyen Luft ſchlafen. Der Anfall iſt meiſtentheils plötzlich, und beraubt die Glieder ihrer Bewegung gänzlich. (ſ. ob. S. 582.) — Die Eingebohrnen des Landes haben die Methode, daſs ſie den Patienten in eine in die Erde gemachte

l) Lind a. a. O. S. 246.

Grube ſtecken, und bis an das Genick mit Sand bedecken: dies geſchieht in der Mitte der Tageshitze, und er bleibt ſo lange darinnen, als er die Hitze des Sandes, welche beträchtlich iſt, ertragen kann. — Dieſe Winde ſind vom December bis zum März am kälteſten; indeſs ſind vom Thau faſt alle Nächte kalt [m]); und die mit Sonnenaufgang entſtehenden Seewinde machen die Hitze des Tages ſehr erträglich: zumal da man in den 6 Regenmonaten die Sonne kaum erblickt. — Daſs auch hier der Neumond ſtarken Einfluſs auf die Patienten habe, wird aus der Erfahrung verſchiedner Miſſionarien verſichert [n]). — Dieſe berichten auch, daſs hier noch folgende Krankheiten im Schwange gehen. Erſtlich eine Verſtopfung der Luftröhre, oder Angina, woran oft ſtarke und geſunde Perſonen ſchleunig wegſterben, und die ſie ſich wahrſcheinlich auch durch Verkältung zuziehen. Dann ſind kalte Fieber und groſse Beulen auf dem Rücken hier auch gemein. Ferner fehlt es auch hier nicht an freſſenden Krebsſchäden. Vielleicht iſt dies Uebel das nemliche, welches von andern Hyperſarcoſis genannt wird, und womit vorzüglich die aus Coromandel abſtammenden St. Thomas-Chriſten häufig geplagt werden [o]). Es iſt dies eine Art von Ausſatz, und beſtehet in dicken geſchwollenen Beinen und in widernatürlichen fleiſchigten Auswüchſen. — Bey andern beſtehet es in einer gewiſſen Art des Beinfreſſers (paedarthocace), und rührt ohne Zweifel, wie Fürſtenau und Paxmann ſagen, vom ſchlechten Waſſer her.

m) Neuhoffs Reiſen l. c.

n) Däniſche Miſſionsberichte, 3 Theile. Halle 1718.

o) Cartheuſer l. c.

her. Endlich, ſo ſind allerhand Augenzufälle, und ſelbſt Blindheit, von dem ſcharfen Winde, und des feinen Staubes wegen, der oft in der Luft ſchwebt, ebenfalls gewöhnliche Zufälle.

Was die eigentliche Peſt anbetrift, ſo fehlt es nicht an Schriftſtellern *p*), die da läugnen, daſs ſie je nach Oſtindien gekommen ſey; indeſs beſchreibt doch Wolf *q*) eine Seuche, die zu ſeiner Zeit mehr denn hunderttauſend Malabaren wegraffte, und beſonders Jaffanapatnam traf. Er nennt dieſe Krankheit eine Peſt, und ſie ſcheint dieſen Namen allerdings zu verdienen, ob ich es gleichwohl nur für ein bösartiges Fieber halte; für eine Conſtitutio peſtilentialis, nach dem Begriff des Hippocrates. Das Schrecken, welches ſich damals unter den Malabaren verbreitet hat, war ſchaudernd anzuſehen, und nicht ohne Rührung konnte man die Gebete anhören, die ſie, zur Abwendung dieſer Plage, zum Himmel ſchickten. — Uebrigens verdienen dieſe langohrigten Malabaren, die aus verſchiedenen Stämmen der Hindus beſtehen, noch in anderer Rückſicht unſere Aufmerkſamkeit. —

Nirgends in der Welt kann z. B. eine Schwangerſchaft weniger verheimlichet, und ein heimlicher Kindermord weniger ungerochen begangen werden, als eben bey dieſen Völkern. Denn es iſt bey ihnen Sitte *r*), daſs ein Mädchen ihren periodiſchen Blutabgang durch ein mit ihrem Blute gefärbtes Läppchen Leinwand, das am Hauſe befeſtiget

p) Irwins Reiſe von Venedig nach Laodicea.
q) Wolfs Reiſen nach Zeilan. Berlin 1783.
r) Wolf a. a. O.

ſtiget wird, der Stadt bekannt mache. — Es darf ferner niemand ſeine eigne Wäſche reinigen, ſondern es ſind, in jeder Stadt, eigne Waſchweiber dazu beſtimmt. — Dieſen kann es, ſagt Wolf, nicht unbekannt bleiben, ob einer Perſon, ſeit langer Zeit, die Reinigung gefehlt habe oder nicht, welches dann, bey den Malabaren, gleich auf Schwangerſchaft ſchlieſsen läſst. Einſtens entdeckte Wolf, durch Hülfe dieſer Waſchweiber, einen begangenen Mord eines Kindes, welches man in einem Brunnen fand. — Er lieſs dieſe Wäſcherinnen zu ſich kommen: erkundigte ſich nach jenem Zeichen. — Eine unter ihnen erinnerte ſich, daſs es einer gewiſſen Nalle Naatze ſeit einiger Zeit daran gefehlt habe. — Dieſe wurde gerufen, und geſtand ihre That. — Europäiſche Mädchen würden ſich freylich wohl ſo leicht nicht fangen laſſen. — Auch muſs ich bemerken, daſs ſich hier die Natur ſehr früh entwickle; ſchon im neunten Jahre findet ſich dieſe Reinigung ein [s]). —

Bekanntermaſsen fiſcht man an der malabariſchen Küſte Perlen, welches ein höchſt beſchwerliches und gefahrvolles Geſchäfte iſt. — Diejenigen, ſo dazu gebraucht werden, gewöhnen ſich von Jugend auf an, den Athem ſehr lange anzuhalten, damit ſie deſto länger unter Waſſer verbleiben können. — Neuhoff ſagt [t]): viele vergeſſen, aus Begierde zum Gewinn, im Waſſer oft ganz das Athmen, und werden daher oft todt herausgezogen. Andere ſchlagen ſich wohl gar in der Tiefe um die gefundene Beute. — Endlich ſo

s) Franke a. a. O.

t) A. a. O.

so pflegen wieder andere einige Perlen zu verschlucken, um sie den Aufsehern zu verbergen. — Aber die Zolleinnehmer geben ihnen dann ein Laxiermittel, und suchen aus den Excrementen die Perlen wieder heraus *w*). —

Bey vielen Völkern wird zur Entdeckung der Verbrechen ein so genanntes Gottesgericht gehalten. — Die Malabaren werfen einen solchen in einen Fluss, worin sich Crocodillen befinden; kömmt er glücklich wieder heraus, so wird er für unschuldig gehalten *x*). —

Die an der malabarischen Küste liegenden Oerter sind fast alle gesund, besonders Tellichery *y*), Cochin *z*), welches eine sehr angenehme Lage hat, und Quiloa. — Puar hergegen, welches dem Könige von Travankor gehört, ist schlecht. Die Einwohner leben nur allein von Fischen, und leiden oft Hunger. — Ihr Ansehen ist daher sehr elend; sie sind zu Gerippen ausgehungert, und sind mit vielen Geschwüren geplagt *a*).

Mit der Küste von Coromandel hat es folgende Beschaffenheit. — Sie hat nach Osten die See oder den bengalischen Meerbusen; nach Westen die Gatesgebürge. Es liegt aber diese hohe Bergkette viel weiter von Coromandel als von Malabar entfernt. — Hieraus entsteht folgende sehr merkwürdige Witterungserscheinung. Nemlich so

w) Marko Polo.

x) Kaempferi amoenit. exotic.

y) Lind a. a. O.

z) Howels Tagebuch seiner Reisen von Indien durch Mesopotamien, Armenien u. s. w.

a) Howel a. a. O.

ſo lange der weſtliche Maunſon regiert, und Malabar mit Regengüſſen 6 Monate lang, ohne die Sonne zu ſehen, heimgeſucht wird, hat Coromandel den heiterſten und ſchönſten Himmel, weil die Regenwolken von den Gebürgen in dieſer Richtung aufgehalten werden. So bald ſich aber die öſtlichen Paſſatwinde einſtellen, womit auf Malabar das heitere Wetter anfängt; ſo bekömmt Coromandel 6 Monate lang unaufhörlichen Regen. — Da die Regenzeit hier zu Lande den Winter ausmacht; ſo kann man mit Recht ſagen, daſs es zu Coromandel Winter ſey, wenn Malabar den Sommer genieſst, und umgekehrt. — Weil ferner die Gebürge von der Küſte weit entlegen, und durch viele Sandwüſten getrennet ſind; ſo fahren die Winde, die vom Berge kommen, über den brennend heiſsen Sand weg, und werden von demſelben ſehr erhitzt. Es fehlt alſo viel daran, daſs dieſe Winde, die auf Malabar eine empfindliche Kälte hervorbringen, hier auf Coromandel das nemliche leiſten ſollten. Sie ſind hier vielmehr verſengend; alles Gras und Kraut verwelkt, und es ſiehet alles einer dürren Wildniſs gleich *b*). — Es haben dieſe heiſsen Winde noch folgende beſondere Eigenſchaft. Setzt man nemlich Flaſchen mit Waſſer gefüllet, und auswendig mit naſſen Tüchern bedeckt, dieſem Winde aus, ſo wird das darin enthaltene Waſſer, wegen der ſchleunigen Verdünſtung des äuſsern Waſſers, ſo kalt, als wenn es mit Salpeter abgekühlt worden wäre. — Dieſe Winde ſind ferner der Geſundheit ſo wenig ſchädlich, daſs vielmehr die geſunde Conſtitution der Luft in dem Grade zunimmt, in welchem die

b) Lind a. a. O. S. 126.

die Winde vorher regiert haben; denn während ihrem Daseyn ist es so nicht beschaffen. Coromandel übertrift demnach die malabarische Küste der gesunden Beschaffenheit nach. — Diese Winde [c]) regieren in den Monaten May und Juny am stärksten. In andern Monaten hat man andere Winde, z. B. im Christmonat sind die N. O. Winde so heftig, dass die See davon oft aufschwillt; im April giebt's Südwinde; endlich so hat man alle Abende einen kühlen Seewind, der bis 9 oder 10 Uhr Abends anhält, auch oft die ganze Nacht dauert. Gewöhnlich fangen die Landwinde um Mitternacht an, und dauern bis Mittag. Auf diese Weise wird den Würkungen einer heissen und erstickenden Luft vorgebeugt. — Die nasse Jahreszeit fängt mit dem October an, und dauert bis zum März; doch dauert der Regen selten länger als bis zum December.

Da das Erdreich durch die vorhergehende Dürre ganz ausgetrocknet ist; so bleibt das Regenwasser nicht lange stehen, sondern wird gleich verschlungen, und nirgends entstehen Sümpfe. Da nun selbst die nasse Zeit gesund ist; so kann man von Coromandel versichert seyn, dass hier die Menschen eine gute Gesundheit geniessen [d]). — Denn nicht allein zu Madras, sondern auch zu St. David, Cudalore und zu Negapatnam ist die Luft so rein, als irgendwo in ganz Ostindien [e]). Die gröste Unbequemlichkeit verursachen in diesem Lande die plötzlichen Stöse von einem heissen und

c) Sonnerats Reisen.

d) Clarke a. a. O.

e) Lind a. a. O. S. 79.

und erſtickenden Winde, welche noch von oben beſchriebenen unterſchieden ſind, die täglich ein, auch mehreremale vom Sande herkommen, und geſchwind vorüber gehen. Sie thun bey einer Perſon, die ihnen mit dem Geſicht entgegen ſteht, eben die Würkung, wie die heiſse Luft, die aus einem glühenden Ofen gehet, und den Menſchen nöthigt, ſich augenblicklich umzudrehen, um wieder zu Athem zu kommen. Es wird die Ausdünſtung gänzlich, wie durch die heftigſte Kälte, unterdrückt. — Das einzige Vorbauungsmittel beſtehet darin, daſs man die offnen Fenſter und Thüren mit naſſen Tüchern behänget. — Eine zweyte Unbequemlichkeit des hieſigen Clima's iſt die groſse Menge von Fliegen, die wie Wolken die Luft verfinſtern *f*). —

Die Küſte Coromandel *g*) hat einen Ueberfluſs an Fiſchwerk, als Weiſsfiſchen, Barben, Engelfiſchen, Auſtern u. d. gl.; dagegen aber Mangel am friſchen Waſſer, welches hier äuſserſt ſchlecht iſt, und das man nur in ſtehenden Sümpfen und Teichen findet.

Am Rind- und Hammelfleiſch iſt in dieſen Ländern kein Mangel, und einige rühmen ſo gar dasjenige, ſo zu Madras auf den Markt kömmt, ſehr. Hitzige ſpirituöſe Getränke werden auch hier, oft zum gröſsten Schaden der Geſundheit, getrunken: man hat aber nur blos Arrack. Die Compagnie läſst ſolchen aus Batavia kommen: aber gleichwohl macht man auch hier aus Reiſs einen ſchlechtern nach, wodurch ſich mancher um ſeine Geſundheit bringt.

Allen

f) Forbin. M. ſ. Zimmermanns Zoologie.
g) Hannöv. Magaz. 1790. 14. St.

Allen Erfahrungen zufolge ſchwitzt man, der trocknen Hitze wegen, auf Coromandel ſelten oder gar nicht [h]). — Es komme nun hievon, oder von einer andern Urſache, ſo verlieret doch das europäiſche Frauenzimmer hier ſehr bald ſeine Geſichtsfarbe, und wird bleich [i]). —

Die Krankheiten auf Coromandel ſind folgende. Erſtlich ſo werden die Hunde leicht und häufig toll [k]). — Weil ſich die Indianer wenig in Acht nehmen; ſo werden ſie weit öfter als die Europäer gebiſſen. Man hat hier das Einreiben des Queckſilbers darin mit Nutzen verſucht. Ein gewiſſer Pater Choiſeul ſoll damit an die 400 gerettet haben. —

Das zweyte hier ſehr gewöhnliche Uebel iſt eine widernatürliche ſtarke Abſonderung der Galle, der die meiſten Menſchen unterworfen ſind, und wovon ſie ſich auch eben ſo geſchwind durch ein genommenes Brechmittel befreyen [l]). Man ſieht oft Leute, die in einer Stunde ſich brechen, und in der zweyten ſchon wieder zu Pferde reiten. — Indeſs artet dies Uebel oft in eine Cholera, die man Mal de terre nennt [m]), aus; es fängt mit einem Schauder, Erbrechen, Krämpfen in dem Magen und Stuhlzwängen an. — Es folgt eine ſchleunige Ermattung; der Puls wird klein, zitternd; die Spitzen

h) Hannöv. Magaz. v. J. 1781.

i) Clarke a. a. O. S. 30.

k) Gentils Reiſen a. a. O. und Hannöver. Magazin a. a. O.

l) Clarke a. a. O.

m) Folly. M. ſ. Todens med. chir. Bibl. 10. B.

tzen der Finger werden blau und kalt. — Mit jedem Abgang werden die Kräfte erſchöpft; es folgen Ohnmachten, und man hat Beyſpiele, daſs Perſonen ſchon mit dem zweyten Stuhlgang ihren Geiſt aufgegeben haben. Es herrſcht dies Uebel zur naſſen Jahreszeit, vom September bis zum Jänner. — Es werden davon mehr Indianer als Europäer befallen, und es findet ſich dies Uebel an vielen Orten, ſelbſt zu Pondichery und Goudalor. —

Die Ruhr gehört ferner auch auf der Küſte von Coromandel zu Hauſe. — Sie iſt aber mehr entzündlicher als fauligter Art: man kann daher hier zu Lande eher Queckſilbermittel als in Bengalen gebrauchen [n]). — Endlich ſo ſoll der Scorbut hier auch gefunden werden. — Ich kann aber nur einen Zeugen anführen, König nemlich [o]). — Carnatic iſt wie Coromandel beſchaffen.

Nachdem ich nun im Allgemeinen von dieſer Küſte geredet habe; ſo bleibt noch übrig, daſs ich von einzelnen Städten das merkwürdigſte anführe. — Madras iſt einer der geſundeſten Oerter; doch darf man ſich hier nicht ſo unvorſichtig, wie wohl an andern Orten von Coromandel geſchieht, betragen, wo man ohne üble Folgen den entblöſsten Körper der Sonne ausſetzt, oder auch, ohne Schaden, heftige Bewegungen ſich erlaubt. — Dies könnte hier von ſchlimmen Folgen ſeyn [p]). — In dem Bezirke von 9 engl. Meilen um Madras ſteht der

n) Blumenbachs med. Bibl. 3. B. 1. St.

o) Königs Diſſ. de indigenor. remed. ad morbos cuivis regioni endemios expugnandos efficacia.

p) Clarke a. a. O.

der Berg St. Thomas, welcher ſeiner Luft wegen mit Recht für das Montpellier von Indien gehalten werden kann. Perſonen, die in Bengalen an einem heftigen Wechſelfieber liegen, ſind nicht ſo bald nach Madras gebracht worden, als ſie gemeiniglich ſchon ihre Krankheit verläſst. Diejenigen, die ſo ſchwach geweſen ſind, daſs man genöthigt geweſen iſt, ſie nach dem St. Thomasberge zu fahren, haben in 3 oder 4 Tagen ſo einen Grad von Geſundheit und Kräften erlangt, daſs ſie im Stande waren, 127 Stufen hinauf zu ſteigen *q*). —

Demohnerachtet findet man doch zu Madras alle oben angeführte Krankheiten; beſonders werden von dem feinen Staube, der in der Luft ſchwebt, die Augen ſtark angegriffen, und bey Kindern, die in engen Schulen gehalten werden, ſind es gewöhnliche Uebel, ſo daſs viele davon ihr Geſicht verlieren. —

Die indianiſchen Augenärzte wenden dagegen eine geheime Salbe an; jedoch beſteht ihr Hauptmittel darin, daſs ſie mit einer Lanzette tiefe Einſchnitte auf der Stirn, bis auf den Schädel machen: ſie ſcarificiren auch das Augenlied ſelbſt *r*). Auch der Stickhuſten, welcher hier Kakkuwan heiſst, wird zuweilen verſpürt, und iſt alsdann epidemiſch *s*). —

Europäer, die noch nicht an das hieſige Clima gewöhnt ſind, und beſonders Soldaten, die viele Fatiguen ausſtehen müſſen, und viele Widerwärtigkeiten erfahren, werden gleichwohl in dieſem

q) Lind a. a. O. S. 192.

r) Däniſche Miſſionsberichte, 4. Theil.

s) A. a. O. 3. Th.

geſunden Landſtriche oft krank. — Sie können die Abwechſelung der Witterung, da es oft im Jänner und Hornung ſehr kalt, und mit dem März ſchon ſehr heiſs zu werden anfängt, nicht ertragen, und ſie verfallen, zumal wenn die Armee in einer Gegend ſtehet, wo Waſſermangel iſt, in Fieber, die nur nicht ſo ganz ſchlimm als in Bengalen ſind. — Ein Hannöveriſcher Officier ſchrieb noch unterm 13ten Jänner 1790 die Krankheiten, die ſein Regiment bey Guntoor erfahren hatte, dieſen Urſachen zu *t*). —

Genauer beſchreibt Clarke *u*) die Krankheiten ſelbſt, da er im Jahre 1771 Gelegenheit hatte, zu ſehen, daſs faſt alle Matroſen verſchiedener Schiffe mit einer Gallenkrankheit, die der Cholera nahe kam, befallen wurden. — Andere Europäer werden häufig von einer Hepatitis, Geſchwulſt und Verſtopfung der Leber geplagt. — Fieber ſind auch gemein, nur nicht ſo epidemiſch, und von milderer Beſchaffenheit, als in Bengalen. —

Zu Pondichery iſt, nach Herrn Coſſignys *x*) Beobachtungen, die Hitze oft ſehr groſs, indem das Therm. nicht ſelten auf 29 Reaumürſche Grade ſteht. Der niedrigſte Stand deſſelben ſind 19 ſolcher Grade. — Bey den heiſsen Winden, die ich oben beſchrieben habe, bleibt es aber nicht bey der Hitze von 29 Graden, ſondern dann ſteigt's oft plötzlich auf 35 bis 36 Grade *y*). Aber eben ſo ſchleu-

t) Politiſches Journal, M. Sept. 1790.

u) A. a. O. S. 29.

x) Memoires de l'Academie de Paris. Ann. 1736. 1737 et 1739.

y) Gentils Reiſen im indiſchen Meere.

schleunig, und oft binnen zwey Minuten, wenn sich der Wind nach Südost kehrt, fällt es wieder so tief, als es vorher gestiegen war, und es gehet am menschlichen Körper eine ähnliche Veränderung vor. — Denn da während des dürren Landwindes die Haut gleichsam in Pergament verwandelt worden, und alle Ausdünstung gehemmet war; so fühlt der Körper gleich die wohlthätige Würkung des Seewindes, indem der Mensch sich nicht allein leichter empfindet, sondern die Haut, die nun abgespannet ist, wird geschmeidiger, und zur Ausdünstung wieder geschickt gemacht. —

Was die Krankheiten von Pondichery insbesondere anbetrift; so kommen sie mit denen von Coromandel und Madras überein. Denn gesunder als Madras ist dieser Ort nicht. Ich finde bey diesem Orte sogar ein paar Krankheiten angeführt, von denen ich nicht weiss, ob sie in ganz Ostindien zu Hause sind, oder nicht: ich meyne die so genannten Barbouilles und den Blutfluss. — Das erste Uebel rührt eigentlich nur von der Hitze des Landes her; denn es zeigt sich nur alsdann, wenn die heissen Winde regieren: auch werden nur eigentlich Reisende davon befallen. Ehe die Krankheit ausbricht, verspürt man ein Jucken auf der Stirn und den Schultern, fast als wenn man mit Nadeln gestochen worden. Allmählig zeigen sich kleine Finnen und rothe Blattern, die gewöhnlich den ganzen Sommer durch währen. So lange man sich ruhig hält, empfindet man sie weniger; bewegt man sich aber, so ist es, als wenn überall Nadeln hinein gestochen würden. Puder lindert diese Beschwerden einigermafsen. Ich halte dafür, dass dies das nemliche Uebel sey, dessen Anque-

til du Perron Meldung thut, und wovon wir bereits oben geſprochen haben. — Blutflüſſe entſtehen mehr bey den Europäern, die ſich oft ſehr erhitzen, als bey den Indianern. Das hier gewöhnliche Mittel beſtehet in Reiſs, und daſs man ſich faſt aller übrigen Speiſen enthält. — Europäer, die den Reiſs ſo gut nicht vertragen können, halten ſich an abgekochte Brodrinde. —

Zu Pondichery, wie überall auf Coromandel, wird man häufig von einer Art Mücke geplagt, welche Moſkiten heiſsen. Um ſich dagegen zu ſichern, behängt man die Bettſtelle überall ganz genau mit feiner Gage, wodurch die Mücken nicht kommen können. —

Tranquebar iſt ſehr geſund, welches aus dem guten Ausſehen der Dänen, die ſich hier aufhalten, hervorgehet [z]). — Man trift hier einen beſondern Ausſatz, Bohack genannt, an, der weder anſteckend noch gefährlich iſt. Es ſind weiſse Flecken auf der Haut, die wenig über dieſelbe hervorſtehen; ſie haben auch, nach Forskäls [a]) Bemerkungen, keinen Glanz. Sie bleiben einige Monate, auch wohl ein Jahr lang, und vergehen darnach. Moſes beſchreibt dieſe Krankheit nach allen ihren Zufällen, und beſtreitet die Meynung, daſs ſie unrein mache. Auch noch auſser Tranquebar, und in andern Gegenden Oſtindiens, findet ſich dieſes Uebel, welches eine Art Vitiligo iſt.

Gingi, welches ebenfalls nicht weit von Pondichery entfernt iſt, gehört unter die ſehr ungeſunden

z) Lind a. a. O. S. 80.
a) Michaelis Moſ. Recht, 4. B. S. 257.

funden Oerter, woselbst ein Fieber mit Geschwulst in der Seite fast alle Menschen befällt [b]). — Es wird wohl die Hepatitis seyn. —

Desto gesunder aber ist Negapatnam, obgleich auch hier zuweilen das Mal de Terre, welches auch Mordechin, oder Hundstod genannt wird, herrscht. —

Bisher habe ich von den gewöhnlichen Krankheiten geredet, die so wohl auf Malabar, als auf der Coromandelsküste herrschen. Es ist noch übrig, dass ich von einer besondern Ungestaltheit der Beine rede, die an der äusersten Landspitze, aber am häufigsten zu Cochin herrscht, und daher die Cochinischen Beine genannt werden [c]). —

Dieser Ort liegt niedrig, am Ufer eines Flusses, die Gegend herum wird, zur nassen Jahreszeit, unter Wasser gesetzt; selbiges ist dazu dick und schlammigt, und man ist der Meynung, dass die dicken Beine, denen hieselbst die Leute unterworfen sind, von besagter Unreinigkeit des Wassers herrühren; gleichwohl wird kein Europäer, er mag sich noch so lange hier aufhalten, damit befallen. Es kann auch in Wahrheit nicht eigentlich eine Krankheit genannt werden; denn die Einwohner von Cochin sind sehr gesund, und ihre dicken Beine fallen ihnen im geringsten nicht beschwerlich. Man kann kein übernatürliches Gewicht an solchen bemerken; sie haben starke Körper, und sind eben so hurtig, als wenn sie gänzlich von dieser häslichen Verunstaltung frey wären. —

b) Anquetil du Perron l. c.
c) Clarke a. a. O. S. 25.

Werfen wir jetzt einen allgemeinen Blick über den abgehandelten Theil Oſtindiens; ſo entdeckt man bald, daſs faſt in der Mitte des Landes überall hohe und unfruchtbare Berge gefunden werden, auf welchen zu gewiſſen Jahreszeiten heftige Regengüſſe herabfallen. Dieſe und die darauf entſtehenden Flüſſe ſetzen die niedrige Gegend oft unter Waſſer, wodurch alles fruchtbare Land überſchwemmet wird. So bald dieſe Regen vorüber ſind, folgt eine verſengende Sonne, wovon die Würkung auf den menſchlichen Körper darin beſteht, daſs er denſelben ſchwächt, entnervt, und zu allen ſchweren Arbeiten des Ackerbaues untüchtig macht. Im platten Lande ſchleichen Flüſſe, die nicht Fall genug haben, herum; daher ſtockt das Waſſer oft unter der Erde; die Luft wird mit faulen Ausdünſtungen angefüllt, und der Boden nur zum Reiſsbau geſchickt gemacht. — Alles dieſes muſs zur Fäulniſs und zum Verderben führen, und gewiſs würde die Zahl der Krankheiten noch weit gröſser ſeyn, wenn nicht die Natur dieſem Lande ſo viele Fäulniſs vertreibende Mittel gegeben hätte. Hier wachſen allerley Specereywaaren, und beſonders Pfeffer, Cardamomen u. d. gl. in Ueberfluſs, die weder zu ihrem Anbau, noch zu ihrem Einſammlen viele Arbeit oder Mühe erfordern. In Indien ſind dieſe Dinge unentbehrlich, und ſie werden auch von ihren Einwohnern häufig, und beynahe in der nemlichen Menge als Brod genoſſen. Auch die ſaftreichen und wohlſchmeckenden, dabey den Durſt ſehr gut löſchenden Cocosnüſſe, gerathen nirgends beſſer als hier. — Eben ſo wieſs die Natur den hieſigen Einwohnern die angemeſſenſte Kleidung, die Baumwolle nemlich, an, wodurch die Ausdünſtung am beſten in

Ord-

Ordnung erhalten wird. — Der Widerwille gegen Fleiſchnahrung iſt in dieſem heiſsen Clima ſehr groſs. Die Enthaltung deſſelben artete bey den Braminen und andern Kaſten in ein religiöſes Geſetz aus, welches noch jetzt auf das ſtrengſte gehalten wird, und welches eine der vornehmſten Urſachen iſt, warum die Braminen an den Faulfiebern weniger leiden, als die Parias, welches die niedrigſte Kaſte der Hindoſtaner iſt, die, ihres elenden Zuſtandes wegen, oft genöthigt ſind, verfaultes Fleiſch und Fiſche zu eſſen, die daher öfters davon angegriffen werden [d]). — Freylich giebt die Pflanzennahrung, wie ſchon oben iſt angemerkt worden, dem Körper nicht die Feſtigkeit, die er von Fleiſchſpeiſen bekömmt: es ſind daher die urſprünglichen Einwohner dieſes Landes (ohne hier auf die Ausnahmen zu ſehen) nur klein von Statur [e]), und haben nur wenig Stärke. — Selbſt die oſtindiſchen Hunde, die ebenfalls ohne Fleiſch leben müſſen, beſtätigen dieſen Satz auch. Denn ſie können ſich in einem Kampfe gegen einen in England erzogenen Hund, wenn auch beyde von einerley Art ſind, ſo wenig meſſen, als eine engliſche Dogge es mit einem Löwen aushalten würde. — Ueberfluſs mit Schwäche gepaart, macht, wie Hippocrates angemerkt hat, träge, weibiſch; die Sitten ſolcher ſind wild; ſie machen wenig Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, und ſie können leicht unterjocht werden. Aber die Sieger werden gemeiniglich bald auch durch alle Reitze des Landes umgeſchaffen, und es werden oft aus tapfern weichliche Leute. — Der

d) Sonnerat a. a. O.

e) Makintoſch Sitten und Gebräuche von Oſtindien.

Conſul Manilius wuſste dies ſehr gut, und warnte daher ſeine Leute für dieſer Verführung. Livius führt die alten Gaulen als ein Beyſpiel an, die beym Einzug in Indien mit den gröſsten Beſchwerlichkeiten zu kämpfen hatten, und mit tapferm Muth die wichtigſten Eroberungen machten; aber der Reichthum des Landes machte aus ihnen feige Leute *f*). Gleichwohl aber machen hier die Maratten, wie oben die Patanen, eine Ausnahme. Sie ſind aber Bergbewohner, und bewohnen mehr ein unfruchtbares als reiches Land; dies aber verſchafft Muth, Freyheit, und, wie Hippocrates ſagt, thätige Körper; eine haarigte Haut; heftige zu ſtarken Leidenſchaften ſich neigende Temperamente. — Dieſe ſuchen ihren Ruhm in Thätigkeit und Tapferkeit, während daſs die weichlichen und reichen Indianer ſich faſt den ganzen Tag über in einem Hangbette von einem Bedienten hin und her ſchwingen, und, um recht fett zu werden, verſchiedenemale des Tages ein halbes Nöſel geſchmolzene Butter ſich reichen laſſen *g*). —

Die Gewohnheit, ſich der warmen Bäder häufig zu bedienen, und dabey den Körper ſtark ziehen, dehnen und treten zu laſſen, welches bey einigen oft ſo gar eine ſanfte Ohnmacht verurſachet, befördert jene Schwäche und Zartheit der Faſern noch mehr, — ob man ihr gleich ſonſt ihren Nutzen in vielen Umſtänden nicht abſprechen kann. Denn erſtlich ſo empfehlen alle Reiſende, wenn ſie von Sonnenhitze und Staub faſt verunſtaltet worden ſind, das Bad als ein wahres erquickendes Mit-

f) Falconer l. c.
g) Ives Reiſen a. a. O. 1. Th. S. 70.

Mittel [h]). — Und dann sind offenbar einige Krankheiten deshalb in Indien fast ganz unbekannt: vom Podagra kann man dies wenigstens behaupten, das man fast gar nicht kennt [i]). — Vielleicht werden auch andere Krankheiten, als die Venusseuche, die hier sonst ganz allgemein ist, dadurch erträglicher, wenn nicht das Opium mitwürkt. — Man siehet viele Leute dabey alt werden, und nur bey sehr verbuhlten Weibsbildern macht sie oft schleunige Fortschritte. Da aber doch das Gift heimlich im Körper liegt; so verursacht es, wenn sich die Umstände darnach geben, allerhand schlimme Zufälle [k]). Misslich ist es daher hier, Mercurialmittel zu gebrauchen. — Wer sollte aber in einem Lande, wo man blos von Vegetabilien lebt, und fast allein Wasser trinkt, und sich oben drein fleisig badet, wohl den Stein vermuthen? Gleichwohl fand ihn Thunberg [l]) in Ostindien. Jedoch zählt ihn Capper unter die unbekannten Krankheiten.

Wissenschaft muss man in diesem Lande eben nicht suchen, und das, was diesen Namen führt, findet man nur bey den Braminen, die eigentlich noch die meiste Kenntnis von der Medicin haben, ob sich gleichwohl der leichtgläubige Indianer einem jeden, wenn er sich nur für einen Arzt ausgiebt, hat er auch so gar wenige Monate vorher den Leinweber oder Schlosser gemacht, übergiebt.

Von

h) Howel a. a. O.

i) Cappers Reisen. M. s. Forsters und Sprengels Beyträge, 4. Th.

k) Sonnerat a. a. O.

l) Thunbergs Reisen. M. s. allg. Litter. Zeit. vom Jahr 1790. Mon. Februar.

Von allen dieſen ſind aber die Waſchweiber die ſchlimmſten, die faſt in ganz Indien allerley treibende Sachen, um die Frucht wegzuſchaffen, eingeben, ſo wie ſie in Goa die Liebestränke verfertigen. — Doch bey dieſer niedrigen Claſſe von Menſchen will ich mich nicht verweilen, ſondern dafür das Syſtem der Medicin, wie es von den oſtindiſchen Philoſophen, den Braminen nemlich, die ſo keuſch ſind, daſs ſie der Pollutionen wegen heyrathen [m]), gelehrt wird.

Nach ihrer Lehre [n]) wird nie die Seele, aber wohl der Körper krank, der hauptſächlich durch innerliche Winde regiert wird. Es ſoll deren eigentlich 10 geben, die aber wieder, nach ihren verſchiedenen Gängen, in 70 eingetheilt werden. So lange dieſe in ihrer richtigen Ordnung ſtehen, iſt der Menſch geſund; ihre Unordnung bringt aber Krankheiten hervor. — Beſonders kommen dieſe Winde durch das häufige Athemholen in Unordnung. Die Braminen rathen daher an, den Athem, ſo lange als möglich iſt, an ſich zu halten. Ein Menſch kann durch nichts, ſagen ſie, ſein Leben länger erhalten, als wenn er den Athem ſehr lange an ſich hält; da im Gegentheile durch vielfältiges Athemholen das Leben ſehr verkürzt wird. — Da alſo die Lehre, den Athem an ſich zu halten, bey ihnen ſo ganz wichtig iſt, zumal da ſie verſichern, daſs man dadurch zu den tiefſten Meditationen aufgelegt wird; ſo iſt nicht zu bewundern, daſs darüber verſchiedene Bücher geſchrieben worden ſind. Das Hauptgeſchäfte der Jogigöl beſteht in dieſer beſag-

m) Franke a. a. O. 1. B. S. 257.
n) Däniſche Miſſionsberichte, vom 1. bis 4. Th.

beſagten Enthaltung des Athemholens. Wenn jemand auf eine gewiſſe Art 16 mal den Athem anhält, ſagen ſie, ſo gehen dadurch alle Sünden weg. Nach ihrer Lehre hat der Menſch 4448 Krankheiten, in denen es auch eben ſo verſchiedene Arten Pulſe giebt; dieſe ſind entweder Luft-, Waſſer- oder Feuerpulſe. — Ferner *o*) ſagen ſie, der Menſch beſtehe aus 100000 Theilen, wovon 10000 Adern; 10000 Nerven; 17000 Theile Blut; eine gewiſſe Anzahl Knochen u. ſ. w., ſeyn. Sie glauben *p*) ungezweifelt, daſs alle Krankheiten entweder von der Hitze, oder von der Kälte, oder von den Winden hervorgebracht würden. An Büchern über die Medicin *q*) fehlt es ihnen nicht; das älteſte davon iſt in Verſen geſchrieben. — Dieſe und einige geerbte Recepte machen die ganze Quelle ihrer Kunſt aus. Um die Zergliederung der Körper *r*) bekümmern ſie ſich gar nicht, und die Chirurgie iſt ihnen ganz unbekannt. In den Fiebern haben ſie folgende Grundſätze *s*): ein Fieberpatient hat keine Nahrung nöthig; das vornehmſte Heilmittel derſelben iſt, ſich aller Speiſen zu enthalten; beſonders kann man einem Kranken nichts ſchlimmers als Fleiſchbrühe geben: denn nichts verdirbt in dem Magen eines Fieberhaften eher als dieſe Speiſe. Blut, ſagen ſie ferner, muſs man nicht anders als im höchſten Nothfall laſſen, z. B. bey einer Verrückung des Gehirns, oder

o) Ives Reiſen a. a. O. S. 95.

p) Sonnerat a. a. O.

q) Bernier Reiſen im 18. Bande der Berliner Samml. d. R. S. 280.

r) Sonnerat a. a. O.

s) Bernier a. a. O.

oder bey der Entzündung eines wichtigen Theils, als der Bruſt, der Leber u. ſ. w. Dieſe Grundſätze ſiehet man ſie auch in der Ausübung befolgen. Denn es iſt was ſehr ſeltenes, einen Hindus Blut laſſen zu ſehen [t]). Auch iſt ihnen der Gebrauch der Clyſtiere ganz unbekannt, und ſie haben einen eben ſo groſsen Abſcheu dafür [u]), wie fürs Aderlaſſen. Sie unterwerfen ſich lieber der allerſtrengſten Diät, und trinken in einigen Tagen nichts als Ptiſanen aus Gewürznelken, Anies und andern hitzigen Sachen, wodurch ſie ſich aber oft eine Entzündung zuziehen. — Den Puls fühlen ſie wie die Chineſen, indem ſie den Finger verſchiedenemal auf die Pulsader legen, und dabey dem Kranken ſtarr ins Geſicht ſehen. Sie behaupten, daſs jede Abwechſelung des Pulſes ſich bis aufs Geſicht erſtrecke, und daſs man aus der vereinten Bewegung der Augen und des Pulſes die Gattung der Krankheit unfehlbar erkennen könne. — Da ſie nun dieſe Kenntniſs keinem Europäer zutrauen; ſo ſterben ſie lieber ruhig in den Händen ihrer unwiſſenden Aerzte, als daſs ſie ſich einem andern anvertrauen ſollten. — Ihre gemeinſten Mittel ſind Bäder; oben gemeldete Ptiſanen; Pillen aus dem Milchſafte Kali (euphorbia) mit Maismehl vermiſcht, wovon ſie täglich eine von der Gröſse eines Pfefferkorns eingeben, und verſchiedene andere Kräuter und Wurzeln [x]), als die Flores Leucanthemi; die Blätter von der Schneidebohne; Ingwer, Kümmel und viele d. gl. m. In einzelnen Krankheiten verfahren ſie

t) Briefe eines reiſenden Frauenzimmers über Oſtindien.

u) Sonnerat a. a. O.

x) Geograph. en natuurkund. Berichten, l. c.

sie folgendermafsen. Gegen die Epilepsie giebt man den Patienten Krähen zu essen *y*); gegen das Podagra ein Pulver, das meist aus Schwefel besteht; — gegen die Hämorrhoiden Schweinebutter mit Reis vermischt. Die Flechten heilen sie mit Limonienschnitzchen, auf die sie zerriebene Tschirubekörner streuen, bis sie ausgetrocknet sind; darauf wäscht man den Ort mit Wasser, worin Zinnober gestreuet worden. Wider die Zahnschmerzen haben sie ein Pulver aus Erdwürmern. Bey Ohnmachten streichen sie von oben gemeldetem scharfen Kalisaft in die Augenwinkel, welches die Empfindlichkeit rege macht. Gegen den Schlangenbifs haben sie eine ganz sichere Salbe von Madure genannt. Man öffnet dem Gebissenen die Haut, bis Blut kömmt, legt darin ein Pfefferkorn grofs davon, und eben so viel mufs er auch verschlucken. Eigne Aerzte hat man dazu. — In Ermangelung dieser Salbe nimmt man einige junge Hühner, und setzt sie mit dem Steifs auf den gebissenen Ort. — So lange noch einige dadurch umkommen, so lange ist das Gift noch nicht ganz getilgt. Hautkrankheiten schreiben sie Würmern zu, und um diese zu tödten, appliciren sie beitzende Mittel, welche die Haut austrocknen und lösen. Am folgenden Tage reifset der Arzt einige Stücke dieser verdorbenen Haut ab, und sucht dem Kranken weifs zu machen, dafs dies die Würmer wären. Gegen das heftige Gallenfieber — Mortechien *z*) — rathen sie die Enthaltung alles Getränkes an; das beste Mittel ist aber das Brennen der Fufssohlen mit glühendem Eisen. Liegt jemand in der Schlafsucht, so reiben sie ihm eine scharfe

y) Sonnerat a. a. O.
z) Geograph. Berichten l. c.

ſcharfe Salbe in die Augen. Wenn die Milz verſtopft iſt, ſo wird eine Oeffnung gemacht, aus welcher man Blut ſaugt. Gegen das halbſeitige Kopfweh gebrauchen ſie einen Schnupftoback aus getrockneten Granatäpfeln mit Pfeffer: — gegen den Schwindel Weyrauch in Wein; gegen die Taubheit läſst man einige Tropfen Limonienſaft ins Ohr laufen; gegen Zahnſchmerzen Brodkrumen mit Tollkrautsſaamen, gegen die Colik Waſſer, worin Ingwer und Aniesſaamen gekocht worden; gegen Urinverhaltung Olivenöl mit Waſſer; gegen die Ruhr gebrannten weiſsen Kümmel mit geſtoſsenem Ingwer; gegen Engbrüſtigkeit Würmer, und gegen Kröpfe das Anacardium [a]); — gegen das Fieber Ingwer, ſchwarzes Kupfer und langen Pfeffer [b]); gegen die Roſe appliciren ſie Blutigel; gegen Kopfſchmerz wird ungelöſchter Kalk an die Schläfe gelegt; Kalk mit Honig vermiſcht, iſt bey ihnen ein gutes äuſserliches Mittel; ſo wie Kalkwaſſer, drey Tage lang getrunken, gegen die Würmer empfohlen wird. — Gegen die Venusſeuche gebrauchen ſie [c]) gemeiniglich nur Palliativmittel: indeſs ſahe doch Ives [d]) zu Bombay eine Frau ein Mittel gebrauchen, womit ſie in dieſer Krankheit Wunder that. — Er glaubt: es ſey die Milchhecke, welches ein beſonderes Staudengewächs iſt, welches einen milchartigen Saft enthält. So thut auch die Glantigura [e]), ein 16 Zoll hohes Gewächs, im Saamenfluſs und andern veneriſchen Uebeln herr-

a) Krünitz Encycl. 2. Theil.
b) Geographiſche Bericht. l. c.
c) Sonnerat a. a. O.
d) A. a. O. S. 381.
e) Ebendaſ. S. 387.

herrliche Dienſte. — Wenn man dies Mittel gebrauchen will; ſo ſteckt man einen kleinen friſchen Zweig davon eine Zeitlang in eine Schale mit Waſſer, welches davon die Conſiſtenz des Weiſsen eines Eyes bekömmt. — Milch wird dadurch ſo dick wie der fetteſte Rahm, und bekömmt davon den angenehmſten Geruch und Geſchmack. Mit einer halben Pinte eines ſolchen Rahms heilten Ives und Dr. Thomas oft, in 10 Tagen, einen Saamenfluſs, ohne daſs ſonſt etwas wäre gebraucht worden; — auch wurde ein veneriſcher Bubo, welcher eine grüne ſtinkende Materie von ſich gab, binnen drey Tagen damit geheilt. — Die Indianer bedienen ſich deſſelben, um ihr faules Waſſer damit zu reinigen. — Von der Inoculation der Blattern, die mit einem Dorn oder einer ſpitzigen Nadel geſchiehet, iſt ſchon oben geredet worden. Es iſt noch übrig, daſs ich anzeige, wie ſie dieſe Blatterpatienten weiter behandeln. — Sie geben ihnen die allerkühlendſten Sachen *f*), als z. B. Waſſermelonen, Gurken, Reiſswaſſer u. d. gl. m. beſonders werden Bäder im Anfang häufig gebraucht. So bald ſich aber fieberhafte Zufälle einſtellen, ſo unterläſst man das Bad und giebt nur Milch und Zucker. — Am zweyten Tage der Erſcheinung der Blattern wäſcht man den Körper mit kaltem Waſſer, und thut dies drey Tage nach einander täglich 2 bis 3mal, wobey die Diät aus Milch und Zucker fortgeſetzt wird. Wenn Blattern abtrocknen, ſo beſprengt man den Patienten mit Roſenwaſſer. Sind die Blattern heftig, ſo geben ſie Joannſaamen zu kauen, und legen Bangblätter, welches eine Art Hanf iſt, auf. Oft legt

f) Ives a. a. O. S. 95.

legt man die Patienten auch, nach überſtandenen Blattern, in Aſche und Kuhmiſt. Gemeiniglich überſtehen ſie dieſe Krankheit ſehr glücklich. Von den natürlichen Blattern *g*) müſſen wir aber anmerken, daſs ſie gemeiniglich epidemiſch vom Februar bis April regieren, aber gleich aufhören, ſo bald die Landwinde zu wehen anfangen. In dieſer Krankheit giebt man auch vom Anfang bis zur Eiterung nichts als Reiſsbrühe. Iſt der Patient verſtopft, ſo bekömmt er Schagre. — Will der Ausſchlag nicht heraus, ſo giebt man ihm Tamarindenblätter mit Schagre. So bald ſie in Eiterung ſtehen, ſo beſtreut man den Patienten mit Aſche von gebranntem Kuhmiſt, welches aber von einigen verworfen wird. Die Augen und Naſenlöcher beſchmieren ſie mit Cocosöl; den 16ten oder 17ten Tag waſchen ſie den Patienten mit kaltem Waſſer, und reiben ihn mit beſondern Blättern, oder mit einer beſondern, den Europäern bis jetzt noch unbekannt gebliebenen Salbe *h*), wornach die Narben wegbleiben. Die ganze Vorbereitung zur Inoculation *i*) beſtehet faſt allein in vierwöchentlicher Enthaltung von Fleiſch, Milch, Fiſche und Butter. Ihr ganzes Vertrauen ſetzen ſie auf das oben genannte kühle Verhalten, nemlich auf das Begieſsen mit kaltem Waſſer, und auf obige Getränke. Indeſs übertreiben ſie doch dieſe antiphlogiſtiſche Methode nicht; denn um die Zeit der Eruption der Blattern geſchiehet es nicht, ſondern nur vorher und nachher, ſo bald der Ausſchlag heraus iſt, und

g) Sonnerat a. a. O.

h) Mackintoſch's Reiſen. M. ſ. Allg. Litter. Zeit. v. J. 1785. October.

i) Auszüge aus den beſten franzöſiſchen periodiſchen Schriften, 4. B. S. 213.

und dann fahren sie damit, bis zu Ende der Krankheit fort; auch ist man für freye Luft sorgfältig bedacht: denn man giebt nicht zu, dass der Kranke im Hause, noch weniger im Bette bleibe. — Die reifen Blattern werden geöffnet. —

In Augenkrankheiten sind die indianischen Aerzte nicht ganz ungeschickt. Nichts ist nemlich in Indien gemeiner als die Entzündung der Adnatae, womit oft Undurchsichtigkeit der Hornhaut und Schwämme verbunden sind. In diesem Falle schmieren sie [k]) um die Augen Limoniensaft; in die Augen selbst aber streuen sie ein Pulver aus Curcuma und Zucker, und in schweren Fällen machen sie eine Salbe aus Borax, Limonien und gelben Myrobalanen. — Bey einer noch heftigern Entzündung machen sie, wie oben schon gemeldet, Scarificationen auf der Stirn und dem Augenlied. —

Reifs ist bey den Indianern nicht allein die Hauptspeise, sondern auch das Hauptarzeneymittel. Gegen die Cholerakrankheit gebraucht man z. B. auf Coromandel nichts als dies Mittel; jedoch auch gegen einfaches, aber heftiges Brechen ist es ein bewährtes Mittel, wie Gentil [l]) an sich selbst erfahren hat. Man nimmt alsdenn eine Hand voll Reifs, röstet ihn wie Kaffee, stöfst ihn in einem Mörser; kocht es in einem halben Maafs Wasser, und trinkt dies aus, ehe es sich setzen kann. Demnach ist es gewifs, dass die indianischen Aerzte manche gute Mittel besitzen, und die Europäer selbst haben schon einige nützliche von ihnen gelernt, ohne dass wir es selbst wissen. So stammt

k) Ger. Königs Diss. cit.
l) Gentil a. a. O.

z. B. der ſo genannte Lapis divinus aus Indien her, welchen der Herr v. Cice, Biſchof zu Sabul, aus Indien mitgebracht hat [m]).

Ja, das ſo berüchtigte Manipuliren haben die Jeſuiten von den Braminen erlernt [n]). Endlich kann das Stizolobium oder der Dolichus pruriens auch zum Beyſpiele dienen [o]). —

Man hat ſeit den älteſten Zeiten von den Braminen viel Lügenhaftes erzählt, und es gilt mit Recht von ihnen, was Strabo [p]) von ganz Indien ſagt: ſane quicunque de India ſcripſerunt, plerumque mentiti ſunt. — So hat man von ihnen z. B. geſagt [q]), daſs ſie durch Arzeneymittel, nach Gutbefinden, Knaben oder Mädchen befördern könnten. Nirgends findet man aber hievon, bey einem Reiſebeſchreiber, eine zuverläſsige Nachricht; wohl aber davon, daſs ſich bey dieſen geſunden und ſtarken Kerls oft unfruchtbare Weiber einfinden, die ſich von ihnen einige vermeyntliche, die Fruchtbarkeit befördernde Mittel ausbitten, und die nach drey Vierteljahren ihres Wunſches Erfüllung ſehen, weil Unfruchtbarkeit in Indien ſchimpflich iſt [r]). — Bey ſo günſtigen Umſtänden iſt es auch nicht zu bewundern, daſs die Braminen allezeit die beſten und ſchönſten Weiber haben [s]). — Ehemals lebten ſie nur in Wäl-

m) Krünitz technol. und öconomiſche Encycl. 3. B.

n) Baldingers med. Journal, 14. St.

o) Michaelis med. pr. Bibl. 1. B. S. 28.

p) Opera l. c. p. 121.

q) L. c. p. 1040.

r) Sullivan a. a. O.

s) Gentil a. a. O.

Wäldern, und flohen, wie Dindymus an den Alexander *t*) ſchreibt, der ihn bat, zu ihm zu kommen, alle Wolluſt, als die erſte Urſache der Schwäche, und liebten dafür die Arbeit, welche allein den Körper abhärtet; aber dieſe Leute ſind ſie jetzt nicht mehr.

Ehemals war in Indien ein Geſetz *u*), daſs derjenige am Leben geſtraft wurde, der ein Gift und nicht zugleich deſſen Gegengift erfunden hatte: dies hat Gelegenheit gegeben, daſs überall an Entdeckung der Gegengifte iſt gedacht worden. Beſonders hat man das Gift der Schlangen zu bezwingen geſucht. Die Braminen rühmen ſich ihres ſo genannten Schlangenſteins *x*), der durch die Kunſt gemacht, und nicht im Kopf der Schlangen, wie einige geglaubt haben, gefunden wird. Wenn ſie ihn anwenden wollen, ſo ritzen ſie zuerſt den Ort, der vergiftet worden, laſſen Blut laufen, und legen alsdenn erſt den Stein auf. Ihrer Verſicherung zufolge, ſoll der Stein gleich abfallen, ſo bald das Gift ausgezogen worden. Um ihm das Gift wieder zu benehmen, legt man den Stein nachher in Milch. — Noch wunderbarer iſt es, was man von den Gauklern in Indien erzählt *y*). — Dieſe Leute ſcheinen wahre Zauberkräfte in Bezwingung der Schlangen zu beſitzen. Gentil ſahe zu Pondichery einen jungen Menſchen, der, nicht durch Hülfe eines Stabes, wie Kämpher berichtet, ſondern durch eine Sackpfeife mit den

t) Sullivan a. a. O.

u) Strabo l. c. p. 1018.

x) Allgem. Hiſt. der Reiſen, 18. B. S. 698.

y) Gentil a. a. O.

Schlangen machen konnte, was er wollte. Er liefs ſie nicht allein tanzen, ſondern er liefs ſich ſo gar von der giftigen Schlange Cobra de Capello ohne Schaden beiſsen. Gentil erfuhr indeſs doch nachher, daſs dieſer Menſch an einem ſolchen Biſs geſtorben wäre. —

Das weibliche Geſchlecht verdient noch einen Augenblick unſere Aufmerkſamkeit. — So lange dieſe ihre Reinigung haben [z]), erlaubt man ihnen kaum einen Platz im Hauſe; ſie halten ſich gemeiniglich in einer beſondern, vor den indianiſchen Häuſern beſonders gebaueten Gallerie auf, wohin man ihnen auch das Eſſen bringt. — Die lüderlichen Weibsbilder unter ihnen befördern oft die unzeitige Geburt, damit ſie ihr Handwerk deſto ungehinderter treiben können, durch unreife Ananaſſe [a]). —

Die Apotheken werden aus Bengalen mit Ingwer; Bang; Areka; Kuhkrätze u. d. gl. verſehen. Aus Malabar kömmt Ingwer; Zedoariawurzel; Krähenaugen; Cubeben; Pfeffer; Cardamomen; die Grana tiglia; das Gummi Gutt; Catechu von einer Cinchonaart u. d. gl. m.

z) Gentil a. a. O.

a) Krünitz a. a. O. 1. B.

Von den Reichen Pegu, Ava, Siam, Tunquin und Cochinchina.

Die Königreiche Pegu und Ava [b]), welches auch Burma heifst, ſind faſt noch einmal ſo groſs als Frankreich; ſie gränzen gegen Weſten an Bengalen und deſſen Meerbuſen; gegen Oſten und Süden an Siam; gegen Norden an Boutan. Die nördliche und öſtliche Seite iſt bergigt, der übrige Theil aber flach; an vielen Orten iſt das Land ſumpfigt; und mit dicken groſsen Wäldern, die nur wilden Thieren zur Wohnung dienen, beſetzt. — Auſser dem Pegu- und Avafluſs giebt es hier noch eine groſse Anzahl Flüſſe, in welchen ſich viele Crocodille aufhalten. — Die tropiſchen Regen fangen im April an, und dauern bis zum October; es treten alsdann die Flüſſe aus ihren Ufern, und das ganze Land wird überſchwemmt: nachdem es abgefloſſen, bleibt vieles ſtehen, und wird ſtinkend. — Zum Reiſsbau iſt daher dies Land faſt allein geſchickt, der hier auch in übergroſser Menge gezogen wird. — Dieſe Ueberſchwemmung giebt aber auch zu der beſondern Bauart, die hier gebräuchlich iſt, Gelegenheit. Hier ſtehen nemlich die Häuſer auf Pfählen, und man ſteigt mit einer Leiter hinauf. Die Hitze iſt in den Wintermonaten, d. i. vom April bis October, nur mäſsig; im December und Jänner am

b) Miſſion: Joh. Maria Percotto Beſchreibung im vierten Theile der Forſterſchen und Sprengelſchen Beyträge.

ſtärkſten, doch nicht viel gröſser als in Italien in den heiſseſten Sommertagen. — Das Land iſt daher mit immer grünendem Graſe beſetzt, und nur auf eine kurze Zeit verlieren im December die Bäume ihr Laub. — Das Clima dieſes Landes iſt, ſeiner Sümpfe, Moräſte und Wälder ohnerachtet, dennoch ſehr geſund [c]; denn nicht allein die Landeseinwohner, ſondern auch Europäer empfinden an ihrem Körper davon keine nachtheilige Würkung; dies iſt um deſto mehr zu bewundern, da die Nahrungsmittel der hieſigen Einwohner von der Art ſind, daſs dadurch die Fäulung noch mehr befördert werden kann. Denn auf den Reiſs, welches ihre gewöhnlichſte Speiſe iſt, gieſſen ſie [d] eine Brühe, die aus verfaulten Fiſchen, mit Pfeffer und Salz vermiſcht, beſtehet. — Hamilton [e] behauptet dies auch, nur mit dem Unterſchiede, daſs er anſtatt der Fiſche zerſtoſsene und gebratene Krebſe nennt. — Da übrigens die Peguaner und Burmaner die Seelenwandlung glauben, ſo enthalten ſie ſich aller Fleiſchſpeiſen. — Ihr Getränke iſt faſt nur allein Waſſer: — denn Wein iſt verboten, und nur den Patienten allein erlaubt; indeſs trinken ſie ihn doch gern. — Von Statur ſind dieſe Völker von mittlerer Gröſse, und haben einen ſtarken Knochenbau; ſie treiben Ackerbau, und im Kriege ſind ſie tapfer. — Unſer Verfaſſer erwähnt faſt keiner andern Krankheit, als der Blattern, welche hier ſehr bösartig ſind, und wofür ſie ſich ſo ſehr fürchten, als wir in Europa für der Peſt. Mit den Wöchnerinnen ſtellen

c) Hunters Beſchreibung vom Königreiche Pegu.

d) Joh. Mar. Percotto a. a. O.

e) In der Note zu Percotto.

ſtellen ſie eine beſondere Reinigungscur an: ſie ſtellen ſelbige nemlich 5 Tage nach einander auf einen Roſt von Bambus über ein ziemlich ſtarkes Feuer *f*). —

So geſund nun auch das innere Land von Pegu und Ava ſeyn mag; ſo ungeſund ſind dagegen doch die Küſten am bengaliſchen Meerbuſen. Denn *g*) von der Mündung des Ganges bis nach Chatigam iſt die Küſte, die als eine Kette von kleinen Inſeln angeſehen werden kann, ſehr niedrig. Chatigam iſt zwar geſunder als Calcutta; jedoch ſind alle Europäer, die ſich an der Küſte von Arrakam aufhalten, Fiebern und Bauchflüſſen unterworfen, die während und nach dem Regen ſehr häufig ſind. —

Die Küſten von Pegu und Tenaſſaria müſſen ebenfalls ſehr ungeſund ſeyn, weil ſich öfters unter den europäiſchen Bedienten häufiges Sterben einfindet. Der Regen und die kränkliche Jahreszeit fallen in denſelben Monaten als in Bengalen ein; auch ſind die Krankheiten von derſelben Beſchaffenheit, und eben ſo bösartig.

Die Inſeln der Neger, die an den Küſten von Pegu liegen, ſind niedrig, und an vielen Orten mit Holzungen bedeckt, daher ungeſund.

Mit Tonquin und Cochinchina hat es die nemliche Beſchaffenheit, wie mit Pegu und Ava; die nördliche Seite iſt bergigt, die ſüdliche aber niedrig. — Das Land wird von vielen Flüſſen, unter denen der Cambaya der vornehmſte iſt, durchſchnit-

f) Franke 1. Theil. S. 615.
g) Clarke a.a.O. S. 39.

ſchnitten. Da nun beſagter Fluſs jährlich aus ſeinen Ufern tritt [b]), und in den Regenmonaten häufige Regengüſſe erfolgen, ſo leidet das Land oft Ueberſchwemmungen. Die Hitze iſt auch hier nur in einigen Monaten ſehr ſtark, in den übrigen ſehr gemäſsigt. — Die Lebensmittel beſtehen auch hier aus Reiſs: in Cochinchina aber wird auſserdem, nach dem Dürande [i]), anſtatt des Brods viel Zucker genoſſen. Er erzählt, daſs die Leibgarde des Kaiſers, 300 der ſchönſten Menſchen, täglich drey Pfund Zucker für den Mann erhalte, wobey ſie ſehr geſund ſeyn ſollen.

Ueberhaupt rühmt man die geſunde Beſchaffenheit von Tunquin ſehr [k]), worin es Cochinchina übertreffen ſoll. Im erſten Lande, in Cochinchina nemlich, hat man verſchiedene Fieberarten; Durchfall; Gelbſucht und Kinderblattern [l]). Vom Schlage, Seitenſtich, Peſt und Rachitis ſoll man aber hier nichts wiſſen. —

Man hält zu Tunquin, wie es ſcheint, Krankſeyn für ſchimpflich, und niemals erkundigen ſich Freunde, wenn ſie ſich einander begegnen, nach gegenſeitiger Geſundheit [m]), ſondern man frägt: wo ſie geweſen, und was ſie zuletzt gethan? — Siehet jemand kränklich aus; ſo fragen ſie dennoch, wie viele Taſſen Reiſs er jeden Mittag zu ſich nehme? — Man kann daraus leicht urtheilen, daſs es mit

b) Richard a. a. O.

i) Memoire phyſiolog. et chymique ſur la nutrition, in den Allerneueſten Mannigfaltigkeiten.

k) Geograph. en natuurkund. Berichten.

l) Götting. gel. Anz. v. J. 1779. Zugabe zum 8. St.

m) Allgem. Hiſt. d. R. 10. B. S. 101.

mit der Heilkunde allhier sehr schlecht bestellt seyn müsse: man leitet alle Krankheiten aus dem Blute her, und nur vom Brennen und Schröpfen macht man Rühmen [n]). — Das Brennen geschiehet folgendermafsen [o]): man nimmt ein trockenes Baumblatt, welches im Mörser zerstofsen wird; dann befeuchten sie das Pulver mit chinesischer Tinte; hierauf theilen sie es in verschiedene kleine Haufen ein, von der Gröfse eines Hellers; diese legt man hin und wieder auf den blofsen Leib, und zündet sie darauf an. — Selten läfst man hier zur Ader; wenn's aber geschieht, so bedient man sich dazu einer Fischgräte, die viele Aehnlichkeit mit dem Lafseisen der Hufschmiede hat. Man setzt die Fischgräte an die Ader der Stirn; denn an einem andern Orte geschiehet es fast niemals — und man schlägt mit einem Hammer oder Finger darauf, wornach das Blut erfolgt. — Im übrigen beobachtet man hier die chinesische Curart, und setzt alles Vertrauen in eine gute Diät. — Gegen Beinbrüche [p]) gebraucht man die rohen Knochen von einer Henne, die man zu einem Teige macht und umschlägt. — Gebratene Zwiebeln legt man Kindern, wenn sie Colikschmerzen haben, auf den Nabel. — Gegen [q]) den Bifs eines wüthenden Hundes, hat sich das bey den Tunquinesen gebräuchliche krampflindernde Pulver aus Moschus und Cinnober sehr berühmt gemacht. Von dem tanjorischen Mittel werde ich weiter unten

n) Ebendaf. S. 114.

o) Litteratur- und Völkerkunde v. Jahr 1787. Mon. May. S. 397.

p) Allgem. H. d. R. 10. B. S. 104.

q) Der Arzt, eine Wochenschrift, 3. B.

ten reden. Eine Kindbetterin [r]) mufs ſich bey ihnen, 40 Tage lang, vor ihrem Hausgötzen aufhalten, um ſich deſſen Schutz zu erflehen.

Zu Cochinchina ſiehet es mit der Arzeneywiſſenſchaft etwas beſſer aus als in Tunquin [s]); wenigſtens fehlt es hier nicht an Aerzten, welche entweder Eingebohrne des Landes, oder Portugieſen ſind. Oft iſt der portugieſiſche, oft aber auch der cochinchineſiſche der geſchickteſte. Die letztern unterſuchen, nach chineſiſcher Art, den Puls, und beſtimmen daraus die Gefahr; ſchlieſsen auch mit dem Patienten, der Cur wegen, einen Contract: — ſtirbt nun der Patient, ſo bekömmt der Arzt nichts, da er ſonſt reichlich bezahlt wird. — Eben dieſe bereiten die Arzeneyen auch ſelbſt. Daher giebt es hier keine Apotheker. — Es trug ſich einmal zu, daſs ein kranker Portugieſe, der von einem europäiſchen Arzt war aufgegeben worden, nach einem Landesarzt ſchickte, welcher ihn, in einer gewiſſen Zeit, unter der Bedingung zu curiren verſprach, wenn er ſich, während derſelben, alles Umgangs mit Frauenzimmern enthalten würde. Als er ſich an der Beſſerung fühlte, überſchritt er den Befehl des Arztes, und wurde ſchlimmer. Der Arzt entdeckte dies bald, und forderte ſein Geld; — der Patient weigerte ſich, und wurde daher vom Arzte verklagt, dem vom Richter ſein Arztlohn zuerkannt wurde. — Der Doctor bekam ſein Geld, und der Kranke ſtarb. —

Ein Miſſionair hatte durch einen Scorpionenbiſs eine ungeheure Geſchwulſt an einem gewiſſen Theile bekom-

r) Franke a. a. O. S. 615.

s) Borri Beſchreibung von Cochinchina im ſechſten Bande der Berliner Samml.

bekommen, wogegen europäiſche Aerzte keinen Rath mehr wuſsten. Ein cochinchineſiſcher Arzt heilte ihn auf folgende Art. Man muſste einen Topf mit Reiſs angefüllt, der im Kochen begriffen war, zwiſchen die Beine des Patienten ſo ſtellen, daſs der Dampf beſtändig die Geſchwulſt träfe, welches noch durch Zudecken der obern Theile, damit der Dampf nicht verfliegen könnte, befördert wurde: — auch hierdurch erhielt der Patient Beſſerung. —

Zur Ader läſst man auch hier ſelten; das Inſtrument, deſſen ſich die Chirurgi hierzu bedienen, iſt aus Porcellain, und hat die Geſtalt einer Säge. —

Das Königreich Laos, welches nach Siam, dem es nördlich liegt, zum Theil gehört, iſt bergigt, und hat einen ſehr fruchtbaren Boden; vorzüglich geräth der Reiſs über alle Maſsen hier gut. Auch liefert dies Land den beſten Benzoin; Gummi Lacca; den edelſten Muskus und die ſchönſten Perlen *t*). Die Nation iſt ſchön gebildet, und hat das Merkwürdige an ſich, daſs die Einwohner kein L und R ausſprechen können. —

Das Königreich Siam *u*) iſt eins der gröſsten und mächtigſten in Oſtindien; es iſt aber, ſeiner Gröſse nach, ſehr wenig bevölkert, und meiſtens nur an den hohen Ufern der Flüſſe mit Menſchen beſetzt. Es füllen erſtaunliche Wälder, Wildniſſe und Moräſte dies Land an; gegen Norden iſt es bergigt, gegen Süden aber niedrig, beſonders am Meere. Viele Flüſſe, beſonders der Meinam, der auf

t) Kämphers Reiſen nach Japan, 1. B. S. 36.
u) A. a. O. S. 35.

auf den Waldgebürgen Imaas entſpringt, bewäſſern dieſes Land; ja! ſie ſetzen das Land, ſeiner periodiſchen Ueberſchwemmung wegen, jährlich eine lange Zeit unter Waſſer. Dies trägt ſich mit dem Monat September oder noch früher zu, wenn der Schnee auf den hohen Nordgebürgen ſchmilzt; auch wird dieſe Ueberſchwemmung durch die alsdenn eintretende Regenzeit vermehrt. — Im Monat December nimmt das Waſſer wieder ab, und der Fluſs tritt in ſeine Ufer zurück. — Oft befördert ein Nordwind den Abfluſs ſchnell, und dann trocknet das Land bald ab, und es entſtehen keine Seuchen. Wenn aber dies nicht der Fall iſt; ſo bleibt vieler Schlamm auf dem platten Lande liegen, und dann fehlt's nicht an Krankheiten x). Da ſich dieſes aber oft zuträgt; ſo befürchtet man um dieſe Zeit jedesmal ein Sterben. Um dieſes zu verhüten, wird mit Anfang der Nordwinde durch das ganze Reich ein Feſt gefeyert, um die verzehrenden Geiſter, welche nach abgelaufenem Waſſer zurückbleiben, auszuſöhnen. —

Die Ufer des Fluſſes Meinam ſind ſehr niedrig, und doch liegt daran, auſser andern Oertern, die Hauptſtadt Judja, — und da, wo keine bewohnten Oerter ſind, iſt alles mit moraſtigen Wäldern beſetzt. — Dieſer niedrigen Lage wegen, und beſonders weil das Land jährlich unter Waſſer geſetzt wird, findet man hier ganze Dörfer auf Pfählen gebauet. — Andere Einwohner haben das Land ganz verlaſſen, und leben auf Schiffen, auf die ſie kleine Wohnhäuſer gebauet haben, faſt die ganze Zeit ihres Lebens. Man findet ganze Dorfſchaften ſol-

x) Kämpher a. a. O. S. 57.

ſolcher Schiffhäuſer auf dem ſiamſchen Meere. — Was das Waſſer anbetrift, ſo iſt das aus den Flüſſen nur trinkbar; da hergegen das Grundwaſſer ſeiner Salpetertheile wegen, nicht zu genieſsen iſt. — Die Hitze iſt, die meiſte Zeit über, ſehr groſs. Der Boden iſt zum Reiſsbau ſehr geſchickt, und liefert davon einen groſsen Ueberfluſs. — Die Nahrungsmittel beſtehen auch hier meiſt allein aus Reiſs; doch werden auch hier viele Fiſche genoſſen; beſonders viel macht man hier aus Schweinefleiſch, weil dieſes hier ſehr ſchmackhaft iſt *y*). — Dieſes Land iſt voller giftiger Schlangen und anderer ſchädlicher Inſekten. Unter allen iſt die ſo genannte Mützenſchlange die allerſchädlichſte. Es iſt daher ein groſses Glück *z*), daſs es in dieſem Lande einen ſogenannten Schlangenſtein giebt, wovon oben ſchon geredet worden, der, wenn er zeitig angewendet wird, das Gift ſicher heraus ziehet, und der Milch, zum Zeichen, daſs er ächt ſey, eine blaue oder grüne Farbe mittheilt. — Alles dieſes geſchiehet nicht, wenn er falſch iſt; ſo daſs man ſich daher wohl zu hüten hat, keinen falſchen Stein für einen ächten zu kaufen. Aufser den Schlangen giebt es hier Scorpionen, die $1\frac{1}{2}$ Fuſs lang ſind. — Dann hat man hier eine Art kurzer zottigter ſchwarzer Raupen, welche ſehr gefährlich ſind. Denn fällt eine davon auf die Hände, und es berühren die giftigen Haare derſelben die Haut, ſo entſteht ſogleich eine Geſchwulſt und Geſchwür. Das beſte Mittel dawider beſtehet

y) Meiners und Spittlers hiſtor. Magazin, 3. B. 2. St.

z) Turpin Hiſtoire du R. de Siam, im 62. Stück des Hannöveriſchen Magaz. vom Jahr 1774.

ſtehet darin, daſs man den Theil ſo gleich mit Wachs reibe, um die Haare wieder heraus zu bringen. Den Füſsen ſchaden dieſe Thiere ſo leicht nicht; denn da die Siamer weder Schuhe noch Strümpfe tragen; ſo iſt ihre Haut ſo hart wie Leder. —

Aus allem dieſem gehet hervor, daſs Siam kein geſundes Land ſey. — Die vornehmſte Landplage iſt jenes bösartige galligte Fieber, womit ein Erbrechen einer ſchwarzen Materie und eine gelbe Farbe der Haut verbunden gehet, und das des erſten Zufalls wegen, das ſchwarze Erbrechen; des letztern wegen aber das gelbe Fieber genannt wird. Es wird auch dies Fieber an andern Orten, wie z. B. in Weſtindien, das ſiamſche Fieber geheiſsen, weil man glaubte, es ſey dies Fieber aus Siam nach Weſtindien gekommen, welches aber nicht gegründet iſt. — In Siam tödtet dieſe Krankheit oft ſehr ſchleunig: man will Beyſpiele haben, daſs Menſchen auf der Straſse davon ergriffen worden, nieder gefallen, und kurz darnach den Geiſt aufgegeben haben ſollen. Eine Viertelſtunde darnach waren Fleiſch und Blut faul [a]). — Mit den Todten gehet man ganz beſonders um. — So bald hier nemlich ein Menſch den letzten Seufzer ausgeſtoſsen hat [b]), gieſst man ihm Queckſilber in den Mund, welches das Eingeweide verzehren, und gegen den übeln Geruch bewahren ſoll. —

Die an epidemiſchen Krankheiten Verſtorbenen begräbt man ſo gleich, ohne ſie vorher zu verbrennen, oder damit denjenigen Staat zu treiben, wel-

a) Allgem. Hiſt. der R. 17. B. S. 398. aus Labat.

b) Neue Litteratur- und Völkerkunde. 1787. M. April.

welcher in Siam, bey ſolchen Gelegenheiten, aufs höchſte geſtiegen iſt. Nach wenig Jahren aber wird der ſchon meiſtentheils vermoderte Körper wieder ausgegraben, und dem Holzſtoſs übergeben. — Merkwürdig iſt hierbey, daſs man dieſe ſo allgemein eingeführte Ehre den Weibern, die in der Geburt, wie nicht weniger den Menſchen, die eines gewaltſamen Todes geſtorben ſind, verſagt. — Eben dieſe Völker haben noch mehrere ſeltſame Gebräuche. — Ihre Kindbetterinnen z. B. [c]) müſſen vier Wochen lang vor einem beſtändig wohl unterhaltenen Feuer ſitzen, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite wenden. — Ueberhaupt hält man in Siam den Eheſtand für eine unreine Sache; den Cölibat aber für eine Vollkommenheit. — Doch jener König von Siam, welcher, mit verſchiedenen Weibern, 226 Kinder erzeugte, wird wohl anderer Meynung geweſen ſeyn [d]). Ein König von Siam braucht auch nicht zu fürchten, daſs er durch dergleichen Debauchen ſeine Geſundheit ſchwäche: dafür ſorgen ſeine Prieſter, die Talopoinen, die täglich in dem Nebenzimmer des Königs für deſſen Geſundheit beten, und ihm vielleicht behülflich ſind [e]). —

Bisher habe ich noch gar nicht des Betels und des Areko Meldung gethan, deren man ſich doch ſo häufig in Oſtindien, und beſonders in Siam, bedient. — Mit wenigem muſs ich daher den Gebrauch dieſer Sachen anzeigen. — Betel iſt ein Blatt

c) Franke a. a. O. S. 615.

d) Marko Polo a. a. O.

e) Allgem. Hiſt. der R. 10. B. S. 207.

Blatt einer Pflanze *f*), welche, wie der Epheu, ſich an andere Bäume oder Stäbe hinanſchlingt. Gekaut haben dieſe Blätter viele Aehnlichkeit mit dem Tobak, ſie befördern auch, wie dieſer, den Speichelfluſs; man bedient ſich dieſes Krauts zum Kauen in allerley Unpäſslichkeiten. Es muntert auch ſehr auf, daher giebt man den Sclaven täglich hievon etwas. — Die Areko iſt eine Art groſſer Eichel, welche reif und unreif gegeſſen wird. Man miſcht Betel und Areko zuſammen, und man verkauft dieſe Miſchung in kleinen Paqueten, um Zähne und Lippen roth zu machen. Es ſollen ſelbige auch das Zahnfleiſch ſtärken, und zum Vergnügen der Liebe anreitzen; denn die wollüſtigen Indianerinnen gebrauchen allerley Mittel, um Fremde an ſich zu locken. So viel iſt gewiſs, daſs es allen übeln Athem entfernt, indeſs bemerkt man doch, daſs ihre Zunge an mehrern Stellen ausgehöhlet iſt, und daſs ſie alle Morgen einen dicken Schleim, der darauf feſt ſitzt, davon abſchaben müſſen; auch hat ſelten jemand geſunde Zähne. —

Will man in Siam von der Unſchuld eines Angeklagten überzeugt ſeyn, ſo muſs er mit bloſsen Füſsen über glühende Kohlen gehen *g*). —

Endlich ſo verſichert ein angeſehener Mann *h*), daſs es hier ein ganzes Volk gebe, welches an der Nüktalopie laborire. —

f) Turpin a. a. O.

g) Kämpher amoenitates exot. l. c.

h) Hillary a. a. O. S. 359.

Vom ſüdlichen Theile von China; von den philippiniſchen Inſeln; wie auch von Formoſa.

Obgleich i) der ſüdliche Theil von China niedrig gelegen, häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, und hin und wieder mit ſumpfigem feuchten Boden, der nur zum Reiſsbau gebraucht werden kann, verſehen, auch hier einige Monate lang die Hitze ſehr groſs iſt, ſo daſs man deshalb eine ſehr ungeſunde und zu vielerley Krankheiten geneigt machende Gegend hier vermuthen ſollte, ſo trift dennoch dieſe Vermuthung mit der Erfahrung nicht ganz zu. Vielmehr leben die Einwohner ſowohl zu Lande als zu Waſſer — (denn hier leben, wie in Siam, viele Menſchen ihre ganze Lebenszeit durch auf Kähnen, die ſie auf den Flüſſen oder kleinen Seen, die zwiſchen dem feſten Lande ſind, liegen haben) — geſund und im Ueberfluſs, das ganze Jahr durch. — Man kann hievon keine andere Urſache angeben, als weil das Land überall mit Canälen durchſchnitten iſt; das Waſſer leicht abflieſsen kann, und dadurch aller Stockung vorgebeugt wird.

Canton und Vampoa ſind indeſs nicht ſehr geſund. Denn was Canton anbetrift, ſo iſt der Ort ſehr feucht; das Waſſer gehet bey jeder Ebbe und Fluth unter den Faktoreyen der verſchiedenen Nationen weg. — Die Zimmer in den Häuſern

 ſind

i) Clarke a. a. O. S. 43.

ſind ſehr klein, niedrig und dumpfigt; dazu iſt die Hitze im Juny, July und Auguſt übermäſsig groſs. Im September und October iſt das Wetter, bey Tage, noch ſchwül; aber bey der Nacht kalt und froſtig mit nordöſtlichem Winde. Der December, Jänner und Februar ſind die kalten Monate, und während dieſer Zeit ſind die Abwechſelungen des Wetters geſchwinder als in irgend einem andern Welttheile. Beym Nordwinde fällt das Thermometer bis auf 46 Grade, und ſo bald ſich der Wind nach Süden dreht, ſo ſteigt es ſo gleich bis auf 60 oder 70 Grade. Leute, die ſich hier aufhalten, ſind allezeit wegen ihrer Kleidung verlegen; denn den einen Tag iſt ein ſeidener Rock hinlänglich, und den andern Tag, wenn ſich der Wind geſchwind gedrehet hat, müſſen ſie ein flanellenes Futterhemd anziehen. Dieſer Urſachen wegen, beſonders der ſchwülen Hitze im Julius und Auguſt halber, ſind die Seeleute, die ſich bey Vampoa aufhalten, ſehr gefährlichen nachlaſſenden oder anhaltenden Fiebern unterworfen, die keinesweges von den epidemiſchen Fiebern der andern warmen Climate unterſchieden ſind. Im November verändern ſie ſich in ordentliche Wechſelfieber, die leicht durch die Fieberrinde geheilet werden. — Während der oben erwähnten Zeit fallen oft Bauchflüſſe vor, und ſcheinen die am meiſten herrſchende endemiſche Krankheit auszumachen, und ob ſie gleich hier nicht ſo ſchädlich ſind als in Bengalen, ſo ſind ſie doch, wenn ſie im Anfange verſäumt werden, oft gefährlich, und allezeit ſehr langwierig, welches oft die Kraft eines jeden Arzeneymittels ſo lange vernichtet, bis die Reiſenden das Clima verändern. — Im Jahr 1771 waren auf vielen Schiffen beyde Krankheiten

oft

oft vereint, und tödteten, wegen Verſäumung, ſchon zuweilen den ſechſten Tag. —

So gar die Faktoren der verſchiedenen Nationen, die in Canton wohnen, erfahren alle die Ungelegenheiten, die einem jeden ſchwülen Clima eigen ſind; man ſiehet nicht die blühende Geſundheit auf ihren Geſichtern; ihre Leibesbeſchaffenheit wird bald geſchwächt, und ſie ſind eingewurzelten Bauchflüſſen und andern Beſchwerden oft unterworfen, welche die gewöhnlichen Folgen einer gar zu groſsen Erſchlaffung ſind. —

Die reichen Europäer, beſonders die Supercargos, ſind gemeiniglich dennoch ſehr geſund. Dieſe pflegen aber meiſtentheils, nachdem ſie ihre Geſchäfte in Canton abgethan haben, ſich nach Macao zu begeben, welches auf einem erhabenen Grunde liegt, und daher geſunder iſt. — Dann führen ſie auch eine ordentliche, dem heiſsen Clima angemeſſene Lebensart; und dieſe beſtehet erſtlich in dem mäſsigen Gebrauch eines guten Weins, beſonders des Claretweins. Denn man hat bemerkt, daſs in Oſtindien diejenigen Leute, die das Vermögen haben, Claretwein zu trinken, am meiſten von Krankheiten befreyet ſind. — Zweytens, ſo müſſen die hier gewöhnlichen Speiſen, als Reiſs, Hühner, Krebſe, Fiſche uud andere Vegetabilien jedesmal hinreichend mit Cory, welches eine Vermiſchung aus ſpaniſchem Pfeffer, Curcuma und andern Specereyen iſt, denen Schnittlauch und Limonienſaft zugeſetzt ſind, vermiſcht werden. Auf dieſe Art kann man mit Sicherheit ſo viel Fleiſch und Vegetabilien zu ſich nehmen, als vonnöthen iſt, um den unerſättlichen Hunger zu befriedigen. Groſse Fehler werden hergegen in

dieſem heiſsen Clima begangen, wenn man zu viel fette und dauerhafte Fleiſchſpeiſen genieſst, die mit eingepöckelten Sachen und gewürzten Brühen auf eine ſolche Art zubereitet ſind, daſs ſie zu einer gar zu groſsen Völlerey anfriſchen; denn es iſt merkwürdig, daſs der Hunger in warmen Gegenden allezeit zunimmt, ſo lange noch der geringſte Ueberreſt von Geſundheit vorhanden iſt, weil die Ausleerungen häufiger ſind, und die Leibesbeſchaffenheit eine gröſsere Unterſtützung erfordert. —

Die einzigen grauſamen und ekelhaften Krankheiten, welchen die Chineſen in dieſer Gegend oft blos geſtellt ſind, ſind die Kinderblattern und der Ausſatz. —

Von den philippiniſchen Inſeln.

Die philippiniſchen Inſeln [k]) machen faſt nur einen verwirrten Haufen von Bergen aus, deren Gipfel ſich in den Wolken verlieret; unter dieſen giebt es zwey feuerſpeyende Schlünde, daher auch auf einigen Inſeln, als z. B. auf Manilla, zuweilen Erdbeben entſtehen. — Auf allen fällt faſt das ganze Jahr durch Regen, und ſie ſind faſt vom Waſſer überſchwemmet: indeſs verhält es ſich hier doch mit dem Regen faſt eben ſo, wie auf

k) Gentils Reiſen in den indiſchen Meeren im vierten Bande der neuen Hamb. Samml. von Reiſebeſchr. Hamb. 1782.

auf der Küſte Malabar und Coromandel, woran auch hier die Berge ſchuld ſind. Denn da vom Junius bis September die Weſtwinde regieren; ſo pflegt auch nur zu dieſer Zeit die weſtliche Seite der Inſeln Regen zu haben, und es genieſst alsdann der öſtliche Theil gutes Wetter. Mit dem October aber fangen nordöſtliche Winde an, und nun fallen auf der öſtlichen Seite, einige Monate lang, eben ſo ſtarke Regengüſſe, als vorhin auf der weſtlichen Seite waren, die jetzt in dem Beſitz des heiterſten Wetters iſt. Hierdurch nun wird der Boden nicht allein ſehr fruchtbar gemacht, ſondern es wird auch dadurch die Hitze ſehr gemäſsigt. Dennoch iſt es hier in den Mittagsſtunden ſehr heiſs, und kühlten die Land- und Seewinde nicht täglich ab, ſo würde es faſt unerträglich ſeyn. Beſonders ſind die Weſt- oder Aval-Winde hier ſehr erquickend, und der Geſundheit zuträglich. — Man iſt hier zwar beſtändig im Schweiſse gleichſam gebadet; dennoch merkt man davon keine beſondere Ermattung, wie wohl in Spanien und anderwärts, und man kann dies von nichts anders, als von dem beſtändigen Erſatz der Feuchtigkeit aus der Luft, der Erde und den wäſſerigten Nahrungsmitteln herleiten. —

Da hier nichts als Inſeln ſind; ſo können die Winde nicht leicht ſchädliche Dünſte von Moräſten oder Wäldern herbey führen, und im Lande ſelbſt giebt es der Sümpfe auch nicht viele, weil die Waſſer einen guten Abfall haben. Daraus kann man alſo abnehmen, daſs das Clima dieſer Inſeln nicht ungeſund ſey, und die Erfahrung beſtätiget dies auch. Denn man findet hieſelbſt viele alte Perſonen, von 80 und mehrern Jahren, die

ganz munter ſind. — Selbſt Fremde können bey einer ordentlichen Lebensart, wobey ſie aber alle Ausſchweifungen meiden müſſen, hier geſund bleiben und alt werden. —

Die Nahrungsmittel ſind auf dieſen Inſeln faſt eben ſo beſchaffen, wie auf der oſtindiſchen Küſte überall. — Reiſs macht die Hauptnahrung aus: — indeſs wird auch hier viel Schweinefleiſch gegeſſen: — überhaupt ſind die Menſchen hier keine groſse Liebhaber von Fleiſch, deſto mehr aber von Fiſchen, die ſchon etwas riechen müſſen: — auch wird hier wenig Butter genoſſen; aber deſto mehr Schweineſchmalz. —

Es iſt ferner das Baden *l*) nach indianiſcher Art, wobey man die Glieder ſtark zieht, dehnt und knetet, eine liebliche Sache dieſer Inſulaner; dann endlich reiben ſie auch ihre Kinder fleiſsig mit Oel. — Durch alle dieſe Mittel erhalten ihre Faſern eine ganz beſondere Geſchmeidigkeit. Sie gebrauchen ihre Füſse oft mit eben ſo groſser Fertigkeit, als wie wir unſere Hände. Fällt z. B. eine Nadel auf die Erde; ſo bücken ſie ſich nicht, ſondern ihre Füſse leiſten ihnen dieſen Dienſt. Mit den Zähen der Füſse zeichnen ſie eben ſo gut, als wir mit den Händen: aber auch einige kränkliche Zufälle, als Brüche, denen ſie ſehr unterworfen ſind *m*), mögen davon herrühren. —

Im Gegentheil bringt jene groſse Erſchlaffung des Körpers, und beſonders der Haut, und die mit Dünſten beſtändig ſo ſehr angefeuchtete Luft, welche

l) Pages Voyage autour du monde. Paris 1782. p. 163.

m) Gentil a. a. O.

welche verurſachet, daſs polirter Stahl in einer Nacht mit Roſt angegriffen wird [n]), bey den Hunden eine erwünſchte Erſcheinung hervor: nemlich dieſe, daſs ſie hier niemals toll werden [o]). Dies iſt um deſto mehr zu bewundern, da der Hunde hier ſo viele ſind. — Allein zu Manilla zählte man 15000 [p]). —

Gleichwohl bleiben die Würkungen der Schwäche, die die Hitze und die gar zu ſtarke Ausdünſtung hervor bringen, niemanden verborgen, und nicht allein die körperlichen, ſondern auch die Seelenkräfte erliegen hier bald. Zum Studiren iſt man hier gar nicht geſchickt, und man kann es nicht lange aushalten. Gelehrte ſind hier daher ſehr ſelten, und wer nur etwas Latein verſtehet, wird ſchon für einen groſsen Mann gehalten. Wer es in den Wiſſenſchaften etwas weiter bringen will, läuft groſse Gefahr, in Wahnſinn zu verfallen [q]), der daher in den Klöſtern nicht ſelten iſt: — auch das Frauenzimmer befällt leicht eine Tollheit, welches hier eine Modekrankheit iſt. —

Die Anzahl der übrigen Krankheiten iſt nicht groſs. — Schwäche des Magens und die Ruhr ſind die gemeinſten Uebel: — vielleicht hat die übergroſse Menge Waſſer, die man hier trinkt, an beyden Uebeln Antheil.

Die Venusſeuche iſt hier ebenfalls ganz allgemein, aber man macht ſich hier daraus nichts:

n) Geograph. en natuurk. Berichten, 2. Deel.

o) Sonnerat a. a. O.

p) Hannöverſches Magazin vom J. 1781.

q) Gentil a. a. O.

man verheyrathet ſich, und es können faſt nirgends mehr Kinder gebohren werden, als hier. Man ſiehet an den Flüſſen und auf den Dörfern nichts als Kinder und ſchwangere oder ſäugende Frauen. Stirbt aber auch eins von den Kindern, ſo wird darüber nicht viel Wehklagens gemacht: man bringt ſie vielmehr unter Tanz und Muſik zu Grabe. Zu Manilla iſt's damit wenigſtens ſo beſchaffen. —

Dieſer wichtige ſpaniſche Pflanzort, auf der Inſel Luconia, hat auch ſeine geſunde und ungeſunde Jahreszeit [r]). Das Land, rund um dieſe ſchöne Stadt, iſt, viele Meilen weit, niedrig. Im Junius und Julius iſt die Feuchtigkeit der Luft groſs, und die Hitze der Sonne übermäſsig, welches ſchädliche Ausdünſtungen erregt. In dieſen Monaten fallen oft Fieber und Bauchflüſſe vor, die bisweilen eine groſse Anzahl Einwohner wegraffen; und doch iſt keine Gegend in der Welt, während der übrigen Zeit des Jahres, angenehmer als dieſe; das Clima iſt temperirt, die Felder ſind mit einem beſtändigen Grün bedeckt, und bringen alle die Arten von Früchten hervor, die man innerhalb der Wendekreiſe haben kann; — kurz, es iſt das Montpellier in Oſtindien [s]). — In 90 Tagen, vom April bis zum Julius, hatte man keine drey trübe Tage [t]). —

Die Inſel Formoſa [u]) iſt eine der ſchönſten auf der Erde. Der Boden trägt an vielen Stellen zwey

r) Clarke a. a. O. S. 42.

s) Lind a. a. O. S. 80.

t) Gentil a. a. O.

u) Des Grafen Beniowski Reiſen. Berlin 1790.

zwey Erndten von Reiſs und anderm Getreide. — Es giebt hier ferner einen Ueberfluſs von Rindvieh, Schaafen, Ziegen, Hühnern, Vögeln, Pflanzen, Früchten und allerhand Bäumen. — Das Land hat auch viele Flüſſe, Seen und Teiche, und iſt daher ſehr fiſchreich. —

Die meiſten Einwohner, diejenigen ausgenommen, die an der öſtlichen Küſte derſelben wohnen, ſind ziemlich geſittet; aber ihr Charakter iſt weibiſch, ſie haben keinen Muth, und ſind ſehr abergläubiſch; daher giebt es viele Zauberer unter ihnen. —

Man hat behaupten wollen, daſs es hier geſchwänzte Leute gebe; aber dies wird von andern in Zweifel gezogen. —

Das Clima iſt durchgängig gut, und man zählt hier nur wenige Krankheiten. Ich laſſe es unentſchieden, ob die Peſt hier oft hinkomme, wie einige [x]) haben behaupten wollen. Eben ſo iſt auch die wenige Bekanntſchaft mit dieſem Lande ſchuld, daſs man nicht recht weiſs, was es mit Shiplio für eine Bewandniſs hat. Man ſagt: dies ſey ein Zufall, der auf Formoſa nach den Blattern komme, und der weit ſchlimmer als die Blattern ſelbſt ſey. Er ſoll in einer brennenden Hitze und Röthe über den ganzen Leib beſtehen. —

Ich ziehe auch, ihrer Unmenſchlichkeit wegen, folgende Nachricht, ob ſie ſonſt von einem glaubhaften Manne [y]) kömmt, bis jetzt noch in Zweifel. Dieſer Erzählung zufolge, darf auf Formoſa

[x]) Friedr. Hoffmann a. a. O.
[y]) Neuhoffs Reiſen l. c.

moſa keine Frau vor dem ſechs und dreyſsigſten Jahre ein Kind gebähren. Wird aber eine Perſon eher ſchwanger, ſo tritt ihr eine Prieſterinn ſo lange auf den Leib, bis ſie abortirt. — Ich bezweifle dieſe Nachricht deshalb, weil wir ja geſehen haben, daſs in den übrigen unter dieſer Breite gelegenen Ländern die Fruchtbarkeit im 36ſten Jahre ſchon aufhöret. —

Von den latroniſchen Inſeln und von Auſtraſien, oder den neu entdeckten Inſeln im Südmeer.

Auf den Diebes- oder latroniſchen Inſeln ſind Hitze und Feuchtigkeit ſehr groſs, und man hält ſie daher für ſehr ungeſund. Lord Anſon hatte ſich auf die Inſel Tinian, eine der latroniſchen Inſeln, mit ſeinen Leuten begeben: er traf hier angenehme Gegenden; viel fettes Vieh, beſonders viele Schweine, und ſaftige Früchte an; ſeine Leute erholten ſich hier vom Scorbut bald.

Als ſich der Commodore Byron im Jahre 1765 in derſelben Lage, in Anſehung dieſer unter ſeinen Leuten eingeriſſenen Krankheit wegen, befand; ſo ſuchte er auch auf dieſer Inſel dafür die Geneſsmittel: er landete; vermiſste aber das von Anſon geſchilderte Paradies. Zwar wurden ſeine Leute gar geſchwind durch den Genuſs der Landluft und der Kokosnüſſe vom Scharbock befreyet: allein an deſſen Stelle traten andere weit gefährlichere

chere Krankheiten, die von dem ungeſunden Clima zeugten, ein. — Byron [z]) ſagt daher: ein Thier, das vor einer Stunde erlegt worden, iſt ſchon in der folgenden faul und grün ausgeſchlagen. — Faulfieber ſind deshalb ſehr gemein; indeſs leben doch auch hier, des ungeſunden Clima's ohnerachtet, viele Menſchen geſund, weil ſie, wie Smollet ſagt, gewohnt ſind, alles kalt zu genieſsen. —

Auf den vom Byron entdeckten Georgsinſeln findet man faſt nichts als Kokosbäume, die den Einwohnern Nahrung, Obdach, Kleidung, Zimmerholz, Segel und Tauwerk liefern. — Die gröſste Beſchwerde ſind ſo wohl hier als auf den Diebesinſeln die ungeheuren Schaaren von Fliegen und anderes Geſchmeiſse, wodurch die Einwohner, geſchweige Fremde, ſehr gemartert werden. Uebrigens ſcheinen dieſe Inſeln nicht ſo ungeſund als die vorigen zu ſeyn. Byrons Leute befanden ſich hier bey den Kokosnüſſen wohl, und der Scharbock verſchwand bald.

Ich komme nunmehr auf die neu entdeckten Inſeln im Südmeer, als die Sandwich-, Freundſchafts- und Societäts-Inſeln.

Die Sandwich-Inſeln liegen mit den weſtindiſchen faſt unter einerley Breite, und es kömmt die Witterung auch mit denſelben ziemlich überein [a]); doch iſt die Luft hier gemäſsigter; denn nur einmal war das Thermometer auf 88 Grade geſtie-

z) Commodore Byrons Beſchreibung einer Reiſe um die Erdkugel im Jahre 1764, und vollendet im Jahre 1766; im 3. Theil der Campſchen Reiſen.

a) Cooks dritte Entdeckungsreiſe, 2. B. Berlin 1788.

geſtiegen, da es ſonſt gemeiniglich auf 83 ſtand: die Jahreszeiten ſind auch hier wie in Weſtindien beſchaffen, d. i. in den Wintermonaten fällt ſehr vieler Regen. — Die Menſchen ſehen geſund aus, und unter den Vornehmen giebt's wohlgebildete Geſtalten, doch im Allgemeinen nicht ſo ſchöne, als auf den Freundſchaftsinſeln. Unter den gemeinen Leuten ſahe Cook mehrere ungeſtaltete Menſchen, als auf irgend einer andern Inſel im Südmeer. — Er ſahe hier drey höckerigte, und einen jungen Menſchen, der ohne Arme und Füſse gebohren war; auch Blinde und Schielende fand man hier; — nicht weniger ein paar närriſche Leute, wobey es merkwürdig iſt, daſs man ihnen eben eine ſolche Ehrerbietung bezeigte, als bey den Morgenländern gebräuchlich war, die ſolche Leute für göttlich begeiſtert hielten. —

Die Nahrungsmittel ſind ſehr geſund; die Frucht des Brodbaums iſt die vornehmſte Speiſe, dann auch Schweinefleiſch. — Zum Getränke hat der gemeine Mann nichts als Waſſer. — Die Reichen machen ſich aus der Wurzel einer Pfefferſtaude (piper methyſticum) durch die Gährung ein berauſchendes Getränke. Erſt wird dieſe Wurzel gekauet; darauf thut man das Gekauete in eine hölzerne tiefe Schüſſel, dann gieſst man entweder friſches Waſſer oder den Saft der Kokosnüſſe darüber; man läſst dies nach einiger Zeit durch eine Menge Kokosnuſsfaſern, die die Stelle eines Siebes vertreten, laufen, und übergiebt's der Gährung, wodurch es aus einem unſchmackhaften weiſsen Safte in ein ſcharfes, berauſchendes und betäubendes Getränke, welches Ava heiſst, verwandelt wird. Der häufige Genuſs dieſes Getränks iſt der Geſundheit ſehr nachtheilig, und die Menſchen, die

die davon viel trinken, werden ſelten alt. Die gewöhnlichſten Folgen ſind ein ſchuppigter Ausſatz über den ganzen Leib; rothe entzündete Augen; Magerkeit; Zittern aller Glieder, und Unvermögen, den Kopf in die Höhe zu halten. Zum Glück dürfen nur die Chefs und ihre Kinder davon Gebrauch machen. Der 12jährige Sohn des Königs Terreboo rühmte ſich öfters des Rechts, Ava trinken zu dürfen, und zeigte dann mit einer triumphirenden Mine einen Fleck an ſeinen Lenden, der ſchon ſchuppigt zu werden anfieng. — Man widerrieth dieſen Leuten das Avatrinken, und die es weniger trunken, verloren auch allgemach den Ausſchlag. —

Da hier zu Lande ferner viel Salz gebraucht wird, ſo iſt zu vermuthen, daſs die vielen Geſchwüre, die man bey vielen andern fand, daher rührten. —

Man hat hier mehr als einen Ausſatz. Der erſte iſt ein ſchuppenartiger mit Abblätterung verbundener weiſser Ausſatz, welcher entweder nur ein Bein, oder die ganze Haut einnimmt. Die zweyte Art hat ihren Urſprung dem Getränke von der Pfefferpflanze zu verdanken. Die Haut iſt dabey verſchrumpft, ſchwärzlich, und blättert in Schuppen ab, wobey die Augen roth und entzündet werden, auch triefen: der Leib ſchwindet, und die Verſtandeskräfte nehmen ab; — nach und nach entſtehen Geſchwüre, die ſich unter der Haut fortziehen, ſchwammigt ausſehen, und aus einer Oeffnung, welche mit rothem ſchwammigten Fleiſch umgeben iſt, flieſst Eiter. Zu einer andern Zeit entſtehen runde, längligte, purpurfarbene Erhöhungen auf der Haut von der Gröſse eines Conventionsthalers,

die

die bisweilen das Anſehen haben, als wenn ein Theil herausgefallen wäre, und das Uebrige ſich in ein Geſchwür mit rothem ſchwammigten Rande verwandelt hätte [b]). Man hat endlich an einigen andern Orten dieſer ſüdlichen Inſeln, diejenige Art der Elephantiaſis gefunden, wobey die Beine ungeſtaltet dick und von grüner Farbe waren. In Neucaledonien litten dagegen die Arme, welche ſehr dick geſchwollen waren; dabey waren die Menſchen kurzathmig, aber übrigens geſund [c]).

Die Societäts-Freundſchafts- und Marqueſads-Inſeln, die, wie die Sandwichinſeln, faſt in gleicher Entfernung von der Linie, ſüdwärts gelegen ſind, haben ein überaus angenehmes und ſehr geſundes Clima. — Die Hitze wird durch kühle Seewinde gemäſsigt, und da es hier weder groſse Wälder noch Moräſte giebt; ſo iſt die Luft allezeit rein. Ueberall herrſcht Wohlſtand, Ueberfluſs und Zufriedenheit. — Die Nahrungsmittel ſind einfach, beſtehen meiſt aus der Frucht des Brodbaums und einigen andern Vegetabilien: — Fleiſch, auſser Schweine- und Hundefleiſch, wird nicht viel genoſſen, und faſt nur Waſſer allein ſtillet dieſer friedlichen Inſulaner Durſt. Der menſchliche Körperbau ſcheint daher hier einen vorzüglichen Grad von Schönheit und Stärke erreicht zu haben; auch genoſſen ſie bis zur Ankunft der Europäer faſt eine unverrückte Geſundheit.

Der ſorgenloſe Zuſtand dieſer Einwohner auf den Societätsinſeln, und der leichte Erwerb ihres

b) Forſters Bemerkungen auf ſeiner Reiſe.
c) A. a. O.

ihres Unterhalts verurſacht aber, daſs ſich viele ihrer Einwohner der Trägheit und dem Müſsiggang zu ſehr ergeben: man hat hier Leute geſehen, die ſich nicht die Mühe nehmen wollten, einen Biſſen Brod ſelbſt in den Mund zu ſtecken, ſondern die ihre Mahlzeit in einer unverrückten Lage, ohne alle Bewegung, verrichteten, und die da ſaſsen oder lagen, und ſich durch einige Bedienten ein Stück nach dem andern in den Mund ſtopfen lieſsen. — Dies muſs alſo zur Vollſäftigkeit führen, zumal da ſie gern und viel ſchlafen, und den Schlaf, durch ein gelindes Klopfen auf den Leib und auf die Füſse, wozu eigne Leute gehalten werden, erkünſteln. — Man ſahe auch deshalb unter dieſen Inſulanern ſehr dicke und gemäſtete Leute; — ſolche, deren Lenden ſo dick waren, als der Bauch eines ſonſt ordentlichen Menſchen. — Die Vornehmen trinken auch hier Ava, und es gehet ihnen darnach nicht beſſer, als auf den Sandwichinſeln.

Unter allen hier gelegenen Inſeln hat ſich die Inſel Otaheiti am berühmteſten gemacht, und vorzüglich deswegen, weil hier Capitain Wallis zwiſchen den Jahren 1766 und 1768 zuerſt landete, und weil alle folgende Seeleute hier eine gute Aufnahme fanden. Seine Schilderung, die er davon machte [d]), war auch viel zu reitzend, als daſs ſie nicht ſeine Nachfolger hierhin gezogen hätte. — Auch die Herren Solander und Banks

d) Samuel Wallis Reiſe um die Erdkugel in dem Jahre 1766 bis 1768. in J. H. Campens Sammlung intereſſanter Reiſebeſchreib. 3. Theil.

Banks e) fanden ſich hier in ihrer Erwartung gar nicht betrogen. —

Dies Land iſt eins der anmuthigſten, das man je geſehen hat. Gegen den Strand hin iſt es flach und mit Fruchtbäumen von allerley Art, beſonders mit Kokosbäumen bewachſen. Das Land ſelbſt iſt ſehr abwechſelnd: in der Mitte iſt ein ſehr erhabener Berg, den man 12 deutſche Meilen weit ſehen kann: der Boden von allen andern Orten iſt ſehr fett und fruchtbar, und wird von vielen kleinen Bächen, die vortrefliches Waſſer führen, benetzt, und iſt mit allerley Fruchtbäumen bewachſen. Das niedrige Land iſt ſtark bevölkert, und die Wohnungen ſind ſtets in der Nähe kleiner Waldungen angelegt. —

Die vorzüglichſten Nahrungsmittel ſind Brodfrucht, Kokosnüſſe, Bananen, Plantanen, Kartoffeln, Kakaonüſſe, Zuckerrohr u. d. gl. Die Luft iſt ſehr gemäſsigt und rein, wie auf allen übrigen Inſeln. —

Leute, die ſo einfach und ungekünſtelt leben, wie dieſe, werden natürlicher Weiſe auch ſelten krank. So lange wir hier waren, ſagen oben gemeldete Gelehrte, ſahen wir keinen, der an einer bedeutenden Krankheit danieder gelegen hätte.

Die Beſorgung der Kranken iſt den Prieſtern überlaſſen. Die ganze Methode aber, deren dieſe ſich hier bedienen, beſteht in Gebeten und Ceremonien, die nicht beſchrieben zu werden verdienen.

e) Beſchreibung einer Reiſe um die Erdkugel, angeſtellt von dem Capitain Cook und den Gelehrten Banks und Solander, in den Jahren 1768—1771.

nen. In der Wundarzeneykunſt aber ſcheinen ſie gröſsere Geſchicklichkeiten zu beſitzen. Aber Wunder muſs man doch auch von ihnen nicht erwarten. Daher ziehe ich jene Nachricht *f*): daſs ſie bey einem Beinbruche, mit Verluſt der Knochenſubſtanz, ein Stück Holz in die Lücke einpaſſen, und mit Schindeln befeſtigen ſollen, welches nach Verlauf von 12 Tagen nicht allein mit den übrigen Knochen ſich wieder vereiniget, ſondern auch mit Haut und Fleiſch von neuem bedeckt werden ſolle, gänzlich in Zweifel. —

Ganz anders iſt es mit den Menſchen auf Neucaledonien, Malikollo und Tanna beſchaffen. Dieſe ſcheinen dem Ideale, welches man von der ſchwächſten Menſchenrace ſich machen muſs, am nächſten zu kommen *g*). — Dieſe Leute ſind am ganzen Leibe behaart; ſind klein, und haben ein den Affen nicht ſehr unähnliches Anſehen, indem die Stirn und der ganze Schädel ſehr niedrig und nach hinten zu flach gedrückt iſt *h*). Aber hier iſt auch der Unterhalt ſehr ſchwer; ſie leiden faſt Mangel an allem, und ſtehen nicht ſelten Hunger aus. Um denſelben aber weniger zu empfinden, ſo ſchnüren ſie ihren Leib und einige Gliedmaſsen mit einem Fingers dicken Strick; ziehen ihn oberhalb dem Nabel ſo feſt zu, daſs es zu bewundern iſt, wie ſie es aushalten können. Ihr Leib wird dadurch ganz ungeſtaltet, und ſcheint gleichſam aus zwey abgeſonderten Höhlen zu beſtehen. — Unglücklicher Weiſe enthält auch das angrenzende

f) Cooks Reiſe.

g) Sullivan a. a. O.

h) Forſter a. a. O.

Meer Fiſche von giftiger Art, die der gelehrte Forſter zum Geſchlecht der Sparus bringt. Menſchen, die davon gegeſſen hatten, bekamen heftige Zufälle; ein Schwein, daſs das Eingeweide gefreſſen hatte, ſtarb, und Hunde wurden davon gelähmt. —

Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Clima und den Einwohnern der Societätsinſeln und dieſer letztern!

Die Freundſchaftsinſeln kommen zwar mit den Societätsinſeln, in Anſehung des Clima's, der Nahrungsmittel und der geſunden Beſchaffenheit der Einwohner überein; indeſs mangelt ihnen doch das gute Waſſer; man findet daher hier ſolche korpulente Leute nicht, als zu Tahiti, und es ſcheinet dem oben benannten Verfaſſer wahrſcheinlich zu ſeyn, daſs das Waſſer, die Brodfrucht und das Schweinefleiſch jene gemäſtete Leute mache. Es iſt unglaublich, damit ich noch einen Blick auf die Freundſchaftsinſeln werfe, was für eine Menge Speiſen dieſe Inſulaner auf einmal zu ſich nehmen können. Ich ſahe, ſagt Herr Banks, daſs ein Mann 2 oder 3 Fiſche, ſo groſs als ein Baars, 3 Brodfrüchte, jede gröſser als 2 Fäuſte, 15 Bananen, jede 6 bis 7 Zoll lang, und 4 bis 5 Zoll im Umfange, und beynahe ein Quartmaaſs voll gekneteter Brodfrucht, bey einer Mahlzeit zu ſich nahm. —

Zum Lobe aller dieſer Inſulaner muſs noch angemerkt werden, daſs ſie die Reinlichkeit ſehr lieben; ſie baden ſich oft; ſie entfernen, wie Cook berichtet, alles dasjenige, was unreines von dem Menſchen abgehet, ſehr ſorgfältig, und haben

ben auch faſt überall die Beſchneidung eingeführt. Zu Otahiti beſtehet ſie darin, daſs man die Vorhaut oben von einander theilt, damit die Eichel blos und unbedeckt bleibe *i*).

Bey allen den Vorzügen, die die Bewohner des Südmeers, die Mallikoleſen ausgenommen, vor Europäern beſitzen, müſſen ſie ihnen doch in einigen andern, ob gleich für ihnen entbehrlichen Stücken, nachſtehen. Sie ſind nemlich zu ſehr an ihre Lebensart und Clima gewöhnt, als daſs ſie, wie die Europäer, andere Climaten und andere Lebensarten ertragen könnten. Es haben wenigſtens diejenigen aus den Südſeeinſeln, die eine Reiſe mit den Europäern verſuchten, ob deren Anzahl zwar klein iſt, die Probe ſchlecht ausgehalten, einen oder den andern ausgenommen. —

Aotura, den Bougainville mitnahm, ſtarb auf der Rückreiſe. — Tupaya und ſein Bedienter Teyata ſtarben beyde in Batavia. — Omahi und Ohididi klagten beyde ſehr über Entkräftung. — Zweytens ſo iſt es merkwürdig, daſs die Taitier keine Wörter ausſprechen können, die ſich mit da, la, fa, ga und za anfangen, welches ein gelehrter Franzos, der ſich mit Unterricht der taubſtummen Perſonen lange abgegeben hatte, dem berühmten Bougainville verſicherte, nachdem er eine Zeitlang mit Aotura in Paris Umgang gepflogen *k*). —

Oben ſagte ich, daſs die Bewohner der Sandwich- Societäts- und Freundſchaftsinſeln, bis zur

i) Cooks Tagebuch ſeiner zweyten Reiſe.

k) Bougainvilles Reiſen um die Welt. Leipzig 1772.

Ankunft der Europäer, von Krankheiten meist frey gewesen wären. Man wird aber dies mit Einschränkung verstehen müssen: denn wo ist wohl ein Land, das gar keine Krankheiten kennte? — Indess ist doch gewiss, dass gegenwärtig eine Krankheit auf diesen Inseln sehr allgemein sey; ich meyne die Venusseuche, wie Watt [l]) im Jahre 1788 erfahren hat. —

Es ist aber eine andere Frage, ob die Europäer solche nach der Südgegend gebracht haben, oder nicht? — Lord Byron versichert, nicht er, sondern Bougainville habe die Seuche in diese Weltgegend gebracht. Bougainville dagegen behauptet: dies sey nicht möglich; denn die Venusseuche sey erst auf ihrem Schiffe ausgebrochen, nachdem sie bereits von Otahiti abgereiset gewesen, da sie vorher nichts davon gewusst, und er ist geneigt zu glauben, dass den Engländern die Schuld beyzumessen sey. — Unterdessen wurde ihm von Aotura, den ich schon mehrere male genannt habe; und der von Otahiti gebürtig war, und sich selbst unter den Angesteckten befand, versichert, dass man sich nichts in seinem Vaterlande aus dieser Krankheit mache. Hieraus ist also abzunehmen, dass weder Bougainville, noch Capitain Wallis diese Krankheit nach den Societätsinseln, wo sie bereits vor dem Jahr 1768 gewesen, gebracht haben [m]). — Dies bestätigte auch die Aussage des Maheine, der von Barabara gebürtig war, woselbst man diese Krankheit wohl kannte, obgleich niemals ein europäisches Schiff an dieser Insel gelandet war: er versicherte so gar, dass seine Mutter an dieser Krankheit gestorben sey. — Auf die

l) Watts Reise nach Otahiti.
m) Forster a. a. O.

die Freundſchafts- und Marqueſadsinſeln iſt ſie aber ſpäter, und vielleicht durch Europäer gebracht worden. —

Das Podagra iſt hier ebenfalls nicht ganz unbekannt; ein Befehlshaber der Flotte, Tohwa, lag daran krank.

Von der Behandlungsart der Kranken iſt bisher ſehr wenig bekannt geworden. — Zum Theil verfährt man mit den Kranken ſehr lächerlich; ſo ſchneidet man ſich auf den Freundſchaftsinſeln einen Finger aus der Hand, um dem Tode zu entgehen. — Ein zweytes, aber weit vernünftigeres Hülfs- und Vorbauungsmittel iſt das Reiben und Drücken der Glieder. So wohl Cook, als Capitain Wallis erfuhren an ihrem eignen Körper die heilſame Würkung des Reibens. Erſterer litte am Hüftweh; einige tahitiſche Damen nahmen die Cur über ſich, indem ſie mit beyden Händen ſeinen ganzen Körper, vom Kopf bis auf die Füſse, beſonders ſeine leidenden Theile drückten, und die letztern ſo ſtark kneteten, daſs die Beine davon krachten, und ihn ſo müde machten, als wenn er gerädert worden wäre. Er verſpürte aber davon ſchon gleich Anfangs Linderung; daher lieſs er es noch vor Schlafengehen wiederholen, und dies bewürkte bey ihm eine gute Ruhe. Da es noch einmal am folgenden Tage geſchahe, ſo blieb der Schmerz ganz weg [n]). — Nicht minder gut war dieſe Operation beym Capitain Cook, welchem das Reiben, nach einer überſtandenen Krankheit, ſehr wohlthätig war [o]). —

n) Cooks dritte Reiſe, oder im achten Bande der Bibliothek neueſt. Reiſebeſchr. S. 300.

o) Bibliothek der Geſch. der Menſchh. Leipzig 1780. S. 110.

Bey andern bedenklichen Krankheiten verſammlen ſich die Freunde und Verwandte im Hauſe des Patienten, und verſchaffen ihm alle mögliche Pflege. — Oft wird ein Unterprieſter, der auch zugleich Arzt iſt, gerufen, um eine Ader zu öffnen. Man wählt gemeiniglich eine Ader über der Stirn, und das Inſtrument iſt ein ſpitziges Stücklein Holz. — Wenn hinreichend Blut abgefloſſen, ſo bindet man die Oeffnung mit einer Binde zu *p*). Das weitere Geſchäft des Prieſters beſtehet in unnützen Ceremonien, und daſs er aus den Blättern des Kokosbaums allerley Figuren ſchneidet, die er als Amulete den Patienten anhängt.

Mit innerlichen Krankheiten wiſſen ſie alſo nicht umzugehen, und diejenigen, die von der Venusſeuche zuerſt ergriffen worden ſind, haben, wie der berühmte Forſter bezeugt, ein jämmerliches Ende gehabt. — Etwas beſſer ſieht's mit äuſſerlichen Verletzungen aus. — So hatte ſich zu Otaheiti ein Matroſe einen Splitter in den Fuſs getreten, und man war, wegen Abweſenheit des Chirurgi, verlegen, ihn herauszuziehen. Aber ein Tahitier lieſs ihn nicht lange darin; er lief zum Fluſſe, holte eine Muſchelſchale; biſs ſie mit ſeinen Zähnen ſpitzig; öffnete damit den Fuſs, und holte den Splitter glücklich heraus *q*). —

Auf Otahitiſch heiſst ein Arzt Tahauwamai, welches zuſammengeſetzt iſt aus dem Worte Tahauwa, ein Prieſter, und Mai, der Schmerz. —

p) Bougainvilles Reiſe. S. 195.
q) Bibliothek der Geſch. der Menſchh. 1. B. S. 135.

Vierte Abtheilung.

Von denen Ländern, die ſich vom 10ten Grad nördlicher Breite bis zum 10ten Grad ſüdlicher Breite erſtrecken.

Vierte Abtheilung.

Von denen Ländern, die ſich vom 10ten Grad nördlicher Breite bis zum 10ten Grad ſüdlicher Breite erſtrecken.

Wenn wir uns von Oſten nach Weſten richten; ſo kommen folgende Inſeln und Länder hier abzuhandeln vor. Zuerſt Neuguinea mit den angränzenden Inſeln; die moluckiſchen Inſeln; die Inſel Mindanao; die Inſeln Celebes und Borneo; die Sundinſeln; die Malaiküſte; die Inſel Ceylon; die maldiviſchen Inſeln. In Afrika Aethiopien und Guinea, nebſt daran grenzenden Inſeln. In Amerika endlich Guiana; Terra firma; das Land der Amazonen, und endlich noch ein Theil von Mexiko und Peru. —

Von Neuguinea und angrenzenden Inſeln, als Borneo, Java, Sumatra u. ſ. f.

Neuguinea iſt, nach Neuholland, eine der gröſsten Inſeln im Südmeer; hat einen fruchtbaren Boden, der Kokosnüſſe, Brodfrucht, Platanen und andere fruchtbare Bäume trägt; die Hitze iſt ſehr groſs, und nur durch fleiſsiges Baden, im kalten Waſſer, machen ſich die Einwohner dieſelbe erträglich. Damit es ihnen aber nicht an Gelegenheit dazu fehlen möge, ſo ſind die Wohnhäuſer gemeiniglich an Flüſſen angelegt, und da hat denn jedes Haus ſeinen eignen Badeplatz: — wenigſtens wird täglich einmal gebadet *r*). — Die Einwohner oder Papuas ſind ſtark; glänzend ſchwarz; kriegeriſch und ſehr geſund. Ihre Lebensart iſt ſehr einfach, und beſtehet gemeiniglich aus einem mit Kokosmilch bereiteten Reiſs; aus Sago und halb gebratenen Fiſchen. Forreſt, der ſich auch keiner andern Speiſe bediente, blieb hier, mit ſeinen Leuten, ſehr geſund; indeſs empfand er doch, daſs die Seelenkräfte von der Hitze ſehr geſchwächt wurden. Eben ſo mäſsig leben auch hier die Vornehmen des Landes: er ſahe den Raſchah Mudu, oder den Oberſten von Mindanao, oft ſpeiſen; die ganze Mahlzeit beſtand aus einer Schüſſel von gekochtem Reiſs, aus einer Theeſchale voll gekochten Kürbiſs, und etwa aus vier Loth getrockneten oder geſalzenen Fiſchen, nebſt etwas Chocolade: — im übrigen war Waſſer

r) Forreſts Reiſen nach Neuguinea, im dritten Theile der Hamburg. Samml. der Reiſebeſchr.

ſer ſein einziges Getränke. — Salz iſt auf Neuguinea nicht leicht zu erhalten: man verfertiget es daher hier auf eine beſondere Weiſe. Man zündet ganze Haufen Seegras an, und lauget darnach das darin befindliche Bitterſalz aus, oder man belegt groſse Holzſtöſse mit Palmblättern, und zündet dieſe in der Nähe eines Sees an; man löſcht es wiederholt mit aufgegoſſenem Seewaſſer aus, und zündet es wieder von neuem an, ſo wie man vor einigen hundert Jahren in den Niederlanden aus angezündetem Torf, auf welchen gleichfalls Seewaſſer gegoſſen wurde, Salz verfertigte. Dies wird ſo lange wiederholt, bis es zur Aſche gebrannt iſt, aus welcher dann Salz gewonnen wird. —

Von gymnaſtiſchen Spielen, und beſonders vom Fuſsball, ſind die hieſigen Einwohner groſse Freunde, und ſie bringen damit einen Theil des Tages zu. Hierbey muſs man die Geſchmeidigkeit und die Gelenkigkeit ihres Körpers ſehr bewundern. Zehn bis zwölf Perſonen machen zu dem Ende einen Kreis, und ſtoſsen den Ball von einem zum andern; dazu gebrauchen ſie aber niemals die Hand, ſondern entweder den Fuſs, oder die Schulter, oder die Knie, und ſie wiſſen ihn ſehr lange in der Luft ſchwebend zu erhalten. Bey ſolcher Lebensart müſſen die Einwohner in einem ſonſt der Geſundheit nicht nachtheiligen Lande geſund ſeyn: — von Krankheiten wird uns daher nichts gemeldet, und wenn es deren ja einige giebt, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo ſind ſie bisher ganz unbekannt geblieben, und ſie werden mit ihren einheimiſchen Mitteln geheilt. Eins derſelben iſt eine Salbe *s*), welche aus Jambouckskörnern und Saamen

s) Sonnerat voyage à la nouvelle Guinée. Paris 1776.

men von der schwarzen Sapotte mit Jambouckssöl zerrieben gemacht wird. — Hiemit reiben sie ihre Glieder und jede schmerzhafte Stelle. — Das zweyte Mittel ist ein Blatt [t]), womit man zur Ader läßt; soll nemlich jemanden Blut gelassen werden, so legt man die rauhe Seite dieses Blattes auf einen Theil des Körpers, und leckt mit der Zunge die obere Seite; hierauf siehet man an der untern Seite Blut zum Vorschein kommen. — Ohne Zweifel ist dies die Atragene vesicatoria des Thunbergs, oder die Adonis vesicatoria, die man auch auf dem Cap findet. —

Die Insel Magindanao wird zwar von einigen zu den philippinischen Inseln gezählt; aber mit Unrecht. Sie ist [u]) grofs, und im Innern gebürgigt; hat viele Sandfelder und kahle Klippen; viele Seen und Flüsse, und ist an vielen Orten zum Reisbau geschickt. Es giebt hier auch feuerspeyende Berge, und einige Schwefelquellen. — Weitere hieher gehörige Nachrichten sind mir davon nicht bekannt. Ich füge nur noch aus einem Sendschreiben des berühmten Rumpf an Herrn Menzel an, dafs aus dieser Gegend eine aromatische Rinde, Massoy genannt, nach Amboina gebracht werde, welche man zerstöfst und zu einem Brey kochet, womit man in dieser Weltgegend, bey nassem kalten Wetter, den Leib reibt und beschmiert, weil sie sehr erwärmt; und welche das Reifsen im Bauche stillt und sehr wohl riecht [x]). —

Die

t) Forrest a. a. O.

u) Sprengel und Forsters Beytr. 2. Th. S. 126.

x) Mich. Bernh. Valentins ostindianisches Sendschreiben. Frankf. am Mayn 1704. S. 118.

Die Inſeln Neubrittanien und Neuirrland, die durch den Capitain Wallis entdeckt worden, ſind hoch und bergigt, und mit mancherley Arten von Bäumen bedeckt, aber mit keinen Kräutern. — Die Kokosbäume, die hier wachſen, liefern nicht allein Nüſſe, ſondern auch Kohl, welcher der Kokoskohl heiſst. Es ſind dies die Blätter des Kokosbaums ſelbſt. Dieſe haben eine weiſse, krauſe und ſaftige Subſtanz, die roh genoſſen faſt wie Kaſtanien ſchmeckt, wenn ſie aber gekocht werden, verſchaffen ſie einen noch viel lieblichern Geſchmack. — Wallis *y*) rühmt den Genuſs dieſer Speiſe ſehr: denn ſeine Leute, die am Scharbock gelitten hatten, wurden alle dadurch wieder hergeſtellt. —

Was die Witterung auf allen dieſen und folgenden der Linie nahe gelegenen Inſeln und Ländern anbetrift; ſo iſt ſie, überhaupt davon geſprochen, folgendermaſsen beſchaffen: vom 5ten bis zum 10. Grad ſo wohl ſüdlicher als nördlicher Breite giebt es tropiſche Regen. Vom 5ten Grad Süderbreite aber bis zum 5ten Norderbreite regnet es faſt das meiſte Jahr durch: das heiſst, es gehen ſelten Wochen, wo nicht Tage hin, da kein Regen fiele. Indeſs iſt man doch auch hier gewohnt, das Jahr in die trockne und naſſe Zeit einzutheilen. —

Nachdem ich dieſe allgemeine Eintheilung des Wetters vorausgeſchickt habe, wende ich mich nun zur beſondern Beſchreibung der Witterung von Oſtindien.

Vom May bis zum Ausgange des Octobers iſt es hier gemeiniglich trocken, das heiſst, der Regen iſt

y) A. a. O. S. 279.

iſt ſelten; vom November aber bis Ausgang May's fällt faſt unabläſsig Regen. Je näher der Linie, je anhaltender werden dieſe Regengüſſe; ſo fällt auf Sumatra faſt das ganze Jahr durch Regen. — Einige Grade von der Linie machen den Regen ſchon ſeltener; ſo dauert z. B. der Regen zu Java, das nur 6 Grade von der Linie entfernt iſt, nur vier Monate lang, und es iſt merkwürdig, daſs hier der Regen um die Zeit anfängt, wenn er in Bengalen aufhört z). Die Luft iſt ferner auf dieſen Inſeln vielen Abwechſelungen unterworfen; in den Morgen- und Abendſtunden iſt's hier ſehr angenehm; gegen Mittag aber iſt die Hitze unerträglich; des Nachts bemerkt man eine merkliche Kälte. Durchgängig iſt ferner die Luft feucht, wozu auſser den häufigen Regen die vielen Seen, Teiche und Canäle Gelegenheit geben. — Nicht allein iſt die ſtarke Sonne bey Tage allhier vielen Menſchen, die in der Sonne arbeiten, ſehr ſchädlich, ſondern man bemerkt ſelbſt vom hellen Mondenſcheine oft nachtheilige Würkungen. — Jemand a), der bereits 7 Jahre in Batavia gelebt hatte, durfte es noch nicht wagen, des Nachts, beym Mondenſcheine, ohne Schirm, zu gehen, weil er ohne dieſen Schutz allezeit krank wurde. —

Die Lebensart der hieſigen Einwohner iſt nach der Verſchiedenheit der daſelbſt befindlichen Nationen ſehr verſchieden. Die hier wohnenden Indianer enthalten ſich des Fleiſches, und begnügen ſich

z) Fürſtenau et Paxmann ſpicilegium obſervationum de Indorum morbis et medicina. Rint. 1735. im fünften Bande der Hallerſchen Beyträge u. ſ. w.

a) Hannöverſches Magazin vom Jahr 1780.

ſich mit verſchiedenen Früchten, als mit Reiſs in Waſſer gekocht, mit einigen wenigen Fiſchen, und mit Milch und Brod, das ſie aus dem Baume Sagwera oder der Sagopalme bereiten; auſserdem lieben ſie die hitzigen Gewürze. Die Mohren und Europäer, im Gegentheil, eſſen und trinken dafür deſto herrlicher, und genieſsen viel Wein, Gewürze und Arrack [b]). — Es ſind aber dergleichen gewürzhafte geiſtige Sachen in dieſem Clima faſt ganz unentbehrlich, nur muſs man ſie mäſsig gebrauchen. Denn wer den Wein ganz entbehren wollte oder müſste, hält es hier nicht lange aus, zumal wenn's ein Neuangekommener aus Europa iſt, wo von 1000 kaum einer den Krankheiten entgehet [c]). —

Ehe ich aber die Beſchaffenheit der Einwohner und ihre Krankheiten näher beſchreibe, muſs ich von den vornehmſten Inſeln das Merkwürdigſte beybringen. — Zuerſt kommen hier die Inſel Timor und die moluckiſchen Inſeln, als Amboina, Banda und Ternate zu betrachten vor. Es zeichnen ſich dieſe vor vielen andern Inſeln dadurch aus, daſs man auf der erſten viel Sandelholz, auf den letztern aber allerley Gewürz, als Muskaten, Nägel, Zimmet und d. gl. m. einſammlet und erbauet. —

Schon von weitem athmet man die Wohlgerüche dieſer Specereyen [d]), aber darum ſind ſie um nichts geſunder. Vielmehr ſcheinen die ſtarken Ausdünſtungen derſelben der Geſundheit einigen Nachtheil

b) Fürſtenau und Paxmann a. a. O.
c) Hannöverſch. Mag. a. a. O.
d) Falconer l. c.

theil zu bringen; man ſiehet dieſes nicht allein zu Sumatra, wo die ungeſundeſte Jahreszeit eben alsdann eintritt, wenn der Kampher- und Benzoinen-Baum blühen, ſondern man verſpürt auch auf der gebürgigten Inſel Timor, wo der Sandelbaum häufig wächſt, alsdann die ſchlimmſten Krankheiten, wenn dies Holz eben gefället wird, der durch ſeinen ſtarken Geruch die Arbeitsleute gleichſam betäubt. — Zu dieſer Zeit herrſcht vorzüglich ein Fieber von remittirender Art, welches der berühmte Sauvages deshalb amphimerina mimoſa genannt hat [e]), weil die damit befallenen Patienten in der Heftigkeit des Fiebers allerley Handwerke, die ſie je geſehen haben, nachzumachen pflegen. Auf den moluckiſchen Inſeln hat das Einſammlen der Gewürze, beſonders des Zimmets, auch ſeine Unbequemlichkeiten. Die Zimmtwälder [f]) ſind nemlich voller Blutigel, die ſehr dünn, und nur etwas dicker als eine Nadel ſind, und die in Menge auf den Bäumen ſitzen, von welchen ſie unvermerkt abfallen, und ſich an alle Theile des Körpers der Arbeitsleute anſaugen, ja ſo gar in die geöffneten Theile des Körpers, als in die Ohren, die Naſe und den Mund kriechen. Den ſchwarzen Caneelſchälern ſtellen ſie ſo ſehr nicht nach, weil dieſe ihren Leib und Füſse mit etwas zu beſchmieren wiſſen, welches die Egel abhält. — Sie faſſen auch unter den Europäern keine kranke oder ungeſunde Perſonen an, ſondern nur allein ſolche, die ein reines geſundes Blut haben. Man hat Beyſpiele von Perſonen, die im Schlafe von die-

e) Cartheuſer l. c. p. 320.

f) Valentini ooſt-indianiſches Sendſchreiben a. a. O. S. 72.

dieſen Igeln alles Bluts ſind beraubt worden, und die man nachher todt gefunden. —

Auf Amboina, Ternate und Banda, vorzüglich auf letztern, hat man häufiges Erdbeben; die Luft iſt heiſs und feucht; das Waſſer oft von ſchlechter Eigenſchaft, und daher ſehr ungeſund *g*). Die Menſchen kommen hier ſehr früh zur Reife, und ſelten erinnert ſich ein Frauenzimmer von 12 Jahren der Zeit noch, daſs ſie Jungfer geweſen *h*). Die Nahrungsmittel dieſer Einwohner ſind bereits oben angezeigt worden: ihr Brod aber beſtehet aus dem Mark des Sagobaums.

Den Europäern ſind dieſe Inſeln, weil ſie gewohnt ſind, eine reine Luft zu athmen, ſehr nachtheilig *i*), und ob ſie gleich geſucht haben, an einigen Orten, als z. B. zu Ternate, durch Wegräumung der Wälder, die aus aromatiſchen Gewächſen beſtanden, die Luft zu verbeſſern; ſo hat doch dies ſo wenig geholfen, daſs es daſelbſt vielmehr ſchlimmer geworden iſt *k*), woraus man alſo abnehmen muſs, daſs die Gewürznägeleinwälder an und vor ſich ſo nachtheilig doch nicht ſind. — Vielleicht mögen auch dieſe Wälder böſe Ausdünſtungen irgend eines ſchädlichen Sumpfs abgehalten haben.

Was die Krankheiten ſelbſt anbetrift; ſo herrſcht auf Amboina eine der Venuſeuche ſehr

g) Hannöverſch. Magazin v. J. 1781.

h) Ebendaſelbſt.

i) Lind a. a. O, S. 73.

k) Richard a. a. O.

ähnliche Krankheit, die man die amboiniſchen Pocken zu nennen pflegt [l]). — Es kommen nemlich harte Knoten auf der Haut zum Vorſchein, womit nächtlicher Schmerz verbunden iſt; ſie brechen manchesmal auf, und dann flieſst eine dicke ſcharfe Materie heraus, welche böſe Geſchwüre mit harten Rändern erzeugt. Paxmann und Cartheuſer [m]) halten dies Uebel für veneriſch; Bontius [n]) ſcheint es aber aus der beſondern Luftbeſchaffenheit herzuleiten.

Eine zweyte ſehr gewöhnliche Krankheit iſt hier die Nachtblindheit, welche von dem gar zu groſsen Sonnenglanze entſteht [o]). — Auch diejenige Art der Lähmung, die man Barbiers nennt, kömmt hier nicht ſelten vor [p]); desgleichen fehlt's hier nicht an Kackerlacken [q]). — Dieſe Menſchen haben eine todtenblaſſe Farbe, und viele Finnen, krätzigen Ausſchlag und Runzeln auf ihrer Haut. Ihre Augen ſind bey Tage faſt ganz verſchloſſen, und ſo ſchwach, daſs ſie das Tageslicht nicht vertragen können: des Nachts ſehen ſie aber deſto beſſer. — Ohne Zweifel deutet der berühmte Haller, am oben angeführten Orte, auf dieſe Leute. —

Auſser dem giebt es hier noch andere Augenzufälle, als Entzündungen der Augen; Thränen derſelben, und ſo gar Blindheit, welches man von dem

l) Cartheuſer l. c.

m) A. a. O.

n) L. c.

o) Hallers Anfangsgr. der Phyſiologie 5. B. S. 985.

p) Fürſtenau et Paxmann l. c. (Beriberia Sauvag.)

q) Allg. H. d. R. 18. B. S. 63.

dem häufigen Genuſs des heiſsen Reiſses herleitet [r]). —

Die Mittel, welche man hieſelbſt gegen die Krankheiten zu gebrauchen pflegt, beſtehen gröſstentheils aus ihren einheimiſchen Gewürzen. So macht man z. B. zu Amboina aus dem Sandelholz und Waſſer eine Salbe, die man in vielen Fällen, beſonders alsdenn gebraucht, wenn jemanden das Geſicht von der Sonne verbrannt iſt [s]). Bey Bauchgrimmen und Verkältungen nehmen ſie jenen oben gemeldeten Brey aus dem Maſſoy. — Aus dem Schlangenholze (lignum colubrinum) macht man ebenfalls viel Werk: zu Pulver zerrieben, beſtreuet man damit den Leib, um alle Räudigkeit und Krätze zu vertreiben, ſo wie es mit Wein vermiſcht, innerlich gegen Gift, Colik und viele andere Krankheiten hoch geſchätzt wird [t]). —

Wenn ſich bey den amboiniſchen Mädchen die erſten Zeichen der Mannbarkeit zeigen, ſo begeben ſich dieſelben, unter anſehnlicher Begleitung, nach einem Fluſs, um zu baden [u]). Ein gleiches thut auch eine Frau gleich nach der Geburt ihres Kindes; wo ſie nicht allein ſich, ſondern auch ihr Kind badet, und darauf einen Kokosbaum pflanzt, um aus der Anzahl Knoten, die der Baum bekömmt, das künftige Alter des Kindes beſtimmen zu können [x]). —

r) Cartheuſer l. c.

s) Commercium literarium Norimbergenſe. 1731. p. 128.

t) Valentin a. a. O. S. 104.

u) Allgem. H. d. R. 18. B. S. 104.

x) A. a. O. S. 103.

Es ſcheint nicht, daſs die Mütter auf dieſen Inſeln die Kinder lange ſtillen: wenigſtens entwöhnt man ſchon dieſelben auf der Inſel Celebes im erſten Jahre, weil man vom längern Stillen Dummheit befürchtet [y]). — Die guten Einwohner von Celebes halten aber manches für ſchön und klug, wofür es andere wohl nicht halten. Z. B. Sie laſſen ſich ihre Zähne ausreiſsen, und an deren Stelle ſilberne oder goldene einſetzen [z]). Die Kinder wachſen hier alle gerade auf; man ſiehet unter ihnen weder ſchiefe noch puckelichte. Ihre Glieder ſind ſehr gelenkigt: alles dieſes rührt von dem fleiſsigen Reiben mit Oel und laulichtem Waſſer her [a]). — Gleichwohl ſind ſie ſehr beherzt, und ihren Feinden, ihrer giftigen Pfeile wegen, ſehr gefährlich. — Aus Erfahrung wiſſen ſie auch, daſs ihnen dieſes Gift, innerlich genommen, gar nicht ſchade; daher tragen ſie kein Bedenken, es zu trinken [b]). — Weiſsen Mannsperſonen, die ſich ihren geilen Umarmungen nicht ergeben wollen, ſind die Weiber ſehr gefährlich, und ſie wiſſen ihnen zur Wolluſt reitzende Sachen beyzubringen. Ergeben ſie ſich ihnen dennoch nicht; ſo bringen ſie ihnen heimlich Gift bey, wovon ſie langſam auszehren, und zu allem Liebeswerk ganz ungeſchickt werden [c]). — Dieſe Weiber beſitzen aber auch das Gegengift davon, das ſie denen geben, die nach ihrem Willen leben [d]). —

Die

y) Franke a. a. O. 2. Theil. S. 365.
z) Allg. H. d. R. XI. B. S. 486.
a) Ebendaſelbſt.
b) Hallers Phyſiol. 7. B. S. 87.
c) Neuhoffs Reiſen a. a. O.
d) Allgem. Hiſt. d. R. 18. B. S. 63.

Die groſse Inſel Borneo, die, nach Neuholland, faſt die gröſste auf der Welt iſt, iſt, ihrer wilden Einwohner wegen, noch wenig bekannt. Sie ſoll aber ſehr fruchtbar, bergigt und mit vielen Flüſſen, in denen ein Ueberfluſs von Fiſchen iſt, verſehen ſeyn. Dies gilt auch von den Inſeln Balambangan; Suhluh und andern. — Die Einwohner eſſen Sago; den Kohlbaum (Arecca oleracea), welcher entweder als Kohl mit Fleiſch gekocht, oder roh mit Baumöl, Pfeffer und Eſsig gegeſſen wird. — Ferner eſſen ſie Schildkröten und Fiſche *e*). — Vielleicht giebt's auch hier die oben gemeldeten Krankheiten. Auſser dem aber findet man bey den meiſten Einwohnern eine Hautkrankheit, denn dieſe iſt oft ſchuppigt, und löſst ſich ſehr leicht wie Kleyen ab *f*), ohne daſs man davon bis jetzt die wahre Urſache weiſs. Sie verſtehen ſich ferner auf den Gebrauch der Gifte und Gegengifte ſehr gut. Das berühmte borneiſche Gift, womit ſie ihre Pfeile vergiften, ſammlen ſie ganz heimlich: es iſt ſelbiges der Saft eines Baums, den ſie Ippuh nennen *g*). —

Um den Durſt in dieſem heiſsen Clima zu ſtillen, hat hier die Natur wundervolle Pflanzen wachſen laſſen, die das hellſte und reinſte Waſſer in ſich enthalten. Das erſte iſt das Kannenkraut *h*) (Nepenthes). Seine Blätter haben eine Ribbe, die ſich in eine Ranke endiget, die am Ende ein zy-

e) Forſters und Sprengels Beyträge, 2. Theil, S. 235,

f) A. a. O. S. 285.

g) Ebendaſelbſt. S. 254.

h) Ebendaſ. S. 280.

lindriſches Blatt trägt, darin allemal das reinſte und ſchönſte Waſſer gefunden wird. Einige dieſer Becher ſind wohl 10 Zoll lang und 2 ½ Zoll weit. Auſser dieſer erquickenden Pflanze iſt hier auch noch eine Art von Bambusrohr, Tungal genannt, anzutreffen, die in ihren hohlen Schoſſen, welche bis zu eines Mannes Armsdicke auffchieſsen, das ſchönſte und friſcheſte Waſſer in Menge enthalten. — Ferner ſo findet man hier die Pflanze Bahanampul, die ſich rankt, und ſich bis in die höchſten Aeſte der Bäume einflicht, und von denſelben herabhängt. Einige dieſer Ranken ſind zuweilen dicker als eines Mannes Schenkel, und ſie enthalten ein zwar gummigtes, aber doch geſundes Waſſer in groſser Menge. — Endlich ſo hat man noch eine Palmart, Soagaer genannt, die ebenfalls ein helles klares Waſſer liefert. Man muſs aber mit dieſen wäſſerigten Säften in dieſem heiſsen Clima ſehr vorſichtig umgehen, weil aus deren Miſsbrauche alle die ſchlimmen Zufalle entſtehen, die in Europa von einem kalten Trunke, nach einer vorhergegangenen Erhitzung, oft zu entſtehen pflegen *i*). — Hier in Oſtindien iſt dieſes um ſo mehr dabey nöthig, weil viele darnach gar zu lüſtern ſind: — es verfallen daher viele in die Cachexie, ihre Geſichtsfarbe wird gelb, und viele werden davon ſo gar gelähmt. —

Obgleich die Regenzeit auf der Inſel Java nur vier Monate lang zu dauern pflegt; ſo iſt die Luft dennoch, der benachbarten See und der vielen Sümpfe und ſtehenden Waſſer wegen, und weil faſt alle Nächte ein Thau fällt, ſehr feucht, daher auch

i) Jac. Bontii Medicina Indorum. Dialogi IV.

auch die Metalle leicht roſten. Die Holländer haben zwar geſucht, Batavia, durch Anlegung vieler Kanäle, geſunder zu machen; aber der groſsen Sorgfalt ohnerachtet, ihr dieſe Wohlthat zu verſchaffen, werden eben dieſe Kanäle doch während und nach der regnigten Jahreszeit, für die Einwohner, und noch mehr für die Fremden, auſſerordentlich ſchädlich [k]). — Selbſt die Kleider in den Schränken, wenn ſie nicht fleiſsig an die Sonne kommen, werden von der feuchten Luft angegriffen. —

Die Inſel Sumatra iſt voller Wälder und Berge, unter denen verſchiedene Feuer auswerfen. Der Boden iſt lehmigt und feucht; überall ſind Sümpfe und Moräſte; die Winde ſind kalt, und der Himmel faſt immer mit Wolken bedeckt. — Die Hitze iſt daher auf dieſer Inſel ſo groſs nicht, wie man wohl aus ihrer Lage unter der Linie vermuthen ſollte. Nie ſteht das Thermometer des Morgens um 6 Uhr über 76 Grad Fahrenh., und da die Einwohner gegen die Kälte ſo empfindlich ſind, ſo iſt ihnen die Kälte von 69 Grad ſchon unausſtehlich; und ſie ſind genöthigt, bis Morgens um 10 Uhr Feuer zu unterhalten [l]). Auf Java hergegen iſt die Morgenzeit einem Frühlingsmorgen in Europa ähnlich, weil See- und Bergwinde abkühlen, ſo wie auch dieſe Winde, während der ganzen trocknen Jahreszeit zu Java die Hitze gemäſsigt

 machen.

k) Lind a. a. O. S. 81.

l) Marsdens Beſchreibung von Sumatra. Desgleichen Miller Beſchreibung vom Fort Malbro und Sumatra, im zweyten Theil der neuen Hamburg. Samml. v. Reiſebeſchr.

machen [m]). Um Mittag nimmt zwar die Hitze auf Sumatra zu, indeſs überſteigt doch das Thermometer ſelten den 88ſten Grad, und nur ein einzigesmal fand Miller es auf 90 Grade, und im Lande der Batter, welches unter der Linie ſelbſt liegt, fiel es oft des Morgens um 6 Uhr auf 61 Grade, aber alsdann zittern die Menſchen für Kälte. —

Zu Java iſt die Hitze von 9 Uhr Morgens bis Mittag am ſtärkſten; daher halten ſich auch alsdann die meiſten Menſchen zu Hauſe; indeſs kann es auch hier zuweilen ſehr kalt werden. Zu Selatiga z. B. wird's im Julius und Auguſt oft ſo kalt, daſs einem die Zähne im Munde klappern [n]). — Nachmittags bis 4 Uhr wehen Seewinde, und die Hitze wird ſchon dadurch gemäſsigter; von dieſer Zeit an wird es immer kühler; ja zuweilen geſchiehet die Veränderung ſchnell, die Nächte ſind daher keinesweges heiſs, ſondern mehr kalt, und auf Java fällt alsdann gemeiniglich, in den trocknen Monaten, vieler Thau [o]). —

Die Küſten [p]) von Sumatra ſind gemeiniglich immer viel heiſser als das Innere des Landes, wo die Berge, Winde, Gewitter und häufige Regen allezeit abkühlen, und wo es viele Nebel giebt; da hergegen die Küſten mit dicken Wäldern oder Buſchwerk beſetzt ſind. —

Aus dieſer Beſchreibung und Gegeneinanderhaltung kann man ſchon abnehmen, daſs dieſe beyde Inſeln

m) Bontius l. c.
n) Briefe über Oſtindien, im Hannöveriſchen Magazin vom Jahr 1781.
o) Bontius l. c.
p) Marsden a. a. O.

Inſeln zwar ungeſund ſeyn müſſen, doch übertrift Sumatra in dieſem Stücke noch Java. —

Die Erfahrungen, die ich anführen will, mögen entſcheiden, ob nicht Java ungeſund ſey. Im Jahr *q*) 1762 lief der Panther, ein engliſches Kriegsſchiff, im Hafen von Batavia zur regnigten Jahreszeit ein, und verlor in kurzer Zeit 70 von ſeinen Leuten, und 92 waren noch krank, als es den Ort verlieſs. Eben dieſes Schiff war im Jahre 1764 wieder da, und verlor ebenfalls in ſehr kurzer Zeit 25 von ſeinen Leuten. Eben ſo verlor auch ein anderes Schiff, der Medway, viele ſeiner Leute. Es ſchickte dieſes Schiff *r*) alle Nächte ein Boot ans Land, deſſen Mannſchafft kam aber immer krank wieder, und man war genöthigt, das Boot von neuem dreymal zu bemannen. — Gewiſs iſt die Sterblichkeit zu Batavia ſo groſs, als an irgend einem andern Orte, und nimmt von Jahr zu Jahr zu *s*). Denn nach einer ſehr genauen Liſte ſind vom Jahr 1714 bis 1733 incluſ. 13,781; vom Jahre 1734 bis 1753: 30,455, und vom Jahre 1754 bis 1773: 35,725 geſtorben, — und alſo in 60 Jahren 79,961 Matroſen und Soldaten. Der berühmte Abt Raynal bemerkt, daſs vom Jahre 1714 bis 1776 im Hoſpital zu Batavia 87,000 Menſchen, und alſo in den drey letzten Jahren 7039 geſtorben wären, ſo daſs die Sterblichkeit noch mehr ſcheint zugenommen zu haben. —

Mit

q) Lind a. a. O. S. 82.

r) A. a. O. S. 131.

s) Campers Beantwortung u. ſ. w. S. 79.

Mit Sumatra ſieht es nicht beſſer, wo nicht noch ſchlimmer aus. Ein däniſches Schiff [t]) ankerte im Jahr 1768 an dieſer Inſel, und ſchickte 12 ſeiner Leute ans Land, um Waſſer zu füllen, allwo ſie ſich nur 2 Nächte aufhielten; ein jeder von ihnen wurde mit einem Fieber befallen, wovon ſich keiner wieder erholte. —

Es ſind aber doch, zum groſsen Glück der hieſigen Einwohner, nicht alle Oerter gleich ſchlimm. — So ſind z. B. auf Java die Gegenden von Cerebon [u]) und Samaring oder Tanyapour ſehr geſund und man ſchickt die Wiedergeneſenen dahin, um ſich völlig zu erholen. Auf Sumatra iſt die Feſtung Marlborough nicht allein trockner als viele andere Gegenden, ſondern auch geſunder, und die Fieber ſind weit gelinder [x]).—

Ja, einige Jahreszeiten tragen auch auf Sumatra zu der geſundern Beſchaffenheit der Inſel vieles bey. Man hat Beyſpiele, daſs hier in 6 Monaten von 70 bis 80 Menſchen nur einer geſtorben iſt [y]). — Es muſs daher, wie auch Eſchels-Kroon [z]) bemerkt, übertrieben ſeyn, wenn man behauptet hat, daſs hier jährlich 60 Menſchen von 75 ſtürben. — Es iſt wahr: hier giebt es Oerter, wo die Luft faſt peſtilenzialiſch iſt. — Dies iſt z. B. der Fall mit Indrapoera [a]), wo es, der

t) Clarke a. a. O. S. 41.

u) Lind a. a. O. S. 191.

x) Clarke a. a. O. S. 42.

y) Todens med. chir. Bibliothek, 8. B.

z) Eſchels-Kroon Beſchreibung der Inſel Sumatra. Hamburg 1782.

a) A. a. O.

der vielen Moräſte wegen, ſchlechtes und ſtinkendes Waſſer giebt. So wohl Europäer als Aſiaten bekommen hier faſt alle Jahre ein Fieber, ja viele alle Monate, worauf diejenige Verhärtung, die man den Kuchen nennt, folgt. — Auch das Comtoir Baros, wo es viel Kampher und Bezoin giebt, iſt nichts beſſer. Eſchels-Kroon ſahe in 15 Jahren keinen geſunden Europäer hierher kommen. — Eben dann, wenn der Kampherbaum blüht, iſt's hier ſo wohl der Hitze als der Krankheiten wegen, die alsdenn am häufigſten ſind, am wenigſten auszuhalten. —

Ehe ich die Krankheiten von Java und der übrigen oſtindiſchen Inſeln, weil ſie nicht blos und allein eine Folge des hieſigen Clima's ſind, beſchreibe, wird es nicht undienlich ſeyn, die vornehmſten Nahrungsmittel zu erwähnen, deren ſich die hieſigen Einwohner bedienen. Es hat zwar dieſes fruchtbare und reiche Land Ueberfluſs an allem, und was ihr eigner Boden ihnen verſagt, das läſst man aus den entlegenſten Welttheilen kommen, ſo daſs unter den Vermögenden ein groſser Luxus herrſcht. Ich halte mich hier aber nur an die einländiſchen Nahrungsmittel. — Zuerſt hat man hier *b*) allerley Fleiſch von Ochſen, Kälbern, Ziegen, Hühnern; allerley Vögeln, als Gänſen und Enten, die auf flieſsendem und ſtehendem Waſſer ſich aufhalten, und daher leicht zu verdauen ſind. Selbſt Schweinefleiſch iſt, wie Bontius verſichert, hier nicht allein verdaulich, ſondern auch den Patienten ſelbſt nicht nachtheilig. Man genieſst hier ferner allerley Fiſche,

b) Bontius l. c.

Fiſche, ſo wohl aus der See als aus den Flüſſen. Aus dem Pflanzenreiche iſt Reiſs die gewöhnlichſte Speiſe. Die Javaner und Malayen eſſen ihn aber nie heiſs, weil er ſonſt dem Gehirn, den Nerven, und vorzüglich den Augen ſchädlich iſt. Ferner genieſst man hier die Mangofrüchte, die den Magen ſtärken; die Duriones (Durio zibethinus Linn.), die den Urin, Schweiſs und Blähungen treiben; die Batatten, die, gebraten, mit den Kaſtanien viel Aehnlichkeit haben, ſonſt aber ein dickes melancholiſches Blut erzeugen. — An wohlſchmeckenden, ſaftigen, erquickenden und kühlenden Früchten fehlt's hier eben ſo wenig. Die vornehmſten ſind die Ananas, deren Saft aber ſcharf iſt; die indianiſchen Feigen; die Bananen; der Piſang; die Gurken und Waſſermelonen. Was die Getränke anbetrift, ſo trinkt der gemeine Mann da, wo er nichts beſſers hat, Waſſer. Aber leider! dies fehlt oft an den gröſsten und reichſten Orten. — Als Batavia 1628 belagert wurde, konnte man kein anderes als Salzwaſſer erhalten, und man ſahe an der darauf folgenden Ruhr bald die ſchlimmen Würkungen davon c). Bier läſst ſich in dieſem Clima zwar wohl brauen, aber es hält ſich nur wenig Tage gut. — Man trinkt daher Wein, Arrack, Reiſswaſſer, und andere künſtliche, doch geſunde Getränke, ohne den Thee und Kaffee hier zu erwähnen. — Die ſpirituöſen ſpaniſchen Weine ſind, weil ſie die Verdauung ſtärken, die innere Wärme, die durch übermäſsiges Schwitzen verloren geht, erſetzen, und ſelbſt den Durſt am beſten löſchen, allen andern leichten Weinen vorzuziehen, und ihr mäſsiger Gebrauch iſt, nach der Erfahrung des Bontius, ſehr

c) Bontius l. c.

ſehr zuträglich. Er beruft ſich auf eine ähnliche Erfahrung der Kaufleute, die Reiſen durch die heiſsen perſiſchen und arabiſchen Sandwüſten machen, die einige Wochen dauern, wo ſie oft vielen Durſt auszuſtehen haben. Waſſer löſcht hier den Durſt nicht, und wenn ſie viel davon trinken, ſo werden ſie cachektiſch, oder ſo gar waſſerſüchtig. Im Gegentheil bekömmt ihnen nicht allein ein Schluck einer geiſtigen Feuchtigkeit viel beſſer, ſondern er löſcht auch den Durſt auf längere Zeit. — Selbſt der Arrack, mit Waſſer vermiſcht, iſt, in mäſsiger Menge genommen, nützlich: man muſs ſich aber ſorgfältig vor dem chineſiſchen Arrack in Acht nehmen, weil dieſe gewinnſüchtige Nation gewohnt iſt, dies Getränke durch Beymiſchung der Holoturien zwar ſchärfer, aber auch freſſender zu machen, wornach denn oft eine Ruhr erfolgt.

Ein anderes ſehr dienliches und zugleich Durſt löſchendes Getränke, welches viele hier gebrauchen, iſt folgendes. In ein Faſs Waſſer thut man zwey Pfund javaniſchen Zucker, 4 Unzen Tamarinden, und 3 Citronen. Nachdem dieſes eine Zeitlang gegohren, erhält man daraus ein ſehr erquickendes Getränke. Ueberfluſs an Gewürzen hat man hier der verſorgenden Natur zu verdanken, weil ſie ſo ſehr nützlich ſind. — Dennoch ziehet man auf Sumatra den ſpaniſchen Pfeffer dem einheimiſchen vor. Man gebraucht ihn zur Verfertigung des Corri. Dieſes Corri oder Karri, wie Thunberg ſchreibt, iſt eine zu Batavia ſehr beliebte Fleiſchſuppe aus Schönanthus, Curcuma und Capſicum verfertiget. Sie iſt ſo hitzig und brennend, daſs, wer ſie zuerſt genieſst, glaubt den Mund voll Feuer zu haben. Allein ſie reitzt die

durch

durch den Betel betäubten Nerven der Indianer wenig, und kömmt ihrer Verdauung gut zu Hülfe. — Auſser dem mäſsigen Gebrauch des Pfeffers ſind Cardamomen, Calmuswurzeln und Radieſen die nützlichſten, und werden auch am häufigſten gebraucht. —

Die nächſte Würkung des hieſigen heiſsen Clima's iſt Laxität und vermehrte Schwäche der innern und äuſsern Theile. — Die Verdauung leidet beſonders: — man kann zu Mittage hier wenig eſſen; des Morgens kann man nur eine gute Mahlzeit mit Sicherheit thun. — Die äuſsere Haut iſt ſehr erſchlafft; man ſchwitzt faſt beſtändig, und auf Sumatra ſind die Hände der Menſchen allezeit kalt anzufühlen [d]). —

Die hier gewöhnlichſten Krankheiten ſind Fieber von nachlaſſender Art [e]), wobey die Menſchen plötzlich mit Faſeln befallen werden, und oft im erſten Paroxismus ſterben. Im Jahre 1762 wurde Batavia durch ein ſolches Fieber faſt ganz zu Grunde gerichtet. Die Säfte waren bey den Menſchen ſo verdorben, daſs der geringſte Nagelritz ein faules um ſich freſſendes Geſchwür erzeugte, das in 24 Stunden das Fleiſch ſo gar bis auf den Knochen wegfraſs [f]). — Im Jahr 1733 ſtarben hieſelbſt an einem ähnlichen Fieber 35000 Menſchen, und zwey ähnliche Epidemien haben ſeit der Zeit, ohne diejenige zu erwähnen, deren Lind Meldung thut, auf Batavia gewüthet [g]). — Eigentliche Wechſel-

d) Marsden a. a. O.
e) Lind a. a. O. S. 82.
f) Lind a. a. O.
g) Fürſtenau et Paxmann l. c.

Wechſelfieber giebt's dafür hier ſelten, vermuthlich weil die Ausdünſtung zu ſtark iſt [h]). — Auch giebt's hier keine Peſt [i]): man hat dafür im Malabariſchen nicht einmal ein Wort, und man hat dieſen Namen, durch ein viel wegräumendes Fieber, in der malabariſchen Bibel überſetzt. — Blattern und Maſern ſind hier aber ſehr bösartig. — Auſser den Fiebern herrſchen hier die Nervenkrankheiten ſehr. — Die gewöhnlichſte heiſst Beriberi, die Bontius [k]) für eine Art Lähmung, Paxmann aber für melancholiſchen Tiefſinn hält. — Man zieht ſich dieſes Uebel am häufigſten durch nächtliche Verkältungen und durch unvorſichtigen Gebrauch des Safts aus der indiſchen Palmart zu. — Allerley Arten von Krämpfen, als der Tetanus; Emproſthotonus; Trismus und Krampfcolik ſind hier gemein [l]). — Ferner einfache und galligte Durchfälle, wie auch Leberfluſs und Ruhr kommen hier oft vor. Zu dieſen Krankheiten geben die heiſse feuchte Luft; der zu ſtarke Genuſs der indianiſchen Feigen; der Bananen; des Piſangs; der Ananas und Waſſermelonen, Gelegenheit. — Auch der chineſiſche oben beſchriebene Arrack iſt hierhin zu zählen [m]); — vorzüglich aber die ſchleunige und oft groſse Abwechſelung der Witterung [n]). — Die Gelb- und Waſſerſucht

h) L. c.

i) A a. O. Desgleichen däniſche Miſſionsberichte, 1. Theil. S. 239.

k) A. a. O.

l) Bontius et Paxmann l. c.

m) Bontius et Paxmann l. c.

n) Paxmann l. c.

ſucht gehört auch in Oſtindien zu Hauſe. Die erſte Krankheit entſteht hier oft plötzlich, und bringt in wenig Tagen den Tod. Hält ſie aber lange an, ſo verurſacht ſie oft Verrückungen des Verſtandes und Hirnwuth, und wird ſie vernachläſsiget, ſo erfolgt gewiſs die Waſſerſucht, die den Indianern ſehr gewöhnlich iſt, aber ſich hieſelbſt viel leichter als an andern Orten heilen läſst *o*). — Die Schwindſucht, Eiterbruſt, Blutſpeyen und andere Bruſtzufälle ſind, nach dem Bontius, daher zu leiten, wenn die nackenden Einwohner zu unvorſichtig ſich der bald heiſsen, bald feuchten oder kühlen Luft blos ſtellen. Die Venusſeuche iſt auf Java, nach dem Cleyer, ſo gemein, wie ein tägliches Fieber: daher wird die Krankheit auch von einigen die indianiſche Seuche genannt. Paxmann iſt ſehr geneigt zu glauben, daſs dieſe Krankheit allhier vor Entdeckung von Oſt- und Weſtindien exiſtirt habe, daſs ſie aber nur durch die tägliche vermehrte Verderbniſs der Sitten tiefere Wurzeln gegriffen habe. — Denn die Geilheit der Indianer iſt ganz viehiſch. —

So wie es auf der Inſel Java verſchiedene rauchende und feuerſpeyende Berge giebt, unter denen der Cheribonsberg der vornehmſte iſt, der oft drey deutſche Meilen weit die Aſche wegſpeyet, worüber man in Batavia nicht unzufrieden iſt, weil man bemerkt haben will, daſs alsdann nachher dieſer Himmelsſtrich geſunder zu werden pflege; ſo giebt es hier auch heiſse Bäder, unter denen das Tjipannas-Bad *p*), welches Eiſen, Kalk

o) Paxmann l. c.
p) Thunberg. M. ſ. Crells n. Entdeck. 10. Theil. S. 107.

Kalk und Luftſäure enthält, das merkwürdigſte iſt. —

Sumatra zeichnet ſich noch durch die ungeheuren Kröpfe, die man vorzüglich bey den Weibern, von der Gröſse eines Menſchenkopfs findet, aus *q*). — Einige, wie z. B. de Lüc, leiten dieſes Uebel vom Schneewaſſer, oder von ſolchem Waſſer her, das mit Kalchtheilen vermiſcht, und ſeiner fixen Luft beraubt worden iſt. Allein erſteres kann ſicher auf Sumatra nicht die Urſache ſeyn, weil es hier am Schnee fehlt. Indeſs leiten doch die Einwohner dies Uebel von einem ſehr kalten weiſsen Waſſer her *r*). — Marsden *s*) glaubt die Urſache in der dicken nebeligten Luft, die ſich in den Thälern zwiſchen den hohen Bergen aufhält, zu finden, weil hier die meiſten Menſchen leben; und dieſe Meynung wird demjenigen nicht unwahrſcheinlich vorkommen, dem die Bemerkungen eines Sauſſure und Ackermann nicht unbekannt geblieben ſind. — Zuletzt giebt es hier noch einige andere äuſserliche Beſchwerden, als den Nervenwurm, Flechten, die man für geſund hält, und Augenſchäden vom Genuſs des heiſsen Reiſses. —

Gicht- und Steinſchmerzen ſind dafür unbekannt. —

Geſundheitsregeln ſind folgende:

Wer nach dieſen Inſeln, beſonders nach Java, reiſet, vermeide die naſſe Jahreszeit zu ſeiner Ankunft:

q) Hannöverſches Magazin v. J. 1781.
r) Forſters und Sprengels Beyträge, 1. Theil. S. 11.
s) A. a. O.

kunft: er ſpeiſe des Morgens reichlich, Mittags und Abends aber ſey er mäſsig: — er erlaube ſich den Mittagsſchlaf nach einer mäſsigen Mahlzeit [t]; — man wähle in Batavia zu ſeiner Wohnung die geſundeſte Gegend der Stadt; trinke täglich mäſsig Wein, oder mit Waſſer verdünnten Arrack, ſonſt aber führe man eine ſorgfältige Lebensart [u]). —

Seit dem Oſtindien entdeckt worden iſt, hat die Medicin einen ſtarken Zuwachs von rohen Arzeneymitteln daher erhalten. Ich will nur die vornehmſten anführen. Von den moluckiſchen Inſeln kommen die Gewürznelken; das Culilawanöl und die Mungowurzel. — Von Sumatra kommt Mungo, Pfeffer, Benzoe und Kampher.

Von Borneo kommt ſehr häufig Kampher. Von allen Inſeln, beſonders von Goa und Malacka, ziehen wir Tamarinden; die Lopezwurzel; das Gummi Bdellium, Queckſilber und Cardamomen.

Wir dürfen auch die einheimiſche Arzeneykunde nicht ganz mit Stillſchweigen vorbeygehen: folgendes verdient hier angemerkt zu werden: um Naſenbluten zu erregen [x]), ſteckt man zuſammen gerollte Blätter mit Foenum graecum und Salz vermiſcht in die Naſe. — Wenn die Indianer ein ſchweiſstreibendes Mittel genommen haben; ſo ſuchen ſie, im Anfang, durch den Zutritt der Luft, einige Stunden lang den Schweiſs zurück zu halten, welchen ſie nachher ſorgfältig abwarten.— Pocken

t) Bontius l. c.

u) Hannöv. Magazin v. J. 1780.

x) Paxmann l. c.

Pocken und Maſern heilen ſie, auf Java, nach dem Kämpher glücklich durch das Begieſsen mit kaltem Waſſer; — auch in andern Krankheiten thun ſie dieſs, und befördern dann den Schweiſs *y*). Bey einem vorhandenen Schmerz ſtreichen ſie Oel auf ein groſses Blatt, von reitzender Eigenſchaft; wärmen es am Feuer, und legen es auf den Leib des Kranken, wo es die Dienſte eines Blaſenpflaſters thut *z*). — Zur Ader laſſen die Indianer auf Sumatra nie, wohl aber wenden ſie oft das Schröpfen an. Schmerzen und Geſchwülſte an den Gliedern werden gleichfalls durch Schwitzen geheilt: ſie hüllen ſich entweder in Matten, oder ſetzen ſich in die Sonne, oder, wenn es in einem eingeſchloſſenen Raume geſchieht, ſo ſtellen ſie ſich entweder über eine Lampe oder über einen ſiedenden Topf mit Kräutern, und behängen ſich mit einem Tuche, um den Dunſt aufzuhalten *a*).

Die meiſten Arzeneymittel dieſer Völker ſind einfach, und ſchränken ſich auf Decokte weniger Kräuter ein, und gewiſs, ſie leiſten damit oft mehr als wir mit unſerer ganzen Waffenrüſtung. Sie halten ſehr viel auf Reiben und Brennmittel. Letzteres wenden ſie, wie die Egyptier, wider die Epilepſie, Lähmung, Schlagfluſs, Schwindel, Entzündung der Augen und Ohren; wider Zahnweh, catarrhaliſche Bruſtbeſchwerden, Blutſpeyen, Schwindſucht, Eiterbruſt, Engbrüſtigkeit, Blähungen, Verhärtung der Leber und Milz an; wider die Waſſerſucht bringen ſie ſelbige unter dem

y) Marsden a. a. O.

z) Ebendaſelbſt.

a) Ebendaſelbſt.

Nabel und in der linken Weiche an. — Freylich gründet ſich dieſes Verfahren auf falſche Hypotheſen, nemlich auf die Lehre der Araber, Braminen und Chineſen, daſs Winde und Blahungen die einzige Urſache aller Schmerzen ſeyen: aber was würde dies dem Patienten ſchaden, wenn er nur Beſſerung erhielte. — Jedoch muſs man ja nicht denken, als wenn ſie damit alles heilten: ich habe ſchon einen Fall angeführt, da man einen Schiffsjungen ſo nachdrücklich brannte, daſs ihm alle Schmerzen auf immer benommen wurden. Das geht doch auch zu weit; ſo wie wir gewiſs im Gegentheil darin fehlen, daſs wir das Brennen zu ſelten anwenden, da doch Hippocrates ſelbſt oft davon Gebrauch gemacht hat. —

In Indien durchbohrt man auch wohl die Hirnſchädel, aber vom Trepan weiſs man hier nichts; ſie verrichten dies blos mit einem breiten, ſcharfen, keilförmigen Eiſen *b*). —

Endlich führe ich noch aus dem Lentil die Anmerkung an, daſs alle die ätheriſchen Oele, die wir aus Oſtindien erhalten, weit penetranter riechen und ſchmecken, als wenn ſie in Europa deſtillirt worden; hierher gehört das Cardamomöl; das Zimmetöl, Cubebenöl, Nelkenöl, Pfefferöl und Cajaputöl u. ſ. w. —

Es iſt noch etwas von der Malayküſte zu bemerken übrig.

Die Malayküſte *c*) iſt nur wenig bekannt, ſie ſieht unvortheilhaft aus, und ſcheint niedrig, voller Holzungen, und unbebauet zu ſeyn; indeſs

b) Paxmann l. c.

c) Clarke a. a. O. S. 39.

deſs iſt doch der holländiſche Pflanzort auf Malacca, der am Ende dieſer Halbinſel liegt, geſund und angenehm. Denn ſo wohl die Stadt als die Feſtung liegen hoch; die Ländereyen ſind auch wohl bebauet; — die Luft iſt hier nicht übermäſsig heiſs, indem ſie faſt alle Tage durch angenehme Land- und Seewinde, wie auch durch Platzregen erfriſcht wird. Die Einwohner genieſsen hier eine ununterbrochene Geſundheit und friſchen Leibesbeſchaffenheit: kurz! es gehört dieſer Ort unter die geſundeſten Oerter Indiens.

Ganz anders aber iſt die Küſte, welche nach der Straſse von Malacca hin ſiehet, wo das Land von Sumatra niedrig, ſumpfigt und unbebauet iſt, beſchaffen. In dieſer Straſse iſt die Hitze groſs, das Thermometer ſteht auf 88 Grade [d]); die Nächte ſind feucht und erſtickend heiſs, mit ſchwerem Nebel iſt die Luft beſtändig angefüllt, dabey kommen oft Platzregen mit Donner und Blitz. — Hier wird das Schiffsvolk leicht krank, und es ſtellen ſich faule nachlaſſende Fieber und Durchfälle ein, die aber wieder aufhören, ſo bald das Schiff wieder offne See bekömmt [e]). —

Die Malaccaner ſind ſehr ſtarke, kühne und beherzte Leute [f]), und eben ſie beweiſen es, daſs auch in einem heiſsen Clima Muth und Tapferkeit wohl zuſammen beſtehen könne [g]). — Die Malayen haben eine beſondere Gewohnheit, ſich zu berauſchen: ſie vermiſchen flüſsiges Opium mit

d) Clarkens Meteorolog. Verzeichniſs, S. 60.

e) Ebendaſelbſt S. 40.

f) Richard a. a. O.

g) Falconer l. c.

einem gewiſſen Kraute, Madat genannt, und rauchen ſolches aus einer ſehr kurzen Pfeife von Rohr: nachdem ſie nun einige Züge von dieſem Amphiom, denn ſo heiſst man dieſe nur allein in Amſterdam eigentlich verfertigte betäubende Waare, mit gröſster Geſchwindigkeit gethan haben; ſo fühlen ſie ſich in einen behaglichen Zuſtand verſetzt; wenn ſie aber noch länger rauchen, ſo werden ſie ganz wüthend. Viele laufen alsdenn durch die Straſsen, und bringen um, was ihnen begegnet. — Es kann dies aber auch als Geneſsmittel zuweilen angewandt werden, wenigſtens that es bey einem gewiſſen Herrn, der bisher vergeblich Opium genommen hatte, die beſten Dienſte [h]).

Die ſchlimme Würkung der häufigen und faſt beſtändigen Regen; die aus den Moraſten aufſteigenden Nebel und die damit verbundene Hitze müſſen das niedrige Land gewiſs ſehr ungeſund machen, und auch Kämphern kamen die Menſchen ſehr ungeſund vor. Viele leiden an der Elephantiaſis [i]); noch häufiger iſt die Venusſeuche [k]), welche ſie mit einem Decokt einer Wurzel Gadung, die den Speichelfluſs erregen ſoll, heben. — Auch Kackerlacken ſind hier häufig [l]). — Uebrigens verzärteln ſie ihre Kinder nicht: man legt ſie ungewickelt auf einer auf die Erde ausgebreiteten Matte hin: kaum haben ſie aber ein halbes Jahr erreicht, ſo ſieht man ſie ſchon mit Verwunderung herumlaufen [m]). —

In

h) Forreſts Reiſen a. a. O.

i) Fränklins Bemerk. einer Reiſe u. ſ. w.

k) Marsden a. a. O.

l) Neuhoffs Reiſen a. a. O.

m) Franke a. a. O.

In dem Königreiche Patana kühlen in den 9 Sommermonaten bey Tage Seewinde und des Nachts Winde vom Lande die Luft ab. — Man will verſichern *n*), daſs die Mannsperſonen allhier Schellen am Präputio tragen müſsten, um der Sodomie vorzubeugen.

Von der Inſel Ceylon und den maldiviſchen Inſeln.

Die Inſel Ceylon hat viele und hohe Berge, die in der Richtung der malabariſchen Bergkette von Norden nach Süden fortlaufen, und ſie gleichſam in einen weſtlichen und öſtlichen Theil abſondern. Es fehlt hier ferner nicht an groſsen und dicken Wäldern; an Flüſſen und wohl beſtelltem Lande. — Unter den Bergen iſt der Pico de Adam der höchſte, und unter den Flüſſen der Mavelagoga, der vom Pic entſpringt, der gröſste. Die Büſche ſind voll Betel; Jambo; Talpot und Zimmetbäume; werden bewacht, und dürfen nicht ausgehauen werden. Die Ackerländer liegen meiſt alle niedrig, und können faſt jederzeit von den vorbeyflieſsenden Strömen, des Reiſsbaues wegen, unter Waſſer geſetzt und befeuchtet werden: wo es an Flüſſen fehlt, gebraucht man zur Bewäſſerung, geſammletes Regenwaſſer. — Die Berge, Flüſſe, Regen und Wälder kühlen es hier im Innern des Landes ziem-

n) Neuhoff a. a. O.

lich ab. — Das Waſſer iſt meiſt gut, und der gröſste Theil des Landes iſt geſund *o*). — Einige Küſten muſs man aber davon ausnehmen; ſo iſt z. B. Punta de Gala, ein Fort, ſehr ungeſund; die Luft iſt, der benachbarten Wälder wegen, eingeſchloſſen; es ſchweben dicke Dünſte in der Luft; das Waſſer iſt ſchlecht, auch viele Lebensmittel, als z. B. die Butter, iſt nicht zu genieſsen. Die Einwohner haben ein miſsfärbiges Ausſehen, und viele haben dicke Beine, oder die Elephantiaſis *p*).

Die oben beſchriebene Bergkette iſt Urſache, daſs die Witterung auf Ceylon dieſelbe Beſchaffenheit hat, als auf Malabar und Coromandel. So lange nemlich die Weſtwinde regieren, fällt auf der Weſtſeite von Ceylon beſtändiger Regen, und man ſäet jetzt den Reiſs; auf der Oſtſeite iſt's aber dann heiteres Wetter: hergegen ſtellt ſich auf der Oſtſeite die Regenzeit ſogleich ein, wenn der Oſtwind zu regieren anfängt, und nun genieſst die Weſtſeite das ſchönſte Wetter, und man ſammlet dann hier den Reiſs ein.—Der nördliche Theil dieſer Inſel hat ſolche periodiſche Regenzeit nicht, und es iſt hier oft ſehr dürre, ſo daſs man keinen Reiſs, welches auch hier die Hauptnahrung iſt, bauen kann. — So wie aber der Reiſsbau faſt überall der Geſundheit nachtheilig iſt; ſo bezeigt er ſich auch an den fruchtbaren Gegenden von Ceylon, die unter Waſſer geſetzt werden können, ſeiner böſen Ausdünſtungen wegen, oft ſehr widerwärtig. — Die Folgen davon ſind ſehr bösartige nachlaſſende Fieber, Geſchwulſt des Unterleibes, Durchfall, Ruhr,

o) Rob. Knox t' Eyland Ceylon etc. Utrecht 1792.
p) Fränklins Bemerkungen a. a. O.

Ruhr, u. d. gl. mehr *q*). Die Blattern ſind in den ungeſunden Gegenden ſehr bösartig; Gicht findet ſich auch zuweilen, und was von der Elephantiaſis vorhin geſagt worden, gilt auch vom Innern des Landes *r*). — Es giebt hier auch viele Cretins oder Kackerlacken *s*). — Auſser der ungeſunden Luft muſs man die Urſache von einigen dieſer Krankheiten in ihren Speiſen und Getränken ſuchen; ſo genieſsen ſie z. B. Schlangen mit Eſsig und Pfeffer, nachdem der Kopf abgehauen worden; auch die weiſsen Ameiſen werden hier häufig genoſſen, weil ſie die Natur in gewiſſen Fällen treiben ſollen *t*); auch hat das ſchlechte Waſſer oft Antheil daran. — Viele aber verbeſſern doch des Waſſers böſe Eigenſchaften durch ein darin abgelöſchtes glühendes Eiſen, und ſo bleibt's dann oft lange in eignen dazu bereiteten Töpfen gut *u*).

Die meiſte Zeit leben die Cingaleſen ſehr genügſam, und ſind mit ſchlechter Koſt zufrieden *x*). Wenn ſie Reiſs und Salz haben; ſo fehlt ihnen am Lebensunterhalt, wie ſie ſagen, nichts: denn ihr Land liefert ihnen den Limonienſaft, den ſie als Sauce auf den Reiſs gieſsen, im Ueberfluſs. — Rindfleiſch verbietet ihnen ihre Religion zu eſſen, und das, was von Fleiſchnahrung ihnen erlaubt iſt, zu genieſsen, verkaufen ſie lieber an Fremde, des Geitzes wegen. —

Die

q) Friedr. Hoffmann a. a. O. Wolfs Reiſe nach Ceilan. Knox a. a. O.
r) Cartheuſer l. c.
s) Paw l. c.
t) Wolf a. a. O.
u) Ebendaſelbſt.
x) Knox l. c. p. 128.

Die Cingaleſen ſind ſehr faul und träge: daher erbauen ſie auch nicht mehr Reifs, als ſie höchſt nöthig gebrauchen; auch ſind die Häuſer derſelben ſehr ſchlecht aus Lehm gemacht, in denen Bänke ſtehen, die mit Kuhmiſt glatt gemacht ſind. Jedoch ſind ſie bey ihren Speiſen reinlich, und waſchen ſich auch jedesmal, wenn ſie gegeſſen haben.

Eine der gröſsten Beſchwerden dieſes Landes ſind die giftigen Thiere.

Unter dieſen ſind die Polonga- und Noyaſchlangen die gefährlichſten. Dann giebt es hier auch eine giftige Spinne, Democulo y) genannt, deren Körper ſo groſs, als die Fauſt eines Mannes iſt; ſie iſt ſchwarz, und hat lange Haare. Indeſs ſagt doch Knox, der Biſs iſt nicht tödtlich, aber ſehr ſchmerzhaft. Der Biſs einer Noya tödtet aber, wofern man kein Gegenmittel gebraucht. Dieſes findet man aber auf dieſer Inſel, und zwar in einer Pflanze. Die Kenntniſs der Giftvertreibenden Eigenſchaft dieſes Gewächſes hat man einem gewiſſen Wieſel, Mounggoutia z), zu verdanken. Es wird nemlich dieſes Thier oft von der Noyaſchlange angefallen und gebiſſen: es läuft alsdann daſſelbe gleich nach der gemeldeten Pflanze hin, und friſst davon etwas; darauf kehrt es gleich wieder zurück, und fängt mit der Schlange von neuem einen Kampf an. Wenn die Einwohner dieſes Gefecht ſehen, ſo geben ſie ſorgfältig Achtung, nach was für einer Pflanze die Wieſel läuft, ſo oft er gebiſſen worden, und auf dieſe Weiſe ſind ſie zur Kenntniſs dieſes Mittels gelangt. —

Bey

y) Knox l. c. p. 42.
z) A. a. O. S. 172.

Bey dieſer Gelegenheit will ich noch ein paar andere Mittel, die man in Oſtindien gegen den Schlangen- und tollen Hundebiſs anwendet, erwähnen; das erſte ſind Pillen, die aus unbekannten Kräutern gemacht werden, zu denen man Arſenik, Pfeffer und Queckſilber ſetzt. Dieſe gebraucht man hauptſächlich gegen die Hundswuth [a]). — Das gebräuchlichſte Mittel aber in Oſtindien gegen den Biſs eines tollen Hundes iſt das tanjoriſche Medicament. Man giebt nemlich einem Patienten drey Tage nach einander, jedesmal drey und eine halbe Drachma von den Blättern der Datura ſtramonium zu trinken; ferner ſo gieſst man dem Patienten viel kaltes Waſſer über den Kopf [b]). —

Es giebt unter den Cingaleſen ſehr alte Leute: viele erreichen 80 bis 90 Jahre. — Gegen vielerley Krankheiten haben ſie gute einheimiſche Mittel. Gegen Schlangenbiſs beſitzen ſie Schlangenholz; Blätter und Pflanzen gewiſſer unbekannten Kräuter und einen Kalk von beſonderer Art. — Wolf verſichert, daſs man bey dieſen Mitteln vom Schlangenbiſs nichts zu befürchten habe. Gegen Halsgeſchwüre ſoll ein Kraut, Amaranga genannt, von unfehlbarem Nutzen ſeyn [c]). — Einige behaupten ſo gar, ſie beſäſsen geheime Mittel, durch deren Beyhülfe ſie einen zerbrochenen Knochen während der Zeit, daſs ein Topf Reiſs gahr kochte, heilen könnten. Eher iſt zu glauben, daſs es unter ihnen Leute gebe, die, durch Hülfe einer gewiſſen Wurzel, die gif-

a) London medical Journ. M. ſ. Allgem. Litter. Zeit. v. J. 1790. Monat Aug.

b) A. a. O.

c) Knox l. c.

giftigſte Schlange Noja ſo beſänftigen können, daſs ihnen nicht einmal ein Kuſs derſelben ſchadet [d]). —

Sonderbar iſt die Gewohnheit bey den Ceyloneſen, daſs die Weiber gehalten ſind, zur Zeit ihrer Reinigung, jedermann zu warnen, ihnen nicht näher zu kommen; aber ſchrecklich iſt das Geſetz, daſs keine Frau vor ihrem 36ſten Jahre ein lebendiges Kind zur Welt bringen darf, und daher abtreibende Mittel gebrauchen muſs, wenn eine Frau vor dieſem Zeitpunkt ſchwanger wird [e]). Man erinnere ſich aber auch hier deſſen, was ich oben von Formoſa geſagt habe. —

An Arzeneymitteln liefert Ceylon die Zedoaria; die Colombo- und Mungowurzel; die Zimmetrinde; die Krähenaugen; den Pfeffer; Cardamomum; Paradieskörner; die Grana tigliâ; das Gummi Eleni; das Gummi Gutt u. d. gl. m.

Von den maldiviſchen Inſeln.

Auf den maldiviſchen Inſeln iſt die warme und feuchte Witterungsconſtitution an dem hier befindlichen bösartigen Fieber, welches man vorzugsweiſe das maldiviſche nennt, ſchuld, welches aber im Grunde mit dem ſiamſchen übereinkömmt. — Die Gefahr iſt bey dieſer Krankheit ſehr groſs, und

d) L. c.
e) Franke a. a. O.

und von Europäern entrinnet ſelten demſelben jemand. Hat er aber das Glück, das Fieber zu überſtehen, ſo erhält er dadurch ſo gleich das Bürgerrecht, und bekömmt den Namen Dives, womit die Einwohner belegt werden. Pyrard *f*) hatte auch das Unglück, von dieſem Fieber befallen zu werden, und er glaubte ſich durch häufiges kaltes Waſſertrinken zu helfen; er ſetzte dies auch acht Tage lang fort; dieſes bekam ihm aber ſehr übel; denn eine ſehr ſtarke Geſchwulſt war davon die Folge, welches hier der gewöhnliche Fall iſt. Nach Verlauf von vier Monaten fielen bey ihm Löcher in die Beine; es floſs viel Waſſer heraus; es entſtanden böſe Geſchwüre, die er doch bald durch Auflegen kupferner Bleche, nach Landesgebrauch, heilte. — Er ſahe in der Folge, daſs man auf den maldiviſchen Inſeln ganz anders und mit glücklicherm Erfolge, als ſeine eigne Behandlungsart geweſen, dieſe Fieber curire. Sie trinken nemlich, während der Fieber, viel lauligtes Waſſer, worin ſie geſtoſsenen Pfeffer miſchen; dadurch wird die Geſchwulſt der Beine verhütet. — Zu einer andern Zeit läſst dies Fieber auch oft eine Verſtopfung der Milz oder anderer Eingeweide nach, woraus eine harte und dicke Geſchwulſt entſteht, die man den Kuchen nennt. In dieſem Falle brennt man den geſchwollenen Theil, und auf den gebrannten Ort legt man ein baumwollenes Läppchen in Oel getunkt.

Mit Augenſchmerzen werden diejenigen oft befallen, die ſich eine lange Zeit im Sonnenſchein aufhalten müſſen; das Mittel dagegen iſt eine gekochte

f) Allg. H. d. R. 8. B. S. 163.

kochte Hahnenleber, die ſie mit einigen abergläubiſchen Ceremonien genieſsen. Pyrard mit ſeiner Geſellſchaft verſuchte dies Mittel, ohne die abergläubiſchen Charaktere dabey anzuwenden, und fand davon ebenfalls Erleichterung.

Mit böſen Halsgeſchwüren werden die Menſchen hier ſehr gequält, und man leitet das Uebel von den vielen ungeſalzenen Fiſchen und dem Seewaſſer her. Dieſe Geſchwüre ſollen unheilbar ſeyn, und ſie ſollen ſich nachher über den ganzen Körper verbreiten. Auch die Krätze entſteht hier vielleicht aus der nemlichen Quelle; dieſe heilt man aber hier mit Kokosöl, ohne davon ſchlimme Folgen zu erfahren. Kackerlacken ſiehet man ebenfalls hier nicht ſelten g). —

So bald hieſelbſt ein Kind zur Welt kömmt, wird es des Tages ſechsmal mit kaltem Waſſer gewaſchen, und darauf mit Oel geſalbet; dies ſetzt man eine lange Zeit fort; man wickelt die Kinder nicht, ſondern man legt ſie nackt in kleine Betten von Schnüren, die man ſchwebend in der Luft erhält, und die die Sclaven hin und her bewegen müſſen: niemals ſieht man Ungeſtaltete unter ihnen. So lange die Mutter lebt, muſs ſie ihr Kind ſelbſt ſtillen, und man erlaubt der Königin nicht einmal, daſs ſie von dieſer Mutterpflicht frey ſey. — Selbſt, wenn die Mutter ſtirbt, wird keine Amme gehalten; ſondern man füttert das Kind mit Reiſs, Kokosmilch und Zucker.

g) Hallers Phyſ. 5. B. S. 985.

Von denen Ländern in Afrika, die unter dieſer Breite liegen, beſonders von Aethiopien und Guinea.

Die ganze afrikaniſche öſtliche Küſte von Melinda an, bis nach dem Cap Gardeſom, leidet [b]) alle Jahre zur Regenzeit groſse Ueberſchwemmung, und es ſind ihre Einwohner genöthigt, bey Verluſt ihrer ſämmtlichen Heerden, nach den nächſten Sandgegenden für eine Zeitlang zu ziehen. — Es können daher dieſe Gegenden nicht geſund ſeyn. Auch kann man dies von Quiloa und Moſambique ſagen. — Erſteres erwieſs ſich bey den Portugieſen ſo ſchädlich, daſs ſie genöthiget waren, alle ihre auf demſelben angelegten Pflanzſtädte zu verlaſſen [i]). — Melinda hergegen und Mombaſſa ſind geſunder. Man ſchickt ſo gar die Kranken von Moſambique nach Mombaſſa, um die geſunde Luft zu athmen [k]). Die Venusſeuche iſt hier ganz endemiſch [l]), und der Sonnenglanz hat auch bey den hieſigen Bewohnern auf die Augen die ſchlimme Würkung, die wir oben erzählt haben [m]). Merkwürdig wäre es

[b]) Brüces Reiſen a. a. O. S. 436.

[i]) Lind a. a. O. S. 72.

[k]) Vasco de Gama. M. ſ. Campens Sammlung auserleſener Reiſebeſchr. u. ſ. w.

[l]) Cartheuſer l. c. p. 288.

[m]) Haller a. a. O.

es doch, wenn Vasco de Gama richtig gesehen hätte, dafs alle Einwohner von Melinda links wären.

Der mittlere Theil von Aethiopien ist wenig bekannt: man weifs nur, dafs es hier ungeheure Berge und weit ausgedehnte Sandwüsten giebt, die aber ohne Zweifel auch ihren grofsen Nutzen haben, und die man mit Marktplätzen grofser Städte vergleichen kann, wo die Luft eine freye Bewegung erhält: — man weifs ferner, dafs in diesem Lande, vier Grade weit, auf beyden Seiten der Linie, ein beständiger und fast das ganze Jahr anhaltender Regen fällt, wodurch die Hitze sehr gemäfsigt wird [n]). — Hergegen fallen vom 4ten bis zum 16ten Grad so wohl der südlichen als nördlichen Breite die tropischen Regen, von deren Beschaffenheit schon mehreremale gesprochen worden [o]). So lange diese dauern, blasen die Etesii oder N. N. Westwinde. Zu einer andern Zeit aber wehen Südwinde, die von erstickender Eigenschaft sind, womit sich die Pest einzustellen pflegt [p]), die aber wieder aufhört, wenn die obigen N. N. Westwinde wieder zu wehen beginnen.

Es kann seyn, dafs der letzt genannte Wind in Aethiopien diese Beschaffenheit hat, und man ist auch in Egypten bisher der Meynung gewesen, dafs er die Pest dämpfe, weil nicht geläugnet werden kann, dafs mit seiner Entstehung die Pest verschwindet: allein der berühmte und oft von mir gelobte Lind [q]) ist hierüber ganz anderer Meynung;

n) Brüces Reisen a. a. O.
o) A. a. O.
p) Maillet l. c. p. 66.
q) A. a. O. S. 127.

nung; er ſagt: es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs die periodiſchen heiſsen Winde, die aus den Wüſteneyen von Nubien und Aethiopien kommen, die Luft in Egypten alsdenn bereits rein und geſund gemacht haben, wenn ſie aufhören, ſo daſs, wenn die kalten Nordwinde zu wehen anfangen, kein Peſtſtoff mehr vorhanden ſey, weil allen angeſteckten Sachen, als Hausgeräthe und Kleidungsſtücken, die Kraft der Anſteckung bereits genommen iſt. Es hat zwar dieſe Erſcheinung viele verleitet, dieſe Würkung den Nordwinden zuzuſchreiben; aber es kann dies nicht der Fall ſeyn, da die ſchrecklichſte Peſt allezeit in ihrer Heftigkeit gemildert, wo nicht gar ausgerottet wird, ehe dieſe kalten Nordwinde zu wehen anfangen. — In wie fern nun dieſes auch in Aethiopien ſtatt findet, muſs ich unentſchieden laſſen.

Das Innere von Aethiopien ſcheint waſſer- und menſchenleer zu ſeyn, — und die Menſchen, ſo da gefunden werden, beſchreibt man als Räuber und Menſchenfreſſer. — In einem ſo dürren Lande muſs es aber gewiſs am Lebensunterhalt fehlen; und der Zuſtand der Einwohner würde noch beklagenswürdiger ſeyn, wenn ihnen nicht durch Winde ganze Wolken von Heuſchrecken zugeführet würden, die ihnen ſowohl zur Speiſe dienen, als wie den Arabern bey Mecca, nach Haſſelquiſts und Niebuhrs Bericht. — An Salz ſoll's, dem berühmten Büffon zufolge, hier ebenfalls fehlen. — Man kann alſo leicht denken, daſs Mangel am Waſſer, an guten Nahrungsmitteln und Salz den Körper ſchlecht nähren, und in ihm den Grund zu vielen unreinen Krankheiten legen müſſe. — Dies iſt demnach die Urſache, warum

die Schriftſteller dieſe Menſchen als klein von Körper, mager und häſslich von Anſehen ſchildern. — Auſser der Peſt ſoll hier ein ſchlimmer Ausſatz herrſchen. Hier ſollen, nach dem Mead [r]), Blattern und Maſern zuerſt ihren Urſprung gehabt, und im Jahre 572 ſoll die erſt genannte Krankheit ihre Wanderſchaft aus Aethiopien nach Arabien, und von hier nach Egypten u. ſ. w. angetreten haben, womit aber jener oben aus dem Brüce angeführte Bericht nicht übereinſtimmt. In Aethiopien ſollen ferner die Menſchen mehr als einmal von dieſer Seuche befallen werden; hier ſollen ſie gelinder als in irgend einem andern Welttheile ſeyn; im Geſicht ſollen ſelten welche zum Vorſchein kommen, und wenn ja daſelbſt welche gefunden werden ſollen ſie ſo klein als Hirſe ſeyn, und nur klares Waſſer enthalten. Auf den Händen und an andern Theilen des Körpers aber ſollen ſie ſich nicht allein häufiger einſtellen, ſondern es ſollen auch recht eiternde Blattern ſeyn; bey allem dem ſoll man aber keine Blatternarben finden. Endlich ſo ſollen oft, nach Strabo's [s]) und Anderer Bericht, ſolche Geſchwüre an ihren Leib kommen, die einem geflügelten Ungeziefer zur Wohnung dienen. Auſser einem unausſtehlichen Jücken, ſollen dieſe Thiere unter der Haut im Fleiſche viele verborgene Gänge machen, und das Fleiſch bis auf den Knochen abfreſſen. Man hat dieſe Krankheit Acridophagia genannt. — Einige haben behaupten wollen: es erzeugten ſich dieſe Inſekten aus den unreinen Säften ſelbſt. Dem Cartheuſer ſcheint dies aber unwahrſcheinlich. — Zuletzt ſollen

r) Cartheuſer l. c. p. 193.

s) L. c. p. 1118.

ſollen alle die Menſchen, die dieſe Gegend von Aethiopien bewohnen, ſelten das Alter von 40 Jahren überſchreiten [t]). —

Die neuern Entdeckungen mögen zeigen, in wie weit dieſe Nachrichten gegründet ſind oder nicht. — Ich verweile um ſo viel weniger bey dieſem in aller Abſicht unbekannten Lande, da bereits an verſchiedenen Stellen dieſes Werks, als z. B. bey der Barbarey, bey Senegal, Nubien und Abyſſinien zum Theil von Aethiopien geredet worden.

Es liefert übrigens Aethiopien Weyrauch, der über Cairo nach Marſeille kömmt; Gummi Animä, Elemi; Euphorbium; Galbanum; Myrrhen und Sarcocolla. —

Je näher man der guineiſchen Küſte kömmt, je beſſer wird das Anſehen des Landes. Von demjenigen Theile des Nigerfluſſes an, der die ſüdliche Grenze des groſsen Königreichs Caſchna macht, bis zum Königreiche Tonuwah, welches zwiſchen dem fünften und zehnten Grad nördlicher Breite liegt, und an die Küſte der Chriſten grenzt, wo die Hauptſtadt Aſſente liegt, beſtehet das ganze Land aus Hügeln, Bergen und ungeheuren Wäldern. Doch giebt es hier auch weit ausgeſtreckte offne und ebne Gegenden, wo man viele Dörfer und groſse Viehherden antrift, die ſich in den Wäldern, auf den Bergen und Ebenen aufhalten. Das Land iſt ungemein fruchtbar; das Clima iſt milde; die Hitze gemäſsigt; die Landeseinwohner führen entweder ein Hirtenleben, oder ſie treiben Acker-

t) Strabo l. c.

bau, und leben unter Zelten von Büffelhäuten *u*). —

Auch das benachbarte Land Dahomy hat viele ſchöne Gegenden und einen ſehr fruchtbaren Boden, wo die Ananaſſe wild wachſen, und wo ein Ueberfluſs von Colokaſia; Kokosbäumen; Patatten; Ignamen; Bananen; Feigen und beſondere Arten von Weinſtöcken gefunden werden *x*). —

Dagegen ſcheint das Land am Fluſſe Gab von der Goldküſte tief im Lande hinein nicht das beſte zu ſeyn, weil die daher kommenden Sclaven die elendeſten von allen ſind, die nicht geachtet werden. Iſert *y*) ſahe einen jungen Menſchen von 15 Jahren, welcher einem Ourangoutang ähnlich ſahe; lange Haare hatte, und rothſchwarz von Farbe war. — Römer *z*) ſahe welche, die Zähne hatten, die wie Fuchsſcheeren in einander ſchoſſen, und nichts begieriger als Fuchsfleiſch fraſsen. — Man hat ſo gar behaupten wollen, daſs es im Innern von Afrika einen Stamm ſtummer Menſchen gebe *a*). Nichts iſt aber unwahrſcheinlicher, als daſs ein ganzer Stamm dieſen wichtigen Fehler haben ſollte. Einige Halbmenſchen, oder Ourangoutangs, mögen zu dieſer Behauptung Gelegenheit gegeben haben. Dieſe Baſtarte, ſagt Zuchelli, werden vom Menſchen und

u) Cuhns Samml. merkw. Reiſebeſchr. u. ſ. w. 2ter Theil.

x) Ebendaſelbſt.

y) Reiſen a. a. O.

z) Zimmermanns geograph. Geſch. des Menſchen u. ſ. w. Leipz. 1778.

a) A. a. O.

und Affen gezeugt. — Es trägt ſich nemlich zuweilen zu, daſs ſich Weibsperſonen in den Wäldern, wo es groſse und geile Affen giebt, verirren und von dieſen Beſtien genothzüchtigt werden. Zwey dergleichen Monſtra, die dem Menſchen ſehr ähnlich ſahen, ſind zu Loanda gebohren worden; einer davon wurde dem Gouverneur geſchenkt, der ihn mit nach Liſſabon genommen hat; der andere hat verſchiedne Jahre im Hoſpitio der Miſſion zu Loanda gelebt [b]). — Es irret ſich aber gewiſs Zuchelli, wenn er alle Orangoutangs für Baſtarte hält, da doch alle groſse Naturforſcher, als Linné, Büffon, Camper, Zimmermann u. d. gl. ſie als eine beſondre Art Affen finden, die aber freylich eine ſolche iſt, die viel menſchenähnliches in ihrem Gange auf den Hinterfüſsen; in ihrer Miene; Stellung des Körpers; Beſchaffenheit der Hände und Gelehrigkeit u. d. gl. haben. — Büffon ſahe einen, der ſetzte ſich zu Tiſche, entfaltete die Serviette, bediente ſich der Gabeln und Löffel ordentlich, und brachte damit die Speiſen zum Munde: er ſchenkte ſich den Thee ein, holte, auf ein gegebenes Merkzeichen, eine Taſſe, ſetzte ſie auf den Tiſch, goſs Thee ein, darauf Milch. — Herr de la Broſſe [c]) hatte zwey ſolcher Thiere auf ſeinem Schiffe: — das eine wurde davon krank; man lieſs ihm zweymal Ader; als es ſich nachher wieder krank fühlte, ſtreckte es den Arm dar, und verlangte wieder gelaſſen zu werden. — Aus le Guet führt Smellie [d]) noch eine andere Thatſache an.

b) Zuchelli's Reiſe nach Congo und ins Innere von Afrika — in Cuhns Samml.

c) W. Smellies Philoſophie der Natur, 2. B. S. 197.

d) A. a. O. S. 199.

an. Er ſahe ein Weibchen dieſer Art, das, wenn Fremde kamen, ſich ſchamhaft bezeigte, und mit ſeiner Hand die Geburtstheile bedeckte; wenn es Kopfſchmerzen hatte, ſo legte es ſich zu Bette, und band eine Binde vor den Kopf. — Pyrard ſagt: daſs man zu Sierra Leona dieſe Baris oder Ourangoutangs wie Bedienten gebrauche: ſie müſſen harte Subſtanzen im Mörſer zerſtoſsen; Waſſer in Töpfen, die ſie auf den Kopf ſetzen, holen: man muſs ihnen aber die Krüge vor der Thür abnehmen, ſonſt laſſen ſie ſie fallen, und fangen an zu weinen. — Smellie glaubt, durch Unterricht würden ſie auch ſprechen lernen können, ſo weit ihr Verſtand zureichte: aber die Unmöglichkeit hievon hat der berühmte Camper [e]) gezeigt, indem daran zwey Beutel in der Kehle hinderlich ſind. — Es bleibt alſo noch immer zwiſchen einem Menſchen und Ourangoutang ein groſser Unterſchied. — Selbſt die groſse Zehe an den Füſſen, die bey letzterm in groſser Entfernung von den übrigen Zehen ſteht, zeigt dieſen ſchon an. —

Anſtatt länger in dem innern unbekannten Afrika herum zu irren, wollen wir Afrika's weſtliche Küſten, die bekannter ſind, jetzt betrachten, worunter wir die groſsen Reiche Benguela, Angola, Loanda, Congo, Loango, Benin und die ſo genannten Gold-, Elfenbein- und Sclavenküſte verſtehen. — Man ſiehet hieraus leicht ein, daſs hier nicht allein die Rede von ſolchen Ländern ſey, die am Meere liegen, ſondern man verſtehet hierunter auch ſolche, die viele hundert engliſche Meilen

e) M. ſ. Herrn Zimmermanns Anmerkungen zum Smellie a. a. O.

Meilen weit davon entfernt landeinwärts gelegen sind. Die erst genannten Länder sind fast alle niedrig, werden oft von den Wellen selbst überschwemmt, wie dies der Fall bey della Mina ist *f*); sie sind dabey mit sehr vielen und dicken Büschen und Waldern besetzt; haben selten gutes Wasser; leiden oft vieles von den Tornados; haben fast beständig eine feuchte Luft und periodische Regen; Sümpfe und stehende Wasser vergiften die Luft, und die Hitze ist oft unausstehlich; daher sind auch alle diese so gelegenen Länder, mehr oder weniger, ungesund. —

Die Negern, welche hier an der Küste wohnen, nennt man Strandnegern, zum Unterschied der Bergnegern, welche weiter im Lande hinein auf den Bergen leben, wo es um 10 Grade des Fahr. Thermometers, wegen der höhern Lage, und weil eine Menge Bäume viele dephlogistisirte Luft absondern, gemäfsigter als am Strande ist, und die daher als gesund angesehen werden können *g*). —

Die ganze Küste von Guinea ist aufserordentlich fruchtbar, und bringt oft hundertfältige Früchte. — Sie sind aber alle sehr saftreich, kühlend, und oft sehr ungesund. —

Damit aber der Leser die Beschaffenheit dieses grofsen Landes näher möge kennen lernen, will ich von den einzelnen Ländern zwar kürzlich, doch von jedem insbesondere reden, und mit Benguela den Anfang machen. —

f) Cuhn, 1. Thl. a. a. O. S. 99.

h) Iserts Reisen a. a. O.

Benguela [b]) ist niedrig, fett, sehr fruchtbar, ob hier gleich selten Regen fällt; dabey ist aber die Hitze sehr grofs, besonders um die Mittagsstunde fast unerträglich; vom Mittag bis zum Abend kühlt ein angenehmes Lüftchen ab. — Allen Erfahrungen zu folge ist Benguela eins der ungesundesten Länder von ganz Afrika. Denn nicht allein die Luft ist giftig, sondern sie theilt auch diese schädliche Eigenschaft den Früchten mit, die das Land hervor bringt; so herrlich und schön auch ihr Ansehn und Geschmack seyn mag; — so giebt es hier z. B. 18pfündige Trauben. — Dies alles verleite aber einen Fremden nicht, seinen Gelüsten zu folgen, weil er dafür bald an seiner Gesundheit würde büfsen müssen, wie man dies an den vielen Europäern deutlich sieht, die kaum dem Tode entgangen sind, und ein mageres abgezehrtes Ansehen haben, als wenn sie aus dem Grabe wieder auferstanden wären. — Leute, die mehr Vorsicht gebrauchen, essen hier keine andere als von Europa mitgebrachte Speisen, und trinken das hier ebenfalls sehr schädliche Wasser gar nicht. Sind sie aber ja in die Nothwendigkeit gesetzt, von den Landesprodukten Gebrauch zu machen, so vermeiden sie doch die rohen Früchte, und essen keine andere als gekochte. — Wenn man aber die hiesigen Früchte mit zur See genommen hat; so verlieren sie, nach einigen Monaten, ihre schädliche Beschaffenheit, und können ohne Nachtheil genossen werden. — Fleisch kann und darf man hier auch nicht viel essen, weil es am zweyten Tage schon stinkt; es enthalten sich auch die hier lebenden Negern des Fleischessens sehr, und leben

b) Zuchelli a. a. O.

leben von ihren Früchten und von Dorra im Waſſer gekocht. —

Noch eine andere Warnung für Fremde, die Zuchelli ihnen giebt, iſt dieſe: daſs ſie ſich nie auf die Erde legen ſollen zu ſchlafen, weil dies von den ſchlimmſten Folgen iſt. —

Weil dies Land für Europäer als peſtilenzialiſch [i]) angeſehen werden kann; ſo pflegt auch die Krone Portugal nur wenige, auſser Prieſter und einige Verbannete, hiehin zu ſchicken. Sie läſst ihre Geſchäfte daſelbſt durch unterrichtete und oft ſehr treue Schwarzen und Halbmohren, ausführen [k]). —

Was von Benguela geſagt iſt, gilt auch von Loanda, nur mit dem Unterſchiede, daſs es hier öfterer regnet. — Aber dieſe Regengüſſe ſind für Weiſse ſehr gefährlich, weil ſie davon faſt unausbleiblich in ein Fieber verfallen [l]). — Warum nannte man ehemals den Scorbut die Krankheit von Loanda [m])?

Zu Angola [n]) und Congo fängt die Regenzeit am Ende Octobers an, und dauert den November und December durch; es fällt aber nur ein ſubtiler Regen, und es heiſst dieſe Zeit der kleine Regen; der Jänner und Hornung ſind meiſt trockne Monate; mit dem März fängt die groſse Regenzeit an,

i) Lind a. a. O. S. 51.

k) Ebendaſelbſt. S. 215.

l) Zuchelli a. a. O. S. 17.

m) Schreibers Erfahrungen und Gedanken von der Peſt. Petersburg 1752. S. 81.

n) Zuchelli a. a. O.

an, und dauert bis Ende Aprils; während dieſer ſechs Monate iſt die Hitze am gröſsten. Mit dem May fangen die kühlern Monate an, die bis zum October anhalten, worin faſt gar kein Regen verſpürt wird, jedoch iſt der Himmel die meiſte Zeit mit Wolken bedeckt.

Die Provinz Segno in Congo iſt ſehr ausgeſtreckt und ſehr bevölkert; indeſs wohnen die Neger hier nicht in Städten, ſondern meiſtentheils in den Wüſteneyen und Wäldern, deren es hier viele giebt. — Dieſe Menſchen bringen faſt ihre ganze Lebenszeit unter freyem Himmel zu, auſser da s ſie zur Zeit des Regens unter einer verdeckten Halle ſtehen. Sie eſſen ſelten gekochte Speiſen: ihre gewöhnlichſten Nahrungsmittel ſind Zugemüſe und Früchte des Landes; — ihr Brod iſt gebackener Beſſus von Carmina; ihr Wein iſt Palmſekt; und Oel vom Palmbaum iſt ihre Butter; gebratene Mäuſe machen für ſie einen Leckerbiſſen aus, desgleichen lieben ſie die Heuſchrecken. — Bey ſolchen Nahrungsmitteln erreichen doch viele ein hohes Alter, und Zuchelli ſahe eine 90jährige Frau; es ſind auch die Negern von Congo ſtarke Leute *o*). —

Ganz anders bezeigt ſich aber das hieſige Clima bey Europäern, die, wenn ſie auch aus Spanien nach Congo reiſen, dennoch aus einem gemäſsigten in ein ſehr heiſses Clima gehen, wo ſie viel zu leiden haben. —

Eben

o) Richard a. a. O.

Eben dieſe Beſchaffenheit hat es mit Loango *p*), wo die häufigen Regen an vielen Orten Sümpfe und Moräſte bilden, deren Ausdünſtungen die Luft ungemein verderben. Dennoch empfinden die Eingebohrnen davon nichts, ob's gleich den Europäern dagegen deſto ſchlimmer ergehet. —

Cacongo *q*) iſt weit geſunder als Loango, nicht deshalb, weil es hier nicht eben ſo viel als zu Loango regnen ſollte; ſondern das Land iſt höher, die Waſſer können beſſer ablaufen, und es giebt hier keine Sümpfe. —

Ich verlaſſe jetzt für eine kurze Zeit den ſüdlichen Theil von Guinea; und wende mich nach dem nördlichen Theile deſſelben, welcher ſich mit dem Cap Verde anhebt. Dieſe weit ausgedehnte Küſte *r*) ſcheint von weitem an den meiſten Orten ein flaches Land zu ſeyn, das mit tief herabhangenden Wolken bedeckt iſt. Wenn man näher hinzu kommt, ſo nimmt man gemeiniglich ſtarke Thaue wahr, die des Nachts fallen, und das Land iſt alle Morgen und Abende in einen Nebel gehüllet. Wenn man die Oberfläche des Landes unterſucht, ſo findet man, daſs ſolche mit einem luſtigen und beſtändigen Grün bekleidet, und mit einzelnen ſchönen Bäumen gezieret iſt; allerwegen findet man aber das Land ungebaut, auſser an wenig Orten, wo Reiſs gezogen wird, die meiſtentheils mit Waldungen und Gebüſchen umgeben ſind, die von erfriſchenden Seelüften nicht durch-

p) Abbe Proyarts Geſchichte von Loango, im Hannöverſch. Magazin v. J. 1781.

q) Ebendaſelbſt.

r) Lind a. a. O. S. 42.

durchdrungen werden können, und blos den wilden Thieren zum Aufenthalte dienen. Der Boden iſt, wie alle niedrige Lande, entweder ſumpfigt, oder voll Flüſſe und Bäche, deren ſchlammige Ufer mit Riedgras, Mangroves und dem ſchädlichſten Unkraute bedeckt ſind, an dem eine Menge Koth und Schlamm hängt, der einen unerträglichen Geſtank verbreitet. — Dieſe Ebenen *), wovon man aber Sierra Leona ausnehmen muſs, werden zweymal des Jahres, im Frühlings- und Herbſtäquinoctium, von der See überſchwemmet, die einen Schlamm auf denſelben zurücklaſſt, aus dem die Eingebohrnen Salz verfertigen.

Das Erdreich iſt, nach der verſchiedenen Lage ungleich. In den niedrigen Gegenden iſt es ein feſter Leim; in den höhern Strichen aber, als auf Sierra Leona, iſt es ſteinigt, doch überall fruchtbar. An einigen Orten findet man auch eine ſeifenartige Erde, welche ſo öligt iſt, daſs die Eingebohrnen ſie häufig mit ihrem Reiſs eſſen, wo ſie wie Butter ſchmilzt †). —

Um einen duetlichen Begriff von der Beſchaffenheit des hieſigen Clima's zu geben, will ich einen kurzen Auszug aus Matthews Tagebuch, das er, während ſeinem Aufenthalt zu Sierra Leona, 1785 und 1786 angefertigt hat, mittheilen.

Januar. Es gab in der Mitte des Monats drey bis vier Tage ſtürmiſches Wetter, ſtarken Wind aus Südweſten mit Blitz und Donner; — der übrige Theil des

*) Forſters und Sprengels Beyträge, 9. Theil; darinnen Joh. Matthews Nachrichten von Sierra Leona.

†) Ebendaſelbſt. S. 157.

des Monats war gelinde; es weheten Land- und Seelüftchen, es war angenehm; das Thermometer ſtand im Schatten des Morgens auf 75°; Mittags 85°, Abends 80°, aber der Mittagsſonne ausgeſetzt, ſtieg es auf 90 bis 100 Grad.

Februar. Ziemlich angenehme Witterung den ganzen Monat hindurch, mit beynahe beſtändigen und regelmäſsigen See- oder Landwinden; letztere fiengen gewöhnlich um 3 Uhr des Morgens an zu wehen, und hörten um 10 Uhr auf, oder veränderten ſich nach Nordweſten. In dieſer Jahreszeit ſind die Morgen und Abende äuſserſt angenehm, nur muſs man ſich hüten, nicht lange vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang in der Luft zu bleiben, wegen des ſehr häufigen und durchdringenden ungeſunden Thaues. Das Thermometer war gewöhnlich wie im vorigen Monate.

März. Anfangs ſtarker Regen; darauf folgten dicke Nebel; es blieb faſt immer trübes Wetter, ob gleich im Scheitelpunkt hell: — das Thermometer im Schatten 80 bis 90 Grad.

April. Regen um die Mitte des Monats mit ſchwüler, trüber Witterung, und Südwind. Gegen die letzte Zeit hell und ſchön. Das Thermometer im Schatten 80 bis 86 Grad.

May. Schwere Regengüſſe die drey erſten Nächte. Die ganze übrige Zeit hell und ſchön, mit regelmäſsigen Seewinden, die alle Tage von Nordweſt nach Südweſten giengen. Das Thermometer wie zuvor.

Junius. Anfangs hell und angenehm. Am 8ten Regen und Wind von Norden her; den 13ten Wir-

Wirbelwind: die übrige Zeit des Monats häufiger ſtarker Regen, und Südwind von Südoſten und Südweſten. Die Luft rauh, feucht und kalt. Das Thermometer fiel oft bis auf 72 °, und wenn die Sonne kam, ſtieg es bis auf 85 und 90 Grad.

Julius. Den ganzen Monat hindurch ſtarker und häufiger Regen; Gewitter und heftige Wirbelwinde; veränderlicher Wind, meiſt aus Norden; das Thermometer wie im vorigen Monate.

Auguſt. Viel Regen, mit ſtarkem Südwind und trüber widriger Witterung. Das Thermometer hoch, bis 90 Grade.

September. Häufige Regenſchauer, aber wenig anhaltender Regen; oft Windſtille; ängſtliches ſchwüles Wetter. Vom 18ten alle 24 Stunden Wirbelwinde, die mit heftigem Sturm, Gewitter und übermäſsigen Regen verknüpft waren, aber die Luft ſehr reinigten. Das Thermometer wie vorhin. —

October. Anfangs Winde aus allen Gegenden, oft Windſtille, Gewitter, ſchwüles, heiſses Wetter. Die Wolken hiengen nahe auf dem Erdboden, und der Druck der Luft hatte merklichen Einfluſs auf Leib und Seele der Europäer, und auch der Eingebohrnen. Vom 10ten bis zum 21ten alle Tage ein heftiger Wirbelwind mit ſtarken Landwinden: Morgens von Oſtſüdoſt, die ſich gegen 10 Uhr nach Norden und Nordweſten; um Mittag endlich nach Weſt und Südweſten drehten. Am Ende des Monats häufige Regen des Nachts, mit Donner und Blitz; heiſses Wetter; das Thermometer, ſelbſt des Nachts, nicht unter 80°.

Novem-

November. Gleich Anfangs ſtellet ſich der Rauch ein, ſo nennt man die ſchädlichen Dünſte, die die groſse Hitze aus der Erde lockt; ſie ſehen aus wie der Dampf, der von groſsen Brauereyen aufſteigt, und bedecken die ganze Gegend umher. Das Wetter iſt dabey unmäſsig heifs, drückend und ängſtlich, und verurſacht eine ſolche Schwäche, Erſchlaffung und heftigen Schweifs, daſs man glaubt, der ganze Körper löſe ſich auf. Dies iſt die ungeſundeſte Jahreszeit, ſelbſt die Eingebohrnen empfinden ihren ſchädlichen Einfluſs. Ein beſtändig unterhaltenes Feuer und die Chinarinde ſind die beſten Verwahrungsmittel dagegen. Während dem Rauche wehen meiſtens ſtarke Landwinde. Gegen Ende des Monats Sturm- und Wirbelwinde. —

December. Bis zum 10ten war die Witterung wie am Ende des vorigen Monats. Vom 10ten bis zum 18ten Nordoſtwind und ein ſo dicker Nebel, daſs er den Strahlen der Mittagsſonne undurchdringlich war. Während dem iſt die Luft rauh und kalt, und hat die widrigſten Würkungen auf den Körper; alle Tranſpiration wird gehemmet; die Haut wird trocken, hart und ſpringt auf, und Catarrhe, hitzige Krankheiten und kalte Fieber entſtehen. Selbſt die Thiere und Vögel ſcheinen ihren ganzen Muth zu verlieren, und man höret keinen Laut in den Wäldern; alles Holz trocknet erſtaunlich ein; das Thermometer ſteigt ſelten höher als 75°. Im letzten Theil dieſes Monats ſtieg das Thermometer in der Sonne auf 110°.

Aus dieſer Beſchreibung gehet hervor, daſs die Monate vom December bis May die trockne, die übrigen aber die naſſe Jahreszeit ausmachen.

Die Sturmwinde fangen gemeiniglich früh im Junius an, und dauren bis gegen Ende des Julius; dann heben sie noch einmal mit dem October an, und dauren bis Ende des Novembers. —

Der hier eben angeführte Nebel verdient noch eine nähere Bestimmung seiner Eigenschaften. Die erste und vornehmste ist die, dafs er in dem Grade trocken ist, in welchem der Nebel in Europa feucht ist. Isert *u*) untersuchte ihn mit einem de Lücschen Hygrometer, und fand, dafs, wenn das Queckfilber in Europa bey der mittlern feuchten Luft auf 50 bis 60° steigt, das Queckfilber bey einem Hamattan (so nennt man diese Winde, die längst der ganzen Afrikanischen Küste vom December bis März häufig sind) auf 178° steigen müsse, wenn es nur eine solche hohe Scala hätte.

Der Wind hat an jedem Orte seine bestimmte Richtung, und folgt oft unmittelbar auf Regen, und wehet nie stark. Seine Würkung auf Thiere und Pflanzen sind auffallend stark; alle zarte Pflanzen verwelken; alle Thüren und Fensterladen weichen aus ihren Fugen; das Thermometer fällt oft um 10 Grade; man mufs sich daher warm kleiden; alle Theile in und am Munde werden ganz trocken und spröde; man mufs oft trinken. Hält dieser trockne Nebel 5 bis 6 Tage an, so löset sich die Haut ab und fallt schuppenweise weg; die Ausdünstung wird unterdrückt; kömmt man dennoch in Schweifs, so riecht er wie Hirschhorngeist. — Dafs er der Gesundheit nachtheilig seyn solle, leugnet Robert Norris *x*), welcher den Hamat-

u) Reise nach Guinea, Koppenhagen 1788.

x) Forsters und Sprengels Beytr. 13. Th. S. 272.

Hamattan vielmehr der Gesundheit sehr ersprieſslich hält; nicht allein, sagt er, heilen alsdann alle Wunden bald, sondern es hören zu der Zeit auch alle Fieber, die da herrschen, auf, und Kinderblattern, Ruhren und anhaltende Fieber verschwinden. Man inoculirte einsmalen bey vielen Kindern, kurz vor dem Hamattan, die Blattern, welche alle glücklich abliefen; als man nun während dem Hamattan damit fortfuhr, so blieben die Blattern aus, und man glaubte, es sey alles überstanden; aber erst nach einigen Wochen, als sich der Wind gelegt hatte, stellten sich die Blattern ein. — Es scheint also, dem berühmten Lind sey die Natur dieses Windes und Nebels nicht recht bekannt gewesen, weil er ihn theils für feucht y) hält, und ihm dann zweytens tödtliche Eigenschaften zuschreibt; ja drittens, weil er dessen Erscheinung für so selten hält, dass er nur in einigen Jahren zum Vorschein komme. Was das erste anbetrift, so widerlegt das Hygrometer diese Behauptung unwiderſprechlich. Die gesunde Auswürkung desselben bestätiget auch Dobson z), welcher versichert, dass alle Faul- und bösartige Fieber dadurch geheilet würden. — Sollte man auch nicht annehmen dürfen, dass zwischen dem Hamattan und den dürren, heiſsen und versengenden Winden in Coromandel, Aethiopien und Egypten, denen doch Lind die heilsamsten Eigenschaften in Stillung der Pest und anderer bösen Seuchen, wie wir oben gehöret haben, zuerkennt, eine grosse Aehnlichkeit statt finde? —

y) A. a. O. S. 47.

z) Nieuwe nederlandsche Bibliotheck 7. Deel 1. Stuck. Amsterd. 1785.

Freylich verurſachet, während ſeinem Daſeyn, der Hamattan Catarrhe und andere Beſchwerden an der Haut, wie bereits oben iſt gemeldet worden; aber man kann ſich dadurch einigermaſsen gegen ihn ſchützen, daſs man ſich zu Hauſe hält, und den Leib mit Oel ſalbet [a]). — Endlich ſo verwechſelt Lind den Hamattan mit einem andern peſtilenzialiſchen Dunſt, welcher ſich nur alle 5 bis 6 Jahre einſtellt und aus der Erde hervorſteigt. Bey dieſem Dunſt wird die Luft vergiftet, es entſtehen Seuchen, und es werden ſo viele Menſchen alsdann weggerafft, daſs kaum welche übrig bleiben, die die Todten begraben können [b]). Alles dies trift nicht bey dem Hamattan zu; er ſcheint nicht aus der Erde zu ſteigen; es iſt vielmehr ein gelinder Wind, der einen feinen Staub führt von weiſser Farbe, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Heerrauch vom Jahre 1783. Er erſtreckt ſich auch über die ganze afrikaniſche Küſte vom Cap Verde an bis zum Cap Lopez; kömmt aber nicht überall, wie ebenfalls einige, z. B. Lind und Richard, irrig behauptet haben, von einer und derſelben Gegend her.

Zu Whida kömmt er, wie Richard richtig bemerkt hat, aus Nordoſt, und ſcheint von den zwey groſsen Ebenen in Aethiopien, deren eine Seite mit Salz bedeckt iſt, und die Duncala und Tigra heiſsen, ſeinen Urſprung zu nehmen. Aber auf der Goldküſte kömmt dieſer Wind aus Südoſt; auf den Inſeln de Los iſt er nördlich von Sierra Leona; am Gambiafluſs endlich, beym Cap Lopez

a) Allgem. Hiſtorie der Reiſ. 17. B. S. 646.

b) Robert Norris a. a. O. S. 272.

pez kömmt er aus N. N. Oſt. [c]). — Von allen bisher abgehandelten Winden ſind die Tornados oder Travados noch unterſchieden, welches eigentlich heftige Gewitter ſind, die oft ſchleunig und unvermuthet entſtehen. Mit ihnen gehet gemeiniglich die ungeſunde Jahreszeit, wie oben bey Senegal angemerkt worden iſt, an, worauf ich mich hier beziehe, und nur anmerke, daſs ſie an der ganzen Guineiſchen Küſte häufig vorkommen, und zwar am häufigſten vom April bis Junius.

Noch eine Anmerkung, die die ganze Küſte von Guinea, ſo weit mir bekannt iſt, angehet, iſt dieſe: daſs das Barometer ſelten ſeinen Stand ändere. Gemeiniglich ſteht's auf $29\frac{5}{10}$ Zoll; in 10 Monaten ſahe man nur $\frac{1}{10}$ Zoll Unterſchied [d]).

Gewiſs kann man nunmehro aus den angeführten Gründen abnehmen, daſs es in gewiſſen Monaten nicht leicht ein ungeſunderes Land in der Welt geben könne, als die niedrigen Küſten von Guinea. — Die höher gelegenen Länder aber, die von den Bergnegern bewohnt werden und die weiter von der See entfernt ſind, als wie das Land der Aquapimmer [e]); das Königreich Sarakolet [f]); die Republik Bondu und das Land Giangare, haben, dem Anſchein nach, ein weit geſunderes Clima. — Weil mir aber davon kaum etwas zuverläſſiges bekannt iſt; ſo kehre ich nach der Küſte ſelbſt wieder zurück.

c) A. a. O.

d) Iſert a. a. O.

e) Iſert a. a. O.

f) Forſter und Sprengel a. a. O. 13. Th. S. 60.

Abgerechnet, dafs das Land, welches aber doch einer grofsen Verbeſſerung fähig iſt, wenn man die Sümpfe austrocknete und die Wälder umhauete, ſo uncultivirt und ungeſund iſt; ſo ſollte man übrigens glauben, hier herrſche ein immerwährender Frühling, denn man hört im December die Nachtigallen ſchlagen, und es blühen zu dieſer Zeit Pomeranzen und Appelſinen hier wild.

Dies führet mich auf die Nahrungsmittel der hieſigen Negern. — Es iſt faſt unglaublich zu hören, dafs Menſchen in einem ſo fruchtbaren Lande, wie dieſes iſt, Mangel leiden können; gleichwohl iſt dies oft der Fall mit den trägen Einwohnern dieſes Landes, die nicht mehr ſäen und pflanzen, als die höchſte Noth erfordert. — Reifs erbauen indeſs doch viele Negern. Aufserdem eſſen die Strandnegern Maisbrod, oder Kuchen, ſo daraus gebacken werden; ſie eſſen ferner Fiſche, vielerley Gemüſe, aber keinen Sallat. — Die Jamswurzeln werden bey ihnen wohl an die 25 Pfund ſchwer, und daraus machen ſie ebenfalls Brod. — Die Bergnegern eſſen ſelten Fleiſch, gemeiniglich einen Pudding, worüber ſie eine Sauce gieſsen, die aus Piſangblättern, Schöpſen-, Hühner- oder Affenfleiſch gemacht iſt, wozu ſie die Milch aus Oelpalmennüſſen ſetzen; ihr Getränke iſt Waſſer oder Palmwein g). — Dieſe Simplicität erhält die Menſchen geſund, widerſtehet der Fäulnifs und dem Scharbock. — Aber die Vermögenden machen auch hier, wie überall, Ausnahmen. Die reichen Negern, die ihn bezahlen können, trinken gar zu gern Branntewein. So erzählt man z. B. vom Könige

g) Iſert a. a. O.

Könige der Akemiſten Frempung, daſs er mit einigen ſeiner Freunde in einer Nacht ein paar Anker Branntewein habe ausleeren können; ſie ſetzten das Faſs auf den Tiſch, ſchlugen ihm den Boden ein, und ſchöpften mit Bechern daraus [b]). — In Anſehung des Waſſers und Salzes iſt hier oft ſehr groſse Verlegenheit. — An den meiſten Orten iſt ſowohl das Regen- als Fluſswaſſer ſehr ungeſund, und es hüten ſich die Negern ſehr, vom Regen naſs zu werden, oder ſich in ſüſsem Waſſer zu baden. Sie ziehen das Salzwaſſer in dieſen Fällen dem Fluſswaſſer vor [i]). Um daher gutes trinkbares Waſſer aus dem Salzwaſſer auf die einfachſte Weiſe zu erhalten, hat man zu Guitta folgenden Verſuch angeſtellt. Man hat in der Entfernung von 100 bis 150 Schritten vom Meere tiefe Löcher von acht bis neun Fuſs in den Sand gegraben, und man hat gefunden, daſs ſich das reine ſüſse Waſſer, mit Zurücklaſſung des Salzes, darinn angeſammlet; indeſs fand man doch, daſs man faſt alle drey Tage neue Gruben machen muſste [k]). Wie man zu Sierra Leona Salz mache, iſt oben angezeigt worden; aber es giebt auch Gegenden zu Guinea, wo nichts ſeltener als Salz iſt. Dies iſt der Fall auf der Goldküſte, einige Meilen unter Akkra, woher die mehreſten Sclaven gebracht werden. Hier hat eine Handvoll Salz den Werth von zwey Sclaven [l]). — Da indeſs die Negern das Salz ſo ſehr lieben, ſo muſs man

b) Römers Nachrichten von der Küſte von Guinea im Teutſchen Merkur v. J. 1783. Mon. Novemb.

i) Lind a. a. O. S. 46.

k) Iſert a. a. O.

l) Franke a. a. O. 1. B. S. 86.

ſie Anfangs wohl hüten, daſs ſie davon nicht zu viel bekommen.

Groſse Vorſorge für ihre Geſundheit tragen die Negern eben nicht. Die vornehmſte beſtehet wohl darinn, daſs ſie Morgens und Abends ihren Leib waſchen und mit Palmöl ſalben; dieſes halten ſie überhaupt nicht allein für geſund, ſondern auch für das beſte Verwahrungsmittel gegen die Hautwürmer, als eine der beſchwerlichſten Krankheiten [m]; auſserdem baden ſie ſich alle Tage [n], und mit ihren Kindern verfahren ſie eben ſo; man wäſcht ſie nemlich Morgens und Abends und reibt Palmöl in die Haut [o].

Für die Weiſse ihrer Zähne ſind ſie ſehr beſorgt, und reiben ſie täglich mit einem gewiſſen zuſammenziehenden Holze [p]. So angenehm ſie ſich auch durch ihre Zähne machen, ſo widrig machen ſich die Negern auf der Goldküſte durch ihre Nägel, die ſo lang ſind, daſs ſie wohl eine halbe Unze Goldſtaub damit faſſen können [q], und noch ſchlimmer würde es einer empfindſamen Europäerinn ſeyn, wenn ſie mit einer Negerdame, die entweder einen ganzen Beutel von Zibeth um den Hals hängen hat [r], oder, wie zu Sierra Leona geſchieht [s], mit einem Frauenzimmer, die ihren

m) Bibliothek der Geſchichte der Menſchheit, 2. B. S. 4.

n) Ebendaſelbſt S. 20.

o) Ebendaſelbſt S. 53.

p) Iſert a. a. O.

q) Bibliothek a. a. O. S. 6.

r) Iſert a. a. O.

s) Allgem. Hiſt. d. R. nach den Atkin.

ihren ganzen Leib mit Zibeth beſalbet hätte, in Converſation ſeyn müſste.

Im Genuſs der Speiſen ſind die meiſten Negern ſehr mäſsig; man verſichert, daſs der ſtärkſte Kerl von einem halben Pfunde Brod und dem dritten Theile eines Weiſsfiſches geſättiget werden könne [t]); ſie lieben oben drein nicht die Abwechſelung, und ſind bey ihrem Hundefleiſch, bey ihrem Brey aus Mais, oder Cleome, der oft ſo dick wie Vogelleim iſt, bey ihren Klöſsen aus den Jamswurzeln und einigen andern ſehr vergnügt. Sie machen ſich eben nichts daraus, verfaulte Fiſche zu eſſen, nur muſs der ſpaniſche Pfeffer, den ſie an allen Speiſen häufig genieſsen, nicht fehlen [u]).

Muſs man nicht vermuthen, daſs dieſe Nahrungsmittel zu der auſserordentlichen Fruchtbarkeit von Guinea, die kaum ihres gleichen hat, vieles beytrage? Bosmann [x]) kannte in Guinea Männer, die über 200 Kinder gezeugt hatten und er ſahe einen Neger, der ſich glücklich ſchätzte, daſs ihm von 140 Kindern noch 70 übrig geblieben waren. — Auch Smith [y]) bezeugt, daſs hier Väter von 100 Kindern nichts ſeltenes ſind. Jährlich werden an die 60000 Sclaven aus Guinea geführet, und man rechnet wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daſs ſeit der Entſtehung des Sclavenhandels an die 18 Millionen Seelen aus dieſem Lande geführet worden ſind [z]). Welches

t) Cuhn a. a. O. 1. Th. S. 99.
u) Iſert a. a. O.
x) Allg. Hiſt. d. R. 4ter Band.
y) Richard a. a. O.
z) Iſert a. a. O.

Land könnte wohl, ohne im gleichen Grade bevölkert zu seyn, einen solchen ungeheuren Menschenverlust ertragen, ohne nicht ganz leer von Einwohnern zu werden? Man kann zwar nicht leugnen, dass viele grosse Städte und Gegenden in Guinea, die ehemals sehr volkreich waren, jetzt von Bewohnern entblösst sind; man siehet dies am Lande Aquamboe und Ackim; indess bleiben doch noch Länder genug übrig, die an Seelenzahl reich sind. Auch zu Congo merkt man die Abnahme; denn ehemals konnten ihre Fürsten 400000 Mann ins Feld stellen, jetzt nicht mehr [a]). Aber man stellt auch diesen Negern sehr nach, weil es wohlgewachsene und starke Leute sind [b]).

Sollte man nicht auch glauben, Guinea müsse deshalb, weil es so volkreich ist, sehr gesund seyn? Es beweiset die Erfahrung unwidersprechlich, dass die Eingebohrnen von dem ungesunden Clima nicht so viel leiden, als Fremde. Da aber nicht alle Oerter gleich ungesund sind, so müssen wir die schlimmsten jetzt namhaft machen. Erstlich so ist die Gegend am Voltafluss höchst ungesund [c]); denn dieser Fluss tritt in den Monaten Julius und August aus seinen Ufern, überschwemmet die benachbarte Gegend, und macht sie zum Reisbau, der hier auch gezogen wird, geschickt. Dabey ist hier die Hitze über alle Maasen gross: im Jahr 1784 stand den 20. Febr. das Thermometer im Zimmer auf 91°, in der Sonne aber auf 130°; im März stand es im Zimmer auf $93\frac{1}{2}$°, im Offnen

a) Zuchelli a. a. O.

b) Richard a. a. O.

c) Isert a. a. O.

Offnen aber auf 134°, wobey noch bemerkt wurde, dafs es im Sande um 5° gefallen ſey. — Braucht's wohl weiter Beweiſe, dafs kein Land, an Hitze wenigſtens, dieſes leicht übertreffen könne?

Whida iſt ebenfalls ſehr ungeſund, theils weil ſein Boden aus einem ſehr feinen weiſsen Sande beſteht, der ſich der Geſundheit allezeit nachtheilig bewieſen hat [d]), theils auch deshalb, weil die Seeluft hier nicht hin gelangen kann, ohne über einen kleinen Bach zu gehen, der einige Waſſerpflanzen hervorbringt, und allezeit mit einem faulen Schlamme überzogen iſt [e]). Die Whidaſchwarzen haben aber hiervon keine nachtheilige Empfindung; ſie ſind ſo munter und ſtark, dafs de Marchais [f]) verſichert, oft Negern geſehen zu haben, die mit einer Laſt von 100 Pfund, die ſie auf dem Kopfe liegen haben, ſo ſchnell fort traben, dafs ein lediger Fufsgänger ihnen kaum gleich bleiben kann.

Ferner gehört Benin, ſeiner vielen Moräſte, Wälder und Inſekten wegen, wie Bosmann [g]) berichtet, unter die ſehr ungeſunden Lander; denn ſelbſt in der trocknen Jahreszeit, wo doch ſonſt andere Länder von Guinea für Europäer nicht ſchädlich ſind, taugt's hier ebenfalls nicht [h]), ja die Luft iſt hier faſt peſtilenzialiſch, und dies geht

d) Lind a. a. O. S. 123.

e) Lind a. a. O. S. 147.

f) Allg. Hiſt. d. R. 4. B. S. 311.

g) A. a. O. S. 445.

h) Lind a. a. O. S. 45.

geht ſo weit, als das Vorgebürge von Lopez reicht [i]).

Die höchſt ſchädliche Beſchaffenheit des Forts della Mina rührt von folgenden Urſachen her [k]). Erſtlich ſo liegt der Ort ſo nahe an der Seeküſte, daſs beſtändig die Wellen daran ſchlagen; zweytens ſo hat der Ort einen ſalzigen Fluſs, und es fehlt an gutem Trinkwaſſer; in den Regenmonaten ſind die Nächte kühl; jetzt iſt auch die einzige Zeit, Waſſervorrath in Ciſternen zu ſammlen, das aber bald verdirbt, und dann gekocht werden muſs, weil es voller Würmer iſt. Die, ſo das Waſſer ungekocht trinken, ziehen ſich davon allerley Beſchwerden zu: unter andern bekommen ſie an allen Gliedern Geſchwüre, aus welchen, unter groſsen Schmerzen, $1\frac{1}{2}$ Elle lange Würmer, nemlich die Vena Medinenſis, herauskriechen. — Die Hitze iſt hier ebenfalls vom December bis zum Februar unausſtehlich. — Beweiſe genug, daſs della Mina eine faſt peſtilenzialiſche Witterungsconſtitution habe.

Unter den angrenzenden Inſeln iſt St. Thomas die allerungeſundeſte. Oft ſtirbt hier die ganze Portugieſiſche Beſatzung [l]). Die Urſache hievon iſt, weil alle Morgen ein dicker Dunſt oder Nebel aus der Erde ſteigt, der bis 10 Uhr anhält; dabey iſt es hier das ganze Jahr durch nicht allein feucht, ſondern auch ſehr warm, auſser im Heumonate, wo kalte Südoſt- und Südweſtwinde wehen. Dieſe Urſachen ſind ſo nachtheilig, daſs von 100 Fremden,

i) A. a. O. S. 51.

k) Cuhns Sammlung u. ſ. w. S. 99.

l) Richard a. a. O.

den, die hier sich niederlassen, kaum 10 am Leben bleiben *m*). Wahrscheinlich sind indefs doch auch viele, wegen ihrer lüderlichen Lebensart und weil sie den Saft der Kokosnüsse misbrauchen, an ihrem Unglück selbst schuld — denn unter den Einwohnern zählt man sehr alte Leute. —

Dies sind die ungesundesten Oerter auf Guinea, denen ich sogleich noch die Gegend von Catchou beyfügen werde. Weniger nachtheilig sind die Insel Goree, die Festung Dixcoven, Sucondee und Corso; der allergesundeste Ort aber, das Montpellier der Portugiesischen Besitzungen in diesem Theile des Erdbodens, ist die Stadt Salvadore *n*). Dieser Ort, ob er gleich nahe am Aequator liegt, hat eine erhabene Lage, und ist in seiner Nachbarschaft von wilden Waldungen und Gebüschen gesäubert, daher sind sie auch gröstentheils von allen Seuchen eines ungesunden Clima's frey. —

Ob wir gleich an verschiedenen Orten gesagt haben, dafs die Negern sich auch an den ungesundesten Gegenden ziemlich wohl befänden; so sind doch die Eingebohrnen selbst nicht frey von allen Krankheiten. Sie leben meistentheils nicht lange *o*) und empfinden an verschiedenen Oertern ihres Landes eben so verschiedene Grade einer reinen und ungesunden Luft, als in Europa oder in irgend einem Theile der Welt empfunden wird. Da nun die Landeseinwohner oft selbst nicht frey bleiben, wie kann man erwarten, dafs Fremde, die

m) Neuhoffs Reisen l. c.
n) Lind a. a. O. S. 52.
o) A. a. O. S. 58.

die ans Clima nicht gewohnt ſind, hier an den ſchlimmſten Oertern geſund bleiben ſollten?

Folgende Beſchreibung, die aus einem Tagebuche eines Schiffes genommen iſt, welches die Flüſſe von Guinea und zwar nach Catchou hinaufſegelte, wird uns von der wahren peſtilenzialiſchen Luft ein richtiges Bild liefern können. — Bis gegen Ende des Aprils *p*), ſo heifst es im Tagebuche, war es trocken Wetter, nun fiengen feine Regen an, die ſich mit dem May vermehrten, da es zuweilen einige Tornados gab. Vom Jun. bis zum October fielen gleichfalls oft heftige Regenſchauer ein. Die Leute befanden ſich hier 30 Meilen weit von der See in einem durchaus unbearbeiteten, mit Waſſer überſchwemmten, mit dicken unzugänglichen Waldungen umgebenen, und mit Schlamm überlaufenen Lande. Die Luft war verdorben, ſtinkend und dick, dergeſtalt, daſs die Fackeln oder Lichter dunkel brannten, und zu verlöſchen ſchienen, ſogar die menſchliche Stimme verlor ihren natürlichen Klang. Der Geruch des Erdbodens und der Häuſer war widrig und ſtinkend; weit ſchlimmer aber waren die vom faulen Waſſer in den Gräben empor ſteigenden Dünſte. Unterdeſſen ſchien dies alles noch erträglich gegen die unendliche Menge Inſekten, die überall, ſowohl auf dem Boden, als in der Luft herumſchwärmten, und die, ſo wie ſie durch die Fäulniſs des Dunſtkreiſes entſtanden zu ſeyn und gehegt zu werden ſchienen, die Unreinigkeit deſſelben gröſstentheils vermehren halfen. Die wilden Bienen aus den Wäldern, nebſt Millionen Ameiſen bekrochen und verderbten das Hausgeräthe;

p) Lind S. 60.

räthe; zu gleicher Zeit verfinſterten Schwärme Motten öfters die Luft, und löſchten ſogar in ihrem Fluge die Lichter aus; die gröſste Plage aber waren die Mücken und Sandfliegen, deren unaufhörliches Summen und ſchmerzhaftes Stechen noch unausſtehlicher, als alle andere Zufälle waren. Ueberdem vertrieben die Fröſche mit ihrem unangenehmen Quacken allen Schlaf. —

Laſſen wir jetzt die Krankheiten von Guinea ſelbſt betrachten. Ich will dies Verzeichniſs mit der Schilderung derjenigen Krankheit anfangen, womit das oben benannte Schiff, welches mit 51 Mann beſetzt war, befallen wurde, weil dieſe Menſchen die möglichſt ungeſundeſte Luft einathmeten. Vor dem Anfang des Regens waren ſie geſund *q*); im Monat Junius wurden ſchon zwey Drittheile von den Weiſsen krank, und im September waren zwey Drittheile todt. — Die Hauptkrankheit war ein dem Nervenfieber zunächſt kommendes Fieber; das Gehirn litt, und der Puls war klein. Der erſte Anfall geſchahe des Nachts, mit Brechen oder Faſeln, daher verlieſsen viele unvermuthet das Bette, liefen mit nacktem Körper ins Freye, wurden durchnäſſet; das Faſeln hörte davon zwar auf eine kurze Zeit auf, kam aber bald wieder; das Fieber hatte Nachlaſſungen; die Patienten wurden ſchlafſüchtig; der Puls ſank; es folgte eine Reihe von Nervenzufällen; ihre Haut wurde oft gelb; gallichtes Erbrechen und Stühle waren öftere Zufälle. — Ein abzehrender Bauchfluſs, eine Gelbſucht, Waſſerſucht, oder Verſtopfung der Eingeweide folgten bey denen,

q) Lind a. a. O.

nen, die nicht im Fieber umkamen; bey vielen war das Fieber ſo unmerklich, daſs Faſeln und ſogar der Tod entſtand, ohne daſs die Patienten einmal zu Bette gelegen hatten. —

Aehnliche Fieber hat man zu della Mina, Benin, Loango und andern ungeſunden Gegenden oft bemerkt. —

Die Rettung der Patienten beruhet in dieſem Fieber, nach vorher angewandten gelinden antimonialiſchen Brechmitteln und Zugpflaſtern, auf einer reichen Gabe der Chinarinde, wovon in den erſten 24 Stunden alle 2 bis 3 Stunden zwey Drachmen gegeben werden müſſen. Hingegen muſs man die Lanzette in dieſen Fiebern höchſt ſelten gebrauchen. —

Es iſt zum Erſtaunen, wie verſchwenderiſch man ehemals dies Mittel in dieſem Welttheile gebraucht hat, blos aus der falſchen Vorausſetzung, daſs das mitgebrachte europäiſche Blut an allem Uebel Schuld ſey. Dies verleitete Zuchelli [r]), zu behaupten, Aderläſſe ſeyen in den Fiebern zu Congo das beſte Mittel: wer hier geſund ſeyn wolle, müſſe vorher alles alte Blut wegſchaffen, und ſolches erſt aus den Speiſen des Landes wieder erſetzen. Auf dieſe Weiſe empfinde man die Hitze des Landes nicht mehr ſo ſtark; es ſchade nicht, ſagt er, ob man gleich blaſs von Farbe werde. Er rühmt das Verfahren der Portugieſen, die ihre Sclaven im Aderlaſſen unterrichten laſſen, weil ſie dadurch Gelegenheit erhielten, brav viel Blut laufen zu laſſen.

Merola

r) A. a. O.

Merola *s*) ſtimmt in Anſehung des Aderlaſſens mit vorbenanntem Schriftſteller überein; er ſagt: wenn man in Kakongo von einem hitzigen Fieber befallen wird, ſo muſs man faſt alles Blut aus den Adern abzapfen, und deſſen Verluſt wieder durch die Speiſen des Landes erſetzen. — Wenn die Patienten, ſetzt er hinzu, im Leben bleiben; ſo geſchieht die Geneſung ſehr langſam, und erfordert oft 3 Jahre. — Ein anderer Schriftſteller, Carli *t*) nemlich, der ſich eine lange Zeit in Angola aufgehalten hat, beſtimmt ohngefähr die Anzahl der Aderläſſe, die man hier in einem Fieber vornehmen müſſe. Er ſahe nemlich den Pater Michel Angelo, dem funfzehnmal Blut war genommen worden, an dieſem Fieber ſterben, und glaubte daher, der Patient ſey des haufigen Blutlaſſens wegen geſtorben; allein der Arzt war anderer Meynung, und verſicherte ihm, dals, wenn es dreyſsigmal würde geſchehen ſeyn, der Pater nicht geſtorben wäre. — Carli wurde ſelbſt nachher von dieſem Fieber heimgeſucht, und man lieſs ihm vier und zwanzigmal Ader; ſehr langſam erholte er ſich, und es giengen 3 Jahre damit hin, ehe er wieder zu Kräften kam, und ihm wurde in allem 97mal Blut abgezapft. Dieſer groſse Blutverluſt zog ihm faſt eine völlige Blindheit zu. —

Da aber die Entzündungsfieber, wenigſtens während der naſſen Jahreszeit, hier äuſserſt ſelten ſind *u*), ſo kann in oben beſchriebenen Nerven- und

s) Allg. Hiſt. d. R. 4. B. S. 599.

t) A. a. O. S. 551.

u) Linda. a. O. S. 55.

und ſchleichenden Fiebern, die nur den Graden nach in den verſchiedenen Gegenden von Guinea verſchieden ſind, das häufige Blutlaſſen mit keiner vernünftigen Theorie beſtehen, ſo wie ihr auch die Erfahrung widerſpricht. —

Die zweyte für die Europäer im hieſigen Clima höchſt nachtheilige Krankheit iſt die Ruhr, die auch zuweilen zu anderer Jahreszeit zum Vorſchein kömmt und ſehr tödtlich iſt [x]).

Auch die Colik von Poitou iſt hier nicht ſelten und von der nemlichen Beſchaffenheit, wie in Weſtindien [y]). Eine der gemeinſten Krankheiten aber iſt der Hautwurm, der Afrika eigen zu ſeyn ſcheint.

Es ſcheint nöthig zu ſeyn, zu beweiſen, daſs dies ein würklicher Wurm, und nicht ein aponeurotiſcher Theil ſey, wie Herr Doctor Fielitz [z]) der letztern Meynung iſt. Ich kann aber nur drey entſcheidende Beweisgründe für die Exiſtenz dieſes Wurmes, ohne auf die Auctorität ſo vieler geſchickten Männer, die ihn annehmen und geſehen zu haben verſichern, hier Rückſicht zu nehmen, anführen. Erſtlich ſo iſt es unbegreiflich, wie dies Uebel anſteckend ſeyn könnte, wenn es nicht ein Inſekt wäre. Dr. Rouppe [a]) zeigt aber deſſen anſteckende Eigenſchaft. Zweytens ſo hängt alles, laut der Erfahrung, von der Beſchaffenheit des Waſſers, welches in einer gewiſſen Gegend getrun-

x) A. a. O. desgleichen Iſert a. a. O.

y) A. a. O.

z) Baldingers neues Magazin, 10ten Bandes 6tes Stück.

a) Lind a. a. O. S. 53.

getrunken wird, ab. Unten werden wir bey Rochelle einen Fall anführen, wo jemand, der Waſſer aus Guinea in Frankreich trank, nachher einen Fadenwurm bekam. Trinkt das Volk ſelbſt in Guinea reines gutes Waſſer, ſo iſt der Nervenwurm ſelten. So berichtet z. B. Iſert [b]), daſs zu Whida der Wurm nicht ſey, weil man hier gutes Waſſer habe; auch in Angola hat man ihn ſelten [c]). Die Bergbewohner kennen ihn nur dem Namen nach [d]). Er iſt aber deſto öfterer zu Akra, wo das Waſſer ſehr ſchlecht iſt. — Niebuhr [e]) ſagt: die Araber, die ihr Waſſer durch Leinwand laufen laſſen, bekommen den Fadenwurm nicht. Endlich drittens ſo wird verſichert [f]), daſs man zu Gothland und an andern Orten, wie z. B. zu Petersburg im Ladogaſee, nach dem Waikard, dieſen Wurm lebendig gefunden habe, und ihn noch jetzt im Cabinet des Königs von Schweden aufbewahre; er ſoll eine halbe Elle lang ſeyn.

Dieſer Wurm [g]) iſt aber wohl zuweilen zwey Ellen lang, dabey dünn und fadenförmig; er kriecht, zumal an den Knöcheln, am Knie, am Arm u. ſ. w. unter die Haut, verurſachet ſchmerzhafte Beulen, Entzündung u. ſ. w. und muſs äuſſerſt behutſam, damit er nicht abreiſſe, allgemach ausgewunden werden: eine Operation, die

 wohl

b) A. a. O.
c) Archiv der prakt. Arzeneykunde, Leipz. 1785. 2. Th. darin Löfflers Bemerk.
d) Cartheuſer l. c.
e) Beſchreibung von Arabien.
f) Vogels neue med. Bibliothek, 8. B. S. 255.
g) Blumenbachs Naturgeſchichte, Götting. 1782. S. 409.

wohl drey und mehrere Wochen dauert. Zwar hat die meiſte Zeit ein Menſch nicht mehr als einen Wurm; doch hat man auch wohl vier bis fünf zugleich geſehen. — Bey den Sclaven in Weſtindien kömmt der Wurm oft erſt lange nachher zum Vorſchein, nachdem ſie Guinea bereits verlaſſen haben. — Auch bey Iſert [b]) fand ſich nach acht Monaten, ſeitdem er aus Guinea weg war, dies Uebel ein. — Alle dieſe und dergleichen Gründe ſcheinen keinen Zweifel für die Exiſtenz dieſes Wurms zurückzulaſſen. —

Der ſogenannte Fieberkuchen iſt gemeiniglich eine Folge von einem übel gehobenen Fieber. — Oft dauert das Uebel vierzehn und noch mehrere Jahre. — Gemeiniglich iſt es ein ſcirrhöſes dickes Geſchwür, von dem man Beyſpiele hat, daſs es nach einer Operation glücklich gehoben worden [i]). Bey andern wird der Kuchen durch den Gebrauch zertheilender Sachen, beſonders der Gummiarten und der Seife, verhütet. — Negern werden mit dieſem Uebel ſelten geplagt; deſto häufiger aber Europäer, bey denen es der Wohlſtand ſchon mit ſich bringt, einen Kuchen im Leibe zu haben. Viele ſind einfaltig genug, zu glauben, er wandere im Körper herum. Man muſs aber nicht glauben, daſs dieſer Kuchen allein in Oſtindien und Guinea gefunden werde. Der berühmte Krämer brachte ihn auch aus Ungarn mit, und er wurde erſt durch geſunde deutſche Luft curirt.

Ferner gehören die verſchiedenen Arten von Jaws in Guinea eigentlich zu Hauſe [k]). Da ich aber

b) A. a. O.
i) Iſert a. a. O. S. 264.
k) Löffler im 2. B. des Archivs der prakt. Arzeneyk

aber hievon bereits bey Weſtindien umſtändlich geredet habe; ſo verweiſe ich den Leſer dahin. —

Hievon iſt eine andere Krankheit, die man Boiſie *l*) nennt, unterſchieden. Man entdeckt zuerſt eine Stelle, die kupferfarbigt, weich, kalt und ohne Empfindung anzufühlen iſt. Unvermerkt geht das darunter liegende Fleiſch in einen trocknen kalten Brand über; endlich bricht die äuſsere Haut auf, und nun tritt ein ſchwammichter, empfindungsloſer Körper, der alle Aehnlichkeit mit dem Cancer fungoſus hat, heraus, und dennoch haben die Menſchen davon eben keine groſse Unbequemlichkeit. —

Bey Senegal und Gambia haben wir bereits oben der erſtaunlich groſsen Brüche Erwähnung gethan; auch dieſe findet man in andern Gegenden von Guinea.

Die eigentliche Venusſeuche hat auch recht unter den Negern ihren Sitz, und ſie gebrauchen dagegen die Saſſaparille *m*).

Bey Kopfſchmerzen machen ſie über das Geſicht einen Umſchlag von beſondern Kräutern, die kleine Blaſen erregen, die ſie mit ſcharfen Meſſern aufritzen, wenn ſie nicht von ſelbſt aufbrechen. Alsdann legen ſie eine gewiſſe weiſse Erde auf, worauf es eintrocknet mit Zurücklaſſung einiger Narben. Nach dieſen Narben zu urtheilen, müſſen die Negern mit Kopfſchmerzen häufig befallen werden, weil man ſie bey ſo vielen Menſchen ſieht. Ein anderes Verfahren bey

l) Löffler a. a. O.

m) Bibliothek der Geſch. der Menſchh. 2. B. S. 94.

Kopfschmerzen bestehet darinn, dafs sie den Kopf mit einer Binde so fest als möglich zuschnüren. Bey Fieberhitze baden sie in kaltem Wasser. — Wenn sie sich blutreich fühlen, so stechen sie sich selbst an beliebigen Orten in den Leib, und lassen, so lange sie es gut finden, Blut laufen; darnach waschen sie das Blut mit Wasser ab, und legen Linnen darüber. In Colikschmerzen trinken sie verschiedene Tage nach einander, Morgens und Abends eine Kürbisflasche voll Limoniensaft mit guineischem Pfeffer vermischt. — Andere, und besonders zu Sierra Leona, nehmen arabisches Gummi, welches sie auch oft zur Speise geniefsen, als ein bewährtes Mittel in dieser Krankheit *n*). Sie binden auch den Magen mit einem Stricke fest zu: — überhaupt lieben sie das Binden und Zuschnüren in Krankheiten sehr. Um Wunden und Geschwüre bekümmern sie sich wenig, indem sie solche der Natur überlassen.

Ihre vornehmsten Aerzte sind Priester, oder vielmehr Betrüger. — Die Priester müssen ihre vermeyntliche Gottheiten befragen, was für Opfer sie verlangen? Hievon sucht denn derselbe, wie leicht zu denken, seinen Nutzen zu ziehen. Bald fordert er dies, bald jenes, als ein Schwein, ein Schaaf u. s. w. Kömmt der Kranke durch, so bleibt der Arzt nicht unbelohnt, und man erhebt ihn bis zum Himmel. Wird der Patient aber schlimmer, so geht das Opfern wieder an: man dankt auch wohl den Arzt ab, und ruft einen neuen, welcher die Methode des vorigen verachtet. Nun mufs wieder von neuem geopfert werden:

n) Allgem. Hist. d. R. 2. B. S. 474.

den: ſolchergeſtalt werden die Aerzte wohl 20mal abgedankt, und wieder neue angenommen. Ihre gewöhnlichſten Arzeneymittel, auſser dem Limonienſaft, ſind Paradieskörner, Cardamomen und viele andere unbekannte Kräuter. Auf Whida opfern die Schwarzen dem Fetiſche noch mehr: ſie mögen vom Tode nichts hören: man darf, bey Lebensſtrafe, in Gegenwart des Fürſten, nicht den Tod nennen. In Congo beſchmiert man den Fieberpatienten vom Kopf bis zu den Füſsen mit Sandelholzſtaub mit Palmöl vermiſcht *o*). — So curiren ſie auch die Venusſeuche, — und ſchröpfen beym Kopfweh. — Nach dem Ritter de Marchais ſollen die hieſigen Aerzte ſolche herrliche Curen oft thun, daſs ſie den beſten in Europa Ehre machen würden. — Er führet aber keine Beyſpiele an. —

So gut ſteht es in Loango damit nicht. Dieſe Aerzte oder Gangas *p*) fragen allezeit erſt nach dem Sitz der Krankheit, wenn ſie zu einem Kranken gerufen werden, und dann blaſen ſie auf den leidenden Theil; machen Umſchläge, und umwinden die Glieder an verſchiedenen Stellen mit kleinen ledernen Riemen. Werden ſie zu einem reichen Patienten gerufen; ſo verſammlen ſie alle Muſikanten aus der ganzen Gegend, und gehen mit ſelbigen ganz in der Stille in die Wohnung des Patienten. Beym erſten Zeichen ſetzt ſich die ganze Geſellſchaft in Bewegung: einige ſchlagen die Trommel, andere blaſen auf Trompeten, und man macht auf alle Weiſe ein

o) Allgem. Hiſt. d. R. 4. B. S. 723.
p) Proyart im Hannöverſch. Mag. a. a. O.

ſchreckliches Gelärm. — Dabey erlaubt man dem Patienten alles, wozu er Appetit hat. Wird der König krank, ſo laſſen es ſeine Aerzte im ganzen Lande bekannt machen, und bey dieſer Nachricht muſs ſogleich ein jeder ſeinen Hahn ſchlachten. — Die Gicht nennen ſie des Königs Krankheit. —

Die beſten Aerzte findet man, wie es ſcheint, auf dem Vorgebirge la Hoe, wo ſich viele aus dem Lande Saku aufhalten. — Dieſe Aerzte gebrauchen in vielen langwierigen Krankheiten, als in der Abzehrung, Hypochondrie, Rheumatismus u. ſ. w. eine ſeltſame Operation; ſie machen nemlich ein künſtliches Emphyſema, — wovon Gallandat q) Augenzeuge geweſen. Wenn nemlich die Aerzte zu la Hoe finden, daſs in den zuvor genannten Krankheiten alle andere bey ihnen gewöhnliche Mittel fruchtlos ſind, ſo machen ſie dem Kranken, den ſie zuvor in eine gehörige Lage gebracht haben, an einem oder auch an beyden Beinen mit einem ſchneidenden Inſtrumente einen Einſchnitt durch die Haut, bis auf das zelligte Gewebe. Sie ſtecken hierauf eine hohle Röhre oder einen Pfeifenſtiel in die Wunde, und blaſen dadurch mit dem Munde ſo viele Luft in das zelligte Gewebe, als ſie für nöthig halten, oder der Kranke ertragen kann. Sodann verbinden ſie die Wunde mit einem ſtark klebenden Pflaſter. — Wann dieſes geſchehen iſt, geben ſie dem Kranken eine gute Doſis von einem Tranke, der aus ſpaniſchem Pfeffer, friſchem Limonienſafte, Kornbrantewein und dem

q) Abhandl. aus der Naturgeſchichte, prakt. Arzeneyk. und Chirurgie; aus den Schriften der Haarlemer u. ſ. f. gezogen. 2ter B. Leipzig 1776. S. 272.

dem Safte von gewiſſen Kräutern zuſammengeſetzt iſt. Hierauf laſſen ſie ihn ſo ſtark laufen, als er nur immer kann, bis er endlich, ganz ermüdet ſich nach ſeiner Ruheſtätte begiebt, woſelbſt er gemeiniglich in einen ſtarken Schweiſs verfallt, und einige Tage ſo liegen bleibt. Während dieſer Zeit geben ſie ihm täglich eine Calabaſſe von dem oben gemeldeten Tranke, bis die durch das Aufblaſen verurſachte Geſchwulſt verſchwunden, und der Kranke wieder hergeſtellt iſt. Gemeiniglich fängt dieſe Geſchwulſt mit dem dritten Tage an merklich abzunehmen, und den 9ten, 10ten oder 11ten Tag iſt gar nichts mehr davon zu ſehen. Zuweilen wird dieſe Operation bey einem Patienten wiederholt, wovon Gallandat Beyſpiele anführet, ſo wie er auch verſchiedene Negern gekannt, die ihm verſicherten, daſs ſie dadurch von ihrer Krankheit ſeyen befreyet worden. Gallandat erklärt die gute Würkung dieſes künſtlichen Emphyſems aus der vermehrten Schnellkraft der Gefäſse, und beruft ſich auf den berühmten Mauchart, welcher geſehen hatte, daſs bey einer Kuh, bey der man Luft unter die Haut geblaſen hatte, die Abſonderung der Milch ſey vermehrt worden, welches er ebenfalls aus vermehrter Schnellkraft der Gefäſse erklärt. — Man wird aber, mit dem berühmten Achard r), der mit verſchiedenen Luftarten, die er Hunden unter die Haut gebracht, und damit Verſuche angeſtellet hat, zugleich auch auf die Beſchaffenheit der eingeblaſenen Luft mit Rückſicht nehmen müſſen; beſonders empfiehlt Herr Achard die fixe Luft

r) Lichtenbergs Magazin für das Neueſte aus der Phyſik u. ſ. w. 3. Band. 1. St. S. 138.

zum Einblaſen bey den Faulfiebern, wegen ihrer allgemein bekannten antiſeptiſchen Eigenſchaft *s*).

Das weibliche Geſchlecht iſt auch in Guinea, wie in Ceylon, während ſeiner Reinigungszeit, der Verachtung ausgeſetzt. Bey den Schwarzen von Iſſing hat jedes Dorf in einiger Entfernung eine eigne Hütte, wohin ſich ſowohl Vereheligte als nicht Vereheligte zur Zeit ihrer Reinigung begeben müſſen, und vor deren Endigung dürfen ſie nicht nach Hauſe zurück kehren *t*): ſie ſind ſo gar bey der Verheyrathung verbunden, ihrem Manne anzugeloben, daſs ſie, bey Verluſt ihres Lebens, jede Unpäſslichkeit dieſer Art gleich anzeigen wollen *u*). — Die Weiber im Königreiche Angola binden, während der Zeit, eine Binde vor den Kopf. Zu Benin dürfen die Weiber, während dieſer Zeit, nicht für ihre Männer kochen, und überall in ganz Guinea ſind die Weiber, während dieſer Zeit, verachtet *x*). —

Fer-

s) Die Zigeuner pflegen wohl heimlich ein Stück Vieh auf der Weide aufzublaſen: wenn nun das Vieh ganz ungeſtaltet ausſiehet, ſo bieten ſie ſich an, das Vieh zu curiren.

In England, wie Hamilton ſagt, (man ſehe Samml. auserleſ. Abhh. f. pr. A. 13. B. 1. St.) pflegen wohl Matroſen und Soldaten, um ſich krank zu ſtellen, eine Oeffnung ins Scrotum zu machen, und Luft einzublaſen, worauf eine harte Geſchwulſt entſteht, die nicht leicht zu entdecken iſt. —

t) Allgem. H. d. R. 4. B.

u) Le père Loier, in Frankens medicin. Polizey, 1. B. S. 142.

x) Bibliothek d. Geſch. d. Menſchh. 2. B. S. 57.

Ferner ſo wird eine Frau, während ihrer Schwangerſchaft, auch nicht vom Manne berührt, weil der Mann dies für eine Schande hält *y*). —

Die Niederkunft erfolgt hier ſehr geſchwind, oft binnen einer Viertelſtunde, ohne daſs die Frau ein Geſchrey von ſich hören lieſse. Gleich darauf erhält die Kindbetterin ein Getränke aus indianiſchem Weitzen in Waſſer gekocht, zu dem man Guineapfeffer und Brantewein ſetzt: man deckt ſie zu, und läſst ſie drey Stunden lang ſchlafen. Nach dieſer Zeit verläſst ſie das Bette, wäſcht das Kind, und begiebt ſich zu ihrer Arbeit. —

Mit dem Kinde nimmt man darauf allerhand lächerliche Ceremonien vor, und behangt es mit Grisgris; aber man vergiſst doch auch nicht, ſolches im kalten Waſſer fleiſsig zu baden, und mit Oel zu ſalben *z*). —

Zur Lüderlichkeit ſind die Negerinnen ſehr geneigt, und man behauptet, daſs ſie aus gewiſſen Kräutern und Rinden ſolche Getränke zuzubereiten wüſsten, wodurch ſie dieſe laſterhafte Begierde erregen könnten *a*). — Dies iſt eher zu glauben, als daſs diejenigen Weiber, die ſich zur Wolluſt öffentlich gebrauchen lieſsen, Schellen oder Glöckchen an ihren Füſsen tragen ſollten, damit man ſie erkennen könne *b*). —

Die Begriffe von Gott, Natur und Menſchen ſind bey dieſem Volke höchſt elend, und dies verleitet

y) A. a. O. 1. B. S. 349.
z) A. a. O. 2. B. S. 49.
a) A. a. O. 1. B. S. 347.
b) A. a. O. 2ter Band. S. 29.

leitet sie zu vielen Ungerechtigkeiten, Gewaltthatigkeiten und Thorheiten. So glauben sie, dafs es Menschen geben könne, die andern unvermerkt das Blut aussaugen; sie glauben ferner, dafs man durch Menschen, ohne mittelbare oder unmittelbare Einwürkung und Berührung, in allerhand Krankheiten gestürzt, ja durch sie getödtet werden könne: alle diese Menschen nennt man Hexen, und wenn man ihrer habhaft werden kann, so werden sie elendiglich umgebracht [c]). Als Oppacu, König der Assianten, der sich nur ein wenig geringer als Gott hielt, dennoch sterben zu müssen merkte, liefs er sich einen gläsernen Thron aus Holland kommen, dessen er sich in der andern Welt bey seiner Regierung bedienen wollte, und nun starb er [d]). —

Ich mufs des Sclavenhandels noch einmal Erwähnung thun. — Nichts gereicht der Menschheit mehr zur Schande, als dieser gewinnsüchtige Handel, und nirgends tödtet die ungesunde Luft, die schlechte Behandlung und die Verzweiflung mehr Menschen, als bey der Ueberfahrt eines Sclavenschiffes von Guinea nach Westindien geschiehet. — Die Ursachen sind einleuchtend. — Vorerst werden die Sclaven alle geraubt [e]), wodurch sie in eine Art von Verzweiflung gerathen. —

Seit-

c) A. a. O. 1. B. S. 370.

d) Römers Nachrichten von Guinea, im Merkur vom J. 1783. Monat Nov.

e) Alex. Falconbridge im 12ten Theile der Sprengelschen Beyträge.

Nicht alle haben ſie ſo feſte Körper, wie die von der Goldküſte; vielmehr ſind die aus Bonney und Neucalabar ſehr ſchwächlich. —

Seitdem ſie das feſte Land verlaſſen haben, genieſsen ſie nicht eher wieder friſche Luft, bis ſie in Weſtindien anlanden. — Oft packt man 700 Sclaven in einen 77 Fuſs langen und 25 Fuſs breiten Raum, ſchichtweiſs, wie bereits oben gemeldet worden, über einander. So lange die Luftlöcher offen, und die Windſegel aufgeſtellet ſind, kann noch einige Luft hinein kommen; ſo bald aber ein Sturm entſteht, werden die Löcher verſchloſſen und die Segel weggenommen, und dann wird die Luft peſtilenzialiſch. — Die Weiber werden gemeiniglich zuerſt Seekrank, und viele von ihnen gerathen in Verzweiflung, oder werden unſinnig. So bald unter den Negern ſich Kranke befinden, bringt man ſie unter dem halben Verdeck; hier liegen ſie auf Brettern, und durch die Bewegung des Schiffes reibt ſich die Haut vom Rücken und Lenden weg, ja ſo gar dringt's wohl bis auf die Knochen. Die unreine Luft wird durch die Unſauberkeit der Nachtgeſchirre, da man oft nur einen Eimer für alle hat, vermehrt. —

Entſteht aber die Ruhr, ſo ſieht das Lager, auf welchem die Negern liegen, einem Fuſsboden in einem Schlachthauſe gleich. — Alle Geſchicklichkeit eines Arztes hört hier gemeiniglich auf. — Von 322 Negern ſtarben auf der Reiſe nach Weſtindien 103 Perſonen. Ein anderes Schiff, das 700 geladen hatte, verlor die Hälfte. —

Aber auch die Matroſen auf den Sclavenſchiffen leiden mehr als auf allen andern Schiffen, theils weil

weil man sie hier schlechter hält, theils auch, weil sie die ungesunde Luft selbst mit einathmen. Im Jahre 1788 starben auf 88 Sclavenschiffen von 3082 Matrosen 631 derselben, da hergegen in dem nemlichen Jahre von 1003 Matrosen, auf andern nach Afrika gleichfalls handelnden und mit andern Waaren beladenen Schiffen, nur 10 in allem gestorben waren. — Indess muss man doch auch hierbey bemerken, dass die Sclavenschiffe gemeiniglich an einer der ungesundesten Küsten, zu Bonney nemlich, wo Luft und Wasser gleich vergiftet ist, anlanden, wodurch also schon viele Matrosen aufgerieben werden. Indess scheint es doch, dass die englischen Matrosen auf besagten Schiffen oft das gröfste Elend auszustehen haben, weil es ihnen hier an aller Bequemlichkeit fehlt; da sie oft nicht allein vom Regen und Thau durchnäst, nirgends Schutz haben; sondern man entzieht ihnen auch oft einen Theil ihrer Nahrungsmittel, und was noch schlimmer ist, einen Theil ihrer Getränke *f*). — Diese elende Menschen verfallen in allerhand Fieber, in Augenentzündungen und den Scorbut. —

Auch die Stelle eines Schiffswundarztes auf einem solchen Schiffe ist nicht beneidenswerth. — Man gebraucht sie zu den niedrigsten Handlungen *g*). Ist z. B. ein Neger gestorben, so muss der Chirurgus den todten und mit ihm gefesselten lebendigen Neger aufs Verdeck bringen; sie losschnallen und den Todten ins Wasser werfen. Sollen Neger, die mit der Ruhr geplagt sind, in

f) Falconbridge a. a. O. S. 165.
g) A. a. O. S. 50.

in Westindien verkauft werden; so muss er sich oft dazu gebrauchen lassen, um den After des Kranken mit Werk zuzustopfen, damit seine Quaal verheimlicht bleibe. —

Von den Krankheiten zur See, die auf langen Reisen nach Ostindien vorzukommen pflegen.

Ob gleich die Seeluft, wie oben erwähnt worden, an und für sich nicht leicht Krankheiten hervorbringt, und selbst auf den längsten Reisen, wie der unsterbliche Cook durch sein Beyspiel gezeigt hat, durch hinreichenden Vorrath an gesunden Lebensmitteln, durch gute Mannszucht und Reinlichkeit, die Gesundheit der Leute auf einem Schiffe lange erhalten werden kann, so lehrt doch die Erfahrung, dass sie auf einer sehr langen Reise nach Ostindien mit vielerley Beschwerlichkeiten zu kämpfen haben, die gewisse Krankheiten fast unvermeidlich machen. — Die Hauptursachen hievon sind entweder der schnelle Uebergang von einem kalten in ein heisses, oder umgekehrt von einem heisen in ein kaltes Clima; die zweyte Ursache ist der Mangel an gutem Wasser, und die schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel; ferner die Stürme; die grosse Feuchtigkeit der Luft, entweder mit Hitze oder mit Kälte verbunden, und endlich, wenn Windstille auf dem Meere entsteht. —

Laſſen wir ein Schiff annehmen, das von England nach Bengalen reiſet; — ſo paſsirt dies Schiff bis zum nördlichen Wendecirkel verſchiedene Breiten. Bis dahin ſind die Winde veränderlich [h]; und die Hitze ſteigt ſelten über 70 bis 74 Grad. Von dieſem Wendecirkel bis zur Linie herrſcht faſt beſtändig der Nordoſt-Paſſat, welches gemeiniglich leicht wehende Winde ſind. Sie ſind nicht allein der Seefahrt ſehr nützlich, ſondern ſie haben auch auf die Geſundheit der Seeleute einen beträchtlichen Einfluſs. Denn das Durchwehen der Schiffe von dieſen Winden kühlt und erfriſcht die Luft, und macht, daſs man in einer Gegend frey athmen kann, wo die Hitze ſonſt unerträglich ſeyn würde. Selten ſteigt daher das Thermometer bey Tage über 85 Grad, und die Nächte ſind noch viel gemäſsigter; ja, ſie müſſen im März kalt ſeyn, weil man oft Reif bemerkt.

Bey dieſen Winden [i], ſo lange ſie regelmäſsig ſind, pflegen die Seeleute eine vollkommene Geſundheit zu genieſsen; aber ſo bald ſie aufhören, wird die Luft heiſs und erſtickend, und die Krankheiten herrſchen mehr oder weniger. Die Paſſatwinde hören aber bey der Linie auf. Die Winde werden ſchon in der Nähe derſelben abwechſelnd, ja oft ganz ſtille; die Luft iſt meiſtentheils feucht und nebeligt; die Hitze 80 bis 85 Grad, ja es ſteigt wohl in der Straſse Banka auf 108 Grad.

Von hier bis zum ſüdlichen Wendecirkel treffen wieder die Paſſatwinde ein, nur ſind ſie ſüdöſtlich. — Das Thermometer ſteht um Mittage gemei-

h) Clarks meteorologiſches Verzeichniſs a. a. O.
i) Clarkens Beobachtungen a. a. O. S. 3.

meiniglich zwiſchen 79 und 87 Grad. Die Luft iſt abwechſelnd, bald hell; bald, und dies iſt ſie die meiſte Zeit, trübe, und in den gewöhnlichen Regenmonaten fallen die tropiſchen Regen, welches auch auf der Nordſeite der Linie ſtatt findet: des Nachts fallt auch hier zuweilen Reif. —

So bald man auſserhalb dem ſüdlichen Wendecirkel tritt, werden die Winde wieder abwechſelnd, und die Witterung iſt nach den verſchiedenen Jahreszeiten verſchieden; ſo findet man z. B. in einer etwas gröſsern Breite als das Cap, das Wetter im Junius zur See kalt und unangenehm, und der Dunſtkreis iſt alsdann nebeligt und feucht; der Stand des Thermometers nimmt aber, je mehr man ſich von der Linie entfernt, hier mehr als auf der Nordſeite ab. So verſichert Pages [k], daſs das Thermometer im 50ten Grade ſüdlicher Breite eben die Kälte anzeige, als im 70ten Grade der Norderbreite.

Nach dieſer Vorausſetzung können wir die Krankheiten, die auf den längſten Reiſen nach Oſtindien vorfallen, in folgende eintheilen:

Erſtlich [l] in ſolche, die von der Hitze verurſachet werden.

Zweytens in ſolche, die von der Hitze und Feuchtigkeit herkommen.

Drittens in ſolche, die Folgen der Kälte und Feuchtigkeit ſind.

Viertens

[k] Reiſe um die Welt u. ſ. w. S. 701.

[l] Clarke Beobachtungen u. ſ. w. S. 73.

Viertens ſind ſie als Folgen der Fatiguen, des Mangels und des Ueberdruſſes, wegen der vielen Widerwärtigkeiten, anzuſehen.

Zur See ſind der Krankheiten, die blos von der Hitze verurſacht werden, nur wenige, und dieſe ſind ſehr unbeträchtlich. Wenn die Reiſe günſtig iſt, und das ſtille Wetter nicht zu lange anhält, ſo genieſsen die Leute gemeiniglich eine gute Geſundheit, und werden niemals mit gefährlichen Krankheiten befallen; vorausgeſetzt, daſs nur Ordnung auf dem Schiffe herrſche. — Die allgemeinen Würkungen, die eine übermäſsige Hitze auf die Leibesbeſchaffenheit hat, müſſen ſie freylich ausſtehen, als da ſind: eine Erſchlaffung des ganzen Körpers; eine Verminderung der flüſsigen Theile, und häufige Abſonderung der Galle; hievon entſtehen Mangel des Appetits, Ekel, Kopfſchmerz, Geſchwindigkeit des Pulſes, und geringe hitzige Fieber, die bald zu heben ſind. Die Hitze allein kann deswegen eher als eine entfernte vorbereitende Urſache des Erkrankens angeſehen werden, welches unvermeidlich einfallen wird, wenn eine feuchte und ſtillſtehende Atmoſphäre darauf folgt.

Die Krankheiten, die von der Hitze und Feuchtigkeit verurſacht werden, ſind remittirende und anhaltende faule Fieber, die aber nur gemeiniglich zwiſchen den Wendecirkeln gefunden werden, und beſonders nahe bey dem Aequator, wo die Luft meiſtens feucht und nebeligt iſt, und wo, der öftern Windſtille wegen, ſchädliche Ausdünſtungen aus der See entſtehen.

So wie die Reiſe ſich verlängert, ſo nehmen dieſe Fieber eine ſchlimmere Beſchaffenheit an, und ſo

gar,

gar, nach der Ankunft der Seeleute in geſunde Hafen, zeigt ſich noch eine gröſsere Faulnifs in den Säften des Körpers, durch Bauchgrimmen, Stuhlzwang und andere Ruhrzufälle. —

Die allgemeinſte Krankheit zur See aber, die von der Kälte und Feuchtigkeit entſpringt, iſt der Scharbock, der aber ſelten oder niemals auf Reiſen nach Oſtindien eher zum Vorſchein kömmt, bis die Schiffe auf der ſtürmiſchen Höhe des Vorgebürges der guten Hoffnung angelangt ſind.

Wenn das Wetter trocken, und wenn man geſchwind in eine mehr temperirte Luft kömmt, aber beſonders dann, wenn die Seeleute hinlänglich erfriſcht worden, ehe ſie die Reiſe unternommen haben, ſo ſiehet man dieſe Krankheit ſelten; und wenn ſie auch zum Vorſchein kömmt, ſo iſt ſie doch ſelten tödtlich. Wenn dagegen die Schiffe lange durch ungünſtige Winde im kalten und ſtürmiſchen Wetter aufgehalten werden, beſonders wenn die See beſtändig über das Verdeck geht, ſo iſt gewifs der Zuſtand eines gemeinen Matroſen beklagenswerth; denn wenn er die Wache hat, ſo iſt er nafs und abgemattet, und wenn er herunter kömmt, hat er keinen Ort, wohin er ſich begeben kann, als ein ſchmutziges Neſt, und ein nafſes Hangebette, wo er eine unreine Luft einathmen mufs. Dieſe Umſtände unterlaſſen niemals, den Scharbock hervorzubringen; die Leute fangen täglich an niederzufallen, und ſo gar die Officiere, die beſſer leben, und trockne Kleider und Zimmer haben, werden zuletzt angegriffen, und ſtehen mehr oder weniger von der Krankheit aus.

Dies ſind die unvermeidlichen Urſachen des Scharbocks: es giebt aber deren noch viele andere, die durch menſchliche Klugheit, Fleiſs und zu rechter Zeit angebrachten Aufwand, wo nicht gehoben, dennoch vermindert werden können, wenn die Befehlshaber eines Schiffes, und der ſich darauf befindliche Arzt, ihren eignen Vortheil dem Nutzen des gemeinen Weſens nachſetzen, und in allen Stücken den Rath kluger und erfahrner Männer genau befolgen wollen. Da dieſer Gegenſtand aber viel zu weitläuftig für meinen Plan iſt; ſo will ich die Sache nur in einigen Beyſpielen erläutern, und das Verfahren der fürtrefflichſten Seemänner, als eines Cooks, Forſters, Lind und Clarke, hier anpreiſen, — denen nichts mehr als die Erhaltung und Geſundheit eines ſo wichtigen Theils der menſchlichen Geſellſchaft, als der, von dem hier die Rede iſt, am Herzen lag. —

Das im Schiffraum angeſammlete Waſſer geht leicht in Fäulung, und verurſacht einen häſslichen Geſtank, verdirbt die Luft, und trägt zunächſt das meiſte zum Krankſeyn bey. — Um dies zu verhüten, wird das Waſſer ausgepumpt; man zündet Holzkohlenfeuer an; man läſst Pech oder Schwefel, oder auch eine Miſchung von Schieſspulver mit wenig Eſſig verdünnt anzünden [m]). Dergleichen Vorſorge war bey der alten Einrichtung eines 20 Kanonen führenden Schiffes nicht ſo nöthig als jetzt, da man ehemals die Küche in dem Vordertheil des mittlern Verdecks hatte, ſo wie es noch bey verſchiedenen holländiſchen Schiffen gefunden wird.

m) I. R. Forſters Bemerkungen u. ſ. w. auf ſeiner Reiſe um die Welt. Berlin 1783. S. 541.

wird. Pringle ſelbſt zweifelt nicht daran, daſs dergleichen Schiffe nicht geſunder ſeyn ſollten, als die jetzigen, wo das Feuer beym Fockmaſt angebracht iſt *n*). —

Zweytens kömmt es hier auf die Wahl und Verbeſſerung der Speiſen uud Getränke ſehr an. — Da der Waitzenzwieback ſo leicht verſchimmelt und wurmſtichig wird, ſo würde das Rockenbrod *o*), oder aus Rocken- und Waitzenmehl gemiſchtes Brod, das mit Sauerteig ſauer gemacht, und zu groſsen Laiben geformt worden, das geſundeſte ſeyn. —

Das Waitzen- und Habermehl, welches den Matroſen zum Frühſtück gereicht wird, giebt ferner überaus geſunde Suppen ab: — denn aus dem Habermehl macht man auch eine herrliche Gallerte, welche zur See eins der beſten Lebensmittel abgiebt. —

Eine vorzügliche Stelle unter den Nahrungsmitteln der Schiffleute verdienen das Sauerkraut und die trocknen Erbſen, weil erſteres ſo antiſeptiſch und antiſcorbutiſch iſt, und weil letztere ſo viele fixe Luft in ſich enthalten. Mit den eingeſalzenen Fleiſchſpeiſen muſs man deſto ſparſamer umgehen, weil der Nachtheil vom übermäſsigen Genuſs derſelben nur zu bekannt iſt. — Anſtatt Oel reichte Capitain Cook ſeinen Leuten Zucker, wegen ſeiner antiſeptiſchen Eigenſchaft. Er verſahe ſich auch mit einer hinreichenden Menge von Rob von Zitronen und Appelſinen oder Orangen: auſser dem hatte er einen Vorrath von gelbem

n) A. a. O. S. 542.
o) Ebendaſelbſt. S. 544.

Rübenſaft an Bord *p*). Im Tutamine nautico *q*) empfiehlt man noch ferner den verdickten Saft von Rüben, Waſſerkletten, Schlehen, Hanebutten, Bärentäublein, entweder in gemeinem Zucker verwahrt, oder durch das Kochen ihrer ausgedrückten Säfte zu einem Muſs gemacht. Aepfel, Birnen und Obſt können auf dieſelbe Art bewahrt, oder in Scheiben geſchnitten nnd getrocknet werden.

Die ſüſse Würze, oder den Malztrank, den Macbride aus Gründen zuerſt anprieſs, haben Cook und Forſter *r*) als bewährte Mittel gegen den Scharbock auf langen Reiſen nützlich befunden; andere, als z. B. Clarke *s*), fanden zwar dies Mittel, zur völligen Hebung des Scharbocks nicht zureichend, gleichwohl empfehlen ſie es doch als ein herrliches Vorbauungsmittel. — Aufser dem haben ſich das Sprücebier, die Citronen und andere Vegetabilien ſehr nützlich gezeigt. —

Da alles auf gutes trinkbares Waſſer ankömmt; ſo that der berühmte Lind *t*) zuerſt den Vorſchlag, aus dem Seewaſſer, durch Deſtillation, ſolchem Mangel abzuhelfen. Dieſes fand überall groſsen Beyfall, und ſelbſt Cook *u*) lieſs wöchentlich 120 Quart davon deſtilliren. — Eben dieſer groſse Mann hat auch im Südmeere Eis ſchmelzen, und es ſeinen Leuten trinken laſſen.

So

p) A. a. O. S. 551.
q) Clarke a. a. O. S. 195.
r) A. a. O. S. 547.
s) A. a. O. S. 196.
t) A. a. O. im Anhange.
u) Forſter a. a. O. S. 50.

So bald aber ein Schiff, durch eine unglückliche Fahrt aller ſeiner Lebensbedürfniſſe beraubt, ein Spiel der Winde und Wellen wird; oder wenn auch nur bey ſchlechter Einrichtung des Schiffes die Fahrt zu lange dauert, ſo reiſst der Scharbock unaufhaltſam ein und tödtet gewiſs. — Man erinnere ſich nur an Anſon und Carteret.

Von Surinam, Cayenne, Guiana, vom Lande der Amazonen, Terra firma und von der Landenge Dariens.

Surinams [x]) Lage iſt niedrig, ſumpfigt, gegen Mittag bergigt, und hat viele Flüſſe und Wälder, die man zur Anlage der Plantagen abbrennt, oder bereits abgebrannt hat, weil ſich der ſumpfige Boden dazu am beſten ſchickt, oder auch deswegen, weil man keine andere Oerter hat, wo man Plantagen anlegen könnte. — Die Luft iſt daher feucht und heiſs zugleich. — Unter den Flüſſen [y]) iſt der Surinamfluſs der anſehnlichſte; denn die Ebbe und Fluth bemerkt man auf eine weite Entfernung an ihm; ſein Waſſer iſt untrinkbar, und da man auf Surinam auch keine Brunnen hat, ſo muſs man ſich hier allein mit Ciſternenwaſſer behelfen, das die häufigen Regen geben.

Man theilt zwar das Jahr in vier Zeiten, als in den kleinen Regen, in die kleine Dürre, in den

x) Ph. Fermin nieuwe algemene Beſchryving van Suriname, Harlingen 1770.

y) Lud. Schöler Diſſert. iſt. obſerv. ſuper morbis Surinamenſ. Götting. 1781.

grofsen Regen, und in die grofse Dürre, ein; allein die Witterung ift hier fo veränderlich, dafs man oft in einem Tage alle Jahreszeiten zugleich hat. — Die grofse Regenzeit fängt im November an, und dauert bis Ende Februar; nun fängt der kleine Sommer oder die kleine Dürre an, die bis in die Mitte des Aprils dauert; — um diefe Zeit ftellen fich wieder Regen ein, die bis Ende Junius oder auch wohl bis zur Mitte des Julius anhalten; hierauf folgt endlich die grofse Dürre oder der rechte Sommer, der fich bis zum November erftreckt.

Die grofsen Regen find mit Stürmen und Orkanen begleitet, und man hat allezeit Ueberfchwemmung dabey; die Hitze ift dabey grofs — jedoch mäfsigen die Regengüffe allerdings die Hitze, welches man bey dem kleinen Regen am deutlichften verfpürt. — Zur naffen Jahreszeit ift die Abwechfelung des Wetters weit häufiger, als zur trocknen, wo zwar zuweilen mit Donner und Blitz begleitet Regen fällt; aber in der Hitze felbft ift doch eine fo grofse Abwechfelung nicht.— Denn es wehen um diefe Zeit die trocknen Nord- und Oftwinde, die alles mäfsigen und die Luft gefund erhalten.

Zwifchen der Tages- und Nachtswärme aber ift in Surinam ein merklicher Unterfchied. Denn die Nächte find faft durchgängig kalt und feucht; mafsen zur trocknen Zeit imm des Nachts ein ftarker Thau fällt. — Nirgends kann man fich daher leichter verkälten, als hier, zumal beym Vollmonde.

Da Parimaribo von Flüffen, Moräften und Wäldern umgeben ift; fo ift hier die Luft feucht

und

und dumpfigt. — Die Häuſer ſind niedrig und die Straſsen ohne Pflaſter; jedoch ſind ſie breit, und in den Häuſern herrſcht Reinlichkeit. Dadurch nun und daſs man durch Canäle die ſtehenden Waſſer ableitet, wird es hier noch erträglich. Denn ſonſt wäre es hier kaum auszuhalten. Bey ſtiller, heiſser und hier faſt allezeit feuchter Luft iſt es am ſchlimmſten; denn zu dieſer Zeit wird das Athemholen beſchwerlich, und ein jeder fühlt, daſs ſeine Nerven geſchwächet ſind.

Die Dünſte ſind hier ſo häufig, daſs man bey ſonſt hellem Himmel dennoch keine Sonne ſehen kann; auch zündet kein Brennglas ſelbſt am Mittag nicht. Zwar mäſsigen dieſe Dämpfe zur trocknen Jahreszeit die Hitze einigermaſsen; jedoch bleibt es immer noch zu bewundern, wie es ein Menſch in dieſem Balneo vaporoſo z) 12 Stunden lang aushalten könne, ohne daſs ſeine Säfte nicht völlig aufgelöſet und in Fäulung übergegangen ſind. — Es ſterben auch oft genug Soldaten oder Matroſen in den Wäldern oder Plantagen, wo die Hitze und Feuchtigkeit am groſsten iſt, ſchleunig weg; andere verlieren ſchnell alle Kraft, können kein Wort reden, werden gelb, oder es überfällt ſie eine Todtenbläſſe.

Der Unterſchied, der zwiſchen der reinen Seeluft und der hieſigen ſehr phlogiſtiſchen Luft ſtatt findet, iſt erſtaunlich groſs. Ein Menſch, der aus der Stadt oder von den Plantagen zur See kömmt, fühlt ſich gleich geſtärkt, es iſt ihm, als hätte er ein nervenſtärkendes Mittel zu ſich genommen. Aber die Veränderung iſt auch bey Schwächlichen gröſser, als ſie ertragen können; daher ſterben

z) Schöler l. c.

auch oft ſolche, ſo bald ſie in das Schiff gekommen ſind.

Fruchtbar iſt nun freylich der hieſige Boden und er bringt die herrlichſten und ſaftreichſten Früchte, als Ananas, Bananen, Appelſinen, Kokosnüſſe u. d. gl. im Ueberfluſs hervor; — allein eben dieſe kühlenden Früchte gereichen oft den unvorſichtigen Ankömmlingen, die ihre Eigenſchaft noch nicht recht kennen, zum groſsen Verderben, wenn ſie entweder davon zu viel eſſen, oder wenn ſie Waſſer oder Bier darauf trinken; denn ſie ziehen ſich dadurch Durchfall, Ruhren und Colik auf den Hals. — Dies trägt ſich bey den armen Matroſen am häufigſten zu; denn da man ſie in der brennenden Mittagsſonne, worinn es faſt kein Menſch aushalten kann, von einer Plantage zur andern ſchickt, um Vorrath fürs Schiff, welcher in Zuckerrohr beſteht, zu holen; ſo ſuchen ſich dieſe Menſchen durch die ſaftreichen, kühlenden Früchte den Durſt zu löſchen, welches ihnen aber oft eben ſo wenig hilft, als das getrunkene Waſſer, welches wie aus einem Siebe wieder aus der Haut fortflieſst, nachdem ſie es eben zu ſich genommen haben.

Was die Nahrungsmittel anbetrift, ſo läſst ſich der Reiche, was ihm fehlt, aus Europa kommen; dahin gehört Mehl, um Brod daraus zu backen; Bier, Wein und viele andere Artikel mehr. Die Matroſen, Soldaten und Negern aber müſſen ſich mit ſchlechter Koſt, mit Speck, geräuchertem Fleiſch, Hülſenfrüchten, ranziger Butter und faul gewordenem Käſe oft lange genug behelfen. — Ihr Zuſtand wird durch den Mangel des guten Waſſers, denn ſelbſt dasjenige, was oft

auf

auf Schiffen von andern Orten herbey geführet wird, ist gemeiniglich schlecht, noch schlimmer.

Die es haben können, trinken hier viel Rack, Branntewein, und mit dem Thee und Kaffee wird auch oft verschwenderisch umgegangen.

Die Negern und Matrosen müssen in der Hitze den ganzen Tag aushalten, und auf den Plantagen arbeiten. Aber auf dem Schiffe selbst, wenn sie zurück kommen, wartet ihrer eine neue Beschwerde. — Hier ist nemlich von dem eingesammleten Zucker die Luft voller phlogistischer Theile, und sie ist so drückend heiss, dass das Athemholen beschwerlich wird. — Unter diesen Leuten stellen sich daher oft böse Fieber ein, so dass nicht selten 8 in einem Tage sterben. —

Die eigentlichen Landeseinwohner sind Caraiben *a*), ein gutmüthiges Volk, von mittlerer Gröfse, gut gewachsen, und nie krüppeligt oder hinkend. — Sie leben in kleinen Dorfschaften, die sie aber oft verlegen, so dass sie bald in einem Walde, bald in einer der Plantagen, bald wieder am Ufer eines Stromes wohnen. — Sie pflanzen nicht mehr, als sie gebrauchen, höchstens ein Stück mit Cassave oder Maniock, mit Patatten oder auch mit Mais. — Die meiste Zeit bringen sie mit Jagen, Fischen oder Müssiggehen zu. Im Essen sind sie mäfsig, und Wasser ist gemeiniglich ihr Getränke — doch machen sie sich auch wohl aus Kuchen von Cassave, oder Patatten und sauren Orangen, die sie mit Wasser in Gährung stellen, ein berauschendes Getränke, welches sie sehr lieben. Ihre Nahrungsmittel sind frische oder geräu-

a) Fermin l. c.

räucherte Fiſche, Krabben und Schildkröten. Aus dem Pflanzenreich lieben ſie am meiſten die Caſſave; die Patatten und den Mais. — Es giebt der Caſſave aber zwey verſchiedene Arten, wovon die eine ſehr giftig iſt, wie Fermin an Hunden erfahren hat. — Dieſe giftige unterſcheidet ſich nur durch die dunkel röthere Farbe ihrer Stiele von der geſunden; ein anderes Kennzeichen aber beſtehet darinn, daſs der mittlere harte Drath in der geſunden ganz durch die Wurzel geht, welches aber bey der giftigen nicht der Fall iſt. — Da dieſe Unterſcheidungszeichen aber nur gering ſind, ſo iſt der Anbau der giftigen Caſſave verboten, weil die neu angekommenen und oft ſehr ausgehungerten Negern keinen Unterſchied zu machen wiſſen, und geſunde und ungeſunde, ja giftige Wurzeln verſchlucken, und ſich dadurch oft den Tod zuziehen. — Gleichwohl weiſs man in Surinam die giftige Caſſave zu benutzen. Denn nachdem man den Saft herausgepreſst und die Wurzel in der Sonne getrocknet hat, ſo verliert ſie gänzlich ihre giftige Eigenſchaft, ſo daſs man Brod und Kuchen daraus verfertiget, die ohne allen Schaden genoſſen werden. Ja ſelbſt der ausgepreſste Saft erhält durch die Sonne und durch den Zuſatz von Pfeffer eine unſchuldige Eigenſchaft; man macht daraus eine Art Sauçe, die zur Würzung anderer Speiſen dient. — Die Caraiben ſind faſt durchgängig geſund und erreichen ein hohes Alter; ihre Zähne bleiben auch immer weiſs. — Täglich laſſen ſie ſich mit einem Balſam, der aus Rocou in Oel von Palma Chriſti aufgelöſt worden, reiben, wovon ſie ſo roth wie ein Krebs werden. Dergleichen Mittel gebrauchen ſie auch

in

in Wunden und Geſchwüren; im Durchfall hilft ihnen das Gummi Copal. —

Die Weiſsen führen ein von den Caraiben ſehr unterſchiedenes Leben, daher ſie denn auch häufiger erkranken und oft ſchleunig ſterben. Sie *b*) lieben nemlich zu ſehr die Ruhe und genieſsen zu viel Speiſen; ſie ſind bey dem Müſsiggang blos von der Hitze in beſtändigem Schweiſs, und müſſen oft mehr als einmal die Wäſche verändern; dagegen aber laſſen ſie wenig Urin und ſind oft verſtopft. Die Verſtopfung heben ſie mit Oel. — Selten findet man hier einen fetten Menſchen; gemeiniglich ſind ſie mager und haben eine gelbe Farbe; vollblütig ſind ſie auch nicht; es müſste denn neulich erſt jemand aus Europa gekommen ſeyn, deſto galligter ſind ſie aber. — Das Aderlaſſen findet daher ſelten ſtatt, und oft ſchadet es ſogar in Fällen, wo man es doch vorher für nützlich gehalten hat. Entzündliche Krankheiten ſind hier ſehr ſelten. Die hier herrſchenden Fieber kommen mit denen von Jamaika, Domingo und Curacao ziemlich überein. Herr Schöler bemerkte hier verſchiedene epidemiſche Fieber. Es waren galligte, Nerven - und Catarrhalfieber, oft mit Ausſchlag. Die Blattern wüthen hier ſehr heftig, wenn ſie einmal vorhanden ſind. —

Die meiſten Krankheiten ſind Folgen von den häufigen Wetterveränderungen, daher werden die Matroſen und Sclaven auch am erſten befallen, weil ſie ſich bey den Sümpfen viel aufhalten müſſen. Diejenigen, ſo in der Nähe des Meeres wohnen, leiden nicht ſo viel. — Die galligte Materie liegt aber faſt bey allen Fiebern zum Grunde;

es

b) Schöler l. c.

es arten dieſe Fieber leicht in Faulfieber aus. Es folgen leicht Schweiſse, Durchfälle und Blutflüſſe.

Die Ruhren ſind hier ebenfalls ſehr gemein; ſie entſtehen theils vom ſchlechten Waſſer, theils, wie ſchon angemerkt worden, von den ſaftigen Früchten. Unter dieſen ſind aber die Ananas und beſonders die Bananen die allerſchädlichſten, zumal wenn man Waſſer darauf trinkt; hergegen erfolgen die Zufälle nicht, wenn man etwas ſpirituöſes nachnimmt. Die geröſteten Bananen haben jene ſchädliche Eigenſchaft nicht; ſie ſtopfen eher. — Die Faulfieber ſind zur Zeit der kleinen Dürre am häufigſten, weil der vorher gefallene viele Regen weder von Flüſſen, noch von der Erde hat verſchlungen und alſo nicht hat verhindert werden können, daſs nicht die Luft mit zu vielen ſchädlichen Ausdünſtungen angefüllet würde. — Um dieſe Zeit herrſcht auch unter vielen die Gelbſucht. Dieſe Bemerkungen erläutern ſehr gut eine Stelle des Hippocrates [c]), wo es heiſst: denn wenn plötzlich eine erſtickende Hitze, da der Boden von den Regen des Frühlings und von der feuchten Südluft noch naſs iſt, einfällt, ſo wird unfehlbar, theils von dem naſſen und warmen Erdreiche, theils von der brennenden Sonne, und weil bey den Leuten der Leib weder verſtopft, noch das Gehirn ausgetrocknet wird, eine doppelte Entzündung entſtehen. Denn es iſt unmöglich, daſs in einem ſolchen Frühlinge der Körper mit ſeinem Fleiſche nicht durchaus angefeuchtet werden ſollte; ſo daſs darüber alle, und beſonders mit Schleim erfüllete Leute ins hitzige

c) Von der Luft, dem Waſſer u. ſ. w. a. a. O. S. 416.

hitzige Fieber verfallen. Es müſſen ſich ferner Ruhren einſtellen. —

Schöler verſichert, es komme auf Surinam zuweilen ein Fieber vor, das mit dem engliſchen Schweiſse alle Aehnlichkeit, auch in Anſehung der Gefahr habe. Alle Kraft verſchwindet; der Patient hat Angſt, Kopfſchmerzen, eine erweiterte Pupille; die Augen werden blind, die Stimme rauh; es befällt ihn ein Coma; er zerflieſst von Schweiſs; der Puls iſt groſs und weich; der Durſt unauslöſchlich; die Hitze brennend; der Patient liegt auf dem Rücken, kann weder Arm noch Fuſs bewegen, holt ängſtlich Athem, und ſtirbt in wenig Tagen. —

Zu den hier gewöhnlichen Krankheiten gehören auch die Aſthenia, wovon bereits oben weitläuftig geſprochen, und die ſogenannte Surinamſche Colik, die von der Colik der Caraiben, wovon oben geredet worden, nicht unterſchieden iſt. Es kann daher jenes oben geſagte hier füglich die Stelle einer weitern Beſchreibung vertreten.

Wir verweilen uns auch nicht bey den Inſeln Berbice, Trinidad und Curacao, weil wir theils der letztern Inſel bereits oben Erwähnung gethan haben, und im Allgemeinen dasjenige, was von Weſtindien und Surinam geſagt worden iſt, auch auf die übrigen angewendet werden kann. Es wird auch die Beſchreibung von Cayenne, mit der wir gleich anfangen wollen, als eine fortgeſetzte Nachricht aller dieſer Inſeln angeſehen werden können. — Folgende Arzeneymittel kommen von Surinam und den angrenzenden Inſeln: das Quaſſienholz, die Simarubenrinde; die Vanille; das Gummi Gutt; das Tacamahac u. d. gl. m.

Von

Von Cayenne und dem französischen Guiana.

Dieses Land [d]) ist flach, niedrig, sumpfigt; an vielen Stellen hat es Wälder und dicke Büsche; im übrigen ist der Boden sehr fruchtbar. — Ueberhaupt hat dies Land viele Aehnlichkeit mit Surinam. — Vom Ende des Heumonats bis zum Wintermonat ist die Witterung trocken und heifs; man nennt diese Zeit den Sommer: indefs steigt doch selten das Thermometer über 90°, und es würde gewifs hier heifser seyn, wenn nicht die langen heitern und frischen Nächte und die regelmäfsigen Winde, die entweder aus Mittag oder Abend kommen, so stark abkühlten, dafs man oft in einiger Entfernung vom Meere, im Innern des Landes nemlich, des Morgens genöthiget ist, seine Zuflucht zum Caminfeuer zu nehmen. — Die Mittagswinde sind, da sie über das grofse Meer streichen, mit Salzsäure gesättiget, und kühlen daher stärker als andere ab. Die Seewinde treffen alsdann ein, wenn die Hitze des Tages am gröfsten ist, und hören um 4 oder 5 Uhr Nachmittags wieder auf.

Die zweyte und längste Jahreszeit wird von einigen der Winter genannt; es ist eigentlich die nasse Jahreszeit und dauert fast ganzer 9 Monate; indefs fällt doch in dieser Zeit nicht beständig Regen, es giebt zwischen ein oft heitere Tage, ja, der Monat März ist gemeiniglich ganz ohne Regen;

d) Bajon's Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Guiana, aus dem Französisch. Erfurt 1781.

gen; daher nennen einige dieſe Zeit den Märzſommer. — Die Winde wehen übrigens in dieſen 9 Monaten weder ſo ſtark, noch ſo regelmäſsig, als ſonſt; ja, es iſt oft Windſtille, und dann iſt die Luft ſehr ſchwül. Im übrigen iſt doch zu Cayenne und an den am Meere gelegenen Orten eine ziemliche Gleichförmigkeit in Anſehung der Temperatur der Luft, und der Unterſchied der Hitze iſt das ganze Jahr durch nicht ſehr groſs: — merklicher iſt aber doch der Unterſchied in Gegenden, die weiter von der See entfernt ſind; hier iſt die Hitze des Tages gröſser und die Nächte ſind kälter. —

Die Feuchtigkeit der Luft iſt hier ſehr groſs, und man kann ſelbſt durch Oel das Roſten der Metalle nicht verhindern. Aus dieſer Eigenſchaft der Luft folgt auch, daſs ſich das Fleiſch nur eine kurze Zeit gut erhält und geſchwind in Fäulung übergehet. Auch wachſen hier die Pflanzen ſchnell; liefern aber nur wenig Nahrung, ſondern füllen nur an; die Früchte ſind ſaftreich und ſehr kühlend. —

Die Würkungen, die ſowohl dieſes als das Surinamſche Clima auf Perſonen hat, die neulich aus Europa angekommen ſind, bleiben nicht lange verborgen. Ihre Haut wird ein Sieb, wodurch der Schweiſs heraus flieſst; ſie werden matt und kraftlos; ihre geſunde Geſichtsfarbe verliert ſich, und vorzüglich leidet der Magen. Einer Krankheit entgehen ſie faſt nie; einige werden bald nach ihrer Ankunft damit befallen, und bey dieſen iſt die Krankheit gemeiniglich am gelindeſten; es dauert aber doch lange, ehe ſie ſich wieder erholen: andere ſcheinen Jahre lang von dem hieſigen

Clima nichts zu leiden, aber deſto härter fällt nachher gemeiniglich die Krankheit aus. Es kömmt hierbey ſehr auf die vorher geführte Lebensart an; wenn ein Neuangekommener ſich viel der verſengenden Sonnenhitze ausſetzt, oder ſich nur darin zu viele Bewegung macht; wenn er ſich nicht gegen die Kälte der Nacht in Acht nimmt; wenn er zu viel von den friſchen, kühlenden und ſäuerlichen Früchten des Landes genieſst, oder ſich mit Limonade übernimmt; wenn er, ohne daran gewöhnt zu ſeyn, Wein oder Taffia, ohne Vermiſchung mit Waſſer in Menge trinkt; wenn er von der Liebe zu ſtark hingeriſſen wird, ſo läuft er allezeit Gefahr, von einer oder der andern Krankheit getödtet zu werden. Nichts trägt aber mehr bey, die vom Clima abſtammenden Krankheitsurſachen höchſt würkſam zu machen, und dem Stoffe der einheimiſchen Krankheiten Nachdruck zu geben, als die zuletzt benannte Urſache, Ausſchweifungen in der Liebe nemlich, weil durch die Natur des Clima's der natürliche Hang und Neigung zur Wolluſt ſehr vermehrt wird; dazu kömmt die Leichtigkeit, ſich allen Arten der Ausſchweifungen bey den Negerinnen und Mulattinnen zu überlaſſen. —

Die Fieber nun, denen Neuangekommene in dieſem Himmelsſtriche am häufigſten ausgeſetzt ſind, ſind von der gallichten Art. Mancher überſtehet ſie ſehr gut; wird aber dann auch wohl alle Jahre, oder ums zweyte Jahr damit befallen. Die es ſeltener bekommen, und viele Jahre hingehen, ohne krank zu werden, leiden oft weit heftiger. — Dies ſind die blutreichen, ſtarken und dem Anſcheine nach völlig geſunden Perſonen, die oft

lange

lange Zeit eine gute Gesundheit geniessen, ohne etwas zu leiden. Findet sich aber nachher bey ihnen ein Fieber ein, so ist es gemeiniglich ein doppeltes dreytägiges mit schlagflüssigen und schlafsüchtigen Zufällen. —

Verschiedene Menschen haben indess das Glück, vom Fieber gänzlich verschont zu bleiben. Bey diesen führt aber, wie es scheint, die Natur die schädliche Materie durch besondere Wege aus dem Körper. Einige werden mit Flechten heimgesucht; andere bekommen ein eiteriges Durchsickern aus den Achseln, oder haben grosse Blattern an den Hinterbacken und zwischen den Schenkeln; wieder andere verspüren, der äussersten Reinlichkeit ohnerachtet, einen eiterhaften Ausfluss zwischen der Vorhaut und der Eichel; ja oft thut ein venerischer Saamenfluss bey den Männern, so wie bey den Weibern der gutartige weisse Fluss die nemlichen Dienste. —

Die gewöhnlichen Fieber von Cayenne sind zwar doppelt dreytägige, es giebt deren aber auch einfach dreytägige; die viertägigen aber, die manchesmal doppelt, ja sogar dreyfach sind, sind selten, — jedoch gemeiniglich ohne Gefahr; vielmehr verhüten sie eine gröfsere, die entstehen könnte. —

Die Fieber zu Cayenne sind lange nicht so gefährlich, als auf Martinique und Domingo, und die Anzahl der jährlich Gestorbenen würde noch weit geringer seyn, wenn hier in der gewöhnlichen Behandlung derselben mehr nach gründlichen Anzeigen, als nach Vorurtheilen verfahren würde. Jedes Fieber muss hier, nach dem her-

gebrachten Schlendrian, mit einem mehrmal wiederholten Aderlafs, worauf man um den andern Tag ein Laxativ verordnet, angefangen werden. Man erlaubt ferner dem Patienten nicht allein Fleifchfuppen; fondern man beredet ihn auch fogar, felbft gegen feinen Appetit, diefe Suppen und Fleifch zu fich zu nehmen. — Auch mit der China ift man hier fehr voreilig. — Vernunft und Erfahrung lehrten aber dem Verfaffer Bajon, dafs durch diefe Behandlungsart das Fieber zu früh unterdrückt würde, ehe die Materie gehörig bearbeitet und ausgeleeret worden. Daher er zwar eine mäfsige Aderlafs, ein Brechmittel, und wenn die Materie dahin neigte, Anfangs auch wohl ein Laxativ erlaubte, aber im übrigen die Natur mehr unterftützte, und da, wo es nöthig ift, zu Blafenpflaftern, Wein u. d. g. feine Zuflucht nahm, auch keine andere als vegetabilifche Speifen und Getränke aus Graswurzel und Löwenzahn empfiehlt. —

Anfteckende, epidemifche Seuchen, befonders folche, die mit bösartigen Flecken verbunden gehen, und die zu Domingo fo häufig find, giebt's zu Cayenne eigentlich gar nicht; dafs es hier aber, wenn die Umftände fich dazu vereinigen, dergleichen Fieber geben könne, lehrt die Erfahrung von den Jahren 1764 und 1765, wo man neue Coloniften, die meift aus Teutfchen beftanden, in fumpfigen und niedrigen, bisher unbewohnten Gegenden anlegen wollte. — Anftatt Reichthümer hier einzuerndten, fanden fich alle diefe Elenden höchft betrogen, und fie mufsten fich Anfangs eine lange Zeit mit ihrem mitgebrachten Mundvorrath, der aus verdorbenem Speck und ranzig

gewor-

gewordener Butter beſtand, behelfen, und dazu tranken ſie, weil man nichts beſſers hatte, Brackwaſſer. — Unter allen dieſen Emigranten entſtand eine anſteckende Seuche von der ſchlimmſten Art, und man fand bey denen, die nach dem Tode geöffnet wurden, einen trocknen Brand im Magen, ob ſie gleich vorher über keine Schmerzen in dieſem Theile geklagt hatten. — Sie ſtarben meiſt alle. — Bajon ſahe unter andern eine von dieſen Colonien, die aus 300 Teutſchen beſtanden hatte, in kurzer Zeit bis auf 3 Mann herunter gebracht. Mit aller ſeiner Kunſt honnte er keinen retten: ſelbſt da blieb die Natur unthätig, wo ſich eine Drüſengeſchwulſt eingefunden hatte; er konnte weder durch erweichende Mittel eine Eiterung bewürken, noch durch ſpaniſche Fliegen dieſelben dazu bringen. — Dieſe Epidemie abgerechnet, gab es in 12 Jahren hier keine andere. — Selbſt Blattern kennt man hier kaum. Denn ſo bald man dieſe verſpürt, ſo ſchickt man die damit behafteten Patienten ſo gleich nach einer, einige Meilen weit von Cayenne gelegenen Inſel, wo ſie bis zur völligen Geneſung bleiben müſſen.

Die eigenthümlichen Landeskrankheiten hängen mit den verſchiedenen Jahreszeiten genau in Verbindung. — Der Sommer oder die trockne Zeit hat die wenigſten: es entſtehen nur einige Fieber, wenn entweder die Dürre zu lange angehalten hat, oder wenn ein ſtarker Regen plötzlich auf die Dürre folgt. —

Was den Winter angehet, ſo hängen die Krankheiten von deſſen Beſchaffenheit ab. Fängt er mit geringen Regen an, und folgen erſt einige Zeit

nachher die durchdringenden Nordwinde, ſo kann er geſund ſeyn. Fallen aber gleich anfangs Platzregen, und wehen gleich ſtarke Nordwinde, ſo iſt er fruchtbar an Krankheiten. Im erſten Falle giebt es nur gefahrloſe Ephemeren; regelmäſsige drey- und viertägige Fieber. — Im zweyten Falle aber erzeugt der Nordwind, wegen ſeiner durchdringenden Schärfe, bey vielen, beſonders bey den nackten und allen böſen Eindrücken der Witterung blos geſtellten Negern, heftige Schnupfen, Rheumatismen, und beſonders die Starrſucht. — Der Schnupfen, welcher bey frühzeitiger Entſtehung des Nordwindes ſich einſtellt, iſt nicht allein weit allgemeiner, ſondern auch weit gefährlicher, ſeiner Folgen wegen, als wenn dieſe Krankheit von einem ſpäter im Winter einfallenden Nordwinde verurſachet wird. — Man hat Beyſpiele, daſs alle Negern auf einmal bettlägerig geworden ſind, und noch ſchlimmer ſind oft deſſen Folgen, weil er leicht in eine Entzündung der Pleura, der Lungen, und zuletzt in die Schwindſucht ausartet. — Lindernde Tiſanen, Aderläſſe, Brech- und Laxiermittel thaten die beſten Dienſte.

Wir wollen hierbey einen Augenblick verweilen, und folgendes aus dem Hippocrates *c*) anführen. Wenn der Winter, ſagt er, bey der Südluft regnigt und ſtille, und der Frühling bey der Nordluft trocken und kalt iſt; ſo kommen zuvörderſt die Frauen, die ungefähr ſchwanger ſind, und gegen das Frühjahr ausgerechnet haben, zu bald nieder; die inzwiſchen doch zu rechter Zeit entbunden werden, bringen ſogar ſchwache und kränkliche Kinder zur Welt, (ich werde hievon nach-

c) Von der Luft, dem Waſſer u. ſ. w. S. 417.

nachher weiter ſprechen) die entweder nicht lange nachher ſterben, oder, wenn ſie auch leben bleiben, mager, ſchwach und kränklich ſind. Dieſe Uebel kommen über das andere Geſchlecht. — Die übrigen betreffen Ruhren, trockne Augenentzündungen, und einige Catarrhe, die aus dem Kopf auf die Lunge herabfallen. — Es iſt alsdann wahrſcheinlich, daſs die ſchleimigten Perſonen, als die Frauenzimmer, wegen vorhandenem Schleim, die Ruhr, gallenreiche Leute, wegen der Hitze und Trockenheit ihres Fleiſches, trockne Augenentzündungen, und die Greiſe, um des ſchwammigten Baues und der Schwäche ihrer Gefäſse willen, Catarrhe bekommen; — ſo daſs daher auch einige plötzlich wegſterben, und andere auf der rechten oder linken Seite gelähmt werden. Denn wenn die Adern, wie das Fleiſch in einem regnigten warmen Winter, in dem die Südluft herrſcht, keine Feſtigkeit erhalten; ſo wird das Gehirn bey dem einfallenden kalten, trocknen, von der Nordluft durchweheten Frühlinge, anſtatt daſs er ſich zugleich mit demſelben hätte ſollen auflockern, und von dem Schnupfen und der Heiſerkeit reinigen, aus dieſem Grunde zuſammengepreſst, und noch dichter; worüber nun mit dem jähen Eintritte des Sommers — allerhand Krankheiten entſtehen. — So weit Hippocrates. —

Das weibliche Geſchlecht hat durchgehends von den Fiebern zu Cayenne weniger zu leiden, als das männliche: — es ſterben daher weniger Frauen als Männer, und man ſieht viele Wittwen, die bereits verſchiedene Männer haben begraben laſſen, da man ſelten Wittwer bemerkt. —

Die Fruchtbarkeit der Weiber ist hier lange nicht so grofs, als in den kältern Gegenden; die Ursache hievon sucht man theils in der ausschweifenden Lebensart der Männer, theils in der Unordnung des Periodischen bey den Weibern, und weil sie meist alle mit dem weifsen Flusse geplagt sind. — Die Schwangerschaft und die Niederkunft gehen hier gemeiniglich glücklich von Statten. — Aber mit den Europäerinnen, die entweder schwanger anlanden, oder gleich bey ihrer Ankunft schwanger werden, ehe sie das climatische Fieber überstanden haben, sieht es nicht so gut aus. Denn gemeiniglich findet sich bey ihnen im siebenten oder achten Monat der Schwangerschaft das Fieber ein, womit allezeit eine zu frühe Niederkunft verbunden geht — (ich bitte den Leser, sich dessen zu erinnern, was ich oben aus dem Hippocrates angeführet habe). In allen andern Fällen geht gemeiniglich das Wochenbette auch gut von Statten; am dritten Tage hören die Lochia zu fliefsen die meiste Zeit auf, ohne dafs man davon hier Nachtheil bemerkte. — Eben so bald verliert sich auch hier die Milch in den Brüsten, wenn die Mutter nicht selbst stillen will.

Der weifse Flufs ist hier so häufig und stellt sich so früh ein, dafs nicht allein die Fruchtbarkeit, sondern auch die Gesundheit sehr darunter leidet. Bey vielen ist er so stark, dafs die Weiber mehreremale des Tages ein reines Hemde anziehen müssen. Gegen diesen beschwerlichen Zufall liefert aber das hiesige Clima ein fast ganz specifisches Mittel, das wilde Basilikenkraut nemlich, welches von einer gelind adstringirenden Eigenschaft zu seyn scheint. Es ist dies Mittel längst von den Creolinnen und Negerinnen nicht allein in diesem

ſem Zufalle, ſondern auch in vielen andern, als in dem unreinen Saamenfluſs, in innerlichen Geſchwüren der Nieren und der Mutter, gebraucht worden. Sie geben von dem ausgepreſsten Safte Morgens und Abends ein paar Theetaſſen voll, und die Erfahrung lehrt, daſs es oft mit dem beſten Erfolge geſchiehet. Indeſs räth doch Bajon an, ſich hierin nicht nach ihrem Exempel zu richten, ſondern ſich vor dem Gebrauch des wilden Baſilikenkrauts aller derjenigen Mittel zu bedienen, die verhindern können, daſs aus ſeiner Anwendung keine Verſtopfung oder irgend ein ſchlimmer Zufall entſtehe. Bajon gebrauchte Anfangs den ausgepreſsten Saft auch: nachher lieſs er aber aus den Stielen ein Decokt verfertigen, welches gleiche Würkung that; indeſs muſs doch dies Mittel einige Monate lang fortgeſetzt werden.

Die Erziehung der Kinder macht in Cayenne die gröſste Schwierigkeit. — In den erſten neun Tagen laufen ſie die gröſste Gefahr, in den Kinnbackenzwang zu verfallen, woran das hieſige Clima ſchuld iſt; und nachher verfallen ſie in Zufälle, woran gemeiniglich die fehlerhafte Erziehung den meiſten Antheil hat. Der Hauptfehler, der begangen wird, beſtehet darin, daſs nur ſelten eine cayenniſche Dame ihre von der Natur ihr aufgelegte Pflicht, das Kind ſelbſt zu ſtillen, in Erfüllung bringen will, und ihr Kind gemeiniglich einer Negerinn, die die Stelle einer Amme vertreten muſs, anvertrauet. Dies iſt aber ein miſslicher Umſtand: denn äuſserſt ſelten trift man eine nicht veneriſche Negerinn an: ſelbſt der Arzt irrt ſich oft in der Wahl einer ſolchen Perſon, die er Anfangs für geſund hielt. Der zweyte Fehler, ſo begangen

wird, beſtehet darin, daſs man dieſe Negerinn, die an ſchlechte Koſt und viele Arbeit gewöhnt war, jetzt als die erſte Perſon im Hauſe anſieht; mit den niedlchſten Speiſen überfüllt; ſie aller Arbeit überhebt, und ihr ſo gar oft eine junge Negerinn, zur Aufwartung zugeſellt. — Dies alles macht, daſs die Amme in kurzem dick und fett wird, ſo wie auch ihre Milch an Fettigkeit zunimmt. — Dieſe Lebensart führt noch mehrere ſchlimme Folgen mit ſich. —

Die von Natur wollüſtige Amme wird's durch die gewürzhaften Nahrungsmittel noch mehr: ſie überläſst ſich ihren Leidenſchaften; verſagt ihrem Säuglinge, wenn er ſchon einigermaſsen herangewachſen iſt, keine noch ſo ſchädliche Sache; giebt ihm viele rohe, ſäuerliche und oft ſchwer verdauliche Sachen, und auch noch ſpäter hin werden den Kindern ſchlimmere Sachen erlaubt. — Die nächſten Folgen von allem dieſem beſtehen darin, daſs das bisher ſehr fette und faſt gemäſtete Kind, ſo lange es die fette Milch ſeiner Amme genoſs, nun bald verfällt und mager wird, ſo bald es entwöhnt worden. Die zweyte Folge iſt, daſs ihre Leiber gemeiniglich dick, aufgelaufen, und mit Würmern und Wurmſchleim angefüllt ſind. — Man kann leicht einſehen, daſs dergleichen Kinder vielen und groſſen Gefahren ausgeſetzt ſind. — Oft entſtehen Wurmfieber; dann Faulfieber: — am häufigſten aber Zahnfieber: — zu allem dieſem geſellen ſich gemeiniglich Convulſionen, worauf oft der Tod erfolgt. — Gegen die Würmer hat man hier ein unvergleichliches Mittel, und dies iſt der Saft eines dem Feigenbaume nicht unähnlichen Baums, oder wie Bajon das Mittel nennt, die Milch

vom

vom Feigenbaume, welches, ſeinen Erfahrungen zufolge, dasjenige Mittel iſt, welches in den Wurmkrankheiten faſt nie fehlt: nur muſs dies Mittel Anfangs in kleinen Doſen, Theelöffelweiſe, und in Verbindung mit einem gelinden Laxiermittel, als mit der Manna, oder mit dem Ricinusöl, gegeben werden. — Es ſchlieſst ferner den Gebrauch vieler anderer Mittel nicht aus.

Da aber viele Eltern ihre Kinder nicht ſo vielen Gefahren ausſetzen wollen; ſo ſchicken ſie ihre jungen Kinder oft nach Frankreich, um ſie daſelbſt erziehen zu laſſen, von woher man ſelbige nicht eher zurück kommen läſst, bis ſie bereits erwachſen ſind. Und hierzu haben ſie gewiſs Urſache genug: denn die Starrſucht allein iſt hier eine ſo gemeine Krankheit, daſs an einigen Orten faſt das dritte Kind daran ſtirbt, und je näher man zur Mittagslinie kömmt, je häufiger wird auch dies Uebel. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs die in der Luft befindliche Säure groſsen Antheil daran habe. — Man hält dieſe Krankheit, wenn ſie in den erſten 9 Tagen zum Vorſchein kömmt, für unheilbar, und man überläſst ein ſolches Kind ſeinem Schickſale. Es ſterben auch faſt alle Kinder, die damit befallen werden, daran.

Daſs in der Luft irgend ein Grundſtoff befindlich ſeyn müſſe, welcher bey neugebornen Kindern, bey denen doch gar kein äuſserer Reitz vorhanden iſt, dieſe Krankheit ſo häufig hervorbringt, ſcheint aus folgenden Gründen zu erhellen. Erſtlich ſo pflegen die Indianer ihre Kinder in den erſten 9 Tagen nicht allein vor der äuſsern Luft ſorgfältig zu bewahren, indem ſie ſelbige in eine verſchloſſene Kammer einſperren, ſondern ſie be-

beſchmieren ſie auch reichlich mit Oel; desgleichen ſtreichen ſie Oel auf den abgeſchnittenen Nabelſtrang, und dadurch verhüten ſie bey ihren Kindern oft dies Uebel. Zweytens ſo werden ſelbſt Pferde, wenn ſie erhitzt geweſen, ebenfalls leicht mit einem ähnlichen Zufalle befallen. Hieraus ſcheint gefolgert werden zu können, daſs in der Luft etwas vorhanden ſey, wogegen man die Kinder nicht bewahren kann; und daſs dies Etwas auf ein erhitztes Thier zu Cayenne einen ganz andern Einfluſs als in den übrigen Weltgegenden habe. Daſs aber ein ſaures aus der See ſich entbindendes Principium dieſes Etwas ſey, und die eigentliche wahre Urſache enthalte, erhellet aus der Bemerkung, daſs nur die Küſten damit allein heimgeſucht werden: mitten im Lande hergegen, wohin die Seewinde nicht kommen können, weiſs man vom Kinnbackenkrampf nichts. Es leiden ferner die höher gelegenen und freyen Gegenden mehr, als die in den Sümpfen liegen. Eine Gegend, die durch einen Wald von der See getrennt iſt, hat nicht ſo viel Gefahr auszuſtehen, als wo alle Gemeinſchaft iſt.

Bajon kannte einen Mann, deſſen Wohnung bisher hinter eines Nachbaren Gehölze lag, welches den freyen Zutritt der Seeluft verhinderte.— Er hatte das Glück, viele Kinder groſs werden zu ſehen: als es aber ſeinem Nachbar gefiel, das Holz fällen zu laſſen; ſo bekamen die Kinder ebenfalls den Kinnbackenkrampf, und ſtarben. —

Auch unter den erwachſenen Perſonen findet dieſer Krampf nicht ſelten ſtatt. Sie bekommen ihn entweder auf eine oder die andere vorhergegangene, aber oft ſchon wieder gehobene Verletzung,

tzung, und in diesem Falle ist der Ausgang fast immer tödtlich; oder dieser Zufall kömmt unvermerkt, dauert oft Monate lang, hinterläfst allerhand Verdrehungen der Gliedmafsen und innere Verletzungen, und wird noch oft durch Hülfe der Natur, die ein Fieber erregt, gehoben; auch vermag in diesen Fällen die Kunst etwas, und die besänftigenden, lindernden, öligten Mittel sind nicht ohne Nutzen; da sie hergegen so wenig in dem Kinnbackenkrampf der Kinder, als desjenigen, welcher Erwachsenen nach einer Verletzung überkömmt, etwas leisten können: auch bewies sich zu Cayenne das Einreiben mit Queckfilber um nichts vortheilhafter.

Hiemit ist aber das Unvermögen der Kunst in dieser Krankheit noch nicht ganz bewiesen. Bey Kindern hat man ein Bewahrungsmittel gegen den Trismum darin gefunden, dafs man gleich bey der Geburt derselben, vor der Unterbindung des Nabelstranges, alles Blut sorgfältig aus dem kindlichen Theile des Nabelstranges wegstreicht, und ihn davon so reiniget, dafs er nach der Unterbindung ganz blafs aussiehet. Bajon hat, seiner Versicherung zufolge, kein Kind von dieser schrecklichen Krankheit befallen gesehen, bey dem man diese Operation ordentlich vorgenommen hatte.

Man mufs aber auch im Uebrigen vernünftig mit den Kindern umgehen, und sie nicht, wie hier Landesgebrauch ist, 9 Tage lang in einer Stube, die so heifs als eine Badstube ist, einschliefsen. — Dafs auch selbst bey erwachsenen Personen oft Hülfe gefunden werde, und dafs einige Negern gewisse geheime Mittel gegen diese Krankheit besitzen, davon war Bajon mehr als einmal Augenzeuge.

Unter

Unter andern kannte er einen Sclaven, der, mit Beyhülfe gewiſſer ihm allein bekannter Kräuter, den Krampf bey einem Menſchen, den Bajon bereits für dem Todte nahe und unheilbar gehalten hatte, geneſete. — Bajon konnte ihn aber nicht bewegen, ihm das Geheimniſs bekannt zu machen.

Eine der vornehmſten chroniſchen Krankheiten, die zu Cayenne, Surinam und auf den caraibiſchen Inſeln im Schwange gehen, iſt die Verſtopfung der Milz und anderer Eingeweide. Die Negern, und beſonders die Creolen, ſind dieſem Uebel, welches gemeiniglich ein Ueberbleibſel eines ſchlecht curirten Fiebers iſt, ſehr unterworfen. Es wächſt dieſe Geſchwulſt oft zu einer auſſerordentlichen Gröſse an, und Weiber, ſo damit behaftet ſind, haben Leiber, wie ſonſt Frauen, die in den letzten Monaten der Schwangerſchaft gehen. Offenbar ſind die ſchlechte Behandlung der Fieber, womit dieſe Leute oft befallen werden; der zur Unzeit angewendete Gebrauch der China; das übermäſsige Schwitzen, wodurch das Blut ſeiner Flüſsigkeiten beraubt wird, und daher leicht in dem laxen Eingeweide, der Milz nemlich, ſtocken kann, und andere dergleichen Urſachen, an dieſen Kuchen ſchuld. Es bleibt aber nicht bey der Milzverſtopfung allein, ſondern es dehnt ſich das Uebel auch oft auf die groſse Magendrüſe und auf die Leber aus, in welchem Falle eine gelbe Farbe gemeiniglich eine Folge davon iſt. — Wird die beſagte Verſtopfung der Milz verſäumt, oder unrecht behandelt, ſo entſteht eine wäſſerigte Geſchwulſt, und zuletzt die Waſſerſucht ſelbſt daraus. Aus der Leberverſtopfung aber folgt oft eine Eiterung. — Die Weiſsen ſind dieſen Uebeln

zwar

zwar auch unterworfen; da sie aber bey den Fiebern gemeiniglich eine bessere Pflege als die Sclaven geniessen, so steigt bey ihnen das Uebel selten zu der besagten Höhe.

Auflösende Ptisanen und gelinde Mittelsalze, als der geblätterte Weinstein in Milchwacke, zeigen sich hierin nützlich.

Ein anderes hiemit verwandtes Uebel ist das Magenweh, oder eine Cachexie. Dies ist unter den Congosnegern und unter den Creolen ein sehr gewöhnlicher Zufall. — Der Magen schwillt auf, sie bekommen Herzklopfen; Mattigkeit; Trägheit den Körper zu bewegen; die Patienten möchten stets zu Bette liegen; die Pulsadern am Halse klopfen stark; die Gesichtsfarbe verändert sich; die Zunge und das Zahnfleisch werden oft so weiss wie Papier. — Viele haben ein starkes Gelüste nach Kreide, Kohlen und dergleichen Sachen mehr. — In diesem Falle ist dies ein Zufall der Krankheit; oft aber ziehen sich die Sclaven aus Verdruss zum Leben die Krankheit dadurch zu, dass sie Steine, Kohlen, Stücke von Pfeifen mit Vorsatz verschlucken, um dadurch ihrem Leben ein Ende zu machen. In diesem letztern Falle ist die Cur schwer: denn man kann diese Leute von ihrem Vorsatze nicht abbringen, sondern sie haben immer Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Wenn dies aber der Fall nicht ist; so sind sauerdämpfende Mittel; der Stahl; gelinde Laxiermittel; auflösende Tisanen, und ein Mittel, das aus wildem Anil, Krausemünze und Corallenbaumsrinde durch die Gährung zubereitet worden ist, gemeiniglich untrüglich: wo aber das Uebel bereits zu weit gekommen ist, da stellet sich eine unheilbare Wassersucht ein. —

Der

Der Ausſatz, die Flechten und die Pianen machen den Einwohnern zu Cayenne groſse Beſchwerden. Der Ausſatz wird hier die rothe Krankheit genannt, weil rothe Flecken die erſten Anzeigen davon ſind. Es unterſcheiden ſich aber die ausſätzigen Flecken dadurch von allen andern, daſs ſie ohne Empfindung ſind, wenn man mit einer Nadel hinein ſticht. Es bleibt aber nicht gar lange bey dieſen Flecken allein, ſondern es finden ſich im Geſichte, an der Naſe, Ohren und andern Theilen die gewöhnlichen Erſcheinungen ein, worauf Knochengeſchwüre u. d. gl. m. folgen. — Man hat hier faſt kein Beyſpiel, daſs ein Menſch von dieſem Uebel ſey befreyet worden: denn im Anfange ſucht es ein jeder zu verbergen, und in einem weitgediehenen Zuſtande werden die damit behafteten Neger von andern abgeſondert, und müſſen in einer entlegenen Hütte ſich behelfen. Teutſche, die ſich mit Negerinnen nur zu oft abgeben, werden auch oft angeſteckt, und dieſe halten den Zufall Anfangs verborgen, und in dem ſcheuſslichen Zuſtande halten ſie ſich für unheilbar, und ſuchen auch keine Hülfe.

Die Flechten haben oft viele Aehnlichkeit mit den erſten Anzeigen des Ausſatzes, mit der rothen Krankheit nemlich. Allein ſie unterſcheiden ſich von den Ausſatzflecken dadurch, daſs der mittlere Theil des rothen Flecks mehr weiſslich iſt, und ſeine Empfindlichkeit nicht verliert. — Heilbar iſt dies Uebel zwar oft; aber es erfordert eine ſolche Diät, der ſich nur wenige hieſige Einwohner unterwerfen mögen; die Veränderung des Clima's iſt zur andern Zeit das einzige Mittel. Oft ſind die Flechten die Würkung eines veneriſchen Pians-

gifts,

gifts, und in dieſem Falle thun Merkurialmittel gute Dienſte. Uebrigens bewahren die Flechten viele Menſchen vor den hier ſo gewöhnlichen Fiebern. —

Mit den Pianen wird jeder Neger eben ſo gewiſs einmal in ſeinem Leben befallen, wie die Europäer mit den Blattern. Die Diſpoſition dazu bringt wenigſtens jeder Neger mit auf die Welt, und ſo bald Piansgift in ſeinen Körper tritt, entwickelt ſich auch die Krankheit. Es iſt aber das Gift nicht ſo flüchtig, daſs es ſich durch die Luft ſollte mittheilen können: Berührung wird immer erfordert: ſehr häufig tragen die Fliegen das Gift weiter. Denn wenn dieſe mit ihren Füſsen, an denen Piansgift ſitzt, eine Wunde eines geſunden Menſchen, der dieſe Krankheit noch nie gehabt hat, berühren, ſo iſt die Inoculation geſchehen, und es bricht die Piansblatter an dieſem Orte zuerſt aus. —

Es giebt drey verſchiedene Arten dieſer Krankheit, wovon die eine immer ſchlimmer als die andere iſt. Die gelindeſten Pianen ſind mehr weiſsliche Blattern, von verſchiedener Gröſse und Erhabenheit; einige nehmen wohl einen Umfang von einer Hand groſs ein, und ſind wohl zwey Linien hoch; es flieſst Eiter heraus. — Dies iſt die gelindeſte Art. Schlimmer ſind die kleinen Pianen, die oben ſpitz ſind, und kein ſchwammigtes Fleiſch, wie die weiſsen, enthalten; aus ihnen flieſst nur dünner Eiter. Die Pianen von der zweyten Art führen, während ihrem Ausbruch, mehrere Beſchwerden mit ſich, und ihre Folgen ſind auch ſchlimmer. — Die rothen Pianen ſind gröſser als die vorhergehenden. Ihre Fläche iſt

mit ſchwammigtem rothem Fleiſche bedeckt; ihr Ausbruch geht beſchwerlich von ſtatten; es kommen immer neue zum Vorſchein, ſie dauern am längſten oft zwey und ein halbes Jahr: ſie hinterlaſſen endlich gemeiniglich andere beſchwerliche Uebel. — Was den Ort anbetrift, den die Pianen einnehmen; ſo ſind es das Geſicht; die ganze Haut des Körpers; am häufigſten aber die Geburtstheile und die Gegend des Afters. — Mütterpian nennt man jede der drey angeführten Arten, die die erſte und gröſste iſt, dabey nicht erhaben, ſondern vertieft erſcheint, und aus welcher oft noch lange nachher Eiter ausflieſst. Nach überſtandenen Pians bleibt oft der Menſch noch lange nachher ſiech; wird noch mit vielen andern Beſchwerden heimgeſucht, ja einige überwinden das Uebel nie ganz. — Dergleichen Zufälle kommen entweder äuſserlich an der Haut zum Vorſchein; oder das Gift wirft ſich auf tiefer gelegene Theile. Aeuſserlich kommen entweder Flechten oder Auswüchſe zum Vorſchein. Dieſe haben gemeiniglich inwendig an den Händen und Fuſsſohlen, oder an den Fingerſpitzen ihren Sitz. — Es wird bald die Haut faſt hornartig dick, ſo daſs die Menſchen die Hände nicht ſchlieſsen können; oder es entſtehen Geſchwüre daſelbſt, in deren Mitte ein ſchwammigtes Gewächs ſitzt, das viele Wurzeln hat, und dieſer Aehnlichkeit wegen Krabben genannt wird. — An den Fingerſpitzen, beſonders der Füſse, entſtehen endlich auch oft rothe, den Kirſchen nicht unähnliche und ſehr ſchmerzhafte Auswüchſe.

Wirft ſich aber das Gift auf innere Theile, ſo geſchieht dies gemeiniglich auf die Knochen. Entweder

weder haben alsdann die Patienten heftige nächtliche Schmerzen; oder die Enden der Knochen ſchwellen an; werden weich, und endlich entſtehen Geſchwüre, die ein häſsliches Anſehen haben, und die die Knochen ſelbſt angreifen. — Dieſer Zuſtand ſcheint mit dem Ausſatze nahe verwandt zu ſeyn.

Die ſich ſelbſt überlaſſenen Pianen heilen langſam; erfordern oft zwey Jahre und noch längere Zeit. — Während dieſer langen Zeit hält man die damit befallenen Negern abgeſondert, und überläſst ſie völlig der Natur. — Dieſer Zeitverluſt allein, ohne auf die ſchlimmen Folgen zu merken, die die Pianen nachher anrichten, ſollte die Weiſsen bewegen, die nöthigen Hülfsmittel dagegen zu verſuchen. Denn den Erfahrungen zufolge, leiſtet das Queckſilber in dieſer Krankheit eben ſolche groſse Dienſte, als in der Venusſeuche: man muſs aber mit dem Gebrauche dieſes Mittels allezeit ſo lange warten, bis der Ausſchlag, der durch Schwefelblumen und Theriak befördert werden muſs, geſchehen iſt. Alsdann aber wird innerlich das verſüſste Queckſilber einige Zeit gereicht, und dies iſt gemeiniglich mit ſo gutem Erfolge begleitet, daſs die Blattern auf der Haut bald verſchwinden. Damit iſt aber das Gift keinesweges ſelbſt getilgt, ſondern es erfordert noch die Schmiercur, die bis zu einer geringen Salivation fortgeſetzt werden muſs: hüten muſs man ſich aber, daſs dieſe nicht ſo ſtark werde, weil damit auch alles Queckſilber wegflieſst.

Man thut allezeit beſſer, durch gelinde Einreibungen einen mäſsigen Speichelfluſs wenigſtens 60 Tage lang zu unterhalten. Eben dieſes Ver-

fahren ſchickt ſich auch für die meiſten Zufälle, die auf die Pianen folgen. Denn durch eine gelinde und lange Zeit fortgeſetzte Salivation kann man nicht allein die Schmerzen der Knochen; die kirſchförmigen Gewächſe; die hornartige Beſchaffenheit der Hände und Füſse; ſondern auch die Knochengeſchwülſte heben. Gegen die Knochengeſchwüre aber iſt dies Mittel meiſt unzureichend und oft ſchädlich. —

Giftige Thiere, die entweder durch ihren Biſs oder Stich, oder durch ihre Gegenwart Schaden anrichten, giebt es häufig zu Cayenne. — Viele Negern bringen aus Afrika den guineiſchen Wurm mit, und dieſe verurſachen hier die gewöhnlichen Beſchwerden, die wir oben haben kennen gelernt.

Die Klapperſchlangen und Stachelſchlangen ſind entweder durch ihren giftigen Biſs oder durch die verurſachte Zerreiſsung und Zerquetſchung der gebiſſenen Theile, in welchen leicht der kalte Brand entſteht, höchſt gefährlich. — Endlich gehören hier auch die Stiche der Inſekten hin, welche oft zu den ſchlimmſten Zufällen, als Entzündungen und Eiterbeulen Gelegenheit geben. Die gewöhnlichſten ſind die Maringouins, eine kleine Mücke; die Mouſtikes und Tiks. — Die aus dem Biſs oder Stich dieſer Inſekten, die gemeiniglich die neulich aus Europa Angekommenen mehr als die Landeseinwohner anfallen, entſtandenen Geſchwüre, nennt man Malingre. — Gegen dieſe Inſekten ſchützt man ſich am beſten durch lederne Handſchuhe und Stiefeln. —

Uebrigens erfordern die äuſserlichen Krankheiten, als Wunden und Geſchwüre, eine etwas andere Behand-

Behandlung in den heifsen Ländern, folglich auch zu Cayenne, als in den gemäfsigten. Vorerft find öligte Salben und Pflafter, die gemeiniglich aus Europa kommen, meift fchon verdorben, ehe fie in den heifsen Ländern ankommen; diefer fcharfen Eigenfchaft wegen fchaden fie fehr: — aber fie find auch felbft unverdorben nachtheilig, weil fie zu fehr erfchlaffen, und die bereits vorhandene Schwäche der feften Theile noch mehr vermehren: ferner fo unterdrücken fie die höchft nöthige Ausdünftung: — man thut daher in heifsen Ländern am beften, fich diefer Sachen gänzlich zu enthalten. Vielmehr erfordern die meiften Wunden und Gefchwüre Mittel, die der Fäulung widerftehen, und die fchlaffen Theile ftärken. Bajon fand daher eine Vermifchung von Wundkräutern und Taffia am zuträglichften. Bey ftarken Sugillationen und Quetfchungen mufs man durch gemachte Einfchnitte das ausgetretene Blut bald möglichft wegfchaffen, weil fonft die Fäulung zu fchnell in denfelben überhand nimmt. — Wunden und Gefchwüre, die ftark eitern, müffen hier zu Lande weit öfterer als in Europa verbunden werden, fonft geht alles in Fäulung über. — Bey ftarken Entzündungen darf man zwar das Aderlaffen nicht bey Seite fetzen, indefs vertragen die Menfchen diefe Ausleerungen nicht fo gut, als in den gemäfsigten Gegenden. Bey äufserlichen Gefchwüren, die den kalten Brand drohen, empfiehlt fich die Maniokwurzel fehr, weil fie der örtlichen Fäulnifs Einhalt thut, und fie reinigt. Man wäfcht die Wunde täglich zwey- bis dreymal mit einer ftarken Abkochung diefer Wurzel, und in kurzem erhält Fleifch und Eiter gute Befchaffenheit. Dies find die Nachrichten von Cayenne, die Bajon

mitgetheilt hat. — Sie haben den Stempel der Aechtheit und Wahrheit. — Es verdient alſo kaum andere Schriftſteller, die ſich um die Natur der Krankheiten wenig bekümmert haben, anzuführen; da es bey ihnen oft an gültigen Beweiſen fehlt. Z. B. ſo erzählt man *f*), daſs es zu Cayenne einen Federkiel dicken und einen Zoll langen, röthlich dunkeln Wurm, der einer Raupe ähnlich ſey, geben ſolle, welcher ſich unter der Haut von den Beinen, Schenkeln, Gelenken einniſtet, daſelbſt ein Jucken und darauf eine Geſchwulſt verurſachet. Wenn man dies bemerkt, ſo ſchneidet man die Geſchwulſt auf, worin der Wurm, den man Makaque nennt, im Blute ſchwimmt: dieſen holt man mit einem geſpaltenen hölzernen Zängelchen heraus, darauf ſtreuet man etwas von den Unreinigkeiten einer Tabackspfeife hinein.

Es iſt aber wahrſcheinlich, daſs dies nichts anders als dasjenige Inſekt ſey, welches man Chique nennt. Es hat die Geſtalt und das Anſehen eines Flohes, nur daſs es kleiner iſt. Es drängt ſich in das Innere der Haut ein, wächſt ſtark und bis zur Gröſse einer ziemlichen Erbſe, es liegt in einer nicht wenig dicken Haut, die der Sack genannt wird, und worein es eine ungeheure Menge Eyer legt. Wenn es völlig ausgewachſen iſt, und alle Eyer von ſich gegeben hat, verfault es gemeiniglich, und aus den Eyern werden eben ſo viel gleichartige Inſekten, die ſich bald darauf nach einer eignen Freyſtadt, die ihrem Geburtsort ähnlich iſt, umſehen: ſo daſs man in kurzer Zeit die Füſse voll ſolcher Inſekten hat, und diejenigen, die

f) Allg. Hiſt. d. R. 16. B. S. 364.

die ſich ſelbige nicht herausziehen laſſen, bekommen oft die Füſse ganz voller Geſchwüre Wenn man aber dieſe Beutelchen ſorgfältig herausziehen läſst, ſo entſtehen ſelten üble Zufalle davon, beſonders wenn man kein Stück vom Sack in ſeiner Wohnung läſst. Die Negerinnen ſind im Herausziehen ſehr geſchickt; ſie legen auch Taback, nach heraus gezogenem Wurm, in die alte Höhle, damit alles austrockne. —

Von Guiana.

Das freye und inländiſche Guiana, welches von Caraiben, Galiben, Ottomachen, Arowaken und andern Nationen bewohnt wird, iſt ſehr niedrig, und leidet oft Ueberſchwemmung vom Austreten des Oronokofluſſes: es müſſen daher ſeine Einwohner, zu dieſer Zeit, ihre Zuflucht auf Bäume *g*) nehmen. Die Wälder und Moraſte nehmen hier den gröſsten Raum ein, und das Waſſer iſt höchſt ſchlecht. Die Spanier, die deſſen böſe Eigenſchaft im Anfang nicht kannten, wurden davon mit Dyſenterien angeſteckt, und ſelbſt ihre Pferde, die davon tranken, kamen um. Die Indianer, die kein anderes Waſſer haben, trinken es dennoch ohne groſsen Schaden: ſie ſchöpfen aber das Waſſer in der Mittagsſtunde, weil ſie aus Erfahrung gelernt haben, daſs alsdann das Waſſer unſchadlich iſt, weil die Hitze und Sonne es läutern. Nach dem Mittag iſt es ſchon nicht mehr ſo gut, und um Mitternacht iſt es giftig *h*). — Dieſer Erfahrungsſatz beſtatigt die Richtigkeit

g) Allg. Hiſt. d. R. a. a. O. S. 323.

h) A. a. O. S. 318.

desjenigen, was Hippocrates *i*) von der Waſſerausdünſtung ſagt: wenn nun noch, ſpricht er, überdies das herumſchwebende und der Luft beygemiſchte Waſſer weggeführt und in die Höhe gezogen worden iſt: ſo wird der trübe und undurchſichtige Theil abgeſchieden; er macht ſich davon, und verwandelt ſich in Luft und Nebel: der dünnſte und leichteſte Theil hergegen bleibt zurück, und wird, indem ihn die Sonne erhitzt und durchkocht, ſüſse: denn auch alle übrigen Waſſer werden durchs Kochen ſüſse. —

Die Luft iſt hier beſtändig feucht und dumpfigt; das Land bringt viele giftige Pflanzen hervor, womit die Einwohner ihre Pfeile vergiften, — kurz, die ganze Gegend iſt höchſt ungeſund, und ihre Einwohner leben in einem elenden Zuſtande. — Daher nimmt, wie Abt Gilii *k*) berichtet, ihre Anzahl ſtets ab, und ihr Körperbau verräth nichts feſtes noch dauerhaftes; vielmehr haben ſie ein kränkliches Anſehen; ihre Glieder ſind ſo ſchlaff und biegſam, daſs ſie mit den Zähen der Füſse eine Nadel aufheben können; ſchon in der frühen Jugend verlieren ſie ihre Zähne: — überhaupt kann es kein ſchwächlicheres Volk in der Welt geben, als die Saliven, Tamanachier, Parechier, Guipunavier und andere ſind, die am Orokonofluſs wohnen; ſie ſind nicht allein vielen Krankheiten, als Fiebern, Ruhren, tödtlichem Erbrechen, Augenflüſſen, der Blindheit, dem Ausſatz, der Venusſeuche und den Blattern unterworfen, ſondern ſie ſterben auch oft früh. — Gilii ſagt: es ſeye zu bewundern, daſs die Leute

ſo

i) Von der Luft, dem Waſſer u. ſ. w. S. 410.

k) Abts Gilii Nachrichten von dem Lande Guiana, dem Oronokofluſs und den dortigen Wilden, in den Hamburg. Samml. 1785.

ſo empfindlich gegen jede Witterungs-Veränderung wären, da ſie doch beſtändig in Wäldern und auf Wieſen lebten. — Wenn man uns alſo alle wilde Völker als höchſt geſund und ſtark geſchildert hat, ſo hat man entweder an dieſe nicht gedacht, oder man hat von einem Exempel auf alle geſchloſſen. Denn freylich giebt es auch unter dieſen Nationen einige, die ein hohes Alter erreichen; ſo wird uns z. B. ein Greiſs von 110 Jahren geſchildert, der in einem Tage 14 Meilen gegangen ſeyn ſoll *l*). Indeſs wer ſteht uns dafür, daſs der Mann würklich ſo alt geweſen, da die Wilden ihr Alter ſelten richtig anzugeben wiſſen. An den grauen Haaren kann man auch bey ihnen nichts erkennen: denn Gilii ſagt, ſie würden weder grau, noch ihre Stirne runzelicht; nur ihre Füſse bekämen Runzeln. —

Nicht allein die häufigen Ueberſchwemmungen machen den Lebensunterhalt allhier ſparſam, ſondern die Faulheit ihrer Einwohner thut dies noch mehr. Ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel *m*) beſtehen zwar aus Jucca, Caſſava und Mais; allein dieſe Sachen erfodern einige Bearbeitung, womit ihnen nicht gedient iſt. Leichter iſts ihnen, beſonders den Ottomachiern, einen gewiſſen wohlriechenden Thon einzuſammlen, den ſie mit oben benannten Früchten vermiſchen, und daraus Brod backen.

Andere gehen aber noch weiter; ſie eſſen, alt und jung, den Thon, aus welchem ſie ihre Töpfe bereiten, mit Crocodillfett vermiſcht; — ohne dieſes Crocodillfett, welches einigermaſsen abführet, wäre der Thon gar nicht genieſsbar, und durch ihn wird wahrſcheinlich die ſchädliche

l) Allgem. Hiſt. d. R. a. a. O. S. 328.

m) Gilii a. a. O.

Eigenschaft desselben gemäfsiget, ob sie gleichwohl zu den vielen oben angeführten Krankheiten Gelegenheit geben mufs. —

Kein Volk erträgt die Widerwärtigkeiten dieses Lebens mit gröfserer Gleichgültigkeit, als eben diese Indianer. — Sie ertragen Hunger, Durst, Nacktheit, selbst Krankheiten mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit, weil es immer von ihnen abhängt, ihrem Elende ein Ende zu machen. —

Gefällt es ihnen nicht länger zu leben, so machen sie es wie jener Indianer, dessen Gumilla *n*) Erwähnung thut. Dieser rief, als er Lebenssatt war, seine drey Söhne zu sich, und geboth ihnen, ihn hinaus aufs Feld zu tragen, und ihn daselbst lebendig zu begraben: sie gehorchten, machten eine Grube, und legten ihn hinein; als sie bereits eine Menge Erde auf seinen Leib, aber noch nichts auf sein Gesicht geworfen hatten, befahl er, ein wenig still zu halten, weil die Erde zu schwer sey. Jetzt besprach er sich noch ein wenig mit seinen Söhnen, und darauf nahm er von ihnen Abschied, und sie erfüllten mit kaltem Blute hierauf den letzten väterlichen Befehl genau. —

Salz fehlt in diesem Lande, aber die Einwohner ersetzen diesen Mangel durch die Asche einer Palmart *o*). Hunde findet man hier überall; aber von Tollheit derselben weifs man nichts *p*).

Das vorzüglichste sinnliche Vergnügen, das diese Völker geniefsen, bestehet darinn, sich zu berauschen. — Dies geschieht bey ihnen, nach dem Gu-

n) Gumilla de l'Oronoque Tom. I. M. sehe Krafts Sitten der Wilden, Koppenh. 1766. S. 115.
o) Gilii a. a. O.
p) A. a. O.

Gumilla, dadurch, dafs ſie den Saamen einer unbekannten Pflanze zu Pulver gerieben, mit einer gewiſſen verbrannten und gleichfalls zu Pulver gemachten Muſchel vermiſchen, und dieſes in die Naſe ziehen, worauf eine der Raſerey ähnliche Trunkenheit erfolgt. — Auch Condamine *q*) verſichert, dafs die Omaguer am Amazonenfluſſe ſich des nemlichen Mittels bedienten. Um dieſes Pulver recht in die Naſe zu bringen, haben ſie ein eigenes Inſtrument aus Rohr gemacht, erfunden, welches die Geſtalt eines lateiniſchen Y hat. Wenn ſie nun die obern Enden in die Naſenlöcher gebracht haben, ſo ſtecken ſie das andere untere Ende ins Pulver, und nun ziehen ſie mit einem ſtarken Hauche das Pulver in die Naſe. — Hierauf erfolgt oft eine wohl 24 Stunden lang anhaltende Trunkenheit, ſagt Condamine, worinn ſie allerhand Erſcheinungen haben. —

Die Arzneykunſt iſt unter dieſen Völkern in dem allerelendeſten Zuſtande, und ſie verdient nicht die harte Prüfung, der ſich ihre Aerzte, die man Piaci oder Piaies nennt, unterwerfen müſſen, um zu dieſem Amte die Erlaubniſs zu bekommen. Ein ſolcher Piaie *r*) muſs 10 Jahre lang bey einem alten Piaien zubringen, und ihm dienen: er muſs über 24 Jahre alt ſeyn, und folgende Prüfung mit aller Standhaftigkeit aushalten. Erſtlich wird er eine lange Zeit eingeſchloſſen; und nur mit ſo weniger Nahrung verſehen, dafs er faſt für Hunger ſterben möchte. — Hierauf zieht man ihn aus ſeinem Gefängniſſe heraus, und bey aller ſeiner Schwäche muſs er ſo lange tanzen, bis er in Ohnmacht fällt; — um ihn hieraus zu erwecken, bin-

q) Allgem. Hiſt. d. R. a. a. O. S. 36.
r) Allgem. Hiſt. d. R. 12. B. S. 61.

bindet man ihm einen Beutel mit Ameiſen um den Hals, welche ihn wieder zurechte bringen. Nun geht es aber erſt recht ans Quälen. — Man ſetzt ihm eine Art von Trichter in den Mund, und durch dieſen gieſset man ihm ein groſses Gefäſs voll Tabacks aft in den Hals. Dieſes verurſachet ihm, wie leicht zu erachten, die heftigſte Zerrüttung des Körpers, und es flieſset bis aufs Blut faſt alles aus ihm weg. Viele bleiben in dieſer Probe; die es aber überſtehen, hält man für geſchickt, alle nur mögliche Krankheiten zu curiren. — Aber wegen ihrer Kenntniſs der Pflanzen, die man ihnen zutrauet, hat man ſie auch oft der Giftmiſcherey wegen in Verdacht, und man glaubt, daſs ſie oft die Luft ſo vergiften könnten, daſs allgemeine Seuchen daraus entſtänden *s*). Sie ſtehen übrigens durch ihren finſtern Blick bey dem Volke in groſsem Anſehen. — Ihre ganze Curart beſtehet aber, auſser im Baden, Faſten, Blutlaſſen, und einigen andern Sachen, blos darinn, daſs ſie den Patienten mit ihren Kürbisflaſchen etwas vorklappern. Wenn wir alſo von dieſen Piaies nichts lernen können, ſo hat dennoch die Bekanntſchaft, die Condamine *t*) mit den Omaguern in Para machte, zu einer nützlichen Entdeckung Gelegenheit gegeben. Er ſahe nemlich bey ihnen gewiſſe Pumpen oder Sprützen, die die Geſtalt einer Birne hatten, und mit einer Röhre verſehen waren. Sie waren aus elaſtiſchem Harz gemacht, und inwendig hohl, ſo daſs ſie mit Waſſer konnten gefüllet werden; und wenn dies geſchehen war, ſo bedurfte es nur einen Druck, und das Waſſer ſprützte ſtromweiſe heraus; nach geſchehenem Druck hatte die Sprütze we-

s) Gilii a. a. O.
t) Allg. Hiſt. d. R. 16. B. S. 36.

wegen ihrer Elaſticität wieder ihre vorige Geſtalt. — Die Omaguer machen hievon ſo viel Werk, daſs bey einer Geſellſchaft jedem Gaſte eine ſolche Sprütze gegeben wird. — Man hat bereits verſchiedene nützliche Werkzeuge, als Catheter, aus dieſer elaſtiſchen Materie verfertiget, und vielleicht wendet man ſie in Zukunft zu mehrern nützlichen Sachen an. —

Das Salben mit Roucou und Genipa und andern öligten Sachen richtet bey dieſen Völkern in Krankheiten, beſonders in den Blattern, groſſen Schaden an: daher ſterben auch die meiſten, ſo davon befallen werden. Dem ohnerachtet hatte es ein Karmelitermönch, 13 Jahre vor Ankunft des Condamine zu Para, gewagt, ihnen die Blattern einzuimpfen, und dies geſchah mit dem beſten Erfolg. —

Noch verdient angemerkt zu werden, daſs die Fäulung in dem hieſigen warmen und feuchten Clima in ſehr kurzer Zeit erfolge. Condamine *u*) erzählt, daſs ein Menſch, der von einer Klapperſchlange tödtlich gebiſſen worden, gleich in Fäulung gegangen ſey, ſo daſs, da man ſeinen Arm anfaſſete, ſich ſelbiger gleich vom Körper abſonderte: jedoch laſſe ich hiebey unentſchieden, ob nicht das Gift hievon mehr als die Hitze Urſache geweſen. —

Hier ſetzt man in die Carthageniſche Bohne, oder in die Habille, gegen den Biſs der Schlangen ein ungemeſſenes Vertrauen. Jäger, oder die ſonſt über Land gehen, verſehen ſich damit, und glauben nun nichts befürchten zu dürfen. — Auſserdem fehlt es ihnen nicht an andern nützlichen Pflanzen, wovon Waffer *x*), der ſich unter

u) A. a. O. S. 141.
x) Allgem. Hiſt. d. R. 15. B. S. 265.

ter die wilden Indianer in Terra firma verirret hatte, an ſeinem eigenen Körper die beſte Würkung verſpürte, da er ſeine Knie verbrannt hatte. Er war ſelbſt Chirurgus, aber ſeine Negern, die ihn treulos verlaſſen hatten, hatten den ganzen Vorrath von Medicamenten mitgenommen. In ſeinen elenden Umſtänden muſste er ſich den Indianern völlig übergeben, die ſich ſeiner auf das menſchenfreundlichſte annahmen. Sie kaueten verſchiedene ihm unbekannte Kräuter, machten daraus einen Teig, den ſie auf ein Plantanblatt ſtrichen, und damit die Wunde bedeckten. Dies that bey ihm die beſte Würkung; denn nach 2 Tagen hatte er ſchon groſse Erleichterung, und in kurzem war er völlig wieder hergeſtellt.

Hier war es auch, wo er die ſeltſamſte Art Ader zu laſſen ſahe, die nur gedacht werden kann. Das Werkzeug, deſſen ſich die Indianer hiezu bedienen, beſtehet in einem kleinen, an einen Faden befeſtigten Pfeil, welcher durch einen dazu ſchicklichen kleinen Bogen jedesmal abgeſchoſſen wird. Will man jemand Blut laſſen, ſo ſetzt er ſich nackend hin, und es ſtellet ſich derjenige, der zu dieſem Geſchäfte gebraucht wird, in einer gewiſſen Entfernung vor ihm, und ſchieſst auf die entblöſste Haut den Pfeil ab, der durch den Faden gehindert wird, nicht zu tief einzudringen: er wiederholt dieſes Abſchieſsen zum öftern, und macht alſo an verſchiedenen Stellen des Körpers ähnliche Stiche, aus welchen das Blut tropfenweiſe ausflieſst. — Es haben die Indianer in dieſer Operation eine groſse Geſchicklichkeit, und verrichten das Pfeilabſchieſsen mit der gröſsten Geſchwindigkeit. —

Da ſie keine andere Art Ader zu laſſen kennen; ſo erſchrecken ſie ſehr, wenn das Blut ſtromweiſe

weiſe ausflieſst. — Dies erfuhr auch Waffer zu ſeinem Erſtaunen: denn da er einer kranken Caciquin eine ordentliche, in Europa gewöhnliche Aderlaſs anrieth, und darauf die Ader mit einer Lanzette öffnete, ſo fuhr ihn der Mann mit dem gröſsten Ungeſtüm an, als er das Blut ſtromweiſe herausſpringen ſahe. Waffer eilte nur die Wunde wieder zu ſchlieſsen, und hatte Mühe, den Caciquen zu beſänftigen. —

Von Neu-Granada.

Neu-Granada iſt ein niedriges, waldigtes, feuchtes Land, und die Küſten ſind voller Sümpfe und Moräſte. Man kann ſich daher nicht leicht eine ungeſundere Gegend als dieſe gedenken. — Zu Carthagena z. B. iſt die Luft erſtickend heiſs; die Sümpfe ſtinken; es lebt alles voll von Geſchmeiſs und Fledermäuſen; hier wachſen alle Pflanzen ſchnell, und ſelbſt der Menſch erreicht in wenig Jahren ſeine Vollkommenheit; hier ſpricht ein Kind von 2 Jahren ſchon ſo vernünftig, als in Europa im 6ten oder 7ten Jahre [y]).

Aber alles iſt hier von kurzer Dauer, und die meiſten hier ihr Glück ſuchenden ſpaniſchen Kaufleute ſterben bald nach ihrer Ankunft [z]), und im Jahre 1741 wurde hier faſt eine ganze engliſche Armee, die bey Carthagena im Lager ſtand, aufgerieben [a]). Denn kaum ſtellte ſich die regnigte Jahreszeit ein, ſo entſtanden die hier gewöhnlichen Krankheiten, unter denen das ſchwarze Erbrechen die ſchlimmſte iſt.

Der

y) Flögels Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, Breslau 1773.
z) Lind a. a. O. S. 8.
a) Ebendaſelbſt S. 118.

Der die Flotte commandirende Admiral Vernon [b]) verlor hier 8000 tapfere Engländer, nicht durchs Schwerd, ſondern durch die peſtilenzialiſche Luft.

Kaum behält ein Europäer in Carthagena ein paar Monate lang ſein geſundes Anſehen: bald wird er blaſs und bleich, und er ſcheint von einer ſchweren Krankheit eben erſt wieder aufgeſtanden zu ſeyn. Auſser der Chapetonade oder dem ſchwarzen Erbrechen, herrſcht hier der Ausſatz und eine bösartige Krätze, wogegen man eine aus dem Canton Maqui maqui hergebrachte Erde anwendet, wie auch Schwefelquellen, die man hin und wieder auf Terra firma findet. — Die Ausſätzigen [c]) dürfen aber nicht in der Stadt bleiben, ſondern man hat ihnen auſserhalb derſelben ein Hoſpital errichtet, welches einem kleinen Dorfe ähnlich iſt, weil faſt ein jeder hier hin Verwieſener ſich ein kleines Haus errichtet, wo er mit Weib und Kindern zuſammen wohnet. Die Ausſätzigen auf den benachbarten antilliſchen Inſeln wohnen nicht ſo zuſammen, ſondern vielmehr zerſtreut in den Wäldern und an denjenigen Bächen, wo das Franzoſenholz an den Ufern wächſt: — ſie trinken das Waſſer, das ſie durch aufgelöſstes Guajackholz theilen, gleichſam zu einer natürlichen Ptiſane geworden iſt, und hierdurch ſollen mehrere geheilt worden ſeyn [d]). —

Ob gleich Carthagena ungeſund iſt, ſo iſt doch Porto-Bello, nach dem einſtimmigen Zeugniſs aller Reiſenden, noch ungeſunder. Lind, Richard und Ulloa führen hievon Beweiſe an. Der Ein-

b) Richard a. a. O.
c) Allgem. Hiſt. d. R. 9. B. S. 34.
d) Kleine Reiſen; Lektüre für Reiſe-Dilettanten 5. B. B. 1788.

Einfluſs des ungeſunden Clima's iſt hier, nach dem Richard, auf alle Menſchen gleich ſtark, ſie mögen erſt neulich angekommen, oder bereits eine lange Zeit hier geweſen ſeyn. — Die ganze umliegende Gegend iſt voller Sümpfe und Moräſte, und ſcheinen nur eine Wohnung von Millionen Inſekten und Kröten zu ſeyn, wodurch denn die Fäulung auf den höchſten Grad ſteigt, weil tauſende dieſer Thiere täglich ſterben. Indeſs hat doch auch die Vorſehung hier gewacht, indem ſie hier einen ſehr gefräſsigen Vogel, den Gallinaſſen nemlich, erſchaffen hat, der den Inſekten und allen Aeſern nachſtellt. Es giebt dieſer Vögel hier eine groſse Menge, und ſie verſchlingen durch ihre Anzahl und Gefräſsigkeit faſt augenblicklich jedes umgefallene Thier, wodurch alſo um vieles eine noch gröſsere Fäulung verhindert wird. Indeſs bleibt doch Porto-Bello allezeit ſehr ungeſund, und es darf keine Schwangere es wagen, hier ihre Niederkunft abzuwarten: vielmehr begeben ſich die meiſten kurz vor ihrer Entbindung nach Panama *e*).

Auch die fremden Kaufleute bleiben nicht länger hier, als die Meſſenszeit dauert, ſondern begeben ſich bald nachher alle weg *f*).

Mit Recht wird Porto-Bello das Grab der Spanier genannt, und eine ſolche giftige Luft konnte die Heere des Pizarro, des Gonſalva, des Cortez, des Ferdinando Sotto umbringen, wie denn die Geſchichte lehret, daſs von der ganzen Armee des Gonſalva nicht mehr als 10 Mann übrig geblieben ſind *g*).

Was

e) Ulloa im 9ten Bande der Allg. H. d. R. S. 73.
f) Richard a. a. O.
g) Pauw l. c.

Was Panama anbetrift, ſo iſt es hier zwar nicht ſo ſchlimm, wie zu Porto-Bello; allein weil es hier faſt das ganze Jahr durch regnet, ſo iſt doch die Luft auch hier ſehr nachtheilig [b]).

Eben ſo iſt es mit der Landenge Dariens beſchaffen. Hier findet man die ſogenannten Kakerlacken, oder Albinos häufig. — Ihre Farbe iſt weiſs, wie gebleichtes Wachs; die Augen roth, wie bey den Rebhühnern; von Statur ſind ſie klein, wie die Lappländer; ihre Haare ſind ſo weich wie Seide; ihr vornehmſtes Uebel beſtehet darin, daſs ſie nicht bey Tage, wohl aber im Dunkeln ſehen können [i]).

Es hat viele angeſehene Schriftſteller gegeben, von denen ich nur Voltaire nennen will, die behauptet haben, die Albinos machten eine beſondere Art von Menſchen aus. Es iſt aber dieſes ſo wohl als alles, was er daraus gefolgert hat, falſch. Kein Neger, einige wenige Beyſpiele ausgenommen, wird weiſs, er ſey denn krank. Auch die beſondere Beſchaffenheit ſeiner Augen iſt nicht Natur, ſondern angeerbte, oder angebohrne, oder endlich nachher zugezogene Schwäche. Wir werden unten von dieſen Menſchen umſtändlicher reden. —

Nach dem Berichte des Pauw ſoll es hier eine gewiſſe Eidexe Iguana geben, welche ſehr ſchmackhaft, aber denen, die mit der Venusſeuche befallen ſind, höchſt nachtheilig ſeyn ſoll. Denn ſo bald ſie davon etwas genieſsen, ſollen ihnen alle Glieder vom Leibe faulen. — Dieſe Nachricht ſtimmt aber gar nicht mit demjenigen überein, was J. Floretz von der Würkung der Eidexen in der Venusſeuche und dem Krebſe meldet, und wovon ich bereits oben etwas geſagt habe. —

Man

b) W. Robertſons Geſch. von Amerika, 1777. 2. Th.
i) Waffer, Sullivan und Coxe.

Man hat nemlich zu St. Chriſtoval Amatian im Königreiche Guatimala die erſten Verſuche mit dieſen Thieren in beſagten Krankheiten angeſtellt, und die Würkung übertraf alle Erwartung. Bey einigen erfolgte, auf deren Gebrauch, eine Wallung im Blute; bey andern ein zäher Schweiſs, und wiederum bey andern wurde der Stuhlgang oder der Urin ſehr vermehrt. — Man hat ähnliche gute Würkung mit den Eidexen zu Cadix, Mallaga, zu Geneve und in Frankreich angeſtellet [k]). — Auch ſelbſt in Teutſchland ſind damit Verſuche gemacht worden. Herr Aepli [l]) heilte damit eine ſcirrhöſe und gangrenöſe Hodengeſchwulſt, wie bereits oben geſagt worden.

Die gewöhnliche Krankheit, womit Neuangekommene zu Porto-Bello und Panama befallen werden, iſt ein Fieber, welches man Tarbadillo nennt [m]). Die Natur des Fiebers iſt mir aber unbekannt, und ich wage es nicht zu behaupten, daſs das hierin angerathene wiederholte Aderlaſſen der Krankheit angemeſſen ſey. — Eben ſo glaubte man auch vor Zeiten in dem öftern Aderlaſſen das ſicherſte Mittel gegen die übeln Eindrücke des weſtindiſchen und hieſigen Clima's zu finden, und man glaubte, wie oben von Oſtindien bereits geſagt worden iſt, daſs bey einem Neuangekommenen die Neigung zu Krankheiten ſo lange fortwähre, als noch europäiſches Blut in ſeinen Adern ſey: nichts war alſo natürlicher, als zur Wegſchaffung dieſer Krankheitsmaterie zu rathen. — Es haben ſich aber damit unendlich viele Menſchen ſehr geſcha-

k) Nieuwe nederlandſche Bibliothek v. J. 1787. M. ſ. auch über den Nutzen und Gebrauch der Eidexen, überſ. v. J. Römer. Leipz. 1788.

l) M. ſ. Römers Ueberſ.

m) Richard a. a. O.

det, indem sie nicht allein dadurch ihre Naturkräfte unnöthiger Weise sehr schwächten, sondern auch auf die Beobachtung einer vernünftigen und dem hiesigen Clima angemessenen Lebensordnung weniger aufmerksam gemacht wurden. —

Gleichwohl sind doch einige vernünftige Männer *n*), denen ich meinen Beyfall nicht ganz versagen kann, der Meynung, dass man, wegen des geschwächten Zustandes der festen Theile in Westindien, und in andern solchen heissen Climaten, einigemal des Jahres, die Ader müsse öffnen lassen: jedoch wird dies zu keiner allgemeinen Regel gemacht werden können, und es wird immer Fälle geben, wo das Aderlassen nicht statt findet. — Man muss ferner bedenken, dass diese Schriftsteller nur von gesunden und jungen Personen reden, deren Natur noch Fähigkeit hat, sich an das heisse Clima zu gewöhnen; da es hergegen alten Menschen, bey denen die Biegsamkeit nicht mehr statt findet, und die sich bereits an eine gewisse Lebensart zu sehr gewöhnt haben, als dass sie davon abgehen könnten, fast allezeit so gefahrlich ist, dass sie die unternommene Reise mit dem Leben bezahlen müssen, sie mögen zur Ader lassen, oder nicht. —

Ein jeder demnach, der sich nach einem solchen Clima begiebt, rechne darauf, dass er einen wichtigen Schritt wage, und beherzige dasjenige wohl, was schon so viele ins Grab gebracht hat. — Er bemerke also erstlich, dass er selten ganz mit einer Krankheit werde verschont bleiben: er sehe diese Krankheit vielmehr als das Mittel an, dessen sich die Natur bedient, um seine Maschine in einen ganz ungewöhnten Gang zu setzen; — ist diese

n) Z. B. Oldendorp a. a. O.

dieſe Revolution überſtanden, ſo hängt ſeine weitere Geſundheit gröſstentheils von ſeinem Betragen ab, und die Erfahrung lehrt, daſs es ſo gut in Weſtindien als in Europa geſunde Blanken gebe. — Er lerne alſo zweytens die Beſchaffenheit des hieſigen Clima's und ſeinen Unterſchied von dem gewohnten kennen. —

In Anſehung der groſsen Hitze mache er ſich folgende Regeln zur Befolgung: wenn es ſein Beruf mit ſich bringt, hier zu arbeiten, ſo darf und kann er hier nicht ſo viel thun als in Europa; dies bedenken die Starken nicht; daher ſterben ſie früh; viele Schwächliche aber, die ihrer Schwäche eingedenk ſind, werden dagegen hier alt. — Muſs er in der Sonne arbeiten: ſo thue er dies nie mit entblöſstem Kopfe, weil er ſich ſonſt leicht den Sonnenſtich zuzieht. — Er arbeite nur bis 10 Uhr des Morgens, bleibe bis Mittag zu Hauſe, und genieſse in den erſten Stunden des Nachmittages Ruhe in der Hangmatte. — Will er ſpatzieren gehen; ſo iſt die erſte Stunde nach Sonnenauf- und Untergang dazu am geſchickteſten. — Da die Nächte, in Vergleich der Tageshitze und wegen des gewöhnlich fallenden Thaues, viel kälter ſind; ſo hüte er ſich für dieſer verführeriſchen Erfriſchung: — nie entblöſse er unvorſichtig ſeinen Leib; nie lege er ſich auf die Erde, um zu ſchlafen, noch thue er etwas anders, wodurch er ſich Verkältungen, Durchfälle u. d. gl. zuziehen kann. — Auch bey Tage iſt in dieſem Lande die Abwechslung oft ſchnell, und wenn ſie auch nicht ſehr groſs iſt, doch ſehr empfindlich; — daher trage niemand gar zu leichte Kleider. — Da die Feuchtigkeit der Luft, beſonders in den Regenmonaten, ſehr groſs iſt, ſo hat er alsdann doppelte Vorſicht nöthig, und er muſs durch Genuſs ſtär-

kender und antiſeptiſcher Sachen die ſchlimmen Würkungen zu verbeſſern ſuchen, und ſeinen Aufenthalt an einem möglichſt trocknen, hohen, den Winden blos geſtellten Ort nehmen, und ſich vor der Nachbarſchaft der Moräſte und Wälder hüten; es iſt auch gut, wenn er ein Caminfeuer unterhält, und fleiſsig mit angezündetem Pulver, oder Räucherwerk die Luft anfüllt. —

Jede Unmäſsigkeit im Genuſs der Speiſen, Getränke und Leidenſchaften ziehet hier gemeiniglich ſchwere Strafen nach ſich. — Wegen der Hitze verdauet hier der Magen ſchlecht. Daher muſs man Anfangs, wenn man nach Weſtindien kömmt, ſehr wenig und leicht verdauliche Speiſen genieſsen, und lieber oft als auf einmal zu viel eſſen. Beſonders muſs man die ſehr reitzenden und kühlenden Früchte dieſes Landes, als die Ananaſſe, mit vieler Vorſicht ſpeiſen. Des vielen Waſſers muſs man ſich enthalten, weil es die Theile zu ſehr abſpannet: aber noch ſchlimmer iſt der zu häufige Genuſs der hitzigen Getränke, weil dadurch die Gefäſse bis zum Zerſprengen ſtark ausgedehnt werden. — Beſonders ſchädlich iſt der junge Rum, weil er das Blut zu ſehr entzündet. Hergegen iſt der mäſsige Gebrauch des alten Rums eine Arzeney, wenn er mit hinreichender Menge Waſſers vermiſcht getrunken wird; er ſtärkt den Magen, und mäſsigt den zu ſtarken Schweiſs.

Nichts ſchwächt den Körper mehr als Unmäſsigkeit in der Liebe — oder auch andere unordentliche Affekten. — Wer hier Kummer leidet, lebt ſelten lange. — Wird man vom Regen übereilt; ſo muſs man ſich zu Bette legen, oder ſich in Seewaſſer baden: auch kann man ſich mit einem Schwamm, den man in Seewaſſer getaucht hat, reiben.

reiben. — Während des Regens ſich unter unbekannte Bäume zu ſtellen, iſt höchſt gefährlich, weil es unter denſelben einige ſehr giftige giebt, wie z. B. der Mancinellabaum. Jeder Regentropfen, ſo von dieſem Baume abfällt, und die Haut eines Menſchen berührt, verurſacht Entzündung und andere Zufälle. Ein Neger hatte ſeine Beinkleider an einen ſolchen Baum gehängt, und nun fiel Regen: als er ſie darauf anzog, bekam er eine Geſchwulſt an ſeinem ganzen Leibe *o*). Wird die vergiftete Stelle aber gleich mit Seewaſſer gewaſchen, ſo hören alle Zufälle auf. — So leicht es iſt, Reichthümer in dieſem Lande zu erwerben, eben ſo leicht verſchwinden ſie, wenn man das Unglück hat, krank zu werden. — Der Arzt allein rechnet für jeden Beſuch 12 Florenen *p*). Faſt eben ſo viel koſtet es, wenn man ſich einen Zahn ausziehen läſst, und für jede Aderlaſs muſs man 2 Flor. und 8 gr. bezahlen.

Von den auf der Südſeite des Aequators gelegenen Ländern bleibt uns hier wenig anzuführen übrig. — Denn von Braſilien iſt bereits oben geredet worden, und das groſse Land der Amazonen iſt unbekannt. — In dem hierher gehörigen Theile von Peru iſt das Clima, ſeiner erhabenen Lage wegen, ſehr von dem vorhin betrachteten verſchieden. Von Monteviedo an bis nach Quito iſt die Hitze ſehr gemäſsigt. Am erſtern Orte fallen im Winter unabläſsig Regen mit Donner und Blitz; im Juny iſt es hier nicht wärmer, als in Teutſchland im Monat May. — Der Boden iſt ſehr fruchtbar, und faſt ſtets mit dem ſchönſten Grün

o) Oldendorp a. a. O. S. 221.
p) A. a. O. S. 234.

Grün gezieret *q*). — Zu Loxa fallen ebenfalls Regengüſſe, wie Condamine erfahren: zu Quito, welches 14 bis 1500 Ruthen über die Meeresfläche erhaben iſt, fallen gleichfalls von 2 Uhr Nachmittages bis zu Sonnenuntergang, unter Donner und Blitz, heftige Regengüſſe, die die Luft ſehr abkühlen, ſo daſs das Thermometer faſt nie über 14 bis 15° Reaumür über dem Gefrierpunkt ſtehet: des Morgens und des Nachts iſt der Himmel allezeit heiter, und angenehme Winde kühlen ab *r*). — Bouger *s*) ſagt: die Luft iſt in Quito das Jahr durch ſo beſchaffen, wie in Frankreich im Frühjahr und Herbſt. — Ueberhaupt iſt es hier geſund, und von wüthenden Hunden weiſs man nichts *t*). Zwar iſt hier die Venusſeuche ſehr gemein: doch ſcheint ſie der Geſundheit nicht ſehr zu ſchaden: auch gebraucht niemand dagegen Arzeneyen. — Die Hauptbeſchwerde an dieſem Orte iſt ein Krebsgeſchwür am Maſtdarm, welches man Thalubel nennt: man ſteckt dagegen kleine Kugeln in den After, die aus kleinen hartſchaligten Citronen, nachdem man die Schale bis auf den Saft abgeſchnitten hat, gemacht ſind: man vermiſcht dieſe Kugeln mit Schieſspulver oder geſtoſsenem Pfeffer *u*). Zu Lima herrſcht aber die Krampfſucht ſehr *x*). —

q) Schreiben eines Teutſchen aus Monteviedo, m. ſ. Litterat. Zeit. v. J. 1788. M. Dec.
r) Richard a. a. O.
s) Memoires cit. d. ann. 1745.
t) Allg. Hiſt. d. R. 9. B. S. 217.
u) A. a. O.
x) A. a. O. S. 422.